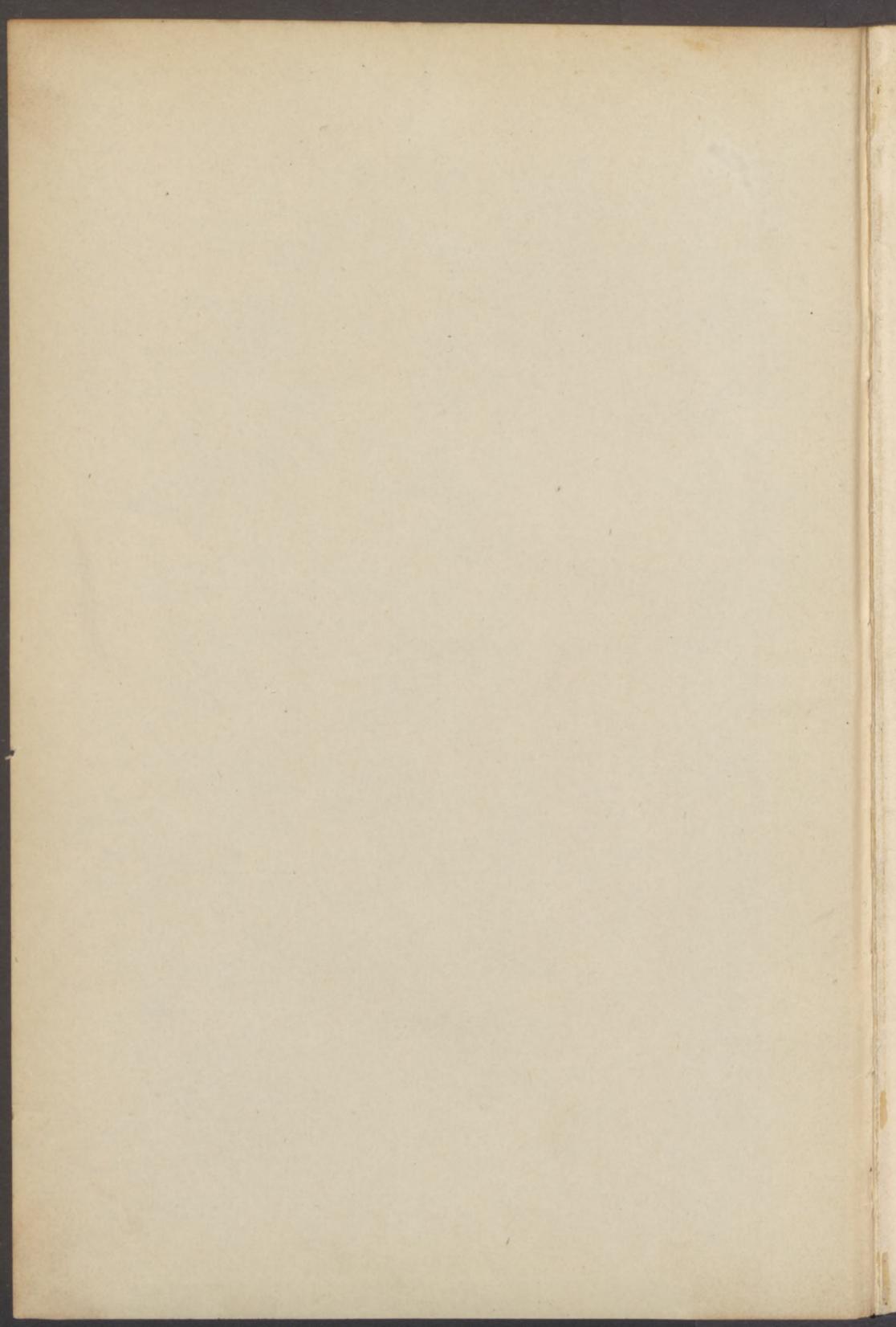


XIV 191

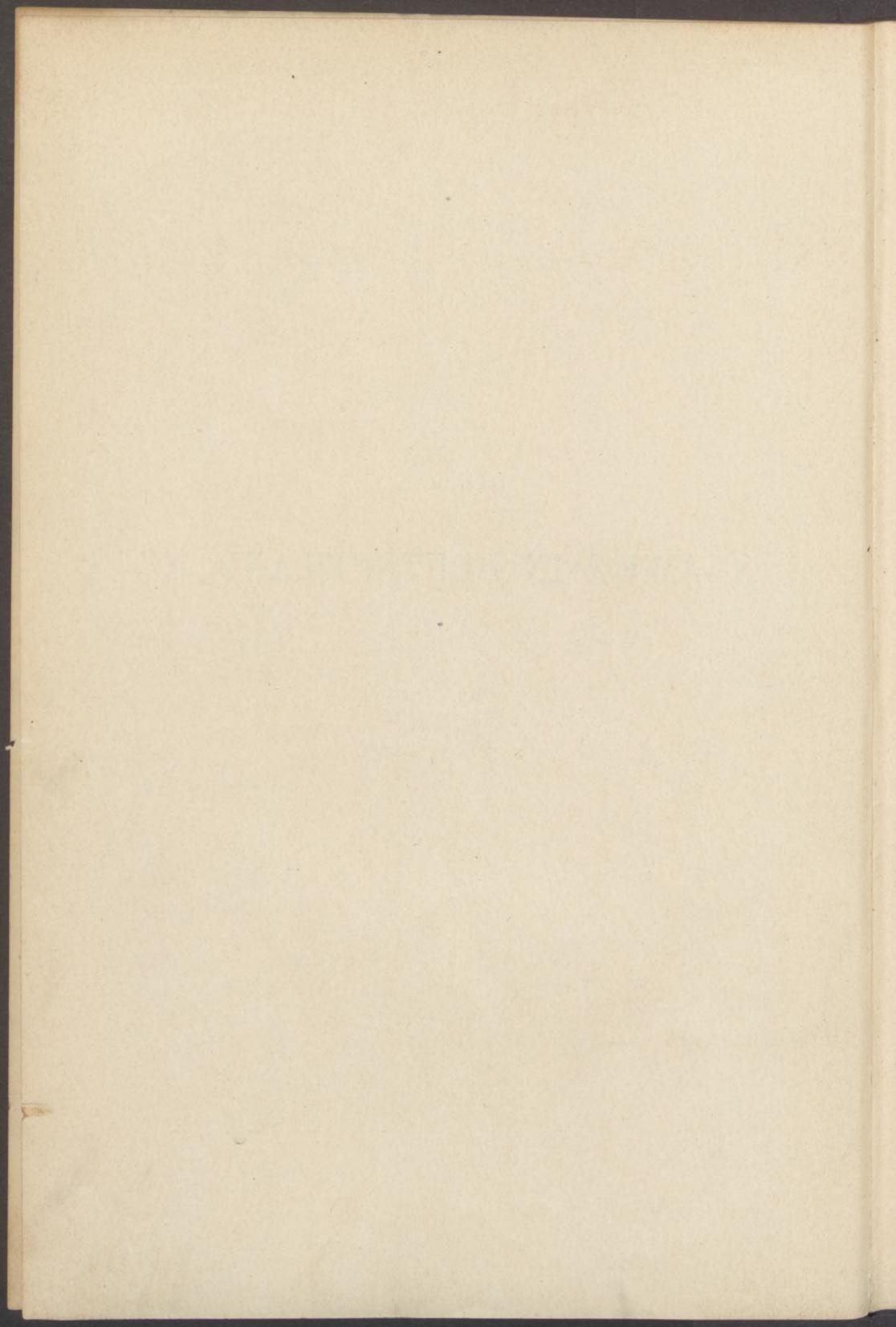
Tetzner  
Die  
Slawen  
in Deutschland

A XIV 191.



DIE  
SLAWEN IN DEUTSCHLAND

---



DIE  
**SLAWEN IN DEUTSCHLAND**

---

**BEITRÄGE ZUR VOLKSKUNDE**

DER

PREUSSEN, LITAUER UND LETTEN, DER MASUREN  
UND PHILIPPONEN, DER TSCHECHEN, MÄHRER UND SORBEN,  
POLABEN UND SLOWINZEN, KASCHUBEN UND POLEN

VON

**DR. FRANZ TETZNER**

---

MIT 215 ABBILDUNGEN, KARTEN UND PLÄNEN,  
SPRACHPROBEN UND 15 MELODIEN



---

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1902

---

Alle Rechte, namentlich dasjenige der Übersetzung in fremde Sprachen,  
vorbehalten

---

Zbiórka historyczna  
U. M. K.  
w Toruniu

~~pu 1183/1946~~

1338328

BIBLIOTEKA  
UNIwersytecka  
w Toruniu

⓪ 2107

# Dem Gedächtnis der Meinen:

seit

**Peter Teczner**

(1352, 1365, 1367), Rathsherr und Mitstifter der Leprosen-Kapelle in Chemnitz,

**Paul Tezner**

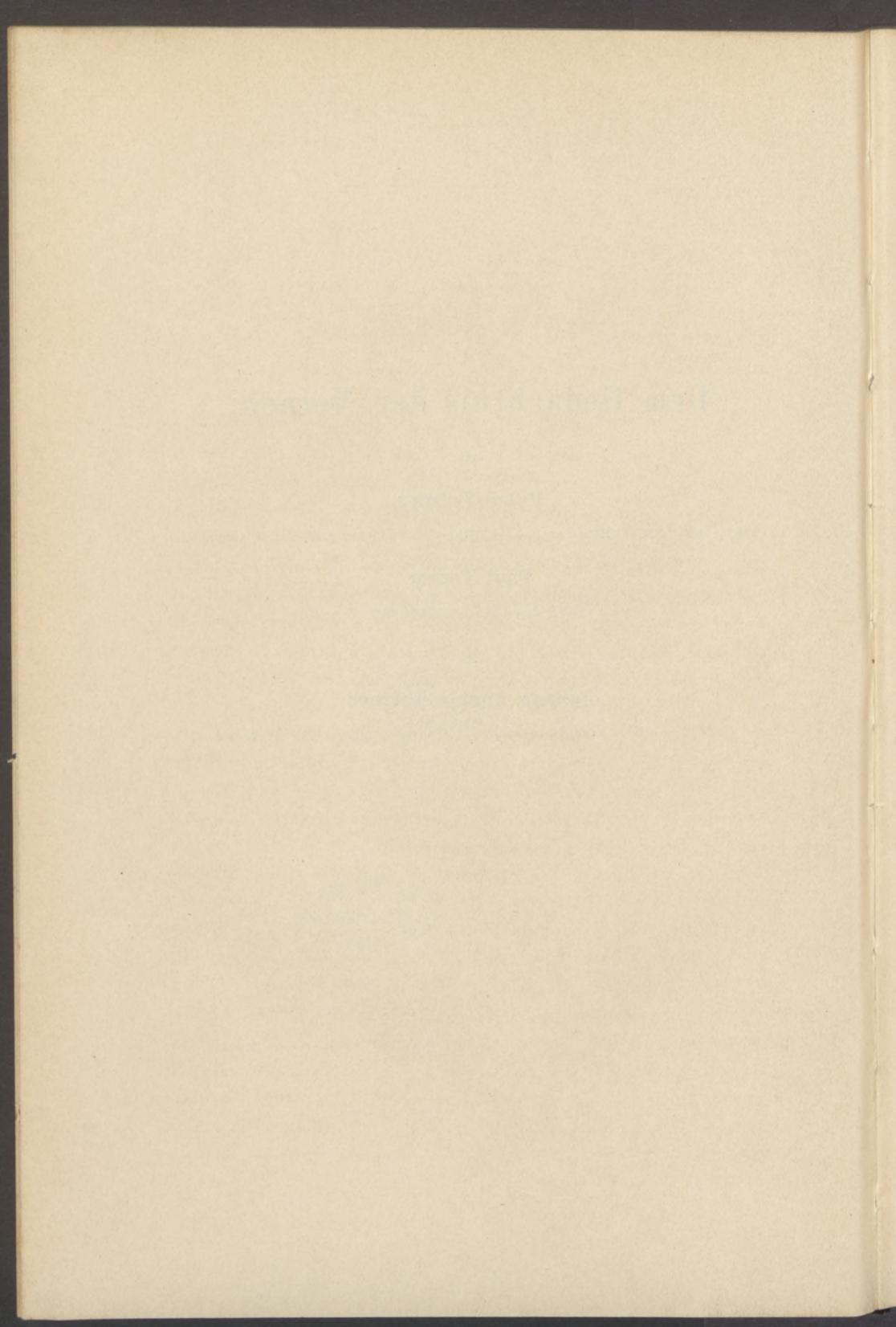
(1602—1666) zu Bernsdorf

und

**Johann August Tetzner**

(1793—1866), Freiheitskämpfer und Chronist, Bürger von Werdau.

---



## V O R W O R T.

---

Mit zwei Völkergruppen haben die Deutschen in lebhafter Wechselwirkung gestanden, mit den Romanen und mit den Slawen. Wie sich das erstmal geschichtlich die deutsche Bildung selbstständig machte und aus der römischen siegreich herauslöste, habe ich in dem Werke darzuthun versucht: „Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen“<sup>1)</sup>.

Die andere Schnittlinie zweier Kulturen, der deutschen und slawischen, beginnt zeitlich etwa da, wo die römische aufhört, und hat ihr Ende noch nicht erreicht. Unserem großen Vaterlande gehören eine Anzahl Volksteile und Völkersplitter an, die ihm im Laufe der Geschichte eingegliedert wurden und die eine besondere Eigenart entwickelt und ihre alte Sprache erhalten haben. Das Volkstum dieser Stämme zu erforschen, war seit Jahren meine Aufgabe; die Früchte waren u. a. die Werke „Die Slowinzen und Lebakaschuben“ und „Dainos“<sup>1)</sup>.

Nun giebt es wohl einige brauchbare Werke über deutsche Volkskunde, ein solches über die Slawen in Deutschland fehlt aber. Diese Lücke will das vorliegende Werk ausfüllen. Es ist heute noch nicht möglich, jeden Volksteil gleichmäÙig oder innerhalb der Gesamtheit in allen volkstümlichen Beziehungen zur Darstellung zu bringen, da fehlen allzu viel Vorarbeiten. So ist beispielsweise von dem geschichtlich, konfessionell und mundartlich so vielfach gegliederten Polenvolke noch keine ähnliche deutsche Einzelarbeit, wie etwa die über die Litauer, Sorben, Slowinzen, erschienen; ja nicht einmal die Anfänge dazu sind vorhanden. Oder es ist noch nicht versucht worden, einzelne

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 519, 520.

volkstümliche Erscheinungen bei den Slawen auf Herkunft, Verbindung, Verwandtschaft, Geschichte zu prüfen, wobei sich oft herausstellen würde, daß solche Eigenarten oftmals nur erstarrte deutsche oder allgemeine Gebräuche sind. Alle derartigen Arbeiten würden als Vorstufen einer großen slawischen Volkskunde nötig sein, die zu schreiben hier nicht in meinem Sinne lag. Ich wollte, auf Grund eigener Anschauung bei allen slawischen Völkern, zunächst das Volkstümliche schildern, was mir in die Augen sprang. Ein gleichmäßiges Erschöpfen der Volkskunde aller Volksteile lag weder in meiner Aufgabe, noch in dem mir zugemessenen Raume. Man wolle im Titel das Wörtchen zur nicht vergessen. Raumgründe verboten auch die Aufnahme einer größeren geschichtlichen Einleitung, einiger älterer ethnographischer Berichte und die ausführliche Behandlung einiger anderer Stücke, besonders bei den Litauern, Sorben und Polen. Trotz der Abkürzungen mußte ich den freundlichst zugestandenen Raum doch noch überschreiten und danke dem Verlag für sein Entgegenkommen, wie für die dem Werke gegebene Ausstattung.

Wegen der öfter ungleichmäßigen Schreibung der slawischen Worte bitte ich um Nachsicht; hoffentlich nimmt sich die deutsche Rechtschreibung einmal u. a. jener ostdeutschen Ortsnamen an und duldet nicht slawische Lautwerte, unbegründete Dehnungen u. a.

Jene Studien sind mir eine Quelle reiner Freude gewesen, das Suchen, Tasten und Finden mit allen Schwierigkeiten und Erfolgen. Vielleicht leiste ich der Volkskunde unseres Vaterlandes einen Dienst, wenn ich ihren Freunden diese Studien übergebe. Wer an meinem Buche etwas zu ergänzen, zu berichtigen oder anzudeuten weiß, den bitte ich um Mitteilung, damit mir nichts entgeht, was zu wissen nötig ist.

Die Ausarbeitung begann 1895 und ward Mitte 1900 abgeschlossen; einzelne Nachträge konnten während des Druckes eingeschoben werden.

Leipzig, Nordstraße 53 I, im Oktober 1901.

**Dr. Franz Tetzner.**

## INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Einleitung. Übersicht über die Slawen in Deutschland . . . . .	1— 4
Literatur 1. Geschichtliches 2. Tabelle 3. Karte der Slawen in Deutschland 4.	
<hr/>	
<b>Die baltischen Volksstämme in Deutschland.</b>	
(Altpreußen, Litauer, Letten) . . . . .	5—178
Die Preußen . . . . .	7— 23
Literatur . . . . .	7— 8
I. Geschichte . . . . .	8— 15
II. Sitten und Gebräuche . . . . .	15— 23
Das preussische Vaterunser . . . . .	23
<hr/>	
Die Litauer . . . . .	24—112
Literatur . . . . .	24— 25
I. Sprachgebiet . . . . .	25— 36
II. Geschichte . . . . .	36— 49
III. Christian Donalitus und die litauische Literatur . . . . .	49— 65
1. Donalitus und seine Nachfolger 49. 2. Dainos 57.	
3. Sprichwörter 63.	
IV. Die Maldiniker . . . . .	65— 74
V. Feste und Spiele . . . . .	74— 88
1. Talkos 74. 2. Jahres- und Familienfeste 79.	
3. Spiele 85.	
VI. Sinnen und Sagen . . . . .	88— 94
1. Glaube und Aberglaube 88. 2. Träume und Vor- ahnungen 94.	
VII. Geräte . . . . .	94—101
VIII. Hausbau . . . . .	101—112
1. Das Wohnhaus 101. 2. Das Gehöft 104: A. Wohn- haus 106, B. Speicher 106, C. Keller 109, D. Rauchhaus 109, E. Badestube 110, F. Flachstroekengestell 111, G. Scheune 111, H. Futterraum 111, J. Stall 112.	
Litauische Sprachproben (Vaterunser, Donalitus, Daina) .	112
<hr/>	
Die Kuren (Letten) . . . . .	113—178
Literatur . . . . .	113
I. Geschichtliches . . . . .	113—124
II. Gebiet . . . . .	124—135
III. Haus und Hof . . . . .	136—148

	Seite
IV. Beschäftigung . . . . .	148—154
Landbau 148. Krähenfang 149. Fischfang 150.	
V. Feste und Feierlichkeiten . . . . .	154—162
Sonn- und Wochentag 154. Geburtstag 157. Hochzeit 158. Begräbnis 160. Kirchenfeste 160.	
VI. Aberglaube . . . . .	162—165
Heilung 162. Feldglück 164. Fischglück 164.	
VII. Charakter . . . . .	165—167
VIII. Sagen, Lieder und Sprüche aus dem preufsischen Lettlande . . . . .	167—178
A. Sagen 167. B. Sprachliches 168. C. Deutsche Lieder 168. D. Litauische Lieder 171. E. Lettische Lieder 176. F. Kurische Sprichwörter 177. G. Das lettische Vaterunser 177.	
<hr/>	
<b>Die westslawischen Volksstämme in Deutschland.</b>	
(Masuren, Philipponen, Tschechen, Mährer, Sorben, Polaben, Slowinzen, Kaschuben, Polen) . . . . .	179—499
Die Masuren . . . . .	181—211
Literatur . . . . .	181
I. Das masurische Sprachgebiet in Deutschland . . . . .	181—186
II. Zur Geschichte der Masuren . . . . .	186—188
III. Masurische Wanderungen . . . . .	188—211
IV. Das masurische Vaterunser . . . . .	211
Die Philipponen . . . . .	212—248
Literatur . . . . .	212
I. Geschichte . . . . .	212—218
II. Besiedelung . . . . .	218—220
1. Anbau 218. 2. Beschäftigung 219.	
III. Haus und Hof . . . . .	220—239
1. Haus und Hof 220. 2. Klöster 226. 3. Kirchhöfe 227. 4. Kirchen 231. 5. Dörfer 234.	
IV. Gebräuche . . . . .	239—244
1. Kleidung 239. 2. Taufe 240. 3. Hochzeit 241. 4. Begräbnis 242. 5. Beichte 242. 6. Feste 243. 7. Unterschiede von der russischen Kirche 244.	
V. Geistiges Leben . . . . .	244—248
1. Charakter 244. 2. Geschichten 245. 3. Lieder 247.	
VI. Philipponisches Vaterunser . . . . .	248
Die Tschechen . . . . .	249—270
Literatur . . . . .	249
I. Zur Geschichte der Tschechen und ihrer Siedelungen . . . . .	249—258
1. Die Tschechen in Deutschland 249. 2. Hummels-herrschaft 250. 3. Hussitische Kolonien 250. 4. Sachsen-gänger 250. 5. Katholische Tschechen 251. 6. Evangeli-sche Tschechen 254: a) Straufseney 254, b) Hussinetz 255, c) Grofsriedrichstabor 257, d) Friedrichsgrätz 257, e) Peters-grätz 258, f) Ratibor 258.	
II. Sitten und Gebräuche . . . . .	258—262
1. Hochzeit 258. 2. Taufe 259. 3. Begräbnis 259. 4. Weihnachten 260. 5. Ostern 261. 6. Pfingsten und	

andere Feste 261. 7. Spiele 262. 8. Hussitische Abweichungen 262.	263—266
III. Haus . . . . .	266—270
1. Hausbau 263. 2. Gerät und Zierat 264.	
IV. Volksdichtung . . . . .	270
1. Volkslieder 266. 2. Tschechische Sprichwörter und Redensarten aus dem Kirchspiele Tscherbenev 268.	
3. Geister 270.	
V. Tschechisches Vaterunser . . . . .	271—281
Die Mährer . . . . .	271
Literatur . . . . .	275—279
I. Zur Geschichte des Volkes und seiner Siedelungen . . . . .	
II. Sitten und Gebräuche . . . . .	
1. Fastenzeit 275. 2. Karwoche 276. 3. Ostersonntag 276. 4. Ostermontag 276. 5. Osterdienstag 276. 6. 1. Mai 276. 7. Pfingsten 276. 8. Johannistag 277. 9. Kirmes 277. 10. Weihnachten 277. 11. Epiphaniastag 277. 12. Hochzeit 277. 13. Kindtaufe 278. 14. Todesfälle 278. 15. Kinderspiele 279.	
III. Wohnung, Kleidung, Kunst, Volksglauben . . . . .	279—281
1. Häuser 279. 2. Kleidung 280. 3. Volkskunst 280. 4. Grabschmuck 280. 5. Volksglaube 281.	
IV. Mährisches Vaterunser . . . . .	281
Die Sorben . . . . .	282—344
Literatur . . . . .	283—294
I. Sprachgebiet . . . . .	294—305
II. Dorf und Gehöft . . . . .	305—310
III. Kleidung . . . . .	310—313
IV. Götter und Geister . . . . .	313—340
V. Sitten und Gebräuche . . . . .	
1. Hochzeit 313. 2. Taufe 324. 3. Krankheit und Begräbnis 325. 4. Ostern 331. 5. Pfingsten 332. 6. Weihnachten 333. 7. Ernte 333. 8. Spinnstuben 335. 9. Allerlei Glaube 338. 10. Segenbriefe 340.	
VI. Musik, Tanz und Gesang, Lied und Spruch . . . . .	340—345
VII. Das sorbische Vaterunser . . . . .	345
Die Polaben . . . . .	346—387
Literatur . . . . .	347—350
I. Sprachgebiet . . . . .	350—361
II. Siedelung . . . . .	
1. Geschichte 350. 2. Dorfanlage 352. 3. Gehöft 355. 4. Hausinschriften 357.	
III. Kleidung und Gerät . . . . .	361—368
IV. Feste und Gebräuche . . . . .	368—386
1. Hochzeit 368. 2. Krankheit und Begräbnis; Aberglauben 374. 3. Geburt und Taufe 379. 4. Kirchliche Feste 380. 5. Dorffeste 382. 6. Allerlei Aberglaube in Haus und Feld 385.	
V. Polabisches Vaterunser . . . . .	386—387

	Seite
Die Slowinzen . . . . .	388—440
Literatur . . . . .	388—389
I. Sprachgebiet . . . . .	389—391
II. Geschichte . . . . .	391—403
III. Die Klucken . . . . .	403—437
1. Lage und Umgebung 403. 2. Ortsgeschichte 405.	
3. Haus und Hof 408. 4. Beschäftigung 415. 5. Charakter	
420. 6. Kleidung 422. 7. Alltagsleben 423. 8. Gerät,	
Zierat 424. 9. Volkslieder und Spruchdichtung 426.	
10. Sagen und Märchen 430. 11. Aberglauben, Sitten und	
Gebräuche 431. Familienfeste 432.	
IV. Sprachliches . . . . .	437—440
V. Slowinzisches Vaterunser . . . . .	440
Die Kaschuben . . . . .	441—468
Literatur . . . . .	441
I. Sprachgebiet . . . . .	441—445
II. Geschichte . . . . .	445—450
III. Wohnung, Beförderung, Kleidung . . . . .	450—457
Boden 450. Haus 450. Beförderung 455. Kleidung 455.	
IV. Familienfeierlichkeiten . . . . .	458—462
Hochzeit 458. Kindheit und Taufe 461. Krankheit	
und Tod 461.	
V. Aberglaube und Gebräuche . . . . .	462—465
Geister 462. Glück, Unglück, Zukunft 462. Advents-	
zeit 463. Osterzeit 464. Johannisfest 464. Tanz und	
Spiel 464. Gerät 464.	
VI. Kaschubische Sprichwörter und Lieder . . . . .	466—468
VII. Kaschubisches Vaterunser . . . . .	468
Die Polen . . . . .	469—499
Literatur . . . . .	469—470
I. Sprachgebiet . . . . .	470—474
II. Zur Geschichte und Kulturgeschichte der Polen in	
Deutschland . . . . .	474—483
III. Sitten und Gebräuche . . . . .	483—492
1. Tanz und Musik 483. 2. Hochzeit 485. 3. Kind-	
taufe 489. 4. Begräbnis 489. 5. Ostern 490. 6. Andere	
Feste 491. 7. Geräte 492.	
IV. Götter und Geister . . . . .	492—493
V. Lieder und Sprichwörter . . . . .	493—499
VI. Polnisches Vaterunser . . . . .	499
Zusätze und Berichtigungen . . . . .	500—501
Sach- und Namenverzeichnis . . . . .	502—518
Schriften des Verfassers . . . . .	519—520

## Volkslieder und Volksmelodien.

(Die Melodien sind durch vorgesetztes \* gekennzeichnet).

### Litauer:

	Seite
*Unsr Hausfrau trank ein Schlückchen. Litauisch . . . . .	112
Vgl. Bartsch, Dainu balsai 124 f., 340 f.	

### Kuren (Letten):

Gute Vögel in unser Land, Ligo. Livisch . . . . .	161
Johannis kommt. Livisch . . . . .	162
*Ein Fähnrich zog zum Kriege . . . . .	168
Vgl. Erk, Liederhort II, 136 f.	
Ich war ein junger Bursche . . . . .	169
Ach Schiffsmann, du feinslieblicher Mann . . . . .	169
Vgl. Wolff, Poet. Hausschatz 6. Aufl. S. 184.	
Köln am Rhein, du schönes Städtchen . . . . .	170
Vgl. Jenenser Anstichlied „Kleine Kugeln muß man gießen“.	
Der Seemann auf dem wilden Meer . . . . .	171
*Soldat nur bin und bleib ich. Litauisch . . . . .	171
Vgl. Bartsch a. a. O. 152.	
Zwischen Johanni und Michaeli. Litauisch . . . . .	172
Es flog die Amsel. Litauisch . . . . .	172
O Ahornsträuchlein. Litauisch . . . . .	173
Auf der grünen Feldflur mähen. Litauisch . . . . .	173
Drunten im Thale. Litauisch . . . . .	173
Aus dem Hörnchen trinkend. Litauisch . . . . .	174
Ich will die Magd zum Vater senden. Litauisch . . . . .	174
Durch den Garten ging ich einst übers Rosenbeet. Litauisch . . . . .	174
Sprach die Mutter: Geh zum Strande. Litauisch . . . . .	175
Hohe Berge, ebne Wiesen. Litauisch . . . . .	175
Ich armer Bursche. Litauisch . . . . .	175
*Ich stand auf hohem Berge. Lettisch . . . . .	176
Vgl. Bartsch 387.	
Hei ich flieg ins Gärtchen klein. Lettisch . . . . .	176
Vgl. Bartsch 213.	
Werd ich in dem Gärtlein wohl. Lettisch . . . . .	176
Ich diente meinem Herrn ein Jahr. Lettisch . . . . .	177
Vgl. Bartsch 138.	

## Masuren:

	Seite
* Wenn der Schnee. Masurisch . . . . .	190
Blümelein im Schatten stand. Masurisch . . . . .	190
Vgl. Goethe.	
Mägdlein hütet im Thal die Erde. Masurisch . . . . .	191
Hänschen, wohin auf dem hellbraunen Pferd. Masurisch . . . . .	191
Vier der Jahre dient ich treulich einem Ackerwirt. Masurisch . . . . .	191
Vgl. Roger 30.	
Mägdlein klagte sehr, wo doch ihr Hänschen wär. Masurisch . . . . .	192
Schönes Mädchen, ich liebe dich. Masurisch . . . . .	207
Aus fremdem Lande kam er herein. Masurisch . . . . .	208

## Philipponen:

Des Propheten Wort gedachte ich. Philipponisch . . . . .	247
Es beut des Lebens kurze Zeit. Philipponisch . . . . .	247
Mufs klagen und mufs weinen. Philipponisch . . . . .	247
War zur trüben Donau Wogen. Russisch . . . . .	247

## Tschechen:

Auf der Schlaneyer Brücke. Tschechisch. . . . .	266
Vgl. Roger 354.	
Hänschen, welch ein Narr du bist. Tschechisch . . . . .	266
Ihr Herren Musikanten da. Tschechisch . . . . .	267
Wo ist meine Mutter, o Vater mein. Tschechisch . . . . .	267
*Ich weiß ein herrliches Röselein. Tschechisch . . . . .	268

## Sorben:

*Jetzt hört einmal, ihr Christenleut. Sorbisch u. Deutsch . . . . .	323
*Was haben nur die Leute all. Sorbisch . . . . .	323
*Es sind nun sieben Jahre her. Sorbisch . . . . .	323
*Wir führen sie. Sorbisch . . . . .	323
*Vier Pferdchen sind angespannt. Sorbisch . . . . .	324
Das Mädchen zog nach Weihnachten . . . . .	324
Gebt uns, gebt, wollt ihr uns etwas geben. Sorbisch . . . . .	338

## Polaben:

Ein schönes Mädchen einsam safs . . . . .	373
Der Jäger in dem grünen Wald . . . . .	373
Vgl. Ebner, Deutscher Sang u. Klang 132.	
Du sagst, Du wolltst mich nehmen . . . . .	373
*Wer soll Braut sein. Polabisch . . . . .	374

## Slowinzen:

Ach könnt ich doch in meinem ganzen Leben . . . . .	427
Vgl. Böhme, Volksl. 203. Roger 481.	
Unsere Mutter, gute Mutter. Slowinzisch . . . . .	427

	Seite
Unsre Herden sprangen in die Wälder. Slowinzisch . . . . .	428
Ach die Frau hat Geld im Walde. Slowinzisch . . . . .	428
*Weit ists übers breite Meer. Slowinzisch . . . . .	429
An des Meeres Seite hütet. Slowinzisch . . . . .	429
Paul Kojic mäht die Wiese. Slowinzisch . . . . .	429
*Ach Mariechen ging herum im Walde. Slowinzisch . . . . .	429

Kaschuben:

Ach mein Kranz v. Lavendel. Kaschubisch . . . . .	460
Ach, ach, ach mein Mann schlägt mich. Kaschubisch . . . . .	460
*Ein armer Fischer bin ich zwar. Kaschubisch . . . . .	466
Vgl. Erlach, Volksl. d. Dtsch. 1835 III, 116: Bürkli.	
Ein wunderschöner Dreschflegel mit der Heugabel. Kaschubisch . . . . .	467
Wer Blüten will im Garten sehn. Kaschubisch . . . . .	468
Unsre Mutter, kleines Rebhuhn. Kaschubisch . . . . .	468
Meine Mutter, matka. Kaschubisch . . . . .	468

Polen:

Auf dem Häuslein driann' im Nestchen. Polnisch . . . . .	495
Es stürzte ein grüner Baum auf der Heid. Polnisch . . . . .	495
Es liegt ein Dorf im Thale. Polnisch . . . . .	496
Die Sterne blitzen, kalt ist die Nacht. Polnisch . . . . .	496
Was für Flegeln, was für Gabeln. Polnisch . . . . .	496
Gnädiger Herr, komm laß dich sehn. Polnisch . . . . .	496
Wißt ihr Schwestern, was mir gestern. Polnisch . . . . .	497
Herr, erhöere mein brünstiges Flehn. Polnisch . . . . .	497
Es hat mich heut um Mitternacht. Polnisch . . . . .	497

## Abbildungen.

(Die Karten und Pläne sind durch beigefügetes \* gekennzeichnet.)

	Seite
* 1. Die westslawischen und baltischen Volksteile in Deutschland . . . . .	4
2. „Ein alter heidenischer Preufs.“ Nach Waisselius . . . . .	16
3. Altpreußische Männertracht. Nach Hartknoch . . . . .	18
4. Altpreußische Frauentracht. Nach Hartknoch . . . . .	18
5. Altpreußischer Priester vor der Bockheiligung. Nach Hartknoch . . . . .	19
6. Romowe. Nach Hartknoch . . . . .	20
-----	
* 7. Gesamtübersicht des litauischen Sprachgebiets in Preußen und Rußland . . . . .	26
* 8. Das litauische Sprachgebiet in Preußen . . . . .	28
9. Tolminkemen . . . . .	56

	Seite
10. Heydekrug-Werdener Grabschmuck . . . . .	83
11. Litauischer Friedhof . . . . .	84
12. Litauer im 17. Jahrhundert. Nach Lepner . . . . .	95
13. Litauer am Ende des 19. Jahrhunderts . . . . .	96
14. Kriwule . . . . .	97
15. Stockgriff . . . . .	97
16. Lichtständer . . . . .	98
17. Handmühle . . . . .	99
18. Kanklys . . . . .	99
19. Cymbel . . . . .	100
Brummeisen . . . . .	100
20. Grundriß des einfachen litauischen Wohnhauses . . . . .	101
21. Grundriß des geteilten größeren litauischen Wohnhauses . . . . .	102
22. Haffhaus . . . . .	103
23. Schoner Haus . . . . .	103
24. Olsiader Gehöft . . . . .	105
* 25. Litauisches Gehöft in Rufsland . . . . .	106
26. Preufsisch-litauisches Wohnhaus . . . . .	107
27. Russisch-litauisches Wohnhaus . . . . .	108
28. Samogitische Klete aus dem 17. Jahrhundert . . . . .	108
29. Neue samogitische Klete . . . . .	109
30. Klete in Szwiakszna . . . . .	109
31. Litauische Klete in Nimmersatt . . . . .	110
—	
* 32. Das lettische Sprachgebiet in Ostpreußen . . . . .	127
33. Haus in Nidden mit Flunderschnüren . . . . .	134
34. Grundriß eines Preiler Hauses . . . . .	137
35. Vorderansicht eines Preiler Hauses . . . . .	137
36. Bommelsvittener Haus . . . . .	139
37. Grundriß zweier Preiler Stuben . . . . .	139
38.     "     "     "     " . . . . .	139
39. Grundriß eines Niddener Hauses . . . . .	141
40. Grundriß eines Melneragener Hauses . . . . .	141
41. Grundriß eines Bauernhauses in Karkelbeck . . . . .	141
42. Grundriß eines kurischen Insthauses . . . . .	141
43. Melneragener Gehöft . . . . .	144
44. Preiler einteiliger Giebelschmuck . . . . .	146
45. Nehrungsurne . . . . .	146
46. Zweiteiliger Giebelschmuck . . . . .	146
47. Giebelköpfe . . . . .	146
48. Grabkreuze . . . . .	146
49. Grabplatten . . . . .	147
50. Grabzeichen für Männer und Frauen in Bommelsvite . . . . .	147
51. Grabzeichen für Kinder in Bommelsvite . . . . .	147
52. Keitelkahn . . . . .	152
53. Kaulbarschnetz . . . . .	153
54. Dorschangel . . . . .	153
55. Kurrennetz . . . . .	153
56. Winternetz . . . . .	153
57. Zese . . . . .	153

	Seite
58. Kescher . . . . .	153
59. Bernsteinkescher . . . . .	153
—	
* 60. Masurisches und philipponisches Sprachgebiet . . . . .	185
61. Masurin mit altem Kopfschmuck . . . . .	189
62. Masurischer Strohspeicher . . . . .	197
63. Giebelfenster in Masuren . . . . .	197
64. Masurische Giebelzier in der Sensburger Gegend . . . . .	198
—	
* 65. Die ostpreussischen Philipponendörfer . . . . .	216
66. Alter Philipponenpflug (1833), Seiten- und Oberansicht. Gabel . . . . .	219
67. Gersafs-Balkenende . . . . .	220
68. Firsthalter . . . . .	220
69. Giebelzier im philipponischen Gebiete bei Philipponen und Masuren . . . . .	221
70. Giebelzier mit Giebelbrett . . . . .	221
71. Drei Zierschnitte des Giebelbretts . . . . .	221
72. Fischerhütte . . . . .	221
73. Keller . . . . .	221
74. Schaluppe . . . . .	223
75. Wohnhaus . . . . .	223
76. Wohnhaus mit niedrigem Anbau . . . . .	223
77. Wohnhaus mit hohem Anbau . . . . .	223
78. Kleines Gehöft . . . . .	223
79. Größeres Gehöft . . . . .	223
80. Philipponenstuben . . . . .	224
81. Philipponenstuben . . . . .	224
82. Rosenkranz der Philipponen . . . . .	224
83. Hand beim Kreuzschlagen . . . . .	224
84. Heuschützer . . . . .	225
85. Pope im Eckertsdorfer Mönchskloster . . . . .	226
86. Philipponin, philipponische Nonnen mit Rosenkranz. Bekreuzigung des Philipponen . . . . .	227
87. Evangelischer Grabschmuck in Philipponendörfern . . . . .	228
88. Philipponischer Grabschmuck . . . . .	228
89. Schönfelder Philipponenkirche . . . . .	229
90. Vorderseite der Eckertsdorfer Philipponenkirche . . . . .	230
91. Grundriß der Eckertsdorfer Philipponenkirche . . . . .	231
92. Philipponenhaus. Philipponen in jetziger Tracht . . . . .	240
93. Patenkreuz der Philipponen . . . . .	241
—	
* 94. Die tschechischen evangelischen und katholischen Kirchspiele in Oberschlesien . . . . .	251
95. Scheiterhaufen . . . . .	261
96. Haus in Schlaney . . . . .	263
97. Podiebrader Häuser . . . . .	263
98. Schlaneyer Wohnstube . . . . .	264

	Seite
99. Schulzenstock. Knopfinschrift des Schlaneyer Schulzenstockes . . .	264
100. Der Gemeindestock von Schlaney . . . . .	265
101. Tschechischer Grabschmuck . . . . .	266
—	
*102. Mährisches Sprachgebiet . . . . .	274
103. Haus bei Peterwitz . . . . .	279
104. Saal in Großpeterwitz . . . . .	279
105. Dirschkowitzzer Haus. A. Giebelansicht, B. Grundriß . . . . .	279
106. Grabzier in Katscher . . . . .	280
—	
*107. Das sorbische Sprachgebiet . . . . .	284
*108. Die niedersorbischen Kirchspiele . . . . .	286
*109. Die obersorbischen evangelischen, katholischen und altlutherischen Kirchspiele 1900 . . . . .	287
Drei Dorfformen . . . . .	294—295
*110. Schematischer Plan des Dorfes Gurhow . . . . .	295
111. u. 112. Werbener Hofräume . . . . .	297
113. Giebelschmuck . . . . .	298
114. Werbener Wohngebäude . . . . .	298
115. Hausgeräte aus dem wendischen Volksmuseum in Bautzen . . . . .	300
116. Bemalte Thonteller aus dem Museum für sächsische Volkskunde . . . . .	300
117. Schulzenzeichen . . . . .	300
118. Sorbische Gehöfte im Spreewald . . . . .	301
119. Haus in Burg mit gebrochener Ecke und mit Gang . . . . .	302
120. Wendische Wohngebäude in Rabitz . . . . .	302
121. Wendischer Gutshof in Schönau . . . . .	302
122. Stall und Speicher mit Gang in Burg . . . . .	303
123. u. 124. Werbener Gehöfte. (123 zum Wohngebäude 114, 124 aus dem Großbauernviertel) . . . . .	304
125. Wendengruppe aus der Parochie Klitten . . . . .	305
126. Sorbische Tracht am Ende des 18. Jahrhunderts. Nach Anton . . . . .	306
127. Aussterbende niedersorbische Tracht in Schorbids . . . . .	307
128. Sorbische Trauertracht, am 12. Juni 1782, in Muskau. Nach Leske . . . . .	308
129. Hoyerswerdaer Brautjungfern mit Fes . . . . .	309
130. Sorbische Trauung, 12. Juni 1782, in Muskau. Nach Leske . . . . .	314
131. Burger Feststräuße aus Flittern und künstlichen Blumen . . . . .	316
132. Kahnfahrt zur Trauung in Burg . . . . .	317
133. Papitzer Braut (Rückansicht) . . . . .	318
134. Trauernde Niedersorbin mit Plachta . . . . .	326
135. Hölzerner Grabschmuck in Schleife . . . . .	326
136. Grabschmuck aus der Gegend von Neschwitz . . . . .	327
137. Briesener Holzkreuz . . . . .	327
138. Papitzer Holzplatte . . . . .	327
139. Burger Grabschmuck . . . . .	327
140. Holzplatten auf dem Mittelpunkt von Grabkreuzen zu Königswartha . . . . .	328
141. Werbener Holzkreuz . . . . .	328
142. Totenbrett in der Werbener Kirche. Seitliche, Kopf- und untere Ansätze an Werbener Totenbrettern . . . . .	328

	Seite
143. Ernte in Burg . . . . .	334
144. Spinnstube in Papitz . . . . .	336
145. Spinnstübenspiel „Du hast den Schlüssel“ . . . . .	337
146. Musikinstrumente aus dem wendischen Volksmuseum zu Bautzen	340
147. Schnarre, Klapper . . . . .	342
—	
* Das hannöversche Wendland . . . . .	350
* 148. Schematischer Grundriß eines Dorfrundlings im hannöverschen Wendlande . . . . .	352
* 149. Dorf Klennow . . . . .	352
* 150. Südöstlicher Teil des hannöverschen Wendlandes vor der Landvermessung von 1775 . . . . .	352
151. Braunschweiger Klapperbrett . . . . .	355
152. Grundriß eines Küstener Wohnhauses . . . . .	356
153. Lübelner Gehöft . . . . .	356
154. Altes Haus in Belitz 1777 . . . . .	356
155. Häuser in Schreyahn . . . . .	356
156. Dorfansicht in Schreyahn . . . . .	356
157. Flacher Giebelschmuck aus Holz (Klennow) . . . . .	357
158. „ „ „ „ (Dolgow) . . . . .	357
159. Körperlicher Giebelschmuck aus Zink (Dolgow) . . . . .	357
160. Giebelbrett mit Giebelschmuck . . . . .	357
161. Kamin in einem Hause aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zu Serau bei Satemin . . . . .	358
162. Dönz mit zwei Butzen . . . . .	360
163. Hochzeitspaar um 1800 . . . . .	362
164. Spinnerin um 1880 . . . . .	363
165. Großvater mit Haspel . . . . .	364
166. Markt- und Tanzanzug bis 1880 . . . . .	367
167. Kreuz in grabgroßer Fassung . . . . .	376
168. Hölzerne aufrechtstehende Kreuze und Grabplatten aus Holz . . . . .	376
—	
* 169. Das slowinzische Sprachgebiet um 1900 . . . . .	390
* 170. Karte von den Grundstücken der Büdner zu Schmolsiner Klucken . . . . .	407
171. Rauchkate in den Selesener Klucken . . . . .	409
172. Slowinzisches regelmäfsiges Haus . . . . .	409
173. Im Slowinzenland . . . . .	410
174. Gehöfte in den Selesener Klucken . . . . .	411
175. Gehöft in den Schmolsiner Klucken . . . . .	412
176. „ „ „ „ „ . . . . .	412
177. Netznadel mit Bock . . . . .	418
178. Lischke . . . . .	424
179. Steinerne Handmühle . . . . .	425
180. Kluckener und Garder Holz-Grabplatten . . . . .	425
181. Alter Fritzwower Holzgrabschmuck . . . . .	426

	Seite
* 182. Die letzten lebakaschubischen Kirchspiele . . . . .	442
* 183. Die kaschubischen Kirchspiele Pommerns um 1800 . . . . .	443
184. Das Giesebitzer Moor, der Lebasee, dahinter die Nehrung, der Fuchsberg . . . . .	451
185. Kaschubisches Dorf . . . . .	452
186. Giesebitzer Lebawiese . . . . .	453
187. Czarnowsker Kaschubenhäuser . . . . .	454
188. Grundriß eines Krockower Hauses . . . . .	454
189. Giebelzier aus dem Neustädter Kreise . . . . .	454
190. Kaschubischer Keller in Krockow . . . . .	455
191. Leiterwagenseite in Krockow . . . . .	455
192. Handschuh . . . . .	455
193. Kaschubische Tracht im Jahre 1820. Nach Lorek . . . . .	456
194. Typen aus Czarnowske . . . . .	457
195. Grabschmuck . . . . .	462
196. Flechtkämme . . . . .	464
197. Slawisches Rinderjoch . . . . .	465
198. Früherer Bock in Bohlschau . . . . .	465
199. Jetziger Bock in Bohlschau . . . . .	465
—	
* 200. Die Polen und Kaschuben in Westpreußen, Posen und Schlesien . . . . .	473
201. Ratajer Gehöfte . . . . .	478
202. Polnisches Gehöft bei Posen . . . . .	478
203. Vorderansicht eines Ratajer Hauses . . . . .	479
204. Grundriß eines Hauses in Zegrze . . . . .	479
205. Grundriß eines Rackwitzer Hauses . . . . .	479
206. Durchschnitt eines Rackwitzer Schornsteins . . . . .	479
207. Giebelzier aus Posen . . . . .	480
208. Bamberger Kopfputz . . . . .	481
209. Sokoltracht . . . . .	482
210. Tracht aus der Krakauer Gegend . . . . .	484
211. Mädchentracht bei Krakau . . . . .	485
212. Buker Musikanten . . . . .	486
213. Holzkreuze mit Inschriftplatten . . . . .	489
214. Polnische Schulzen- und Gemeindezeichen . . . . .	492

## Tabelle(n).

	Seite
Die Slawen in Deutschland . . . . .	3
Die Letten in Deutschland . . . . .	112—113
Die Philipponendörfer . . . . .	217

## Einleitung.

# Übersicht über die Slawen in Deutschland.

### Literatur.

- Andree: Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Jährlich 2 Bde. Bis 1901: 1. bis 80. Bd.
- Beheim-Schwarzbach: Hohenzollernsche Kolonisationen. Leipzig 1874.
- Böckh: Der Deutschen Volkszahl etc. Berlin 1869.
- v. Fircks: Die preussische Bevölkerung etc. 1890. Zeitschrift des königl. preufs. statist. Bureaus 1893, S. 189 bis 296.
- Gehre: Die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen. Großenhain 1899.
- Giesebrecht: Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1189. Berlin 1843.
- Hanusch: Die Wissenschaft des slawischen Mythos etc. Lemberg 1842.
- Lippert: Die Religionen der europäischen Kulturvölker etc. Berlin 1885.
- Meitzen: Siedelung und Agrarwesen. Berlin 1895 ff.
- Münster: Cosmographia. Basel 1550.
- Rhamm: Zur Entwicklung des slawischen Speichers. (Globus 77, 18. bis 22. Heft.)
- Schaffarik: Geschichte der slawischen Sprache und Literatur. Ofen 1826. — Slawische Altertümer. Deutsch von Mosig von Ährenfeld. Leipzig 1843/44.
- Schulze: Die Kolonisierung und Germanisierung zwischen Saale und Elbe. Leipzig 1896.

Mündliche und schriftliche Nachrichten der Herren: Dr. Andree, Bischof Baranowski, v. Below, Geh.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger, Dr. Bielenstein, L. Blode, Amtsvorsteher Bohn, Pope Borischewitz, P. Freyberg, Dr. Gaigalat, Frau Gerfs, P. Hahn, L. Jakameit, Jankus, P. Jopp, P. Jurkschat, L. Kaschkat, P. Kmet, P. Kossyk, L. Kuczius, Dr. Łęgowski, Dr. Lorentz, P. Lotto, Propst A. v. Maltzew, L. Marquardt, L. Mente, P. Neumeister, Geh. Justiz-Rat Dr. Passarge, L. Paulat, P. Pohlmann, P. Poppe, P. Pylda, Oberbibliothekar Dr. Reicke, L. Reschat, Forstbeamter Rokitensky, C. Rollwage, Rektor Römer, C. Salkowski, Prof. Dr. Schmidt, L. Scholze, Regierungsbeamter Smilgewicz, L. Stodtmeister, Prof. P. Szczybalski, Rittergutsbesitzer Treichel, cand. jur. Trullay, C. Vahlbruch, Rektor Wanieck, P. Wegeli, Dr. Wolter, L. Zwikirsch u. v. a.

Als die ostdeutschen Völker, teilweise von den römischen Kaisern als Hilfstruppen nach Süden gerufen, ihr Land verließen, drängten die Slawen nach.

Der slawischen Überflutung Ostdeutschlands wurde durch Karl den Großen 805 vorläufig ein Damm gesetzt, als die Saale-Elbelinie oder die Marktstraße Lorch, Regensburg, Erfurt, Magdeburg, Bardowiek, Kieler Bucht zur Grenze bestimmt ward. Die Geschichte der sächsischen, salischen und staufischen Kaiser ist voll der Kämpfe mit den Slawen. Die Einführung der Burgwart- und Militärstraßenverfassung durch König Heinrich und die Einleitung der großen deutschen Besiedelung Ostgermaniens durch Albrecht den Bären und Wiprecht von Groitzsch, den Grafen Adolf und den Deutschen Orden brachen die slawische Macht. Es vollzog sich ein jahrhundertlanges allmähliches Aufgehen im Deutschtum. Innerhalb der Reichsgrenzen bewahrten eine Anzahl Stämme, die im vorliegenden Buch behandelt werden sollen, Lebenskraft. Sie erlebten größtenteils noch die Zeit, da eine zweite Slawenwelle Deutschland überwallte, die nicht zu unterschätzende der Sachsen-gänger. Von diesen soll nicht die Rede sein, sondern nur von den alten, nun größtenteils germanisierten Stämmen. Sie gliedern sich in eine baltische und eine westslawische Gruppe. Die baltische wird mit Recht als besonderes Glied neben die slawische gestellt und zerfällt in Preußen, Litauer und Letten. Von den Westslawen blieben die Masuren mit den Philipponen, die Tschechen, Mährer, Sorben, Polaben, Slowinzen, Kaschuben und Polen übrig. Die Tabelle (Seite 3) giebt Aufschluß über ihre Seelenzahl, Heimat, Konfession, Mutter- und Kirchensprache, die Karte (Seite 4) über ihr Wohngebiet innerhalb Ostdeutschlands Grenzen.

Die sich anschließenden Darstellungen beruhen auf Reisen durch die slawischen Striche Deutschlands und der angrenzenden Gebiete (1895 bis 1900). Die hier ergänzten Ergebnisse wurden zuerst im Globus (1896 bis 1900) niedergelegt; ferner u. a. in folgenden Zeitschriften: Leipziger Zeitung, Münchener Allgemeine Zeitung, Zeitschrift für Kulturgeschichte, Geographische Zeitschrift, Altpreussische Monatschrift, Aus allen Weltteilen, Nord und Süd, Westermanns Monatshefte, Unsere Dichter in Wort und Bild.

Vorbeugen möchte ich der irrthümlichen Meinung, die aufgeführten Gebräuche und Gewohnheiten seien nicht auch Gemeingut der umwohnenden deutschen Dorfbevölkerung. Unsere slawischen Volksplitter gehören meist dem Bauernstande an, und der Gegensatz von Stadt und Land ist, was Volkskunde angeht, trennender, als der von deutsch und slawisch. Aber Sprache und Sprachschatz sind an sich die wichtigsten Teile jedes Volkstums; sie bedingen auch die Zahl der behandelten Völker.

Die Slawen in Deutschland.

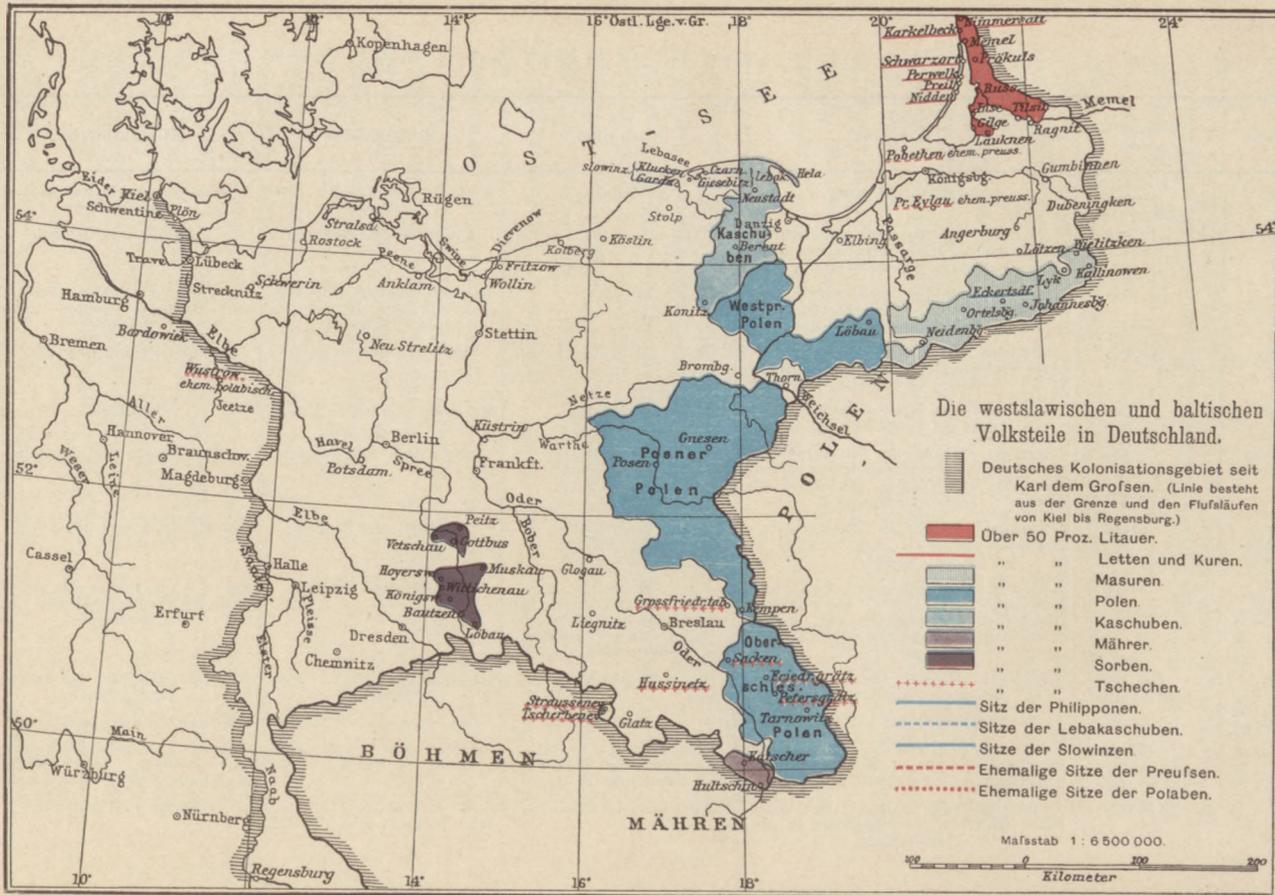
Name	Schätzungszahl	Hauptsitze	Konfession	Muttersprache	Kirchensprache
Preußen	Um 1700 völlig germanisiert	Zuletzt: Samland.	Ev.-luth.	Ehemals preufsisch, jetzt deutsch.	Ehemals preufsisch und deutsch, jetzt deutsch.
Litauer	121 000	Nördlich vom Njemen, am Ostufer des Kurischen Hafis, Grenze von Dube- ningken an nordwärts.	97 Proz. Ev. 2,7 " Kath. 0,3 " Bapt.	Litauisch und deutsch.	Litauisch und deutsch.
Letten	1 000	Kirchspiele Nidden und Schwarzort auf der Nehrung; Deutscherottingen, Memel-Land, Rossitten und Sarkau.	Ev.-luth.	Lettisch, litauisch u. deutsch. (3516 sprechen lettisch bei der Fischerei.)	Nördlich von Nidden: litauisch und deutsch, südlich davon deutsch.
Masuren	260 000	Südliches Ostpreußen, südlich der Linie Dubeningken, Angerburg, Allen- stein, Liebemühl.	Ev.-luth.	Masurisch und deutsch.	Polnisch und deutsch.
Pilipponen	500	Philippolisches Kirchspiel Eckerts- dorf bei Johannisburg.	Griech.-kath. Altgläubige.	Russisch, polnisch, deutsch.	Russisch.
Tschechen i. Schlesien	13 000	Evangel. Kirchspiele Straufseney, Hussinetz, Grofsfriedrichstabor, Fried- richsgrätz, Petersgrätz, Kathol. Kirch- spiel Tscherbeney.	63 Proz. Ev. 38 " Kath.	Tschechisch und deutsch.	Tschechisch und deutsch.
Mährer in Ober- schlesien	57 000	Evangel. Kirchspiel Steuberwitz, Dekanate Hultschin und Katscher im Oppaland.	1,4 Proz. Ev. 98,4 " Kath. 0,5 " Juden.	Mährisch und deutsch.	Mährisch und deutsch.
Sorben	110 000	Niedersorben zwischen Vetschau, Kottbus, Horno, Peitz, Tauer, Burg. Obersorben zwischen Muskau, Löbau, Bautzen, Schmölln, Ofsling.	Ev.-luth. 10 000 Kath. in Bautzen, Lö- bau, Krostwitz, Nebelschütz, Ostro, Radibor, Ralbitz, Wittichenau.	Sorbisch und deutsch.	Sorbisch und deutsch, in einigen katholischen Kirchspielen nur sorbisch.
Polaben	Um 1800 germanisiert	Zuletzt: Gegend von Lüchow, Wustrow, Dannenberg.	Ev.-luth.	Ehemals polabisch, jetzt deutsch.	Ehemals polabisch und deutsch, jetzt deutsch.
Slowinzen	200	Klücken, Garde bei Stolp.	Ev.-luth.	Deutsch und slowinzisch.	Ehemals polnisch, jetzt deutsch.
Kaschuben	137 000	Westpreuss. Kreise Danzig, Putzig, Neustadt, Karthaus, Berent, Konitz, Schlochau. Lebakaschuben am Lebasee.	Lebakaschuben ev.-luth., Pommerellische Kaschuben katholisch.	Kaschubisch und deutsch.	Lebakaschuben ehemals polnisch und deutsch, jetzt deutsch. Kaschuben: polnisch u. deutsch.
Polen	2 500 000	Südliches Westpreußen, Posen, öst- liches Schlesien. Sachsengänger in ganz Deutschland.	Vorwiegend katholisch.	Polnisch, teils polnisch und deutsch.	Polnisch und deutsch.

Balten

Westslawen

1 \*

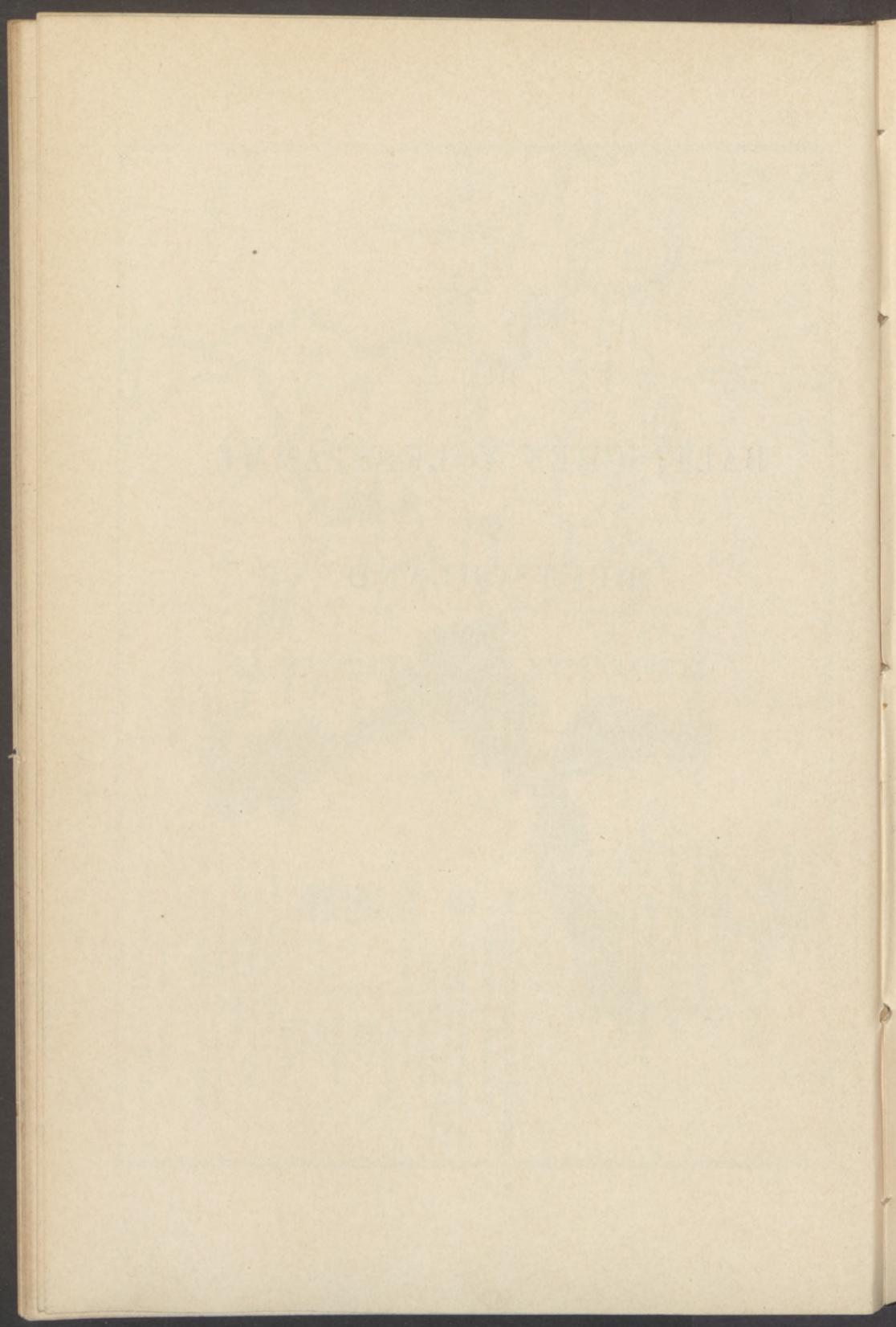
Abb. 1.



DIE  
BALTISCHEN VOLKSSTÄMME  
IN  
DEUTSCHLAND.

(ALTPREUSSEN, LITAUER, LETTEN.)

---



# Die Preußen.

## Literatur.

- Acta Borussica. Königsberg 1730—1732.
- Altpreußische Monatsschrift, herausgegeben von Reicke. Königsberg, seit 1864. Fortsetzung der Preußischen (seit 1829) und Neuen Preußischen Provinzialbl. (seit 1846).
- Ambrassat: Die Provinz Ostpreußen. Königsberg 1896.
- Armstedt: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Stuttgart 1899.
- Arnoldt: Kurtzgefaßte Nachrichten von allen seit der Reformation an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern. Königsberg 1777.
- Baczko: Nankes Wanderungen durch Preußen, 2 Bde. Hamburg 1800.
- Bernecker: Die preußische Sprache. Straßburg 1896.
- Bezenberger und Simon: Das Elbinger Deutsch-Preußische Vokabular. Königsberg 1897.
- Boetticher: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Königsberg 1891 ff.
- David: Preußische Chronik, herausgegeben von Hennig und Schulz. Königsberg 1812—17.
- Dusburg: Chronicon Prussiae, herausgegeben von Hartknoch. Frankfurt und Leipzig 1679.
- Frischbier: Preußisches Wörterbuch, 2 Bde. Berlin 1882/83.
- Frydwald: Die Gemaine, auch ganz Rechtmeßige Apweichunge, der Lande Preußen, von denn Kreuz Herren wegen Irer grausamen Tyrannenien. Krakau 1578.
- (Gervais): Notizen von Preußen, 2 Bde. Königsberg 1795/96.
- Grunaus preußische Chronik, herausgegeben von Perlbach und Wagner. Leipzig 1875—92.
- Harnoch: Statistik der evangelischen Kirche in Ost- und Westpreußen. Neidenburg 1890.
- Hartknoch: Alt- und neues Preußen. Frankfurt 1684.
- Hasenkamp: Ostpreußen unter dem Doppelaar. Königsberg 1866.
- Hecht: Aus der deutschen Ostmark. Gumbinnen 1897.
- Hennenberger: Große Landtafel von Preußen. Königsberg 1629. — Erklärung der preußischen größeren Landtaffel. Königsberg 1595. — Kurtze und wahrhaftige Beschreibung des Landes zu Preußen. Königsberg 1584.
- Horn: Kulturbilder aus Altpreußen. Leipzig 1886.
- Jeroschin: Die Kronike von Pruzinlant, herausgegeben von Strehlke. Leipzig 1865.
- Kataloge des Prussiamuseums. Königsberg 1893 ff.
- Lemke: Volkstümliches in Ostpreußen, 3 Teile. Allenstein, dann Mohrungen 1884—99.
- Lohmeyer: Geschichte von Ost- und Westpreußen. Gotha 1881.

- Moeller: Danziger Frauentrachtenbuch 1605, herausgegeben von Bertling. Danzig 1886.
- Nesselmann: Die Sprache der alten Preußen. Berlin 1845. — Thesaurus linguae prussicae. Berlin 1873.
- Nostitz: Haushaltungsbuch des Fürstentums Preußen 1578, herausgegeben von Lohmeyer. Leipzig 1893.
- Passarge: Aus dem Weichseldelta. Berlin 1857. — Aus baltischen Landen. Glogau 1878. — Baltische Novellen. Leipzig 1884.
- Perlbach: Preufsische Regesten. Königsberg 1876.
- Preufs: Preufsische Landes- und Volkskunde. Königsberg 1835.
- Preußen, Erleutertes. Königsberg 1724—42.
- Preufsische Provinzialblätter, siehe Altpreufsische Monatsschrift.
- Pierson: Bilder aus Preußens Vorzeit. Berlin 1872.
- Rhesa: Prutena, 2 Bde. Königsberg 1809, 1824. — Nachrichten von allen seit 1775 an den evangelischen Kirchen angestellten Predigern. Königsberg 1834. — Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen 1813/14 aus dem Tagebuch eines Feldgeistlichen. Berlin 1814. — Kirchengeschichte, Vorlesungen, Manuskript von Kurschat.
- Runau: Historia vnd einfeltige beschreibung etc. Wittemberg 1582.
- Schirrmann und Hirsch: Pfarrralmanach für die Provinz Ostpreußen. Königsberg 1897.
- Schultze: Grammatik der altpreufsischen Sprache. Leipzig 1897.
- Schütz: Historia rerum Pruss. Zerbst 1592.
- Vater: Die Sprache der alten Preußen. Braunschweig 1825.
- Voigt: Geschichte Preußens, 9 Bde. Königsberg 1827—39. — Codex diplomaticus Prussicus, 6 Bde. Königsberg 1836—65.
- Waiselius: Chronica alter Preusscher, Eifflendischer und Curlendischer Historien. Königsberg 1599.
- Weber: Preußen vor 500 Jahren. Danzig 1878.

(Vgl. hier wie bei den folgenden Abschnitten auch die vorige Literatur.)

## I. Geschichte.

Der Name der Preußen (Pruzi, Pruzzi, Pruteni, Prutheni) begegnet uns gegen Ende des 10. Jahrhunderts in einer Gegend, wo früher Esthen, Goten, Heruler, Samen als ansässig bezeichnet wurden. Es schenken nämlich Boleslavs Stiefmutter Oda und deren Söhne Nisica und Lambertus und der Pommernfürst Dagone dem Papst Johann XV. um 992 die Stadt Schinesghe mit allem Zubehör längs des Meeres bis Pruze. Ob die von Tacitus, Kassiodor, Jordanis, Einhart genannten Aisten, Esthen ein geschlossenes gleichartiges Volk waren, ist ebenso wenig zu entscheiden, als die Frage, ob Goten und Heruler nur als Herrscher an der Küste und an den Flüssen saßen. Um 500 dankte, wenn des Kassiodor Zeugnis nicht als ein „Musterbrief“ anzusehen ist, der Ostgotenkönig Dietrich den Hästen für ein Bernsteingeschenk. Seit dem 9. Jahrhundert treten dann einzelne Völkernamen auf, und die Esthen sind die nördlicher lebenden Maarahvas. Es ist kein Grund vorhanden, die frühzeitig erwähnten Samen nicht als Teilbezeichnung der Preußen anzunehmen, ebenso wenig wohl die Sudauer und Galinder,

die schon Ptolemäus kennt. Die Grenze des Preußenlandes legt der Ordenschronist P. v. Dusburg zwischen Weichsel, Memel, Meer und Rußland. Aber das Gebiet zwischen Weichsel, Otta und Drewenz war von Polen besiedelt worden, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1239 hervorgeht, und Liebe und Nogat waren die Westlinien der preußischen Gaue. Im Norden und Osten wohnten Litauer, die von manchen noch heute für völlig gleichen Stammes angesehen werden, aber in ihrer Sprache und Geschichte doch abweichen. Der Name Preußen, der wohl fälschlich schon von älteren Geschichtsschreibern mit Lit. *protas*, Verstand, wurzelverwandt, genannt wird, ward nach Untergang der politischen Freiheit der alten Preußen, auf das 1525 weltlich gewordene Herzogtum und 1701 auf das neue Königtum außerhalb Deutschlands übertragen und für die sämtlichen Lande der preußischen Könige angenommen, während seit dem 1. April 1878 das Stammland in die Provinzen Ost- und Westpreußen geteilt ward. Die alte Grenze unterlag verschiedenen Änderungen, die östliche und südliche geht auf den zwischen Witold und dem Orden 1422 geschlossenen Frieden am Melnosee, die westliche auf den zweiten Thorner Frieden und nach den polnischen Teilungen auf die Neugestaltung nach den Freiheitskriegen zurück.

Die alte preußische Geschichte ist sagenumwobener als die meisten sagenreichen Urgeschichten. Im Anklang an die gotische Einwanderung von Norden her werden die Brüder König Widewuto und Oberpriester oder Kriwe Pruteno als die ersten Führer bezeichnet, die von Gotland her übers Frische Haff auf Flößen ankamen und in Glück und Segen ihr Volk beherrschten. Sie haben ein Lebensjahrhundert überschritten, als sie bei einer Volksversammlung eichenlaubgeschmückt den Scheiterhaufen an der heiligen Eiche ihres Romowe besteigen. Brüderlich vereint, nach Ermahnungen ans Volk, ein Loblied den Göttern singend, scheiden sie unter Blitz und Donner im Feuer ab, nachdem die 12 Söhne Widewuts die 12 Gaue in Besitz genommen hatten. Damit soll wohl die glückliche Zeit vor der Zersplitterung in Gaue, die sich nur lose aneinander fügten und im Kriege nicht immer unterstützten, angedeutet werden. Jedenfalls führten die Preußen ein ruhiges, der Jagd und Fischerei, dem Ackerbau und der Viehzucht geweihtes Leben in geschlossenen Dörfern unter ihren Gauführern und Priestern, den Waidelotten, verehrten ihre Götter und verschönten das Leben durch Bräuche und Feste. Da kam der erste Glaubensbote, der heilige Adalbert von Prag, und ward am 23. April 997 bei Fischhausen (in Cholinun = Kallen) von ihnen erschlagen; nicht besser erging es seinem Nachfolger Brun, der am 14. Februar 1009 mit 18 Begleitern von ihnen enthauptet ward. Dieser Sprößling des sächsischen Kaiserhauses soll nach dem Zeugnis Thietmars v. Merseburg bis an die Ostgrenze vorgedrungen sein. Nach den Tschechen und den Sachsen versuchten nun die Polen mit Feuer und Schwert das Christentum

einzuführen. Boleslaw I. (992 bis 1025) machte einen Teil tributpflichtig, die Dänenkönige Kanut der Große (1015 bis 1035) und Kanut IV. (1076 bis 1086) zwangen die Samen zur Unterwerfung; von 1107 bis 1115 holte Boleslaw III. wiederholt Beute aus Preußen und schickte immer neue Missionare. Daß die Preußen sich nicht gutwillig alle Räubereien gefallen ließen und nun auch nach Masovien vorrückten, ist nicht zu verwundern. Auf was die Bekehrer leider meist ihr Augenmerk lenkten, geht aus nicht wenigen Zeugnissen hervor. Papst Innocenz III. ermahnte 1212 die Herzöge von Polen und Pommern, die zum Christentum übergetretenen Preußen doch ja mit Sklavendiensten zu verschonen. Der getaufte preussische Fürst Warpodo schenkte, um seiner Güter nicht verlustig zu gehen, dem Bischof Christian von Preußen 1216 das Land Lansanien, der Fürst Suwabuno 1218 das Löbauische Land. Papst Honorius III. verlieh 1217 den aus den Nachbarländern zum Schutz der Neubekehrten in Preußen Herbeieilenden Kreuz und Ablass, befahl aber, durch Erfahrungen gewitzigt, doch ja nicht irdischen Gewinnes wegen nach Preußen zu ziehen.

Das eroberte Kulmer Land gab Konrad von Masovien 1222 zum größten Teil dem Bischof Christian, auf dessen Rat wohl des Herzogs Einladung an den Orden zurückzuführen ist. Die Gesandtschaft traf den Hochmeister Hermann von Salza 1226 in Venedig, der auch zusagte, wenn ihm das zu erobernde Land als Eigentum zufiele. Kaiser und Papst gewährten ihm dies, forderten 1230 zum Kreuzzuge auf, und 1231 kam Hermann Balk mit seinem Heere im Lande an. Ihn mögen die Gedanken beseelt haben, die ihm Felix Dahn unterlegt:

Wo des Perkunos Steine ragen,  
 Von Urwaldfichten schwarz umsäumt,  
 Wo wilde Steppenhengste jagen  
 Und im Gestrüpp der Rohrwolf heult,

Dort, statt am Jordan zu vergeuden  
 Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,  
 Dort sollt ihr fechten, bau'n und reuten  
 Mit Axt und Grabscheit, Schwert und Schaft.

Nicht nur Krieger kamen, Burggraf Burkhart von Magdeburg führte 500 wehrfähige Pilger und große Scharen anderer Deutscher an, die das Land gefallener Preußen bekamen. Hermann Balk gründete Thorn und gab 1232 die erste Kulmer Handfeste, die 1251 erneut ward und die Verhältnisse der Bevölkerung regelte. Sie ist die Grundlage jener Verordnungen, auf die auch der Name der Freibauern oder Kölmer zurückgeht. Es vollzog sich nun ein blutiger Kampf, blutiger als die Eroberung der Marken an der Elbe. Die Ritter legten Burgen an, schufen eine Art Militärgrenze, Flüsse und Furten wurden bewacht. Wer sich bekehrte, behielt anfänglich sein Eigentum, den Hartnäckigen und Gefallenen ward es genommen. So verlieh 1242 der Landmeister

Heinrich v. Weida dem edlen T. v. Tyfenow erblich drei preussische Dörfer mit allen Rechten und sechs Dörfer, die er verkaufen konnte. Dafür mußte er die Preußen, denen er Land anwies, so streng halten, wie der Orden selbst.

Immer neue Scharen Kreuzritter zogen ein. Der milde Hermann Balk, der den Preußen ihr Besitztum liefs, starb. Seine Nachfolger fühlten sich als unumschränkte Herren. 1245 forderte Innocenz IV. den Hochmeister, die Ordensbrüder und das Kreuzheer in Preußen auf, die treulosen (preussischen) Christen, die den heidnischen Preußen und Litauern beiständen, mit aller Macht zu unterdrücken. Was liefs sich aus dieser Bestimmung nicht alles machen. 1249 konnte schon ein Frieden mit den neubekehrten Preußen aus Pomesanien, Ermland, Pogesanien, Natangen und Barten geschlossen werden. Die dem Heere zu Hülfe gekommenen jungen Adligen erhielten großen Grundbesitz und hatten nur die Pflicht, bei Besitz von über 40 Hufen zu Pferde mit zwei Begleitern beim Ordensaufgebot zu erscheinen. Diese Rittergutsbesitzer besaßen die Gerichtsbarkeit, nur die über Leben und Tod hatte sich der Orden vorbehalten; die Kölmer, die mit einem Pferde erscheinen mußten, übten die niedere Gerichtsbarkeit aus und waren dem Komtur direkt untergeben. Das kölmische Schulzenamt war erblich, die edlen ordenstreuen Preußen hatten die Rechte der Rittergutsbesitzer, ohne zu Feld erscheinen zu müssen. Die gewöhnlichen Freien blieben Freilehnsleute, die Bauern und Handwerker waren frei, die Abgefallenen und früher unfreien Preußen bildeten den Bauernstand. Sie hatten ein oder zwei Hufen im Besitz, waren zwar nicht leibeigen, mußten aber viele Lasten tragen. Die wichtigsten Gesetze waren 1255 nach Waisselius die folgenden sieben: Die getauften Preußen „sollen und mögen“ allerlei Güter erwerben und mit aller Gerechtigkeit wie in anderen Ländern besitzen, Testamente setzen, dürfen Witwen eingewanderter Deutschen heiraten, ehrliche und männliche können zu Rittern geschlagen werden, die Preußen dürfen Handwerke lernen und nach allen Orten verziehen, sie dürfen nach Belieben zum kölmischen und polnischen Recht halten, und „die nicht anbeten und würdigen die Abgötter“, mögen alle Privilegien genießen.

Nach Niederwerfung des großen Aufstandes, der auf die Durbener Schlacht (13. Juli 1260) folgte, suchte der Komtur alle sicheren edlen Preußen mit Wohlthaten zu überhäufen, daß sie feste Stützen des Ordens inmitten der eroberten Lande seien. So befreite er den Preußen Gedun, der beim Abfall seiner Landsleute dem Orden zu Hülfe geeilt war, mit seinen Söhnen vom Zehnten und jeder anderen Leistung, nur sollte er mit Panzer und Waffen die gewohnten Kriegsdienste leisten. Was er im Kriege verloren hatte, ersetzte ihm der Orden. Wer ihn etwa verletzen würde, sollte mit dem Leibe büßen, wenn die Seinigen nicht Wergeld zu geben vorzögen; seine Nachkommen aber erhielten dauerndes Erbrecht. Die Preußen Szinte, Pisc, Pogonomie und

Azovirth, wahrscheinlich einer Sippe angehörig, erhielten 40 Hufen rechts und links der Drewenz und die niedere Gerichtsbarkeit; die höhere, über Tod und Leben, behielt sich der Bischof vor. Ihre Pflichten bestanden in der Abgabe von Getreide, Wachs und Pfennigen und im Kriegsdienst, von dem überhaupt keiner der Belehnten frei war. Ein anderer Preufse wurde Herr von fünf Familien und bekam sein früheres Land erblich, ein dritter mußte gegen Erbrecht und Verleihung von 20 Familien Dienst mit Schild und Speer zur Landwehr, zum Burgenbau und außerdem Rekognitionszins leisten. Der Edle Wergule besaß sogar die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über 25, Waydote und Kleytin über 5 Familien, ebenso 1262 der Preufse Tyrune und seine Erben über 7 Familien im Dorfe Trentitten bei Laptau. Auch er hatte mit seinen Leuten mit Schild und Lanze Heeresfolge zu leisten und beim Burgenbau zu helfen, mußte dazu eine jährliche Abgabe von einem Pfund Wachs und einem Kölmer oder fünf Königsberger Pfennigen an den Bischof leisten, durfte aber sein Gut mit denselben Leistungen weiter verkaufen. Der Preufse Palstok empfing für seine Dienste während des Aufstandes 1260 sechs Haken eines Dorfes bei Labiau zu Erbrecht, auf denen er Familien ansiedeln sollte, die ihm den Zehnten gaben. Die edlen Preußen eigneten sich schnell deutsche Bildung an, besuchten sogar teilweise die gelehrten deutschen Schulen. So Herkus Monte in Magdeburg. Dafs sie dabei ihr Volkstum nicht vergafsen, beweist gerade wieder Herkus Monte. Einst wollten die Natanger ein Opfer thun. Da warfen sie das Los über die gefangenen Christen. Das traf einen Magdeburger Bürger, Herzhals mit Namen. Herkus Monte befreite ihn und liefs das Los aufs neue werfen. Das traf ihn wieder. Nochmals erlöste ihn der Preußenheld. Aber auch zum dritten Male ward Herzhals getroffen und machte nun keine Anstrengung mehr, sondern ergab sich willig in sein Schicksal.

Der Orden umklammerte das Land immer fester von innen und aufsen. Es folgte Aufstand auf Aufstand. Das Geschick der Preußen mußte sich bald erfüllen, trotzdem sie lange heldenhaft, wie die Buren, fochten. — Zersplitterung und Verrat auf der einen Seite, bessere Kriegstüchtigkeit und immer neue Scharen von Kreuzfahrern bewirkten, daß auch noch die Gauen Sudauen, Nadrauen, Schalauen unterlagen, das Land um 1283 als erobert, die Edlen als unterworfen gelten konnten, soweit sie nicht schon längst auf Seiten des Ordens standen. Besiegelt war das Los des Volkes, nachdem 1273 der Held Herkus Monte gehängt und damit Natangen überwunden wurde. Durch den Verrat Sareckas, dessen Kämpfe Soldat in seinem gleichnamigen Epos besungen hat, fiel auch Schalauen. Nochmals drangen 800 Litauer über die Nehrung ein. Als aber der Landmeister Konrad von Thierberg das ganze noch nicht völlig beruhigte Land durchzog, die Hütten verbrannte, Männer und Weiber fortschleppte, kroch alles zu Kreuz; auch Pogesanien war nun erobert. Die Selbständigkeit des Volkes war

gebrochen, aber der Orden war politisch genug, die Zügel nicht übermäßig straff zu ziehen; besonders schonte man die Sprache. 1284 verschrieb der Bischof Heinrich von Ermland den Preußen Gaudinis, Poburs, Cantune, Cawald, Argaldinus und ihrem Oheim Skanthilt das Feldlos Spal, das einst ihr Vater Stirnis im Felde Kapheim bei Gutstadt besessen, als Erblehen. Dafür sollten sie mit einem Reifigen Kriegsdienst leisten und von jedem Pflug ein Maß Weizen und Roggen, von jedem Haken ein Maß Weizen und jährlich zwei Pfund Wachs der Kirche zinsen. Andere Treue erhielten ähnliche Schenkungen, nur die Biberjagd, das Berg- und Salzregal, wie die hohe Gerichtsbarkeit behielt sich der Orden meist selbst vor. Der 12. Hochmeister, Siegfried v. Feuchtwangen, gab 1308 nach Waisselius eine Landordnung in 30 Artikeln. Aus ihnen ersehen wir, daß im preussischen Ordenslande Juden, Schwarzkünstler, Zauberer und Weydeler (Waidelotten) nicht geduldet wurden, daß 30 böhmische Groschen eine Gute Mark gelten und das preussische Gesinde allsonntäglich beim zuständigen Priester Beichte thun und Predigt anhören sollte. Die Herrschaft durfte bei drei Mark Strafe mit dem Gesinde nicht preussisch reden, keinen Preußen „zu einem Regiment setzen“ oder dulden, daß Preußen, Mann oder Weib, Bier schenkten und andere Erbe bewohnten und Äcker bebauten, als wüste. Wenn ein Dienstbote entliefe, so konnte man ihm nachreisen und bei einem Ohr annageln. Die Dienstboten durften zur Erntezeit nicht heiraten. Die Brauer, Marktverkäufer und Handwerker hatten besondere Vorschriften. Für Gastgebote, Köstungen, Kindelbiere und Freiersleute wurde festgesetzt, daß Schulzen Gäste auf sechs, Bürger auf vier, Bauern auf zwei Fässer Bier haben durften, aber nur Montags, bei 10 Mk. Strafe. Zu einem „Lawelbier“ und Kirchgang waren eine Mahlzeit und vier Fässer gestattet, Strafe war nur mit Geld, nicht mit Bier zu bezahlen. Sonntags durfte nichts gekauft, Kleider sollten nicht anders gefärbt werden. Nur die Krüger waren ermächtigt, Heringe, Bier, Öl, Honig, Salz in den Städten zu kaufen. Das Erbe zu veräußern oder wüste Güter ohne Erlaubnis zu gebrauchen, fortgelaufene Bauern aufzunehmen, das notwendige Vieh pfänden, war verboten. Ein Gärtner konnte zwei Pferde halten; niemand durfte roden, wenn er nicht seinen Acker dahin verlegen wollte. Alle Jahre sollten die Schulzen mit ihren Ratsherren die Grenzen bereiten und nötigenfalls erneuern. Das Würfelspiel war untersagt. Der Eid war dem Angeklagten zuzuschieben. Vormund und Gericht ward geregelt. Der Schulze mußte vier Wochen nach Martini dem Pfarrer den Decem einmahnen. Ein Schulz besaß vier freie Hufen, einen Hengst und einen Harnisch zu einem Mann. Er mußte auf eigene Zehrung reisen und den Herren beistehen; dreimal im Jahre sollten in den Städten die Satzungen vorgelesen werden. Und wo ein Preusse einem die Neige zutrank, da mußte er „bei seinem Halse“ „von Frischem anheben“.

Die Preußen fühlten sich unter der Ordensherrschaft wohler als

unter der Adelswillkür des jungen Herzogtums. Wurde auch 1525 ihr unterthäniger Widerstand gebrochen, so dauerte der Kampf um Besserung der Verhältnisse doch über den Untergang des Volkstums und der Sprache hinaus. Nach Einführung der Reformation erhielten sie noch 1545 einen „Catechismus“ „jn vndeüdscher Peussnischer sprach“, und dagegen das „deüdsche“. Er enthielt nur die Hauptstücke ohne Luthers Erklärung und war so schlecht in der Sprache, daß desselbigen Jahres noch ein „Catechismus, in preussnischer sprach gecorrigiret“, herauskam, der bis auf Druckfehlervverbesserungen mit dem ersteren übereinstimmt. Als Hauptsitz der Sprache wird ein Teil Samlands bezeichnet, in Natangen sei die Sprache nicht viel anders, in Wehlau auch nicht. Grofse Verbreitung scheint er nicht gefunden zu haben. Das Erscheinen des Enchiridion von Abel Will knüpft scheinbar an Nichtvorhandenes an. Abel Wills Buch führt den Titel: „Enchiridion. Der kleine Katechismus Doctor Martin Luthers, Teutsch und Preufsisch. Gedruckt zu Königsberg in Preußen durch Johann Daubman 1561.“ Die erste Vorrede ist vom Markgraf Albrecht zu Brandenburg, in Preußen, zu Stettin, in Pommern, der Kassuben und Wenden etc. unterzeichnet. Die zweite schrieb der Übersetzer Abel Will, Pfarrherr zu Pobethen. Er rühmt der Fürsten Fürsorge um die Ausbreitung der reinen Lehre, kommt auch auf den Pickuls, den Teufel zu sprechen und bietet den Inhalt der oben genannten Katechismen in abweichender Form. Dazu gesellen sich die Lutherschen Erklärungen, Beichte, Morgen- und Abendsegens, Benedicte und Gratias, Haustafel, Trau- und Taufbüchlein, Gebete. — Man hat den alten Pfarrherrn, der des Preufsischen kaum mächtig war und der sich der Hülfe eines Tolken bedienen mußte, von alter Zeit her bis heute weidlich gescholten, weil er so viele Fehler gemacht habe. Es bleibt nur eigentümlich, daß sich damals kein Gelehrter gefunden hat, der die Sache besser konnte. Sicher ist, daß Will und sein Tolke ganz andere Dinge zu thun hatten, als auf Etymologie zu achten. Will hätte es auch gar nicht gekonnt und wollte noch viel weniger Sprachgelehrter sein, der kirchliche Unterricht war sein Ziel. Aber es finden sich auch sonst so grofse sachliche und grammatische Fehler, daß thatsächlich die Sprache im größten Verfall gewesen sein muß, wie etwa heute die slowinzische. Will muß immerhin noch für einen Kenner gegolten haben, der Altstädter Pfarrer Johann Funk in Königsberg hatte ihn ja dem Landesherrn empfohlen und dabei nicht bedacht, was ihm dabei „für eine Arbeit im Catechismo“ auferlegt worden. Will schreibt an Funk (Neue preufsische Provinzialtbl., andere Folge VII, 396, Königsberg 1855; vgl. auch Altpr. Mon. II, 533 bis 545 über Wills mühseliges Leben, Erblindung und Tod im Löbenichtschens Hospital) u. a.:

„Nun hätte ich wohl erhofft, daß ich meinen Tolken — bei dieser Arbeit geruhlich hätte brauchen wollen, damit solche Arbeit so viel schleuniger von Statten ginge, dieweil er sonderlich von anderen dieser

Sprache wohl kundig, und auch darin von Gott mit sonderen Gnaden begabt. Aber —, daß der Weltfürst Satan — solches zu hindern, in keinem Wege ablassen will. Denn der Hauptmann in Grünhoff (George v. Eichicht) denselben Tolken vielfältig aufgeboden, daß er ins Schaarwerk hat ziehen müssen und ihm auch solches Schaarwerk auferlegt, das seine Vorfahren und auch er zuvor niemals haben thun dürfen. Nun hat er etliche Schaarwerk-Tage versessen, insonderheit zu der Zeit, wenn ich bei ihm gewesen, und er nur im Dollmetschen hat corrigiren geholfen, — hat ihn der Hauptmann aufs unglimpflichste angefertigt und übel abgefertigt mit Worten. — Dieweil aber mir — unmöglich ist, solchen Catechismus in preussische Sprache zu bringen, will ich — gebeten haben, mir — zu rathen. — Pobethen, den 26. Juli Anno 1559. E. A. W. williger Abel Will, Pfarrer.“

Als Simon Grunau in der Reformationszeit seine preussische Chronik schrieb, behauptete er, das Preussische stünde den benachbarten Sprachen nicht nach und führte ein fehlerhaftes Vaterunser und eine Reihe preussischer Worte an. Hundert Jahre später meinte Amos Comenius schon, es gäbe nur noch ein einziges preussisches Dorf; das war nun freilich nicht richtig. Aber Bedürfnis nach neuen preussischen Büchern hatte man auch nicht. Im Petersburger Exemplar des Catechismus findet sich die Notiz, der letzte Preusse sei 1677 auf der Nehrung gestorben, Hartknoch meint 1684: „Es ist jetzt kein einziges Dorf mehr übrig, in welchem alle Leute die alte Sprache auch nur verstehen sollen, sondern hier und dort sollen noch einige alte Leute sein, so dieselbe verstehen.“ Um 1700 war wohl die Sprache erloschen; aufer den oben genannten Werken, dem handschriftlichen Elbinger Vokabular und sonstigen Wörtern und Kleinigkeiten ist nichts von der Sprache übrig geblieben. Viel länger hielten sich die alten Sitten, und wir gewinnen durch den Ordenschronisten Dusburg 1326, zum Teil auch durch den unzuverlässigen Simon Grunau 1521, Joh. Meletius 1551, besonders aber durch Hennenberger 1584, 1595, Schütz 1592, Waisselius 1599 und später durch Hartknoch 1684, zu deren Zeiten das preussisch sprechende Volk noch nicht ausgestorben war, einen hübschen Einblick in das Leben und die Sitten der Preussen.

## II. Sitten und Gebräuche.

Die weltliche Herrschaft über die einzelnen Gauen führte ein selbstgewählter Gaufürst (dux et capitaneus), später ward er als kleiner König bezeichnet. Wie groß sein Einfluß war, sieht man daraus, daß das Volk den Widerstand aufgab, sobald der Führer sich dem Feinde gestellt hatte. Die alten Preussen zerfielen in Adelige, Freie und gewöhnliches Volk und unterschieden sich nach der Größe ihrer Besitztümer, die auf die Söhne vererbt wurden. Die Frau wurde gekauft und spielte eine untergeordnete Rolle, zumal Vielweiberei an der

Abb. 2.



„Ein alter heidenischer Preufs.“ (Titelbild des Waisselius, Phantasie, wie Abb. 3—6.)

Umschrift: Der alten Preußen Form, und gestalt,  
 Allhie ist klärlich abgemalt,  
 Wie sie nemlich, gegangen recht,  
 Mit Kleidung, Wehr und Waffen schlecht.

Hartknoch, Alt- und neues Preußen 1684, S. 220/21, sagt zu demselben Bilde: „Deshwegen sie keine andere Waffen gehabt, als nur erstlich eine lange Keule mit Bley vollgegossen, hernach auch sonst kleine Knüttel auch mit Bley, sechs oder acht, darnach nach dem einer mehr oder weniger um sich stecken konte, mit welchen sie gewifs werffen kunten. Diese Preußische Knüttel können wir nennen plumbatas, das ist Bleykäulen, wegen defs eingegossenen Bleyes, wiewohl uns nicht unbewust, dafs vor Zeiten plumbatae eine Art Pfeilen gewesen (Vegetius I, de re mil., 17, et lib. 4, 29).“ Vgl. Schütz 3b.

Tagesordnung war. Das Leben widmete man dem Ackerbau, dem Handel, der Fischerei. Dafs sich die Art der letzteren nicht von der heute am Haff und im Lebasee unterschied, beweist am besten Hennenberger (Erclerung, vor dem Register) durch Schilderung der Winterfischerei:

„Zu Winterszeiten wenn alle Teich und See wol zugefroren sein, ist in diesen Mitnachtischen Lendern die beste Fischerey; denn in allen Seen und Teichen wissen sie wo die besten Züge seyn, so nicht haffte haben, da hawen sie dann eine gute vierkantige Wuhne, oder Loch durch das Eiss, darnach uff beyden seiten hawen sie wiederumb kleine Wuhnen weit herumb her nach dem Lande werts, so weit voneinander, daz man sie mit einer ziemlichen langen stangen von einem Loch zum andern erreichen mag. Wan sie fast nach dem Lande werts kommen, lenken sie sich mit der kleinen Wuhnen zusammen, wenn sie schier zusammen gekommen, also das sie mit der langen stangen einander abreichen mögen, haben sie in der mitten wiederumb ein grosse Wuhne oder Loch gemacht, das Garn allda auszunemen. In der Ersten und grösten Wuhnen giebt man ein, Erstlich die lange Stangen, auff jegliche Seiten eine, daran seind lange Bastene starke Leinen, die wie an die flügel des Garns gebunden sein, auff jeglicher Seiten hat einer eine Gabel, oben daran ein Creutz, damit er sie unter die Arme fasset, mit dieser schiebet er die Stange von einem Loch zum andern, Vorn aus gehet einer, der hat ein gar krummen Hacken, und vorn ein Nagel daran, wo die Stange nicht recht zum Loche kompt, suchet er sie mit demselbigen Hacken und bringet sie damit in das Loch das sie der ander mit der Gabeln zum andern Loch weiter fort schiebe, Hinter diesem seind andere so umb das andere Loch die Strenge und das Garne nacher ziehen, welches uff beyden seiten geschiehet, bis sie zu der letzten und anderen grossen Wuhne kommen, da ziehen sie eines nach dem andern heraus, bis sie endlich das Garn auch heraus ziehen. Darinnen man oftmals gar gute und ein grofse Menge Fische fehet, Und ist dis die beste Fischerey.“

Die Preussen trugen wollene und leinene Kleider und tauschten sie gegen Pelze ein. Die Abbildungen des Waisselius und Hartknoch geben einen Begriff aus den letzten Zeiten, als auch das Kerbholz noch als Kalender diene. Haus- und Jagdtiere, Erzeugnisse des Ackerbaues, Met und gegorene Stutenmilch machten die Nahrung aus. Sie übten Gastfreundschaft in ausgedehntem Mafse und unterschieden sich von anderen Völkern dadurch, dafs sie das Strandrecht nicht geltend machten. Jeder fand sichere Zuflucht bei ihnen, und Adam von Bremen meinte, es könne gar viel Lobenswertes von ihren Sitten gesagt werden, wenn sie nur den christlichen Glauben hätten, dessen Prediger sie unmenschlich verfolgten. Sie glaubten an ein Fortleben nach dem Tode ganz in der sinnlichen Art der Naturvölker und legten ihre Toten geschmückt ins Grab, als sollten sie das alte Leben in einem anderen Lande weiterführen. Als 1249 die unterworfenen Pogesanier, Ermländer und

Abb. 3.



Altpreussische Mannestracht.

(Nach Hartknoch, Alt- und neues Preußen 1684.)

Abb. 4.



Altpreussische Frauentracht.

Hartknoch, a. a. O., S. 202: „Die Weiber hatten leinene Kleider, welche sie Zweifels frey so umgebunden, wie die heutige Littauische Weiber in Preußen ihre Decken umzunehmen pflegen. Den Hals zierten sie mit kupffernen und Messingen Ringen, und hatten auch sonderliche Ohrengehänge. Die Männer hatten kurtze Röcke, entweder von Leinwath, oder auch, wo es etwas Vornehmes war, von schlechten weissen Tuch. Es waren aber diese Röcke nicht weit, wie bey den Parthern und Sarmaten, sondern ganz eng umb den Leib, wie die Teutschen haben zu tragen pflegen. — Hosen — bis an die Erde herab gehangen, detswegen mußten sie dieselben unten an den Schuhen (von Leder oder Bast) — anbinden.“

Natanger dem Kurche und anderen Göttern das Erntepfer zu versagen versprochen, willigten sie auch ein, die Leichenverbrennung zu unterlassen. Aber die Art, den Toten mit seinen Lieblingsstücken auszustatten, währte fort. Gab man ehemals Waffen mit ins Grab, so

Abb. 5.



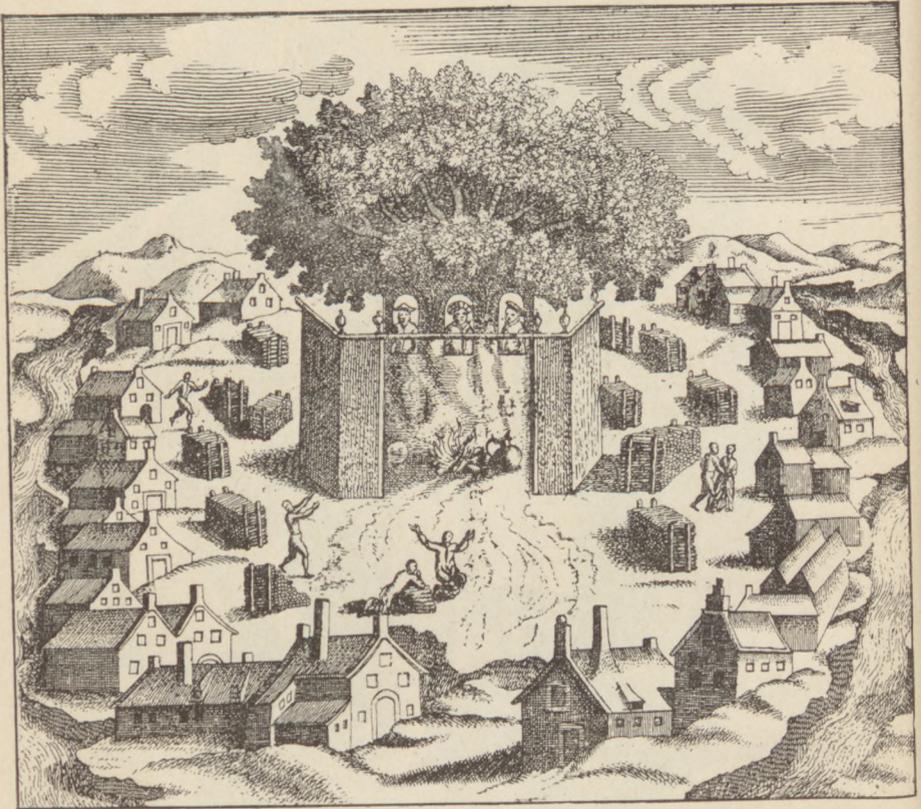
Altpreussischer Priester vor der Bockheiligung.

(Nach Hartknoch, S. 173.)

jetzt dem Schulzen in der Schulzenracht mit Schulzenstiefeln den Stab und die Peitsche. Der Priester mußte den Angehörigen Bescheid sagen, ob er nach dem Begräbnis den Toten gesehen habe, und sollte dann Gestalt, Waffen, Kleider, Gesinde, Pferde beschreiben. Erst wenn der Tote am Hause vorübergegangen und ein Zeichen ins Thor gehauen, beruhigte man sich.

Die religiöse Herrschaft übten die Priester und Priesterinnen aus, an deren Spitze der Oberpriester stand. Jene wurden auch Sigenoten, bei Leichenbestattungen (1249) Tullissonen und Ligaschonon genannt, dieser führte den Namen Kriwe, oder Kriwe Kriwaito. Der Sitz des

Abb. 6.



Altpreussisches Romowe. (Nach Hartknoch, S. 116.)

Kriwe hieß Romowe. Ob nun freilich nur ein Romowe bestand, oder jeder Gau eins besaß, ist ungewiß, wahrscheinlich ist das letztere. Der zuverlässige Ordenschronist Peter von Dusburg erwähnt einen Kriwe im nadrauischen Romowe. Hartknoch bildet ein solches Romowe ab, giebt aber keine Quellen und Erklärungen an. Es ist ein richtiger Dorfrundling, in dessen Mitte das eigentliche Heiligtum mit den Götterbildern und dem heiligen Feuer stand. Der Kriwe mußte dies Feuer hüten, er hatte die Opferungen zu besorgen, z. B. hatte er Gefangene zu opfern und den dritten Teil der Beute nach dem Siegesfeste den Göttern darzubringen. Er mußte auch die religiösen Feste

leiten und nach dem Begräbnis den Hinterbliebenen Mitteilung machen über die Art des Übertrittes des Verstorbenen ins andere Leben. Das heisst, er mußte sagen, in welchem Zustande er den Toten vorbeikommen sah. Nach der Einführung des Christentums führten die Priester, die sich nicht bekehrt hatten, heimlich ihren Dienst weiter und hatten immer Anhänger. Allmählich verlor sich ihre Macht. Als „Weideler, Pilweysen, Schwarzkunstige, wie solche gottvergesser heissen“, waren sie den Verfolgungen ausgesetzt, wurden erst vermahnt, verloren um 1408, nach Simon Grunau, die Rechte und wurden schliesslich getötet. Aber ihre Aufgabe, das ceremonielle Festmachen der Diebe (Hartknoch, S. 165), das Heilen u. a. blieb bestehen und ging auf die alten Weiber über, denen man wie den Kranken aus dem Wege ging, weil einem sonst kein Werk geraten könnte.

Am wenigsten geklärt sind unsere Anschauungen über den Götterhimmel der alten Preussen; Peter von Dusburg sagt, sie hätten Sonne, Mond und Sterne, den Donner, Vögel, vierfüssige Tiere und Kröten verehrt und heilige Haine, Felder und Gewässer gehabt. 1249 wird der Gott Kurche, vom ermländischen Bischof werden 1418 Patolus und Natrimpe erwähnt. Simon Grunau hat in seiner bekannten Art einen ganzen Olymp geschaffen. Dem preussischen Mönch und Patrioten war alles recht, was zum Lobe des Volkes dienen konnte. Waisselius und Hartknoch haben diese Götterschar trotz aller Zweifel auch aufgenommen. Da thronen bei Waisselius Occopirinus, der Gott des Himmels und der Erden, Schwayxtix, der Gott des Lichtes, Ausschweytus, der Gott der Kranken und Gesunden, Antrympus, der Gott des Meeres, Potrympus, der Gott der Flüsse, Perdoytus, der Gott der Schiffe, Pergribrius, „der lesset wachsen Laub und Grass“, Pelwitus, „der macht reich und füllt die Scheuren“ (Bilwiz?), Perkunus, der Donnergott, Peckullus, der Höllengott, Pockallos, der Gott der fliegenden Geister, Puschkaytus der Erdgott „unterm Holunder“, die Berstucke oder „Erdleutlein“, die Merkopate oder „Erdleute“.

Zu dem abgebildeten Romowe des Perkun, Pikoll und Potrimp, dessen Eiche „sechs Ellen dick zwerch über“ war, konnte kein Regen durchdringen. Wer Blätter von der Eiche am Halse trug, sei es Mensch oder Vieh, entging vielem Unglück. Noch jetzt läfst ja der Slawe zu Ostern in der Kirche seine Weidenruten segnen und hängt sie in Stube und Stall zu gleichem Zwecke auf. Das bei Hartknoch abgebildete, von etwa 30 Häusern umgebene Romowe mit Opferfeuer, Holzstöfsen und Wall hat auch ein heiliges Gewässer. Hartknoch führt ferner die Eiche Curchos bei Heiligenbeil, die 27 Ellen dicke Göttereiche bei Marienburg, in die Alle ihre Namen einschnitten, und die Wehlauer an und meint, auch Linden und Holunderbüsche, wo die unterirdischen Männlein wohnten, seien heilig gehalten worden. Den Schlangen zollte man bis auf die jüngste Zeit grosse Verehrung. Die den Göttern dargebrachten Opfer waren blutige und unblutige. Man

opferte die Gefangenen, die Führer hoch zu Ross, die Jungfrauen und Bräute geschmückt. Den Göttern opferte man weiße Pferde, beim Erntefest, besonders ceremoniell, einen Bock. Mit dem Blute ward das Vieh besprengt. Das Fleisch ward gebraten und verzehrt. Dazu aß man Kuchen und trank Bier. Den Schlangen und Hausunken gab man Milch und Speise.

Die Hauptfeste waren die Frühlingseinsegnung mit der Bitte um Gedeihen der Landwirtschaft und das Fest des Ernteanfangs. Bei beiden Festen, einer Art Bauernbieren, füllte der Priester eine Schale in der Rechten mit Bier, redete jeden Gott der Reihe nach an, nahm die Schale Bier zwischen die Zähne, trank sie aus und warf sie ohne Hülfe der Hände über seinen Kopf. Dann tranken alle.

Beim Ernteanfang aber fing einer die Ernte an und brachte die erste Gabe nach Hause. Am anderen Tage begannen dann die Hausgenossen dessen Feld abzuernten, und dann folgten die anderen der Reihe nach. Zu Ostern war das Frischgrünepeitschen in Gebrauch und wurde beispielsweise von des Hochmeisters Mägden geübt (Passarge, Aus dem Weichseldelta 342).

Die Familienfeste wurden mit besonderem Glanze gefeiert, namentlich die Hochzeit, obgleich ja der Mann Herr über das Leben der Frau und ihrer Kinder war, nach dem Tode sofort eine andere nehmen konnte und die Frau nur Magd neben Magd war. — Die Braut wurde durch zwei Freunde dem Bräutigam scherzweise entführt, und er mußte sie zurückkaufen. Ehe die Braut vom Bräutigam nach Hause geholt ward, lud sie die Anverwandten zu einem Gastmahle ein und sang ein Klagelied, wie das bekannte litauische, von Goethe in die Fischerin übernommene. Der Bräutigam schickte ihr dann den Wagen entgegen. An der Grenze sprang einer, der in der einen Hand einen Feuerbrand, in der anderen eine Kanne Bier hatte, hervor, rannte dreimal um den Brautwagen und forderte die Braut auf, des Herdes im neuen Hause wie im alten zu walten. Wenn der Wagen vor der Thür ankam, schrie alles: „Der Wagentreiber kommt.“ Mit einem Sprunge setzte sich nun der Bräutigam auf den an der Thür mit Kissen und Handtuch belegten Stuhl, bis die Braut herausgeführt und auf den Stuhl gesetzt ward. Hatte die Braut Bier getrunken, so wurde sie um den Herd geführt, die Füße wusch man ihr, sprengte mit dem Wasser Brautbett, Vieh, Haus. Dann verband man ihr die Augen, strich ihr Honig in den Mund, und stiefs sie dann zum Zeichen der Besitzergreifung an alle Thüren. Man beschüttete sie mit Getreide aller Art und nahm das Tuch wieder ab. Beim Gastmahle verwendete man ungeschnittenes Vieh. Vor dem Abgange ins Brautbett schnitt man ihr die Haarlocken ab, und die Frauen setzten ihr einen Kranz mit weißem Tuch („abgloyte“ = „abglopte?“) auf. Den mußte sie tragen, bis sie einen Sohn bekam. Im Bette prügelte man sie und setzte dem Paare Bocksniere vor, daß es fruchtbar wäre. Am anderen Morgen aß es den Rest des Brauthahns.

Die Begräbnisgebräuche sind in vielen Stücken noch heute ähnlich. Die Nachbarn kamen alle zum Sterbenden, klagten und weinten, während der Priester betete. Nach dem Tode wurde der Leichnam gewaschen und in Schuhen und weißen Kleidern auf den Stuhl gesetzt. Dabei trank man in der Totenstube mit Schalen Bier aus dem Backtroge, trank auch dem dabeisitzenden Toten zu mit den Worten: „Warum bist du denn gestorben, hattest du nicht so gut bei uns, hattest eine schöne Frau und Kinder u. s. w. Warum bist du nur von uns gegangen?“ Dann gab man ihm Schwert und Münzen, der Frau Nadel und Zwirn mit und trug die Leiche zum Grabe. Die Blutsverwandten ritten nebenher, hieben mit dem Degen in die Luft: „Lauft ihr Teufel in die Hölle.“ Auf diese Weise beschreibt ja auch der Biograph Wiprechts von Groitzsch das Ende von dessen Großvater Wolf, dem Herrn über Pommern und das Balsamerland: „Schließlich konnte Wolf vor Altersschwäche nicht mehr auf dem Rosse sitzen, da banden ihn die Seinen darauf, damit er ihnen so im Kriege voranzöge. Als er gestorben war, trugen sie nach ihrer Barbarensitte den Leichnam zum Tempel der Götter, umliefen, nach den Sippen geordnet, in Schlachtrüstung mit gezückten Schwertern die Totenbahre und feierten unter Klagen sein Leichenbegängnis.“

Dann folgte ein schwelgerisches Totenmahl; was an Speisen unter den Tisch fiel, ward nicht aufgehoben, das war für den Toten. Nun fegte der Priester die Stube aus und jagte die Seele fort: „Fort, ihr habt gegessen und getrunken.“ An dem lärmenden Feste beteiligten sich auch die anfangs so stillen Weiber. — Lebhaft tritt uns das Leben und Treiben der alten Preußen zuerst besonders in des Matthäus Waisselius von Bartenstein, Pfarrers zu Lauckheim, Buch entgegen, das 1599 in Königsberg bei Osterberger erschien, mit vielen Wappen und einem alten heidnischen Preußen als Titelbild geziert ist und *Chronica „Alter Preusscher, Eifflendischer und Curlendischer Historien“* heisst.

Als Sprachprobe diene das Vaterunser nach Abel Will 1561:

Tāwa Nōuson kas tu essei Endangon.

Swintints wīrst twais Emmes.

Perēit twais Rijks.

Twais Quāits audāsin, kagi Endangon tijt dēigi noseimien.

Nouson deinennien geitien dais noūmans schan deinan.

Bhe etwerpeis noūmans noāsons āuschantins, kai mes etwērpimai noūsons  
auschautenikamans.

Bhe ni weddeis mans emperbandāsan.

Schlāit isrankeis mans, esse wissan wargan. Amen.

## Die Litauer.

### Literatur.

- Aleksandrow: Litauische Studien. Dorpat 1888.
- Baranowski und Weber: Ostlitauische Texte. Weimar 1882.
- Bartsch: Dainu balsai, 2 Bde. Heidelberg 1886/9.
- Basanaviczius: Lituviszkos pasakos. Shenandoah 1899.
- Beheim-Schwarzbach: Friedrich Wilhelms I. Kolonisation in Litauen. Königsberg 1879.
- Benecke: Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreußen. Königsberg 1885.
- Bezenberger: Litauische Forschungen. Göttingen 1882. — Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache. Göttingen 1877. — Litauische und lettische Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts. Göttingen 1874 ff.
- Bock: Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreußen. Dessau 1782/5.
- Brand: Reysen (1673) durch die Marck etc., herausgegeben von Hennin. Wesel 1702.
- Bretkius: Postilla. Königsberg 1591.
- Donalitus: Ausgabe von Rhesa: Das Jahr. Königsberg 1818. — Ausgabe von Schleicher. Petersburg 1865/7. — Ausgabe von Nesselmann. Königsberg 1869. — Ausgabe von Passarge (Übersetzung). Halle 1894. — „Kurzgefaßte Nachrichten“, Ausgabe von Tetzner in „Unsere Dichter in Wort und Bild“, V. Leipzig 1895. — Donalitusliteratur, vergl. Altpreufs. Mon. 34, S. 278 ff.
- Freyberg: Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Tolminkemen. Stallupönen 1898.
- Gaigalat: Die Wolfenbütteler litauische Postillenhandschrift d. J. 1573. Tilsit 1900.
- Geitler: Litauische Studien. Prag 1875.
- Girenas: Die litauische Frage etc. Tilsit 1888. — Über einige Mißgriffe. Tilsit 1894.
- Glagau: Litauen und die Litauer. Tilsit 1869.
- Goldbeck: Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. Königsberg und Marienwerder 1785/9.
- Hoffheinz: Giesmiu balsai. Heidelberg 1894.
- Jurkschat: Litauische Märchen etc. Heidelberg 1899.
- Krause: Litauen und dessen Bewohner. Königsberg 1834.
- Kurschat: Litauisches Wörterbuch, 3 Bde. Halle 1870/73/83. Grammatik der litauischen Sprache. Halle 1876.
- Lasicus: De diis Samagitarum. Basel 1615. (Benutzt: Ausg. v. 1627.)
- Lepner: Der Preussische Litauer (1690). Danzig 1744.
- Leskien und Brugmann: Litauische Volkslieder und Märchen etc. Straßburg 1882.
- Litauisch-Literarische Gesellschaft: Mitteilungen. Heidelberg 1883 ff.
- Mielcke: Anfangsgründe einer litauischen Sprachlehre. Königsberg 1800. — Litauisch-deutsches und deutsch-litauisches Wörterbuch. Königsberg 1800.

- Moswid: Der litauische Katechismus vom Jahre 1547, herausgegeben von Bezenberger. Göttingen 1874.
- Nast: Die Volkslieder der Litauer. Tilsit 1893.
- Nesselmann: Litauische Volkslieder. Berlin 1853. — Litauisches Wörterbuch. Königsberg 1850/1.
- Nestor: Ausgabe von Schlözer, V. Göttingen 1809.
- Pisanski: Entwurf einer preussischen Literärgeschichte in 4 Büchern, herausgegeben von Philippi. Königsberg 1886.
- Prätorius: Nachricht von der Litauer Arth etc. (Erleutertes, Preussen 1724; Tetzner, Dainos 5, 11 ff.). — Deliciae prussicae, herausgegeben von Pierson. Berlin 1871.
- Preufs: Litauen vor 300 Jahren. Tilsit 1898.
- Rhesa: Vorrede zur litauischen Bibel. Königsberg 1816. — Dainos. Königsberg 1825.
- Ruhig: Betrachtung der litauischen Sprache. Königsberg 1745. — Litauisch-deutsches und deutsch-litauisches Lexikon. Königsberg 1747.
- Schleicher: Handbuch der litauischen Sprache, 2 Bde. Prag 1856/7. — Litauische Märchen etc. Weimar 1857. — Litauisches Lesebuch. Prag 1857. — Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen. Wien 1852.
- (Schliupas): Lietuviszkieje Rasztai ir Rasztininkai. Tilsit 1890.
- Szyrwid: Punkty kazan 1629, herausgegeben von Garbe. Göttingen 1884. — Dictionarium trium linguarum. 4. A. Wilna 1677.
- Tetzner: Dainos, litauische Volksgesänge mit Einleitung, Abbildungen und Melodien. Leipzig 1897.
- Thomas: Litauen (nach den Wegeberichten). Tilsit 1885.
- Veckenstedt: Die Mythen, Sagen und Legenden der Žameiten, 2 Bände. Heidelberg 1883.
- Völkel: Litauisches Elementarbuch. Heidelberg 1879, 2. Aufl. 1898.
- Weifs: Preussisch-Litauen und Masuren, 3 Bde. Rudolstadt 1878/9 (Litauer 167—173, Masuren 173—179, Zigeuner 180, Philipponen 180—183).
- Wichert: Litauische Geschichten. Leipzig 1890.
- Wiedemann: Handbuch der litauischen Sprache. Straßburg 1897.
- Wolter: Zahlreiche Aufsätze über Russisch-Litauen in den Mitt. d. lit. lit. Ges.
- Zweck: Litauen. Stuttgart 1898.

### I. Sprachgebiet.

Das litauische Sprachgebiet umfaßte noch Mitte des 17. Jahrhunderts ein Gebiet, das von folgender Linie eingeschlossen ward: Königsberg, Slonim, Rjaschitza, Dünaburg, kurische Südgrenze bis Polangen, kurische Nehrung, Königsberg. Dabei lagen alle diese Städte mitten im litauischen Sprachgebiet, wenn auch in den Städten selbst die polnische und in Preussen die deutsche Sprache an erster Stelle herrschend waren. Besonders die Ostlinie (Slonim, Grodno, Wilna, Dünaburg) ist früher weiter der Beresina und dem Dnjepr zugekehrt gewesen. Für die Nordgrenze ist die Düna und die Gegend Dünaburgs von Interesse. Selbst litauische Patrioten, die doch dem ursprünglichen Sprachgebiet möglichst viel beirechnen möchten, nehmen Dünaburg mit seinen wenigen litauischen Bewohnern heute nicht mehr für sich in Beschlag. „Dort wohnen genau so Litauer wie in Petersburg oder

Moskau, sie sind eben eingewandert.“ In einem Bericht von 1603 aber wird wiederholt die litauische Bevölkerung in der Umgegend Dünaburgs erwähnt. Ich meine die „Wahrhaftige erschreckliche und unerhörte geschicht, so sich in Lifflandt (bezeichnete damals Kur-, Liv- und Esthland) zugetragen in das einige Gebiethe Dünborch (in Kurland), geschrieben durch Herrn Friedrich Engell, Pastore daselbsten“ (Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft 1889, S. 236 bis 241):

„4. zeugt Jochim Friedewoldt, das in einem Krüge an der Dühne, unter Ihr Fürstlich Gnaden gelegen, im Boroschen Oloff der Hoff zugehörig, ein Litauer Bauer ein Krüger gewesen; der hatt so viel Menschenfleisch gekochet und den überdünischen Pauren verkauft.

7. In der Sieckelsche Witme (Widдем = Predigerwohnung) ist ein Littower gewesen, als der Pastor aufgezogen; der hatt seine Hunde und Katzen vertzehret, so woll einen lamen Jungen, Jahn Stuckens Schwester Sohn, noch ander 2 Persohnen, so woll auch des Pastorn Viehemagt, mit nahmen Anna, auffgefressen.

8. Diesen (Bauer Martin) hatt gemelter Littower sambt andern Dieben vom Galgen genommen und auffgefressen. Bezeugt Friedrich Engell, Pastor daselbst, hat solches am Tage Reminiscere erfahren und selbst gesehen.

28. Der Krüger ist ein Littower; darumb dafs er 3 Gesind aufgemordet und auffgefressen, aufs Rad gelecht. Testis Gothard Budtberchi.“

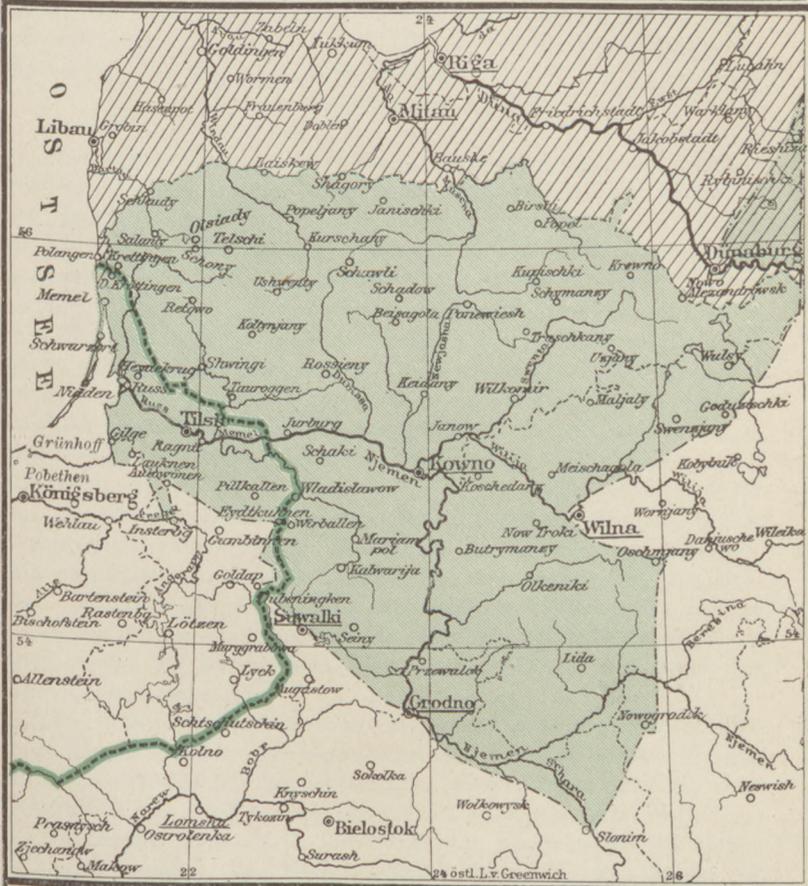
Aber noch heute wohnen, nach Manteuffel, nördlich von Dünaburg, bei Rjäschitza, in der Umgegend von Ciskad, etwa 250 Litauer in 64 Gehöften der Orte Girnokale, Jaudzime, Kejdany, Olchowka, Pilwale u. s. w.

Die geschichtlichen Ereignisse der letzten zwei Jahrhunderte waren nicht dazu angethan, die Sprache besonders zu pflegen. Der russische Teil war im Süden der polnischen, im Osten der weifs-russischen, im Norden und Westen der deutschen, im Innern anfangs der polnischen, später durch die Beamten der russischen Überflutung ausgesetzt. Und so schrumpften die Grenzen immer weiter zusammen. Heute liegen Grodno und Dünaburg, selbst Suwalki, auferhalb des litauischen Sprachbereichs. [Tafel des litauischen und des letzten preussischen Sprachgebiets (Pobethen), Abb. 7.] Und die alte Königsstadt Wilna ist längst polonisiert. Von gröfseren Städten ist nur Kowno rings von litauischen Dörfern umgeben, in der Altstadt ist noch eine litauische Kirche. Die Bevölkerung der Stadt selbst aber ist polnisch, „die Intelligenz spricht die Sprache Warschaus, nur die Bauern haben ihre Vatersprache bewahrt“. Dasselbe Verhältnis hat nach Angabe des bekannten Bischofs und Schriftstellers Baranowski in allen Städten und gröfseren Orten Litauens statt. Die litauische Sprache erhält sich nur deshalb so lange, weil so wenig Eisenbahnen das Land durchfurchen. Zum Sprachgebiet gehören aufser dem Gouvernement Kowno oder Samogitien die an-

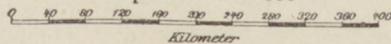
Abb. 7.

# Gesamtübersicht des litauischen Sprachgebiets in Preußen und Rußland.

Von Dr. F. Tetzner.



Maßstab 1:4 000 000



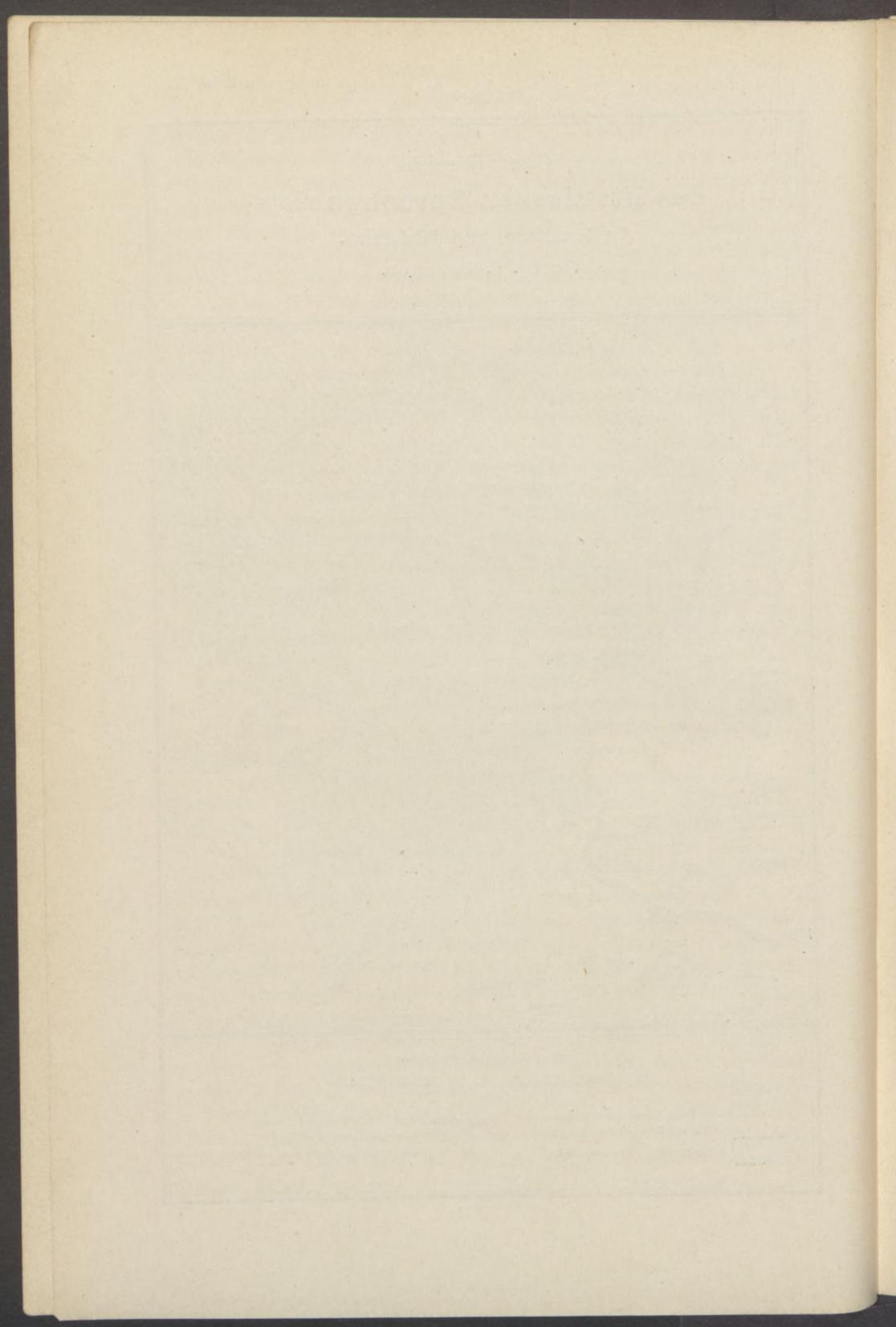
Litauisches Sprachgebiet (gemischt  
mit Deutschen und Litauern)

Litauisches Sprachgebiet

Russisch-Deutsche Grenze

Gouvernementsgrenze

(Die Hauptstadt des Gouvernements ist unterstrichen)



grenzenden Teile der Gouvernements Wilna, Grodno und Suwalki und kleine Teile von Minsk und Witebsk. Freilich wird gerade in diesen Teilen das litauisch - polnisch - russische Sprachgemisch noch bunter durch die zahlreichen Deutschen und Juden. Wilna zählt unter 130 000 Einwohnern 60 000 Juden, Kowno je die Hälfte von Wilna, Grodno gar unter 50 000 Einwohnern 40 000 Bewohner vom Stamme Sem. Und die Juden radebrechen alle Sprachen, das Deutsch an den Firmen kommt in folgender edler Gestalt vor: Kaffe und Schokolad, Razizen, Harrschneiden, Parikmacherei, Resieren und Froasieren, Kosmeticus Waaren. Juschkiewitsch führt in den Wielonaer „Hochzeitsgebräuchen“ eine Daina an, darin heist es:

„Kannst du Kownos Juden zählen?“

„Danke, danke!“

Eine genaue Zählung und Sichtung der Bevölkerung nach Sprachen wäre ebenso unmöglich als unfruchtbar. Man müßte denn diejenigen einer Sprache zuordnen, die eben nur eine Sprache kennen. Deren Zahl ist jedoch in den Kreisen Wilna und Suwalki gering. Schon der regelrechte ausgedehnte Marktverkehr bedingt das Erlernen der notwendigsten Sprachen. Meine Wirtin in Kowno verstand die sämtlichen oben erwähnten Sprachen, außerdem das in besseren russischen Kreisen gebräuchliche Französisch. Etwas sprachfester ist die gesamte Landbevölkerung des inneren Samogitiens, die wie die polnische römisch-katholisch ist und schon deshalb zur griechisch-katholischen Beamtenwelt in Gegensatz steht. Dafs die litauische Sprache überhaupt dort noch nicht zum Trödel der Rumpelkammer zu zählen ist, bedarf nur eines Hinweises auf die 1500 litauischen Priester, die jenseits der preussischen Grenze wirken. Diese Zahl ist nicht zu unterschätzen, wenn man bedenkt, wie spärlich dort die Kirchen gesäet sind. Im nördlichen Teile Samogitiens giebt es auch griechisch-katholische Litauer und an der Grenze evangelische. So scheiden sich in Russisch-Krottingen streng die katholischen Schameiten von den eingewanderten evangelischen Litauern.

Die litauische Sprachgrenze in Rußland umschließt etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen Litauer; sie beginnt bei Dubeningken an der Grenze, berührt das Quellgebiet der Scheschuppe nördlich von Suwalki, zieht sich nördlich von Grodno hin (im ganzen Gouvernement 2180 Litauer) und erreicht das Njementhal, die südlichsten versprengten litauischen Gemeinden wohnen im Kreise Slonim (1886: 1156 Litauer in Pogirren und Zetela). Dann wendet sich die Grenze nördlich nach Nowagrodek im Gouvernement Minsk, wo ebenfalls inmitten von Polen und Weißrussen verstreut litauische Bevölkerung haust. Nach Norden hin trifft die Grenze auf den Kreis Oschmiana, woselbst in Lasduny die Beichte litauisch abgehört wird. Nun schließt die Grenze die alte Großfürstenstadt Wilna aus und mündet an der samogitischen Grenze bei der Disna ein. An der Düna wendet sich

die Grenze zu einigen entfernten Dörfern im Kreise Rjaschitza (etwa 400 Litauer im Gouvernement Witebsk), umgeht Dünaburg und mündet in die kurländisch-samogitische Grenze ein. Auch auf der kurischen Seite wohnen noch Litauer, mit Letten und Deutschen vermischt. Die angegebene Süd- und Ostgrenze umschließt aber nur die äußersten Gemeinden, die Hauptbevölkerung ist polnisch und weißrussisch. — Nicht in Betracht kommen die litauischen Kolonien, so die in Petersburg, wo regelmäßiger Gottesdienst in der katholischen Katharinenkirche stattfindet. Ebenso die nordamerikanischen Kolonien in Plymouth, Chicago, Mahanoy City, New York, Canada; ihre Zahl soll  $\frac{1}{2}$  Million betragen, 1895 besaßen sie 15 Kirchen und 5 Schulen. Das Litauische wird auf den russischen Schulen nicht gepflegt, die litauischen Schüler der kurischen und polnischen Gymnasien kommen aber unter sich zusammen und pflegen litauische Lektüre und Grammatik. Da der Druck litauischer Bücher in den 60er Jahren von Murawjew in anderen als russischen Lettern verboten ward, beziehen sie ihre Literatur aus Deutschland, wo etwa 13, und aus Amerika, wo 9 Zeitungen erscheinen. Drei davon sind besonders für Rußland berechnet. Neuerdings aber pflegen einige für die Intelligenz berechnete Blätter, wie Varpas und Ukininkas, Belletristik, Volks- und Landwirtschaft, Literatur- und Kulturgeschichte; litauische Novellen und Dramen erschienen neben aufklärenden Schriften. Und die Zeitungen, die als Literatur nur die Dainos, kirchliche Schriften und das „noch nicht wieder aufgefundene Bibelbruchstück“ neben Donalitus anführen und die litauische Literatur damit für abgethan hielten, haben falsch prophezeit; es sind in den letzten Jahrzehnten litauische Literaturwerke entstanden, die getrost in die Weltliteratur eingereiht werden dürfen.

Die litauische Sprachgrenze in Deutschland (Tafel, Abb. 8) ist im Laufe der Jahrhunderte nicht bloß zurückgedrängt, sondern auch durchbrochen und umschlossen worden, daß heute kaum mehr von einem geschlossenen litauischen Sprachgebiet die Rede sein kann. Ursprünglich waren die drei Landschaften Sudauen, Nadrauen und Schalauen rein litauisch. Der Orden vermehrte zunächst die Anzahl der deutschen Burgen; nach aufsen und von aufsen wurde germanisiert. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gehörte noch alles Land nördlich vom Pregel bis nach Königsberg hin zum Sprachgebiet; und vom heutigen Regierungsbezirk Gumbinnen die Kreise Darkehmen und Goldap und was nördlich davon lag. Alle und Deime galten als Grenze.

Friedrich der Große sagt, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts über 300 000 Einwohner durch Krieg und Pest umgekommen seien, durch seines Vaters Kolonisation aber das Land reicher und fruchtbarer als irgend eine andere preussische Provinz geworden wäre und  $\frac{1}{2}$  Million Einwohner zähle. Hiernach kann die Zahl der Litauer kaum bedeutender gewesen sein als heute, denn die herbeigerufenen Siedler waren Deutsche. Zufälligerweise haben wir ein Verzeichnis



Abb. 8.



Zakład  
U. M. K.  
w Toruniu

der Kirchspiele, in denen litauisch gepredigt wurde, aus dem Jahre 1719, also vor der deutschen Besiedelung. Wir sind so in der Lage, die damalige Sprachgrenze feststellen zu können. Das litauische Sprachgebiet umfaßt danach den Teil Ostpreussens, der nördlich von folgender Linie liegt: Labiau, Petersdorf, Norkitten, Muldschen, Jodlauken, Trempen, Darkehmen, Szabinen, Goldap, Dubeningken. In diesem Teile wirkten 62 litauische Pastoren, davon je zwei in Ragnit und Tilsit und drei in Memel. Außerdem gab es einen solchen in Königsberg, auch wohnten südlich von dieser Linie vereinzelt litauische Familien. Es spricht für die Zähigkeit des Stammes, daß Friedrich Kurschat 1876 in seiner Grammatik auf der Sprachkarte, wohl ohne Kenntnis jenes Berichtes von Lysius, die Grenze fast genau so wiedergiebt, nur hier und da zu Gunsten des Volkes südlicher legt. Litauische Kirchspiele gab es damals in den Kreisen Memel, Heydekrug, Niederung, Tilsit, Ragnit, Pillkallen, Labiau, Insterburg, Goldap, Stallupönen, Gerdauen, Darkehmen, Gumbinnen, Wehlau. 1848 war die Sprachgrenze: Labiau, Laukischken, Plibischken, Norkitten, Obelischken, Jodlauken, Didlacken, Ballethen, Darkehmen, Kleschoven, Gawaiten, Tolminkemen, Dubeningken.

Meine durch Fragebogen im März 1897 erhaltenen Zahlen beziehen sich auf die geschlossenen Kirchspiele der einzelnen Kreise, als deren Vertreter das Kirchdorf gilt. Sich neu abgrenzende Seelsorgerbezirke werden allmählich zu Kirchspielen; solange sie dies noch nicht waren, habe ich deren Einwohner zu den alten Kirchspielen gerechnet. Die Kirchspiele selbst sind räumlich sehr ausgedehnt, im Kirchort selbst überwiegt meist das Deutsche. Zu jedem Kirchspiel gehören eine Menge Dörfer, Dörfchen und Schulen. Als Beispiel sei Tolminkemen erwähnt, das ja seit einigen Jahrzehnten völlig germanisiert ist, von ihm ward Rominten abgezweigt. Das tolminkemische Kirchspiel hat außer dem Kirchdorf und den anderen Schuldörfern Ballupönen, Didszullen, Islaudszen, Kiaunen, Kubillen, Lankischken, Pickeln, Pöwgallen, Schackeln, Theweln, Warnen noch die Dörfer: Bergenthal, Budszedehlen, Czerwonnen, Deeden, Elluschönen, Jessatschen, Jagdbude, Kaseleken, Kublichken, Martischken, Makunischken, Meldienen mit dem Rettungshause Bethanien, Motzkuhnen, Oszeningken, Pallädszen, Raudohnen, Samonienen, Sergunen, Waldaukadel, Werxnen.

Vor 300 Jahren erklang hier fast nirgend ein deutscher Laut, noch vor 200 Jahren gehörten außer den jetzigen zehn ostpreussischen Kreisen Königsberg-Land, Fischhausen, Wehlau, Gerdauen, Darkehmen, Gumbinnen zum litauischen Sprachbereich. 1848 befanden sich in diesen Kreisen nur wenig Leute noch, die des Deutschen nicht mächtig gewesen wären. Zu Muldszen im Gerdauischen erlosch die litauische Predigt im vorigen Jahrhundert, ebenso in den Stranddörfern von Fischhausen und Königsberg-Land. Dasselbe Ereignis vollzog sich um 1890 zu Ballethen im Darkehrmischen und zu Plibischken im Weh-

lauschen. Plibischken hatte um 1800 noch 1000 litauische Kommunikanten. Im Gumbinnischen wurde 1883 zu Niebudzen das letzte Mal litauisch gepredigt.

Heute verläuft die südliche Sprachgrenze der gemischt-sprachigen Kirchspiele von Nidden (Nehrung) über Gilge, Laukischken, Mehlauken, Popelken, Berschkallen (Insterburg), Insterburg-Land, Georgenburg, Aulowönen, Grünheide, Pellingken, Kraupischken (Ragnit), Mallwischken (Pillkallen), Kussen, Pillkallen, Kattenau, Warningken, Bilderweitschen, Eydtkuhnen, Stallupönen, Göritten, Pillupönen, Enzuhn, Melkemen, Szittkemen, Dubeningken.

Südlich von dieser Linie wird kein litauischer Gottesdienst abgehalten und von den Pastoren das Litauertum für erloschen erklärt; man predigt aber litauisch nördlich davon in jedem Kirchspiel. Das so begrenzte litauische Sprachgebiet hat einige rein deutsche Inseln; in jeder der drei größeren Städte Tilsit, Memel und Ragnit besteht neben der deutsch-litauischen Landgemeinde eine rein deutsche Stadtgemeinde, die die Vorherrschaft des Deutschtums endgültig besiegeln. Und von der angeführten Kirchspiellinie haben die Orte Georgenburg (Insterburg), Warningken (Pillkallen), Bilderweitschen (Stallupönen) keinen selbständigen litauischen Gottesdienst mehr, sondern halten sich soweit sie nicht, wie in Bilderweitschen, den deutschen besuchen, zu den nächstliegenden deutsch-litauischen Kirchspielen. Die Grenzlinie selbst bleibt der eigentümlichen Lage jener drei Orte wegen unverändert. Im Übrigen ist die litauisch-ostpreussische Ostgrenze deshalb keine Sprachgrenze, weil jenseits der Grenzpfähle die litauische Sprache vorwiegt. Die natürliche Westgrenze hat sich infolge des unfruchtbareren Bodens am unveränderlichsten in den Händen der Letten erhalten. Derselbe natürliche Grund ist die Ursache der Slowinzeninsel am Leba-see inmitten des völlig germanisierten Pommerns. Es gehören also zum litauischen Sprachgebiet hinsichtlich der Kirchensprache vollständig die fünf Kreise Memel, Heydekrug, Tilsit, Ragnit, Niederung; teilweise aber die fünf Kreise Pillkallen (ohne Warningken!), Labiau Ost, Insterburg Nord, Stallupönen Nordost, Goldap Ost.

Dieser Sprachbezirk hat eine Einwohnerzahl von 415 411, die Zahl der Litauer beträgt davon 120 693, d. i. 29,1 Proz. der Gesamtbevölkerung. Diese Zahl verteilt sich auf die lutherische, katholische und baptistische Kirche. Die reformierten apostolischen und israelitischen Gemeinden haben keinen litauischen Gottesdienst. Hinsichtlich der Zahl der litauisch-deutschen Kirchspiele folgen die Kreise so: Tilsit 12, Heydekrug und Ragnit je 11, Memel und Stallupönen je 9, Niederung und Pillkallen je 8, Labiau 6, Goldap 2; nach der absoluten Anzahl der Litauer folgen die Kreise: Tilsit 27 004, Heydekrug 26 362, Memel 24 464, Ragnit 16 324, Labiau 10 060, Niederung 9680, Pillkallen 4607, Stallupönen 1302, Goldap 450, Insterburg 440. Nach der relativen: Heydekrug 61,9 Proz., Memel 47,4 Proz., Tilsit 38 Proz.,

Labiau Ost 30 Proz., Ragnit 27 Proz., Niederung 19,2 Proz., Pillkallen 10 Proz., Goldap Ost 4,3 Proz., Stallupönen Nordost 3 Proz., Insterburg Nord 1,6 Proz.

Würde man die drei deutschen Gemeinden in Memel, Tilsit und Ragnit von der Berechnung ausschließen, so würden die ersten vier relativen Zahlen lauten: Memel 70 Proz., Heydekrug 61,9 Proz., Tilsit 58,1 Proz., Ragnit 33 Proz.

Hinsichtlich der Lebenskraft des Litauertums zerfällt der litauische Sprachbezirk in fünf Teile.

Der erste Teil umfaßt den Kreis Memel, mit Ausschluss der Stadtgemeinde, und die Kirchspiele Rufs, Kinten und Saugen vom Kreise Heidekrug. In diesem Teile tragen die Litauer, alt wie jung, noch allenthalben Tracht, besonders die Frauen; die lettischen auf der Nehrung und in den Stranddörfern die vielfaltigen schwarzen, die litauischen auf dem Festlande die buntgestreiften Röcke. Außerdem überwiegt das Litauertum in allen Gemeinden, regelmässiger sonntägiger litauischer Gottesdienst, litauische Konfirmation ist überall zu finden. Die beiden Nehrungsgemeinden haben deutsche Konfirmation eingeführt. Für diese sind das Litauische wie das Deutsche gleich fremde Sprachen, und das neu gelernte Deutsch klingt gemäß der Schriftsprache, ist aber nicht etwa das vorgerückte Platt wie auf der südlichen Nehrungshälfte.

Der zweite Teil reicht südlich von der Linie Nidden, Rufs bis Schakuhnen, Plaschken, Pokraken, Tilsit, Piktupönen, Laugszargen. Ihm mangelt von den vorhin angegebenen Kennzeichen die ausgesprochene Tracht. Wohl wird noch hier und da von älteren Frauen die Marginne getragen, auch läßt sich hier und da noch ein Bastsohlenträger blicken, der Nachwuchs aber trägt moderne Kleidung. Dieser Teil liegt größtenteils rechts vom Njemen und Rufsstrom in den Kreisen Tilsit und Heydekrug und kennzeichnet zugleich, mit Ausschluss von Tilsit-Stadt, die Südgrenze des ostpreussischen Bezirks, wo die Deutschen in den evangelischen Gemeinden in der Minderheit sind.

Der dritte Teil, südlich der oben angegebenen Linie Nidden-Laugszargen, reicht südlich bis Inse, Kaukehmen, Pokraken, Jurgaitischen, Lengwethen, Budwethen, Wischwill, Schmallingken. Hier sind, mit Ausnahme der Gemeinden Inse, Schillgallen (kath.), Riedelsberg (kath.) überall die Deutschen in der Mehrheit. Es findet jedoch noch sonntäglicher Gottesdienst und alljährliche litauische Konfirmation statt. Der Teil umfaßt das linke Njemenufer in den Kreisen Tilsit, Ragnit, Niederung, Heydekrug.

Der vierte Teil, südlich der vorhin genannten Linie Inse-Schmallingken, reicht südlich bis Gilge, Laukischken, Mehlauken, Popelken, Skaisgirren, Jurgaitischen, Szillen, Kraupischken, Kussen, Pillkallen, Schillehnen. Er umfaßt also den südlichen Teil der Niede-

rung, Labiau Ost, Ragnit Süd, Pillkallen Nord. In diesem Teile sind die Litauer, wie im vorigen Kreise, in den Gemeinden in der Minderheit. In Lauknen nur überwiegen die Litauer. Tracht trifft man nirgend mehr, die litauische Konfirmation ist erloschen, aber in allen Gemeinden findet sonntäglich litauischer Gottesdienst statt.

Im Kirchspiel Willuhnen giebt es noch einige ziemlich rein erhaltene Salzburger Kolonien, so Wensken, Scharkabude, Kumelupchen; die Wirtschaften sind Muster von Fleiß und Ordnung.

Der fünfte Teil, südlich der oben angegebenen Linie von Popelken bis Schillehnen, reicht südlich bis Berschkallen (litauische Predigt jährlich einigemal), Insterburg-Land (zweimal), Georgenburg (keinmal), Aulowönen (einigemal), Grünheide (zwölfmal), Pellingken (zweimal), Mallwischken (viermal), Kattenau (zwölfmal), Warningken (keinmal), Willuhnen (Sommers), Schirwindt (viermal) und umfaßt außerdem folgende zehn südlich sich anschließende Grenzkirchspiele: Bilderweitschen evangel. (keinmal), Bilderweitschen kath. (regelmäßig, 95 Ortschaften sind eingepfarrt), Eydtkuhnen (einmal), Stallupönen (vierzehntägig), Göritten (viermal), Pillupönen (mehrmals), Enzuhnen (dreimal), Melkehmen (viermal), Szittkehmen (Sommers), Dubeningken (viermal). Dieser fünfte Teil umfaßt also Insterburg Süd, Pillkallen Süd, Stallupönen Nordost, Goldap Ost. In diesem Kreise hat nur die Bilderweitschener katholische Insel das Litauertum überwiegend, in allen anderen Kirchspielen tritt es in verschwindender Minderheit auf. Es wird den alten Leuten zu Gefallen noch einigemal litauisch gepredigt. Die Pastoren brauchen meist nicht litauisch zu können, sondern dürfen den jährlich mehreremal stattfindenden Gottesdienst von litauisch sprechenden Kollegen halten lassen. In den drei Gemeinden Georgenburg, Warningken und Bilderweitschen (evangel.) ist sogar dies nicht nötig, da die wenigen Litauer den litauischen Gottesdienst der Nachbargemeinde besuchen oder sich am deutschen beteiligen, den sie ebenso gut verstehen. Die Jugend ist völlig deutsch. Die Namen nur erinnern an die alte litauische Abstammung. In dem Grenzteil und auch in rein deutschem Gebiete werden staatliche Bekanntmachungen aber immer noch in deutscher, litauischer und polnischer Sprache veröffentlicht.

Obgleich diese Kreise ziemlich fest geschlossen sind, finden sich doch einige Kirchspiele südlich des zweiten Kreises, die über 50 Proz. Litauer zählen, nämlich Inse 55,5 Proz. (Niederung), Lauknen 59 Proz. (Labiau) und die kleinen katholischen Kirchspiele Bilderweitschen 83,3 Proz. (Stallupönen) und Riedelsberg 60 Proz. (Tilsit).

Fast rein litauische Kirchspiele sind die um Memel herum: Deutsch-Krottingen 92,3 Proz., Nidden 89,1 Proz., Dawillen 83,1 Proz., Prökuls 76,1 Proz., Plicken 74,1 Proz.; das Gleiche gilt von der baptistischen Gemeinde Bruiszen mit 100 Proz. Litauern und sämtlichen katholischen Gemeinden außer Tilsit und Memel.

Hinsichtlich der Konfession zählt Deutsch-Litauen unter seinen 78 deutsch-litauischen Gemeinden 7 katholische, 4 baptistische und 67 evangelische.

Von den katholischen entfallen je eine auf Memel (Memel mit 800 = 50 Proz. Litauern), Ragnit (Riedelsberg mit 300 = 60 Proz. Litauern) und Stallupönen (Bilderweitschen mit 550 = 83,3 Proz. Litauern), je zwei auf Heydekrug (Szibben und Schillgallen mit je 500 = 76,9 Proz. Litauern) und Tilsit (Tilsit mit 150 = 12,5 Proz. und Robkojen mit 595 = 96 Proc. Litauern). So klein die katholischen Gemeinden sind, die sich zum größten Teile aus russischen Litauern gebildet haben, so treu halten sie an ihrer Muttersprache fest. Die 3295 katholischen Litauer machen 56,6 Proz. ihrer Gemeinden aus.

Nicht so zäh bewahren die Baptisten das Litauertum. Ragnit-Ikschen mit 10 = 3 Proz. Litauern hat keinen litauischen Gottesdienst, ebensowenig die rein deutsche Prökulser Gemeinde. Tilsit mit 30 = 10 Proz. und Memel mit 70 = 18,9 Proz. Litauern werden nur von Alexen mit 90 = 33,3 Proz. und von Bruiszen mit 200 = 100 Proz. Litauern übertroffen. Im ganzen verfügten die fünf deutsch-litauischen Baptistengemeinden über 400 = 24,8 Proz. Litauer.

Die Evangelischen zählen an deutsch-litauischen Kirchspielen in Memel 7, Heydekrug 8, Tilsit 9, Ragnit 9, Niederung 8, Pillkallen 8, Labiau Ost 5, Insterburg Nord 6, Stallupönen Nordost 8, Goldap Ost 2 Kirchspiele. Von diesen 70 Kirchspielen wird in 67 litauischer Gottesdienst gehalten. In diesen 70 Kirchspielen leben 28,8 Proz. = 116 998 evangelische Litauer. Am treuesten bewahren die Maldinker das Litauertum, die in ihren Laiengottesdiensten deutsch und litauisch predigen, beten und singen.

Von den ostpreussischen Litauern sind 97 Proz. evangelisch, 2,7 Proz. katholisch, 0,3 Proz. baptistisch; in früheren Verzeichnissen sind auch (1890) 95 litauische Juden, 20 Dissidenten, 1 Griechisch-Katholischer namhaft gemacht worden. Soweit es sich nicht um vorübergehend Anwesende handelt, sind bis jetzt solche von Gemeindevorstehern nicht namhaft gemacht worden; die Juden verstünden wohl etwas litauisch, betrachteten dies aber nicht als Muttersprache. Die Zahl war übrigens schon 1890 eine verhältnismäßig geringe.

Von der Gesamtbevölkerung Preussisch-Litauens bilden die Litauer überhaupt 29,1 Proz., die Evangelischen 28,1 Proz., die Katholischen 0,8 Proz., die Baptisten 0,1 Proz.

Kurschat nahm 1890 für die nun reindeutschen Kreise Wehlau, Gumbinnen und Darkehmen 373 an, für sämtliche anderen ostpreussischen Kreise 1020, v. Fircks für Preußen außerhalb der zehn litauischen Kreise 1470.

Von größeren Städten außerhalb des Bezirks kommen nur Königsberg und Berlin in Betracht, von denen ersteres 1890 469, letzteres 705 Litauer zählte. In den anderen Großstädten leben Litauer nur

sehr vereinzelt, und wenn man den Namen auf -eit, -at, -ies, -wicz begegnet, wird der Träger des Namens bestätigen, daß meist schon der Vater und Großvater Deutsche waren.

Das deutsch-litauische Völkergemisch im Sprachbezirk erhält noch durch drei an den Grenzen wohnende neue Völker Farbe: die Russen, Polen und Letten.

Die Zahl der Litauer in früheren Zeiten ist erst seit 1831 auf Grund genauerer Angaben festzustellen, solche haben Firecks, Böckh, Völkel, Kurschat zusammengestellt. Die Zahlen schwanken zwischen 119 000 und 150 000 und machen trotz der Unsicherheit der Angaben und der Zählweise den Eindruck, daß das Litauertum in Ostpreußen sich zäh hält, aber doch allmählich abnimmt.

Im Kreise Memel, der 47,4 Proz. = 24 464 Litauer zählt, wird in neun Kirchen deutsch-litauischer Gottesdienst gehalten; die reformierte, die jüdische und die evangelische Stadtgemeinde halten keinen litauischen mehr, dagegen die katholischen (50 Proz. = 800) und baptistische (18,9 Proz. = 70) und die evangelischen Landgemeinden zu Krottingen (92,3 Proz. = 4800), Dawillen (83,1 Proz. = 2700), Memel-Land (50 Proz. = 6000), Nidden (89,1 Proz. = 814), Plicken (74,1 Proz. = 2000), Prökuls (76,1 Proz. = 7080), Schwarzort (50 Proz. = 200).

Im Kreise Heydekrug, der 61,9 Proz. = 26 362 Litauer aufweist, sind sämtliche elf Gemeinden doppelsprachig. Die eine baptistische Gemeinde zu Bruiszen ist fast rein litauisch (100 Proz. = 200), die beiden katholischen Gemeinden zu Schillgallen und zu Szibben haben je 76,9 Proz. = 500 Litauer. Die übrigen acht evangelischen Kirchspiele zählen zu Karkeln 5,9 Proz. = 80 Litauer, zu Kalninken 36,8 Proz. = 350, zu Kinten 73,5 Proz. = 3730, zu Rufs 60,9 Proz. = 4502, zu Saugen 64 Proz. = 3200, zu Schakuhnen 55,5 Proz. = 2500, zu Werden 60 Proz. = 6000, zu Wieszen 70,6 Proz. = 4800.

Neue Kirchspiele lösen sich seitdem von Saugen, Werden, Wieszen, Koadjuten und Plaschken ab; im Kreise Memel von Krottingen.

Im Tilsiter Kreise, mit 58,1 Proz. = 27 004 Litauern, überwiegen links vom Njemen die Deutschen, rechts die Litauer. Gemeinden mit deutscher Kirchensprache sind die Tilsiter reformierte, die apostolische, die israelitische und die evangelische Stadtgemeinde. Doppelsprachig sind die baptistische Gemeinde zu Tilsit mit 10 Proz. = 30 Litauern, die katholische daselbst (12,5 Proz. = 150) und zu Robkojen (96 Proz. = 595), sowie die neun evangelischen Dorfgemeinden zu Koadjuten (66,6 Proz. = 4000), Laugzargen (68,6 Proz. = 1420), Nattkischken (60,6 Proz. = 2000), Piktupönen (51,8 Proz. = 3015), Plaschken (65,3 Proz. = 2824), Pokraken (52,4 Proz. = 1100), Rucken (66,6 Proz. = 2730), Wilkischken (40 Proz. = 1640). Der Seelsorgbezirk Neu-Argeningken zweigt sich aus den an Heinrichswalde angrenzenden Gemeinden ab.

Im Ragniter Kreise, mit 27 Proz. = 16 324 Litauern, wohnen in zwei Kirchspielen nur Deutsche, im evangelischen zu Ragnit-Stadt und im baptistischen zu Ragnit-Ikschen, deren 10 Litauer (3 Proz.) am deutschen Gottesdienst teilnehmen, während die 200 Ragniter Litauer in die evangelische Landkirche gehen. Elf Gemeinden sind doppelsprachig, die zu Budwethen (23,1 Proz. = 1500), Jurgaitschen (29,7 Proz. = 1900), Kraupischken (20 Proz. = 1600), Lengwethen (14,3 Proz. = 400); Ragnit-Land (33,4 Proz. = 3460), Rautenberg (18,6 Proz. = 800), Schmaleninken (33,3 Proz. = 800), Szillen (26,2 Proz. = 1854), Wischwill (46,7 Proz. = 3500); aufer diesen evangelischen Gemeinden besitzt das katholische Kirchspiel Riedelsberg noch 60 Proz. = 300 Litauer. — Der Seelsorgbezirk Lenkeningken zweigt sich von Ragnit ab; ein jetzt neugebildetes Kirchspiel ist Gr. Szugken.

In der Niederung befinden sich 19,2 Proz. = 9680 Litauer in sämtlichen acht evangelischen Kirchspielen, nämlich in Grofsfriedrichsdorf 13,8 Proz. = 800, in Heinrichswalde 12,2 Proz. = 900, in Inse 55,5 Proz. = 1000, in Kaukehmen 24,8 Proz. = 2000, in Lappienen 3 Proz. = 150, in Neukirch 9,9 Proz. = 600, in Seckenburg 35,4 Proz. = 1730, in Skaisgirren 22,7 Proz. = 2500.

Ueber Pillkallen sind 10 Proz. = 4607 Litauer in sämtlichen neun evangelischen Kirchspielen verteilt, doch gehen die wenigen Warninkener Litauer zum litauischen Gottesdienst nach Pillkallen. Es sind ansässig in Kussen 5,1 Proz. = 300, in Lasdehnen 32,6 Proz. = 3000, in Mallwischken 1,1 Proz. = 40, in Pillkallen 2,9 Proz. = 300, in Schillehnen 22,2 Proz. = 600, in Schirwindt 0,9 Proz. = 50, in Warningken 0,1 Proz. = 5, in Willuhnen 5,7 Proz. = 312 Litauer.

Labiau zerfällt sprachlich in zwei Teile. Der Westen ist reindeutsch, nämlich die Kirchspiele Kaymen, Labiau, Legitten. Ostlabiau hingegen ist mit seinen 30 Proz. = 10 060 Litauern in der katholischen Gemeinde zu Alexen (33,3 Proz. = 90), wie in den übrigen fünf evangelischen Gemeinden deutsch-litauisch. Der litauischen Sprache rechnen sich zu in Gilge 46,5 Proz. = 2000, in Laukischken 16,6 Proz. = 1500, in Lauknen 59 Proz. = 3170, in Mehlauken 19,7 Proz. = 1500, in Popelken 25 Proz. = 1800 Bewohner. — Die grofse Wald- und Moorgegend am Haff und am Gilgestrom, mit der zahlreichen litauischen Bevölkerung, steht im merkwürdigen Gegensatz zum deutschen Westen dieses Kreises.

Im Kreise Insterburg ist die Südhälfte deutsch: Insterburg-Stadt, Didlacken, Jodlauken, Norkitten, Obehlichken, Puschkdorf, Saalau; als reindeutsch können auch die beiden Institute gelten: das Seminar zu Karalene und die Strafanstalt zu Insterburg, wiewohl beide auf die Litauer Rücksicht nehmen. Die rein evangelische Nordhälfte von Insterburg hingegen ist schwach, aber gleichmäfsig mit Litauern über-

säet (1,6 Proz. = 400). Es nennen sich in Aulowöhnen 1,6 Proz. = 80 Bewohner Litauer, in Berschkallen 1,7 Proz. = 80, in Georgenburg 0,5 Proz. = 30, in Grünheide 5,5 Proz. = 200, in Insterburg-Land 0,6 Proz. = 30, in Pellingken 0,6 Proz. = 20. In allen diesen Kirchen, mit Ausnahme von Georgenburg, findet litauischer Gottesdienst statt.

Von der Nordosthälfte des Kreises Stallupönen, mit 3 Proz. = 1302 Litauern, gilt dasselbe wie von Nord-Insterburg. Sämtliche acht evangelische Kirchspiele und das katholische zu Bilderweitschen (83,3 Proz. = 550) weisen Litauer auf; die 5,8 Proz. = 150 evangelischen Litauer zu Bilderweitschen aber haben keinen besonderen litauischen Gottesdienst. Übrigens zählen Eydtkuhnen 0,1 Proz. = 8, Enzuhnen 0,3 Proz. = 20, Göritten 1,8 Proz. = 50, Kattenau 1,5 Proz. = 80, Melkemen 0,9 Proz. = 54, Pillupönen 8 Proz. = 350, Stallupönen 0,4 Proz. = 50 Litauer.

Im Goldaper Kreise sind nur die beiden evangelischen Kirchspiele an der russischen Grenze doppelsprachig (4,3 Proz. = 450 Litauer), davon hat Szittkemen 4,9 Proz. = 250 und Dubeningken 3,8 Proz. = 200 Litauer. Das angrenzende Rominten ist deutsch.

Wie weit nun im litauischen Bezirke eine eigenartige vom Deutschen unterschiedene Sitte herrscht, ist schwer festzustellen. Gerade einige in die Augen springende Eigenarten sind vielleicht weniger bei den Deutschen in Ostpreußen, dafür aber in entfernten deutschen Gauen zu finden und können also nicht als unterscheidende Merkmale gelten. Im großen und ganzen aber kann daran festgehalten werden, daß im ersten der angegebenen fünf Bezirke, also auf der Nehrung und jenseits des Memelstromes, das Deutschtum noch den wenigsten Einfluß ausgeübt hat, dasselbe gilt für die Inster Gegend am Haff, für den großen Moorbruch im Nordosten des Kreises Labiau und für die Grenzörter, die abseits von den Verkehrsstraßen liegen.

## II. Geschichte.

Der Kiewer Mönch Nestor berichtet um 1100 von Einfällen des russischen Großfürsten Jaroslaw, der den Litauern um 1040 und 1044 Tribut abdrang. Noch ältere Kriegszüge galten um 983, 1012 und 1038 den Jadowingen. Die russischen Einfälle wiederholten sich 1132. Das ursprünglich friedliche Volk mußte sich der Angriffe wehren, so gut es konnte, und drehte bald den Spiels um. Die Angriffe von zwei Seiten führten das Volk zur Einheit. Die Gewalt der kleinen Fürsten oder Dorfschulzen, und selbst die des mächtigen Kriwe Kriweito, des Oberpriesters, vereinigte der sagenhafte Großfürst Ringold (1204 bis 1239) auf seine Person. Er heerte Zeit seines Lebens in den russischen Gebieten, besiegte die russischen Großfürsten wiederholt einzeln und insgesamt und dehnte seine Herrschaft bis Smolensk und Witebsk

aus. Sein Sohn und Nachfolger Mindowe (1240 bis 1263) gab dem Vater an Kraft und Tüchtigkeit nichts nach. Im hellen Glanze erstrahlten seine Thaten, und die berühmte litauische Schlaueit, der Mangel jeglicher Sentimentalität und Resignation, die stolzfrequide Kraft, mit den Thaten zu rechnen und des Schicksals Stern in der eigenen Brust zu tragen, zeichnen ihn ebenso aus, wie die späteren Heldenkönige. Von allen Seiten bedrängt, verdarb er zunächst den Ordenskriegern das räuberische Gelüst, unter dem Mantel der Missionierung sein Land nehmen zu wollen. Er trat 1252 zum Christentum über und liefs sich im folgenden Jahre zum König der Litauer krönen. Nach einem Vertrage über die neue Memelburg 1252 schenkte er dem Orden 1254 die Lande Wangen und Carsow, 1257 und 1259 Besitzungen in Livland und versprach dem anfangs hülfreichen Orden, der sich sein Land zur Interessensphäre erkoren, sein ganzes Land, wenn er kinderlos stürbe. Er gründete auch in seiner Hauptstadt Wilna ein römisch-katholisches Bistum. Dem Orden genügte das nicht, er suchte einen neuen Anlafs, sich eher in den Besitz Litauens zu setzen, und holte sich bei Durben 1260 und bei Dorpat tüchtige Niederlagen. Mindowe verlies den aufgezwungenen Glauben und wufste alle baltischen Stämme zum nationalen Freiheitskampfe zu begeistern. Dies eine Mal finden wir Preußen und Letten, Hoch- und Niederlitauer im gemeinsamen Kampfe um ihr Volkstum vereinigt. Verräterhand tötete den Helden, sein Sohn Troiden (1270 bis 1282) hatte harten Stand, 50 Jahre tobte der Bürgerkrieg, bis der Großfürst Witen († 1315), der Sohn des Litauerfürsten Putuwer († 1292), den stark erschütterten Staat neu befestigte. Vielleicht sind es jene Kriege, die jene Daina schufen:

Sie trieben, trieben, trieben zusammen,  
 Der Dörfer Schulzen trieben zum Kriege.  
 O Gott, der Bruder, der junge Bruder,  
 Sonst niemand, niemand, der reiten könnte.

Sein Nachfolger war Gedimin; er regierte von 1316 bis 1341 und war der mächtigste litauische Herrscher. Er eroberte Kiew und Nowgorod, war Herr von Wolhynien und nannte sich König der Litauer und Russen. Er besafs das mächtigste slawische Reich seiner Zeit. Im Innern beugte er mit starker Hand selbstsüchtige Bojaren und ordnete das Staatswesen. Aber er erkannte die Übermacht der christlichen Bildung und zog deshalb deutsche Handwerker und Künstler, christliche Mönche und Gelehrte in sein Land. Er baute seinen Christen Kirchen und liefs seine Söhne griechisch-katholische Fürstentöchter der Moskauer Herrscher heiraten. Die Bestrebungen der Ordensbrüder wufste er wohl zu werten und war nicht gesonnen, denen Einlafs zu gewähren, die ihn berauben wollten. Den päpstlichen Gesandten, die aus Mißverständnis seine Taufe einleiten wollten, sagte er: „Hab' ich je die Absicht gehabt, Christ zu werden, so soll mich

der Teufel taufen. Die Christen lassen Gott in ihrer Weise verehren, die Russen nach ihrem Brauch, die Polen nach dem ihrigen, und wir verehren Gott in unserer Weise. Alle aber haben wir einen Gott. Was redet ihr mir von Christen? Wo findet man mehr Frevel, mehr Unrecht, Gewaltthat, Verderben und Wucher als bei den Christen und namentlich bei solchen, die Geistliche zu sein scheinen, wie die Kreuzträger?“ (Vergl. Schiemann: Rußland, Polen und Livland I, 227.) Man sieht, Gedimins Heidentum richtete sich nicht gerade gegen die Christen, denen er wohlgesonnen war. Die Verwüstungen, die er in Gemeinschaft mit Polens Heeren vornahm, waren vom Papst geschürt und dem verbündeten Polenfürsten zum Dank ausgeführt worden. Die Christen nahmen schreckliche Rache. Der Böhmenkönig Johann beteiligte sich 1328 an dem Kreuzzuge gegen die Heiden Litauens, der 70 000 Litauer als Beute bot. Sie wurden als Gefangene in das Ordensland geführt, 6000 davon getauft. Kein Wunder, daß ein Held wie Gedimin Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein Glück für Litauen war es, daß Gedimins ritterliche Heldensöhne und Nachfolger, Olgert († 1377) und Keistut (1341 bis 1382) dem Vater ebenbürtig waren, „ganze Kerle“, nennt sie ein Historiker. Selten regierte ein Brüderpaar in so einträchtiger Gesinnung wie die beiden. Keistut hatte seinen Thron in Kowno oder Troki, Olgert in Wilna. Das Reich erstreckte sich vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere, von dem dreimal erstürmten Moskau bis zu den rechten Nebenflüssen der Weichsel. Aber keine der zahllosen Dainos enthält Erinnerungen an jene Heldenfahrten, nur die Erwähnung des Ölbaumes, der Donau und entfernter Städte blieb als Rest. — Aber der Orden blieb auch nicht unthätig. In Winrich von Kniprode (1351 bis 1382) war ihm ein tüchtiger Großkomtur erstanden. Der Orden hatte es auf die völlige Vernichtung abgesehen, man ging in den Krieg wie auf die Jagd und machte das Dörfervorbrennen zum Sport. Das erhöhte die Zähigkeit der Litauer. Im Kampfe um Sein oder Nichtsein entwickelte das angegriffene Volk eine ungeahnte Kraftfülle. Zweimal drang 1365 Keistut bis zur Ordensburg Eckersberg vor, ward gefangen und entkam. Winrich zerstörte 1362 Kowno, schon im nächsten Jahre baute das Volk Neu-Kowno daneben. In der mörderischen Schlacht bei Rudau 1370 siegte der Orden und drang 1378 bis Wilna vor, aber zu Pfingsten desselben Jahres zerstörte endgültig Keistut die Burg Eckersberg, 1382 erdröhnten seine Kanonen vor Insterburg. Und wenn in Handbüchern steht, Winrich habe die Unterwerfung Litauens vollendet, so ist das falsch. Von diesen Preußenfahrten hat der Dichter Peter Suchenwirt ein lebensvolles Gemälde entworfen. Er machte selbst eine solche 1377 mit und schildert, wie man im Litauerlande „schlug, fing und brannte, der viel hehren Maria wegen und um den Glauben der hochgeehrten Christenheit zu mehren“. Auch Oswald von Wolkenstein war dabei, ein Stück Brot als Wegzehrung in der Tasche tragend, und blieb acht

Jahre in Preußen. Suchenwirt sagt, man führte die Menschen weg wie Jagdhunde, brannte die Dörfer an, daß der Himmel erglühte. Was ihnen weh that, that uns wohl, an ihrem Gut und Land konnte man seine Freude haben. Nikolaus von Jeroschin sagt gelegentlich der Schlacht am Walde Winse 1277 in Sudauen von den Kreuzherren: Sie trieben über tausend Weiber und Kinder raubbeladen fort, nur sechs Christen blieben tot, „daz andre her gar âne nôt mit dem roube allintsam vrôlich heim zu lande quam“. — Im Gegensatz zur Handlungsweise der Ritter führt Dlugofs das Verhalten Keistuts nach der Zerstörung Eckersbergs und der Gefangennahme des Pflegers Johannes Surbach an: Die Litauer wollten ihn den Göttern zum Opfer darbringen, aber Keistut liefs es nicht zu. — Man kam in den großen Waldwüsten nur schwer fort, meist fanden sich vereinzelt kleine Dörfer, seltener bevölkerte reiche Gegenden. An einem Tage tötete das Ordensheer 60 Mann, von 1321 bis 1377 wurden zehn solcher Fahrten gegen die blinden Heiden unternommen. Man schätzt die Anzahl der getöteten und gefangenen Feinde in den 85 verflossenen Kriegsjahren auf  $\frac{1}{4}$  Million. Die kriegerischen Unternehmungen gingen von Königsberg und Riga aus und hatten ihre Stützpunkte in den neu angelegten Burgen, wie Tapiaw, Heilsberg, Bartenstein, Labiau, Memel, Tilsit, Ragnit; die entvölkerten Gebiete an der Alle und Deime wurden mit unterworfenen Litauern besiedelt. — Olgerts Sohn Jagiello (1377 bis 1434) bahnte sich den Weg zum Throne, indem er seinen Onkel Keistut tötete und dessen Sohn Witold gefangen setzen liefs. Durch seinen Übertritt zum katholischen Christentum und seine Vermählung mit der polnischen Erbprinzessin Hedwig wurden die litauischen Fürsten 1386 polnische Könige. Doch erzwang sich das litauische Volk einen eigenen Großfürsten, Witold, der noch einmal die Macht litauischen Heldentums offenbart, wie das Abendrot vor einer Nacht, der kein Morgen folgt. Unerschrocken, tapfer, politisch und diplomatisch, schlau und jeglicher Sentimentalität abhold, war er ein würdiger Nachfolger seines Vaters und Großvaters. Er kannte nur ein Ziel: sein Vaterland groß und frei unter seinem Scepter zu wissen. Allein und ohne Beistand war dies unmöglich, der Orden bot ihm zunächst Hülfe; seinetwegen wurde Witold römisch-katholisch, trat aber zum griechischen Glauben über, sobald die russischen Großfürsten Gewähr größerer Unterstützung boten. Als ihn jedoch Jagiello anerkannt und zum Bundesgenossen genommen hatte, wurde er wieder römisch-katholisch. Der freie Blick gegenüber religiösen Dingen ergab sich aus den ganzen Zeitverhältnissen. Aber Witold war zu ehrlich oder naiv dabei. Er konnte nicht begreifen, daß man den Juden drückende Ausnahmegesetze gab, und schützte sie 1389 durch Vorrechte. Seine griechischen Bischöfe suchte er selbständig und unabhängig von Konstantinopel zu machen, und in dem vom Orden zurückeroberten Schameiten fanden gleichzeitig unter seinem

Beisein und seinem Einfluß römische Massentaufen statt. 1415 bezeugten 60 neugetaufte Schameiten zu Konstanz vor Kaiser und Papst Witolds Vorkämpfe für christliche Gesittung in Litauen. 1418 erschienen ebenda 20 griechische Bischöfe seines Reiches auf seinen Befehl in der Meinung, es gelte auf der Kirchenversammlung alle Bekenntnisse zu vereinen und Mißstände auszurotten. Von Hussens Tode hatte er nichts gehört, noch viel weniger davon, daß die römische Kirche in keiner dogmatischen Sache nachzugeben gesonnen war. Im Kampfe für sein Vaterland verband er sich zuerst mit dem Orden gegen Polen, schlug aber dann mit seinem Vetter 1410 bei Tannenberg die Deutschherren und wufste den Friedensvertrag so zu wenden, daß ihm der Orden verbunden blieb, er selbst Schameiten, sein Vetter aber nichts erhielt. Neue Kämpfe mit dem Hochmeister führten ihn nach Preußen, wo er 1422 als Sieger schaltete. Im September schloß er am Melnosee Frieden mit den Deutschherren und legte die noch jetzt bestehende ostpreussische Ostgrenze des Ordenslandes fest, behielt aber Goldap und Stallupönen. Seitdem ist Sudauen, Nadrauen und Schalauen unter deutscher Herrschaft. Das Verhältnis zu Jagiello trübte sich jedoch. Dem Kaiser Sigismund war dies passend, er wollte ein schwaches Polen und trug darum dem Großfürsten Witold die Königskrone an. Dessen Edelinges hatten ihn schon 1398 mit Gedimins Titel zum König der Polen und Russen ausgerufen. Witold entbot nun aufs neue 1429 seine Bojaren zum Krönungstage nach Wilna, um von Sigismunds Gesandten die verheißene Weihe zu empfangen. Aber die Polen ließen die Gesandtschaft nicht über die Grenze, die Versammlung löste sich auf; Witold kehrte enttäuscht zurück, er stürzte vom Pferde und starb am 27. Oktober 1430 kinderlos in Troki. Litauen fiel an Polen und teilte dessen Geschicke. (Vgl. Lohmeyer, Mitt. d. L. L. G. II, 203 f.)

Bei der dritten Teilung Polens 1795 nahm Rußland den größeren Teil Litauens und bildete daraus sechs Regierungsbezirke: Kowno, Wilna, Grodno (diese sind noch heute litauisch), Minsk, Witebsk, Mohilew. 1812 mußte Preußen noch seinen Anteil von 1795 abtreten: das litauische Suwalki.

Die preussischen Litauer gehörten seit 1422 zum Orden, bis der letzte Hochmeister Albrecht das Land 1525 in ein weltliches Herzogtum verwandelte und als Lehen Polens erklärte. Nach dem Tode Albrechts empfing der Brandenburger Kurfürst Joachim II. die erbliche Mitbelehnung. 1618 wurde Preußen mit Brandenburg vereint, 1660 im Frieden zu Oliva unabhängig von Polen und 1701 als Königreich erklärt.

Unterdessen hatte Litauen einen erfreulichen Kulturaufschwung genommen. Albrecht hatte 1525 zugleich die Reformation eingeführt, und mit ihr entwickelten die Litauer, die vorher kein Wort in ihrer Muttersprache aufgezeichnet hatten, zugleich eine eigene Literatur, die sich allerdings streng in den Bahnen der kirchlichen Erbauung und

des Unterrichts hielt. Albrecht gewährte jedem Geistlichen vier Hufen Land, zwanzig deutschen und acht litauischen Alumnen die Mittel zum theologischen Studium und sorgte eifrig für den Bau neuer Kirchen. Unter ihm erblühte nicht nur die erste preussische, sondern auch die erste litauische Literatur. Der Ragniter Archidiakonus Moswid gab 1547 ein Büchlein heraus, das die Fibel, den lutherischen Katechismus und 11 Kirchenlieder enthielt. Sein Neffe Bartholomäus Willentas und Stan. Rapagelanus hatten schon zuvor Gesangbuchverse gemacht. Willentas, der seit 1550 als litauischer Pfarrer in Königsberg wirkte und im Oktober 1587 starb, lieferte die ersten Anfänge einer Bibelübersetzung, indem er Jesaias 53 f., die Sonntags-Evangelien und -Episteln in seine Muttersprache übersetzte. An Bedeutung übertrifft die beiden Jons Bretke oder Bretkunas. Dieser wurde zu Bammeln bei Friedland geboren, erhielt die Pfarre zu Labiau, woselbst er ohne Tolken predigte. Das wird ihm immer hoch angerechnet, es scheinen also die Pfarrer im allgemeinen Deutsche gewesen zu sein. 1587 ward er litauischer Pfarrer in Königsberg und starb im Oktober 1602 oder 1603. Zufälligerweise fand ich im ersten Königsberger Immatrikulationsbuche seinen Namen. (Anno salutis Humanae separatae MDLV = 1555 Rectore per aestatem Simone Titio artium et medicinae doctore dederunt nomina 14. Junii Johannes Bretke Fridlantensis natus in pago vicino Bamlen pauper pupillus numeravit 5 gr.) In der Postilla 1591 „per Jana Bretkuna“ unterzeichnet er sich „Johannes Bretkius“. Seine Hauptwerke sind aufser der Postille das neue Gesangbuch 1589 mit 76 Liedern und die vollständige Bibelübersetzung 1579 bis 1590, die aber nicht gedruckt wurde.

Ein Zeitgenosse des Bretkunas war der schameitische Domherr Nikolaus Dauksza, der 1595 einen Katechismus, 1599 eine Postille und später Predigten herausgab. 1625 veröffentlichte Johannes Rhesa, wohl der 1598 bis 1621 zu Tolminkemen wirkende Pfarrer, eine litauische Übersetzung der Psalmen. Die Literatur bewegte sich nun 100 Jahre lang in denselben Gleisen; in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt ein neuer Zweig zu erblühen, das litauische Wörterbuch.

Der erste Verfasser eines solchen war der Jesuit Konstantin Szyrwid, der zu Wilna (1677: 4. Auflage) für den Gebrauch der studierenden Jugend ein dreisprachiges Lexikon veröffentlichte, in dem polnische Wörter litauisch und lateinisch erklärt werden.

Die ruhige Entwicklung des 17. Jahrhunderts wurde durch den Tatareneinfall von 1656 bis 1657 unterbrochen, der 13 Städte und 249 Dörfer wegfegte und dem Lande 100 000 Menschen durch Krankheit und Gefangennahme entrafte. Durch die Pest von 1708 bis 1711 wurden 154 445 Menschen vernichtet, so daß nur ein Viertel der alten Bewohnerzahl Preussens übrig blieb.

Doch nun beginnt eine Glanzzeit Litauens. Als Friedrich 1701 zum ersten König in Preussen gekrönt ward, wandte man sein Augen-

merk reger dem Lande zu, aber erst der Nachfolger Friedrich Wilhelm I. (1714 bis 1740) ward der wirkliche Besiedler Litauens; und unter Friedrich dem Großen (1740 bis 1786) wurde der Ausbau fortgesetzt; man legte unter anderem viele Straßen an. Aus dem Namen der Ortschaften, die zur Zeit Friedrich Wilhelms I. vorhanden waren, ersieht man recht deutlich die große Waldeinöde Litauens wie mitten im Forst (Widgirren), gelichtet (Skaisgirren), Birkenteer gewonnen (Dagutehlen, Dagutschen), Teer gebrannt wird (Smaladunen, Teerbude, Smaleninken), wo Holzmeiler kohlen (Trakehnen, Traken, Trakininken) und durch Ausbrennen (Iszdagen) oder Umschlagen (Iszlaudszen) der Wald verkleinert (Gireliszken) und die Heide bewohnbar (Schilenen, Schilgalen) gemacht worden ist. In diesem Punkte hat der König vielleicht eher zu viel gethan; die Waldungen der frischen Nehrung fielen auf den Rat übelkundiger Ratgeber, — der Wald wurde schutzlos. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung weilte er in Litauen und besuchte es dann noch achtmal. Er bestimmte, daß Einwanderer steuerfrei wären und billigen Grundbesitz erwerben könnten. Er verteilte Vieh und Aussaat an die Siedler, hielt es aber doch für nötig, einen Befehl ergehen zu lassen, daß von einem Zwange, einzuwandern, keine Rede sei. Die Einwanderer kamen in Scharen, namentlich den des Glaubens wegen Vertriebenen bot der König freudig die Hand. 1724 erschienen 3900 Schweizer, Pfälzer und Franken, 1732 folgten 15 508 Salzburger. Insgesamt nahm er deren 20 694 auf. Zu gleicher Zeit hatte Leopold von Dessau für 17 000 Thaler Land erworben und besiedelte es rund um Norkitten. Noch heute nennen sich die Bewohner nach ihrem Heimatlande und bewahren teilweise ihre alten Sitten. Die Urenkel jener Emigranten zeigen das Erbstück der Ahnen, das zugleich Familienbuch geworden, die Bibel, um derenwillen sie dereinst verjagt wurden. Einige Bauern tragen französische Namen; die Herzen schlagen deutsch. Im ganzen hat der König von 1721 bis 1727 für Litauen 2 430 289 Thaler aufgewandt (Stadelmann, Fr. W. I.), für ganz Ostpreußen 6 Millionen. Mit welcher Sorgfalt der viel verlästerte König seine Provinz pflegte, ist aus den zahlreichen Verordnungen ersichtlich, die sich auf Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Gartenpflege, Vorwerke und Volkswohlfahrt beziehen. Bald ist es ein Verbot, in Ställen und Scheunen zu rauchen, bald eine Aufforderung, die Kraniche und die für jeden bestimmte Zahl schädlicher Vögel zu vernichten<sup>1)</sup>, dann wieder ein Anweis, Zigeuner, Bettler und anderes liederliches Gesindel nach der nächsten Garnison zu schicken und allgemein Nachtwächter anzustellen, sodann ein Befehl, die Strohschindeldächer abzuschaffen und das Schießen mit Pistolen bei Hochzeiten

<sup>1)</sup> Noch 1744 wiederholte Friedrich der Große am 22. Juni in deutscher und litauischer Sprache die Aufforderung zum Vertilgen der Sperlinge und Krähen.

zu unterlassen; aber auch ein Gebot für Reisende erging, in ordentlichen Schenken oder Krügen zu übernachten; ausgenommen waren vornehme und reputierliche Leute. Die Scharwerker sollten im Ragniter und im Insterburger Kreise von Ostern bis Michaelis wöchentlich zwei, von Michaelis bis Ostern monatlich einen Tag arbeiten. Immer wieder verlangte er Auskunft oder Vorschläge zur Hebung der Wohlfahrt; der sprichwörtlich sparsame Fürst konnte sehr wohl freigebig sein, wenn es seines Volkes Heil galt.

Er begründete die landwirtschaftliche Musteranstalt Trakehnen, die wegen ihrer Pferdezucht noch heute bekannt ist, errichtete landwirtschaftliche Professuren in Halle und Frankfurt a. O. und vergafs auch nicht die geistige Hebung; 1723 schuf er an der Königsberger Universität ein litauisches Seminar zum Unterricht junger Theologen und Lehrer und liefs schon zuvor vom Professor Lysius das Kirchen- und Schulwesen eingehend revidieren. Unter seiner Regierung erschien die erste litauische Bibel; Gesangbuch und Katechismus wurden 1719 neu übersetzt, in Halle hielt F. W. Haack (aus D. Krottingen) litauische Vorlesungen und gab 1730 das erste deutsch-litauische Wörterbuch heraus.

Dabei vergafs er die Germanisierung nicht, sein Grundsatz war: „Je mehr Deutsche ins Land kommen, desto besser wird es.“ Und die Deutschen rodeten und besiedelten denn auch fleifsig und breiteten sich aus. Aber sie wurden unzufrieden, als sie neben dem Scharwerksdienst auch noch Abgaben geben sollten, und die Verhältnisse zwischen den Litauern und Deutschen waren nicht immer die besten. In den Gedichten des Donalitus werden sie als die Bringer loser Sitten, als herrische, unkirchliche Eindringlinge dargestellt. Aber so oft dieser auch den Besiedlern am Zeuge flicken will, das mufs er doch immer wieder zugestehen, dafs sie arbeitsam und fleifsig sind und die von ihm über alles geliebten Litauer oft beschämen. Das schönste Denkmal hat der Thätigkeit des grofsen Königs sein Sohn Friedrich der Grosse gesetzt, indem er in einem Briefe an Voltaire 27. Juli 1739 schreibt (vergl. *Altpreufs. Mon.* 1885, S. 1888): „Preufsisch Litauen ist ein Herzogtum, das 30 deutsche Meilen lang und 20 breit ist, doch auf der deutschen Seite von Samogitien etwas schmaler zuläuft. Diese Provinz ward zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Pest verwüstet und es kamen mehr als 300 000 Einwohner vor Krankheit und Elend um.“

Seit der Zeit hat der König keine Ausgabe gespart, um seine heilsamen Absichten durchzusetzen. Zuerst gab er sehr weise Verordnungen, baute dann alles wieder auf, was durch die Pest verfallen war, und liefs aus allen Gegenden tausende von Familien kommen. Die Äcker wurden urbar, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem, und gegenwärtig herrscht in dieser fruchtbaren Provinz mehr Ueberflufs als jemals. — Nun leben eine halbe Million Einwohner in Litauen. Es hat mehr Städte und mehr Herden als ehemals und ist reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend in

Deutschland. Und alles, was ich Ihnen gesagt habe, hat man nur dem Könige zu verdanken, der nicht blofs verordnete, sondern auch selbst über die Vollziehung wachte, Pläne entwarf und sie allein ausführte; keine Mühe, keine Beschwerden scheute, ungeheure Summen aufwandte und es nie an Versprechen und Belohnung fehlen liefs, um das Glück einer halben Million denkender Wesen zu sichern, die nun ihm allein ihren Wohlstand und ihre gute Lage verdanken.“

Und gleich unmittelbar darauf brach Friedrichs Groll in hellen Flammen aus. „Wären Sie hier“, schreibt er am 8. August desselben Jahres von den litauischen königlichen Stutereien aus an Jordan, „wären Sie hier, ich liefse Ihnen die Wahl zwischen dem artigsten litauischen Mädchen und der schönsten Stute von meiner Zucht. — Ihre Ehrbarkeit ärgere sich hieran nicht, denn hier zu Lande ist ein Mädchen nur dadurch von einer Stute unterschieden, dafs es auf zwei und diese auf vier Füfsen geht.“

Die Landbewohner Ostpreufsens und Litauens zerfielen damals in vier Stände: die Adligen und Amtmänner, die Kölmer oder Freibauern, die Bauern oder Scharwerker und die Knechte. An der Spitze der Landbevölkerung standen die wenigen Adligen und königlichen Amtmänner, die zugleich Domänenpächter waren. Sie hatten ausgedehnten Landbesitz, der von den gewöhnlichen Bauern, den Scharwerkern, bearbeitet werden mußte. Jedes Dorf innerhalb eines Amtsbezirkes hatte seinen zugewiesenen Landbezirk und seine bestimmten Arbeitstage, der Amtmann schickte dann den Schulzen herum, wenn beispielsweise der Roggenschnitt beginnen sollte. Dann machten sich die Dorffinsassen zur bestimmten Stunde mit ihren Geräten auf und gingen in das ihnen zugeordnete Feld. Nach beendigter Arbeit kehrten sie nach Hause zurück, um ihre eigene Feldarbeit zu thun. Die Scharwerker hatten ihre kleinen Bauernhäuschen, und seit den 50er Jahren mussten diese bei ihren Feldern liegen. Ein solcher Scharwerker hatte öfter seine eigenen Knechte. Es ist uns die Scharwerkerkarte von Tolminckemen aufbewahrt, die genau erkennen läfst, welchen Anteil die einzelnen Dörfer an den Domänenfeldern zu bestellen hatten.

Zwischen Bauern und Adligen standen die Freibauern oder Kölmer, nach dem Kulmer Recht benannt. Sie waren vom Scharwerkerdienst befreit und bestellten ihre Güter mit Knechten. In Tolminckemen gab es zur Zeit des Donalitiuss einen Amtmann und Domänenpächter, dessen Domänen aber über das Dorf hinausgingen, etwa fünf Kölmer und 200 Scharwerker. Das Scharwerkleben tritt uns lebhaft aus Donalitiuss entgegen, wenn er (Sommer 136, Übersetzung von Passarge) singt:

Während sich Selmas also ereifert, da knarret die Thüre,  
Und herein tritt Fritz, der allen willkommene Schulze.  
Seht, so sprach er, sogleich den Befehl des Herrn verlesend,  
Übermorgen, so heifst's, erscheinen die Bauern zum Scharwerk,  
Um aus den Ställen des Herrn herauszuschaffen den Dünger.

Darum bringt mir alle die Wagen gehörig in Ordnung,  
 Und stellt zeitig euch ein mit Haken und Forken zum Laden.  
 Allen Bauern ist ja bekannt, wie viel ihnen obliegt,  
 Jeder kennt gut auch genau den ihm angewiesenen Morgen.  
 Ich auch werd' unter euch, so Gott will, wacker mich tummeln,  
 Werde nicht blofs, wenn den Dünger ihr streut, euch ehrlich bewachen,  
 Sondern auch lehren, wenn's Zeit, ihn zu laden und ab ihn zu fahren. —  
 Sieh, da versammelten sich die Scharwerksleute in Haufen.  
 Einer hier seinen Haken, die neue Forke ein andrer  
 Bringend, so sputeten sie sich alle, so rasch sie nur konnten.  
 Albas hatte mit Fleifs sich neue Leitern verfertigt,  
 Auch Mertschuks auf die Achse gestreift die kräftigen Räder.  
 Beide klapperten dann mit den übrigen Leuten ins Scharwerk!  
 Aber die Knechte auch, die sich neue Sohlen geflochten,  
 Liefen eilig herbei, wetteifernd, wer wohl der erste.

Seit jener Zeit haben sich die Verhältnisse der Litauer sehr zum besseren gewendet. Die Russenherrschaft im siebenjährigen Kriege, die Aufhebung der Leibeigenschaft 1804, das Unglücksjahr 1807, die darauf folgende freudige Erhebung und die Neugestaltung der politischen und socialen Verhältnisse gingen an Litauen nicht spurlos vorüber. Die Hebung des Volksschulwesens, die Verbesserung der Wege und Verkehrsstraßen brachte die abgelegenste Reichsprovinz dem großen Vaterlande näher, und willig folgen die Litauer dem großen Wege des Fortschrittes.

Jetzt eben hat man wieder ein großes Gebiet, „den Moorbruch“ am großen Friedrichsgraben, zur Ackerbaukolonisation ausersehen. 45 000 ha sollen entwässert und fruchtbar gemacht werden. Die Ansiedler bekommen nach ihren Mitteln eine Fläche urbar gemachten Moores mit Haus auf etwa 20 Jahre in Pacht. Die Kätnerstellen umfassen 3, die Bauernstellen 15 ha (zu 18 Mark Pachtpreis für 1 ha). Zwischen zwei zu bewirtschaftenden Flächen wird immer eine frei gelassen. Der dritte Teil bleibt Grasland, Kartoffel-, Zwiebel- und Gemüsebau soll am lohnendsten sein. Die Gemeinde Gilge erntet jährlich allein 60 000 Kohlköpfe und führt sie im Herbst auf Kähnen nach Labiau und Königsberg. Freilich muß man sehr auf der Hut sein, daß das Wasser, wie im Spreewalde, die Niederung nicht überschwemmt und die Ernte verschlingt. Die Zeiten des Schacktarps, des noch nicht tragenden Eises, und die des Eisschmelzens, wenn die ganze Niederung unter Wasser steht, sind hier am drückendsten. — Jene Moorfelder bieten außerdem ein gutes Brennmaterial. Die Urbarmachung der Gegend soll dem kleinen und sparsamen litauischen Bauer Gelegenheit zur Landerwerbung und zur Verbesserung seiner Lage bieten.

Manche haben von einer „litauischen Frage“ gesprochen, die ist aber längst gelöst. Wer glaubt wohl, die Litauer wollten in Europa eine politische Rolle spielen?

Wollen sie ein eigenes Reich errichten? Etwa einen baltischen Pufferstaat zwischen Slawen und Germanen? Meines Wissens ist dieser

naheliegende Gedanke weder in einer Zeitung ausgesprochen worden, noch giebt es eine politische Fraktion dieser Anschauung.

Als der unpolitische Verein Byrute gegründet ward, mag der Namengeber allerdings daran gedacht haben, Byrute werde aufs neue einen Witold gebären. Der kriegerische, zum Tode geweihte Fürst war aber nie ein Hort der Zukunft, eher seine Vorgänger mit ihren civilisierten Siedlern. Die ostpreussischen Litauer stehen so zu ihrem König und zu Kaiser und Reich und haben dies bei Huldigungen in Berlin und beim Besuche preussischer Könige in Litauen so oft in Lied und Wort zum Ausdruck gebracht, daß an eine politische Erhebung von allgemeinem Gepräge gar nicht zu denken ist. Nun ist außerdem dies Bauernvolk so entschieden praktisch, am Alten hängend und auf des Hauses und Ackers Gedeihen und die eigene Wohlfahrt bedacht, daß es für derartige politische Fragen weder Zeit noch Lust hat. Und wie steht es mit den geistigen Führern? Man muß da von dem Tagesgeschwätz mancherlei abziehen. Der Städter hält gern den Dörfler, das sind ja fast alle Litauer, für niedriger stehend, für bauernstolz, listig, verschlagen. Richter sind oft nicht gut auf die Litauer zu sprechen eben wegen jener Eigenschaften. So sagt man auch den Führern bald Beschränktheit und Naivetät, bald Geriebenheit und Verschmitztheit nach, die hübsch hinter dem Busche hält. In welcher Weise mit ihnen gewisse Zeitungen umspringen, geht daraus hervor, daß man über einen litauischen Reichstagskandidaten berichtete, er wäre nach seinem Durchfall einstimmig zum Nachwächter seines Heimatortes ernannt worden und hätte die Wahl dankend angenommen.

Die litauischen Führer denken gar nicht an eigene Fürsten. Sind die einen königstreu, so sind andere mehr demokratisch und halten vom Wirken der Fürsten überhaupt nicht viel. Sie haben getrost Witolds Bild als Zimmerschmuck und meinen: „Was hatte denn sein ganzes gewaltiges, kriegerisches Streben für Zweck? Die ruhige bürgerliche Entwicklung mit Entfaltung wirtschaftlicher und geistiger Kraft in den Tagen Gedimins hätte uns weiter gebracht; aber Witold mußte ja Krieg führen.“ So geben auch diese den jetzigen Herrschern vor allen anderen und weiteren die größte Ehre. Beim Donalitiustfest in Lasdinehlen stimmten alle Litauer mit Freuden in den Gesang deutschpatriotischer Lieder ein und riefen das Hoch auf Kaiser, König und Reich.

Besteht ein politisches Band zwischen den preussischen und russischen Litauern? Nein. Die russische Grenze ist eine hohe Schranke, selbst für den, „der über die Wiesen geht“. Sie läßt nicht viel mehr als privaten Verkehr zu. Ein Nationallitauer in Eydtkuhnen sagte: „Was könnte uns mit den Litauern jenseit der Grenze verbinden, wo die unwissendsten Menschen der Welt wohnen?“ So übertrieben diese Redensart ist, so bezeugt sie doch die Kluft. Die 1½ Millionen russischen Litauer von Suwalki bis Petersburg, von Polangen bis Düna-

burg beziehen ihre geistige Nahrung zum größten Teil aus Preußen, seitdem man den Druck litauischer Bücher in nichtrussischen Lettern verboten hat. Wohl sollen die in Russland unterdrückten Litauer einmal dem preussischen Könige ihre Unterthanschaft angeboten haben. Mir selbst sagte man scherzhaft in einer alten litauischen Hauptstadt mit rot-schwarz-weißen Schilderhäuschen: „Das bedeutet, wir werden bald deutsch.“ Politisch ist Russisch-Litauen kaum in Frage zu ziehen, da ein selbständiges Vorgehen fehlt. Wie aber ist es, wenn einzelne Führer scheinbar im Namen des Volkes Bundesgenossen suchen? Etwa ein Ungarnbündnis — diesen Scherz hatte sich ein den Litauern feindliches Blatt geleistet.

Aber ein Bund mit den Polen? Ja, die Polen zögen die Litauer gern in ihre Bewegung, und es giebt einige Priester jenseit der Grenze, die in diesem Sinne wirken mögen. Die polnischen Blätter lassen es an Schmeichelei nicht fehlen. Da heißt es:

„Die Polen sind zwar dem sehnsüchtig melancholischen Bestreben der Litauer geneigt, ihr nationales Element wieder aufzufrischen. Doch dieses Zunicken dauert nur so lange, als die Litauer mit den Polen gemeinsame Sache machen. Unglücklicherweise hat in der letzten Zeit der Geist der Einigkeit und Freundschaft erkalten müssen, namentlich da die Litauer an eine Abtrünnigkeit von den Polen denken, ohne zu überlegen, daß die Litauer den Polen ihr ganzes Dasein verdanken. Die Polen haben den Litauern sogar ein dauerndes Monument gesetzt: Mickiewicz, Kraszewski, Kondrotowicz sind unter den Polen Apostel für das Litauertum gewesen. So ein Denkmal werden die Litauer sich nie setzen können.“ — „Wir haben den Polen einen Goethe und Schiller gegeben, die Litauer Mickiewicz und Kraszewski“, sagte ein als Dichter bekannter Bischof umgekehrt, und ein anderer fügt hinzu: „Natürlich haben jene schön klingenden Worte gar keine Geltung in den Augen der Litauer, denn die Litauer hatten schon damals, als noch kein Vöglein von den Polen sang, eine gewisse Kultur erreicht. Außerdem verdanken die Polen den litauischen Jagellonen ihren politischen und bürgerlichen Aufschwung — das gestehen selbst die Polen ein; die besten geistigen Kräfte unter den Polen, auch die oben genannten Koryphäen, sind Litauer gewesen, die polnisch schrieben. Somit fällt alles, was jene Zeitung flunkert, ins Wasser, und gegen die litauische Geistlichkeit findet man in den litauischen Zeitungen keine Bespöttelungen und Verfolgungen wie in den polnischen. Daher ist dieser Artikel als eine elende chauvinistische Täuschung der Leser anzusehen.“

Anders wirbt ein anderes Polenblatt. Die polnischen Pane hätten zwar das litauische Volk geschunden, aber jene seien ja litauischen, nicht polnischen Blutes. Man wolle nicht polonisieren. Der Redakteur trank sogar auf der Schriftstellerversammlung zu Krakau auf das Wohl der neu erstandenen litauischen Nationalliteratur. Aber die Litauer müßten bei den Polen bleiben, diese seien die Kulturträger der Welt!

„Die Polen wollen die Litauer täuschen, mit leeren Behauptungen blenden und honigsüßen Versprechungen einlullen.“ — Man sieht, polonisierende Politiker finden keine Gegenliebe, die Gründe sind einfach. Die Polen sind die Nationalfeinde der Litauer. Das baltische Volk hatte die ältere Kultur. Aber die Polen haben ihm unter Jagiello, trotz aller Heldenhaftigkeit Witolds, Selbständigkeit und Recht untergraben und allmählich vernichtet, sie haben in den ersten beiden Teilungen an erster Stelle litauische Provinzen ausgeliefert, sie sagen noch heute unverhohlen: „Helft uns nur Polen aufrichten, dann gehört ihr hübsch dazu, dürft euren evangelischen und griechischen Glauben sofort mit dem katholischen vertauschen und euer baltisches Volkstum dem unseren opfern. Ihr möchtet gern eure Muttersprache behalten? Nun, Hilfe ist in dem Herrn!“ Man kann sich denken, daß das litauische Volk lieber dem Wilnaer Gouverneur seine „8000 Rubel Gehalt für Vernichtung des litauischen Volkstums verzieht“, als die Redensarten seiner polnischen Bedrücker. „Die Polen begreifen nur das, was die Wasser Litauens auf die Polenmühle fließen lassen“, sagt man angesichts der Worte einer Wochenschrift: „Alle Litauer, die sich von den Polen separieren wollen, sind Wagehälse mit langen Ohren.“ Darum giebt es kaum einen Nationallitauer, der ernsthaft mit Polen paktieren und die Kastanien für den alten Erbfeind aus dem Feuer holen möchte. Und wenn auch 1863 einige unruhige Köpfe am Aufstande teilnahmen: für den weit gefährlicheren Bedrücker geschah es kaum, es war der angeborene dunkle Freiheitstrieb, der überall seine Anhänger hat; die polnischen Herren in den ehemaligen Königsstädten Wilna und Kowno sorgen durch ihre Geringschätzung gegenüber den litauischen Bauern schon dafür, daß eine Freundschaft nicht aufkommt.

So haben die Litauer gar keine politischen Sondergelüste? Nein, in Europa nicht, vielleicht aber für Amerika. Jedes litauischen Jünglings Ideal ist Amerika. Man lese des litauischen Dichters Ketorakis Novelle „Amerika im Dörrhaus“, um diese Sehnsucht nachzuempfinden.

Hoch die Auswanderung! Und immer nach den Gebieten an den canadischen Seen! Dort giebt es zahlreiche Vereine, große Zeitungen, eine reiche Literatur, da entstehen Dramen, Novellen und Gedichte und dürfen gedruckt werden. Amerika ist das Ziel so vieler. Und ein Litauer meinte: „Was würde man in Europa sagen, wenn eines Tages aus dem Schoße des großen Völkergemisches in Südcanada ein neuer Burenstaat inselhaft sich abgrenzte, ein Litauen in Amerika ohne die Fehler und Mängel jenes alten Reiches, das Byrutes Sohn lenkte? Wohl ohne König, vielleicht ein Territorium der Vereinigten Staaten, aber doch ein Staat.“ Aber das sind ja ungefährliche Zukunftsträume, die Deutschland kaum berühren. Selbst die alten Rufer im Streite haben diese Frage nicht erwogen. Sie haben vielmehr immer nur die wissen- und wirtschaftliche Hebung des Volkes erstrebt und dafür gesorgt.

Daukantas, Wolontschewski, Juschkiewitsch, sie alle wollten nur Hebung der Schulen, der Bildung, Verbesserung der Bodenkultur und Gewerbe. Versagte die Schule, so stiftete man Privatschulen, genügte ihnen die Kirche nicht, so vertiefte man den Geist in Gebetsversammlungen, die nirgends so zahlreich als in Ostpreussisch-Litauen sind.

Es bleibt uns nun die Frage übrig: Was wollen denn die ostpreussischen Litauer Besonderes?

Sie haben nur ein einziges Verlangen: „Schont unsere Muttersprache.“ Sie wollen nur, daß in den untersten Schulklassen litauischer Gemeinden die Unterrichtssprache litauisch sein soll. Für die Religion möchte man diese immer beibehalten, während die anderen Lehrgegenstände nach und nach in deutscher Sprache erteilt werden sollen. Diese Forderung ist berechtigt. Ihr sollte schon Rechnung getragen werden, nachdem Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Friedrich III. so warm für Litauen eintraten. Man ist längst darüber einig, daß die muttersprachlichen Mundarten in den Unterklassen die sprachliche Grundlage bilden müssen, die sehr zu berücksichtigen ist. Wie viel mehr erst eine fremde Muttersprache eines treuen Volkes! So wird auch das Kind des Litauers eine viel gesicherte Grundlage in seiner Bildung erhalten, wenn es anfänglich in der Sprache seiner Eltern unterrichtet wird.

Die Menge des litauischen Volkes vertritt ihre Forderung maßvoll. Sie geht bewußt allmählich im Deutschtum auf, bevorzugt deutsche Namen und deutsche Bildung. Sie wußte sich eins mit dem deutschen Bruder, als sie mit Ruhm für Friedrich den Großen, mit Tapferkeit gegen Bonaparte, mit Auszeichnung bei Amiens gefochten. In Liedern preist der Litauer seine Könige von Friedrichs I. Krönung bis Wilhelms II. Thronbesteigung. Jahr für Jahr wird das litauische Sprachgebiet kleiner und durchsetzter, das der Sprachgelehrte hegen möchte wie der Nordamerikaner seinen Nationalpark. Die flexionsreichste indogermanische Sprache, die noch lebt und ihre alten Formen erhalten hat, ist zugleich in Sang und Sage der Träger ehrwürdiger Stoffe und Anschauungen, wurzelnd in einer Zeit, da Germanen und Romanen, Balten und Slawen eine einzige Familie bildeten.

### III. Christian Donalitius und die litauische Literatur.

#### 1. Donalitius und seine Nachfolger.

Christian Donalitius wurde am 1. Januar 1714 in Lasdinehlen geboren.

Lasdinehlen bedeutet Ort im Haselgebüsch. Es ist ein kölmisches Gut und hat gegenwärtig 7 Familien mit 44 Einwohnern; in des Dichters ersten Jahren gehörte es zum Kirchspiel Gumbinnen und wurde 1725 zu dem neugegründeten Szirgupönen geschlagen. Jetzt

ist die Sprache des Ortes und der ganzen Gegend rein deutsch, litauisch sind nur noch die Familiennamen: damals war es infolge der Besiedelung nach der Pest halb deutsch, halb litauisch.

Ob des Donaliti<sup>us</sup> Vater, der frühzeitig starb, ein Urlitauer oder ein Eingewanderter war, ist kaum aufzuhellen. Der Name Donaliti<sup>us</sup>, der allein für des Dichters Eltern und Geschwister urkundlich aufrecht zu erhalten ist, ergibt sich als eine Latinisierung, und der Wortstamm kann ebenso gut die lateinische Übersetzung eines deutschen Wortes („Schenk“, vergl. *ml. donale, donalia*), als der litauische Ausdruck für Brötchen (*donele*, „Brotmann“), sogar die Ableitung von einem englischen, vielmehr keltischen, Namen sein. Im 17. Jahrhundert wanderten wiederholt aus Schottland und England Kaufleute und Händler in Ostpreußen ein, Kant stammt ja auch aus schottischem Geschlecht. So finden wir in Westpreußen 1640 einen Donalson, 1735 einen Doneelson (Altpr. Mon. 1892, S. 29). Der Name Donaliti<sup>us</sup> kommt nicht mehr vor, ein ähnlicher, Donalies, ist heute wie damals nicht zu selten.

Nach der Lieblingsbeschäftigung der Söhne ist man geneigt anzunehmen, daß der Vater neben der Besorgung des kölmischen Gutes sich mit mechanischen Arbeiten abgegeben habe; seine sieben Kinder scheinen diesen Hang geerbt zu haben. Eine Bruderstochter Christians zählt sie auf und nennt auch die Brüder: 1. Friedrich, Goldschmied in Königsberg; 2. Michael, der das väterliche Gut erhielt und am 1. Mai 1757 in Tolminkemen „als ein Juwelier seiner Kunst“ starb, und 3. Adam, Huf- und Waffenschmied in Jocunen. Und Bock sagt auf S. 199 im ersten Teil seiner 1782 erschienenen preussischen Naturgeschichte: „Die beyden Brüder Donaleitis, davon der eine als Prediger zu Tolminkemen gestorben, der andere als Goldarbeiter und Juwelier in Königsberg lebet, sind hier im Lande durch Verfertigung der sonderbarsten musikalischen, aerometrischen, hydraulischen und anderer physikalischen Instrumente, Uhren u. dergl. einem jeden bekannt.“

Der Vater starb arm, die Mutter aber scheint auf die Erziehung der Söhne viel gegeben zu haben. Christian besuchte die Kneiphofsche Kathedralschule in Königsberg und scheint in einem damit verbundenen Pauperhause Aufnahme gefunden zu haben, bevor er zum theologischen Studium auf der Universität überging. Damals bestand Königsberg aus drei Städten, deren eine der pregelumflossene vom Ordensmeister Winrich von Kniprode gegründete Kneiphof war. Winrich hatte die Schule 1381 nach dem Muster der Elbinger Stadtschule eingerichtet (vergl. Erleutertes, Preußen III, S. 352 bis 391, Königsberg 1726). Anfänglich sollen die Stadtkinder darin „allerley freye künste“ lernen und den Chorgesang üben. Die Pauperschüler und die Hälfte der Präceptoren mußten den Kirchengesang besorgen, die Leichen begleiten u. s. w. Sie hatte eine Armenbibliothek, der beispielsweise Simon Dach 1648 einen schönen zweibändigen Demosthenes stiftete; ein gewisser Kuhn vermachte dem Pauperhaus 1767 die Summe von

1190 fl. (Bock a. a. O. I, S. 203). Die Pauperschüler speisten teilweise im Universitätskonvikt. Bock berichtet (I, S. 59): „In der Communität speisen ordentlich auf Tischen 84, und also an jedem Tische 12 Studenten Mittags und Abends, wobey noch bis 27 Knaben, die bey den Tischen aufwarten, ihren vorläufigen Unterhalt finden und dabey zur Schule gehalten werden, auch in den drei großen Stadtschulen den Unterricht unentgeltlich geniefsen.“ Die Bruderstochter Christians berichtet noch, „dafs er sich auf der Universität sehr kümmerlich hat durchbringen müssen, wie er denn einmal vor Hunger sogar niedergesunken ist“. Aufser den Namen seiner Universitätslehrer und seiner Mitgliedschaft am litauischen Seminar des Dr. Schulz wissen wir von seinem Leben vor Antritt des Tolminkemer Pfarramts nur das, was er selbst mitgeteilt hat.

Er wurde am 27. September 1736 als Christianus Donaleitis Gumbin. Boruss. aus der Kathedralschule unter die akademischen Bürger aufgenommen. 1679 war schon ein Insterburger Johannes Donalaitius, 1680 ein Michael Donalaitis, 1706 ein Insterburger Johann Donalitus, 1709 ein Ditlakener Chr. Alb. Donalitus, 1762 noch ein Königsberger Chr. Friedr. Donaleitis und 1812 ein Wischwiller Fr. E. Leop. Donalitus immatrikuliert. Die Studienjahre unseres Christian Donalitus fielen also in die große Zeit, da Friedrich Wilhelm die Siedler ins Land zog. Sie verwandelten die Einöden in blühende Gärten. Donalitus freilich ist voll Gift und Galle gegen sie, die wohl auf die Litauer als Niedrigstehendere herabgesehen haben mögen. „Als sich das Litauervolk mit dem deutschen mischte, da schwand auch, haben wir's doch gesehen, Bescheidenheit, Sitte und Anstand.“ (Sommer, 348.)

Dem wirtschaftlichen Aufschwunge ging ein geistiger nebenher. Königsberg bleibt geweiht durch Kants Wirksamkeit. Der Philosoph erblickte in der preussischen Krönungsstadt 1724 am 22. April das Licht der Welt und ist bekanntlich nicht aus dem nächsten Umkreise seiner Vaterstadt herausgekommen. Er studierte hier und wurde 1755 Docent und 1770 Professor. Donalitus hat ihn kaum gekannt, aber der geistige Einfluß, der von dem großen Weisen ausging, sickerte in hundert und aber hundert Rinneln in die Bildung seiner Zeitgenossen ein. — Die Pflege des Litauischen erfreute sich besonderer Teilnahme. In Königsberg selbst wirkten Schulz und Quandt, die zugleich Lehrer des Donalitus waren. Der Oberhofprediger Dr. Quandt veranlafste den ersten Druck einer litauischen Bibel 1735 und die verunglückte Neuausgabe des litauischen Gesangbuches. Bisher war nur das Neue Testament von Schustehrus 1701 ins Volk gekommen, die Chylinskische Bibel (1659 bis 1662) war nur bis zum Hiob gedruckt worden. Gesangbücher hatten nach Moswid 1547 und Bretke 1589 herausgegeben Sengstock 1612, Klein 1666, Richovius 1685, Schustehrus 1705, Behrendt 1732, Glaser 1736, dann Schimmelpfennig 1751, Ostermeyer 1785, Mielcke 1832, Keber 1832, Kurschat 1841, 1844, Glogau 1875, Kelch 1880.

In der deutschen Literatur aber regten sich die Keime einer späteren Prachtblüte, die Vorliebe für die Idylle und später für das Volkslied. Die Jahreszeiten Thomsons wurden allgemein bewundert, der Königsberger Professor Werner, der Vater des Dichters Zacharias Werner, besang in lateinischen Hexametern nach des englischen Dichters Vorgang den gleichen Stoff. Es bleibt noch zu untersuchen, wenn das Gedicht noch vorhanden ist, ob und inwieweit Donalitus von Werner abhängig ist. Im Übrigen hat freilich Donalitus von den Bewunderern des Volksliedes nichts gewußt, die mit Ruhigs Veröffentlichung einiger Dainos und mit Perceys englischer Volksliedersammlung erwachsen und in Bürger, Lessing, Herder und Goethe ihre Führer sahen. Auch Herder, sein Landsmann, der 1744 zu Mohrungen geboren ward, scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Dafs Donalitus seinen älteren Zeitgenossen Philipp Ruhig, Pfarrer in Walterkemen, einen Vorgänger seines Freundes Jordan, gekannt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Dieser gehört zu den 62 litauischen Pfarrherren in Preußen, die 1719 ihr Gutachten über den neuen Katechismus des Heinrich Lysius abgaben, an der von Quandt veranlafsten Bibelübersetzung und an verschiedenen litauischen Gesangbuchausgaben beteiligt waren, und ist als Verfasser des ersten gröfseren litauischen Wörterbuches 1744 bis 1747 und Veröffentlichter der ersten Dainos in deutscher Übersetzung bekannt. Ruhig stammt aus Kattenau und wurde am 6. Oktober 1692 immatrikuliert. Neue Wörterbücher schrieben Mielcke 1800, Nesselmann 1851, Kurschat 1870 und 1883. In letzter Linie gehen diese litauischen Veröffentlichungen auf den tüchtigen König Friedrich Wilhelm I. zurück, der wie Herzog Albrecht für Litauen sorgte. Als Student wohnte Donalitus mit seinem Studienfreunde Sperber zusammen, der vor ihm und mit ihm als Präzentor in Tolminkemen wirkte. Jener wurde am 27. September 1736, Sperber am 15. Mai 1734 immatrikuliert. Beide werden als arm bezeichnet, sie hausten im alten Collegium Albertinum, Stube C. und speisten „wie arme Studenten“ in der Kommunität. Seine Studien dehnten sich nicht blofs auf die Gottesgelahrtheit, sondern auch auf die Sprachen aus. Briefe an befreundete Pfarrer und sonstige Notizen bestätigen dies. Im Scherz citiert er die „Iliade“ (Äneide) des Virgil, dessen Bukolika, den Vers des Ovid, dafs der Wille zu loben sei, wenn die Kräfte fehlen, und andere Stellen und Anklänge (Hesiod, Theokrit) aus lateinischen und griechischen Klassikern, einmal auch Gellert und deutsche Kirchenlieder. Die litauische Schriftsprache hatte sich vor ihm auf kirchliche Schriften und Gesangbuchsverse beschränkt. Unter Schulzens Anleitung widmete er sich der litauischen Sprache, die er nach eigener Angabe besser zu reden als orthographisch zu schreiben verstand. — Nach Beendigung seiner Studien finden wir ihn 1740 als Kantor, 1742 als Rektor in Stallupönen. Pflingsten 1742 wurde er als Pfarrer nach Tolminkemen berufen, er blieb aber aus Mitleid für die Schulkinder noch bis zum Spätsommer und trat, nach einer

Prüfung, in Königsberg, am 24. November, sein Amt an. Am 11. Oktober 1744 vermählte er sich mit der Witwe seines Amtsvorgängers in Stallupönen, Anna Regina geb. Ohlefant aus Goldap, einer Tochter des Stadtrichters daselbst. Er blieb bis zu seinem Lebensende, am 18. Februar 1780, als treuer Hirt seiner Gemeinde in Tolminkemen, obwohl er die Besoldung mittelmäßig schlecht nennt.

Als die Russen 1757 Ostpreußen besetzten, floh er in die Rominische Heide und verrichtete die Amtshandlungen in der Jagdbude. Am Alexander-Newski-Fest soll er in der Kirche gesagt haben, ihm sei von der russischen Obrigkeit befohlen worden, über Alexander Newski zu predigen. Der sei gewiß ein guter Mann gewesen, aber Donalitus kenne ihn nicht und wolle darum lieber über 2. Tim. 4, 14 sprechen: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses erwiesen, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken, vor welchem hüte du dich auch, denn er hat unseren Worten sehr widerstanden.“ — Das Ende seines Lebens wurde ihm durch den Streit mit dem Tolminkemischen Amt wegen der Feldseparation sehr verbittert.

Es ist wünschenswert, daß Donalitus seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte bekommt. Er hat in Deutschland Zeit seines Lebens gewohnt und deutschen Boden und deutsche Staatsangehörige in seinen Gedichten behandelt, ganz abgesehen davon, daß er deutsch gepredigt, deutsch gedichtet und deutsche Prosa geschrieben hat. Von litauischen Dichtungen sind sechs Fabeln, eine poetische Erzählung und vier Idyllen aufbewahrt; der Sprachfertigkeit nach ist dies wohl auch die zeitliche Reihenfolge. Sämtliche Gedichte sind in Hexametern geschrieben, dies ist bemerkenswert. Donalitus hatte in seinem Volke gar keine Vorgänger, er schuf die dichterische Form, die vorher kein neues Kulturvolk nachgeahmt hatte, die Form Virgils, neu <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Inhalt der Werke des Dichters. Deutsche Werke: Kleine deutsche Gedichte, 1. „Unschuld sei mein ganzes Leben“ (1774). 2. „Der Gott der Finsternis, der abgefeymte Teufel erbauet gern den Thor durch eingehauchte Zweifel und dieser ranzt sogleich den Unflat in ein Buch zum Leid der Redlichen und seinem eigenen Fluch etc.“ (1775). 3. „Ihr Schatten schneller Zeit, ihr leicht beschwingten Stunden.“ (An den Amtsrat Donalitus, nach dem Verlust seiner Gattin.) 4. „Allerley zuverlässige Nachrichten“ (1773 bis 1779). Autobiographische und amtliche Nachrichten. Darin u. a.: Diese Verordnung (Separation) habe auf Ersuchen der k. k. und D. Camer in Gumbinnen den Litauern zugut ins Litauische übersetzt. — Felix parochia, ubi nulla regia via, felicior illa, ubi nulla regia villa; sed felicissima ista, ubi nullus Nobilita; — experto crede Ruperto. — Kann wohl ein Prediger, der allenthalben ein Exempel sein soll, Karten spielen, NB. um Geld, tanzen und leichtsinnig sein? — Mein Temperament war natürlich munter, und ich konnte auf meinem Forte-Piano und Flügel singen und spielen. — Um nicht skandalös zu leben, habe ich oftmals Simons Kraft annehmen müssen; — wenn mein Succ. eine entsetzliche Hitze im Geblüt besitzt und sich nicht mäßigen kann, so prophezie ich ihm, daß er in Tolm. eine Fischbrücke (wie in Königsberg, in deren Nähe die Fischweiber sitzen) erleben wird, wo

Die ersten Gesänge des Messias wurden 1748, also später veröffentlicht, als Donalitus zu dichten begann. Die vier Idyllen sind vollständig von den „Seasons“ Thomsons verschieden. Thomsons Jahreszeiten waren 1726 bis 1730 erschienen, so daß Donalitus als Student gewiß davon gehört hat. Thomson aber ergeht sich fast nur in handlungslosen Naturschilderungen; wenn man bei Donalitus die Schilderung der beschneiten Bäume und der Vögel im Lenz vergleicht, so ersieht man am besten die Art der unabhängigen verwandten Dichtweise. Kleists „Frühling“, der 1749 erschien, ist weit von der realistischen Behandlungsweise unseres litauischen Dichters entfernt.

Die Fabeln sind selbständig geschaffen, sie haben verwandte Züge in den litauischen Volksfabeln und im Äsop. Nach Sitte damaliger Zeit fügt er eine Nutzenanwendung hinzu, die besonders breit ist und beinahe

---

man sich einander zum schändlichen Spektacul an die Köpfe faßt und sich herumrauft. — Der ganze Acheron find sich an zu bewegen (Amtmann Ruhigs Verlangen nach Separation von der Gemeinde 1775) und der Beelzebub, der oberste Teufel, gab sich als Präsident in diesem Spiele an. Ich mußte, wie der kleine David, mit meiner Schleuder herumschmeißen und endlich nach Berlin gehen, um Rettung bitten und Gewalt schreien. — (Abdruck der deutschen Schriften, Tetzner, Unsere Dichter, V.) Außer zahlreichen kulturgeschichtlich interessanten Notizen in den Kirchenbüchern sind noch ein litauischer und ein deutscher Brief in Prosa mit litauischen Versen erhalten geblieben, im letzteren erwähnt er seine Lieder und Compositionen „die Freundschaft Davids und Jonathans, die Wirtschaft der ersten Menschen, Glück und Unglück“ (verloren), er berichtet von einer kleinen Gesellschaft in seinem Hause unter Amtsgenossen, in der jene Lieder und aus seinen erhaltenen Werken vorgetragen wurden. Durch viele mechanische Arbeit (Gartenbau, Obstveredelung, Klavierbau, Barometeranfertigung) sei seine Hand ungeschickt geworden. Er schwelgt in Citaten aus dem klassischen Altertum und rät, ordentlich das Litauische zu pflegen und nur an eine litauische Gemeinde als Pfarrer zu gehen.

Litauische Werke: 1. Das Gastmahl des Fuchses und des Storches (der Fuchs läßt den Storch ein, bewirtet ihn schäbig und muß dann später das Gleiche vom Storch ruhig hinnehmen). 2. Der Köter auf dem Jahrmarkt (denkt, da ist alles umsonst und wird schändlich zerschlagen, nachdem er Miene gemacht, nur etwas Leder zu nehmen). 3. Der Hund Dickkopf (das Schäflein muß ihm die Wolle vom Leibe geben, weil Wolf, Fuchs und Habicht fälschlich beschwören, das Schaf Vater habe noch drei Scheffel Hochzeitsgrütze dem Hund zurückzugeben). 4. Fabel vom Mistkäfer (der Mistkäfer wird seiner unreinen Nahrung wegen von den übrigen Käfern gescholten, meint aber, er sei kein Schadenstifter, wie diese). 5. Der Wolf als Richter (tötet das Zicklein, das ihm das Wasser getrübt haben soll). 6. Der Eichbaum als Prahler (gegenüber den anderen Bäumen, wird vom Sturm geknickt). 7. Der Schulze Fritz erzählt von einer litauischen Hochzeit (vgl. S. 81 f.; später stückweise in den „Herbst“ eingewebt). 8. Die Gaben des Herbstes. 9. Die Sorgen des Winters. 10. Die Freuden des Frühlings. 11. Die Arbeiten des Sommers. (Die letzten vier Idyllen schildern die Natur in den vier Jahreszeiten und die ländlichen Arbeiten und Feste der litauischen Scharwerker mit scharfer Charakterisierung des Schulzen, des Amtmanns, Wachtmeisters, der einzelnen Bauern, der Weiber, der Salzburger u. s. w.)

den Anschein giebt, als habe er diese Fabeln als Teile von Predigten verwandt; vielleicht hat er sie auch für seine Stallupöner Schüler gedichtet, doch weist der Inhalt eher auf Erwachsene hin. Vom schwedischen Dichter Tegnér ist es ja bekannt, daß er öfter gereimte Predigten in der Kirche vortrug, und auch in Deutschland kam es vor, daß Pastoren nicht bloß Thema und Teile, sondern auch ganze Predigtstücke in Versen von der Kanzel verkündigten. Den Höhepunkt seiner Kunst zeigen die Idyllen und von diesen der zuerst gedichtete Herbst. Den Inhalt bilden die täglichen Beschäftigungen der Scharwerker, die Feste und Bräuche seiner Volksgenossen. Eine bestimmte Handlung fehlt dem Ganzen, also auch eine Reihenfolge, oder ein organischer Zusammenhang. und die Zusammenstellung Rhesas, der, mit dem Frühling beginnend, das Ganze als „Jahr“ herausgab, war willkürlich oder lehnte sich an ein verlorenes Werk des Donalitus an; Pisanski († 1790) berichtet nämlich, Christian Donalitus habe in einem nachher auch in das Deutsche übersetzten Gedichte von 659 Versen in ungereimten Hexametern die vier Jahreszeiten besungen. Im grossen wie im kleinen müssen wir also von der Hauptforderung an ein Kunstwerk, Einheit und Fortschritt der Handlung und Gruppierung um einzelne Personen, absehen. Der freischaffende, ohne Vorbild dichtende Meister hatte aber auch nicht Literarhistoriker vor Augen, als er schrieb. Er dichtete für seine Freunde, die Gefallen am „Fritz“ gefunden hatten, und hat sich nie um die Veröffentlichung gekümmert.

Man hat seine Kunst mit der eines Chodowiecki, Hans Sebald Beham und Jan Steen verglichen. Jedenfalls hat die nachtigalldurchtönte Romantische Heide und die scharwerkende litauische Bevölkerung keinen bedeutenderen Sänger gehabt. Freunde seiner Dichtungen weihten ihm am 8. April 1896 einen einfachen Denkstein in seinem Geburtsorte.

Zu den bekannteren litauischen Dichtern und Schriftstellern gehören Wolontschewski (1801 bis 1875), Daukantas (1793 bis 1864), die Brüder Juschkiewitsch, Guschutis, Baranowski (lebt in Suwalki), Wileischis (lebt in St. Petersburg), Basanawitsch (lebt in Bulgarien), Schliupas (lebt in Amerika), Jankus (lebt in Bithenen) und Sauerwein, jener neue Mezzofanti, der in 40 Sprachen dichtet. Die Dramen behandeln meist Stoffe aus der litauischen Geschichte, so den Sieg bei Tannenberg, die Eroberung Kownos, Keistut u. a. Sie wurden in Tilsit und in Amerika wiederholt aufgeführt. Die Lyrik, Epik und Novellistik stellt sich auch in den Dienst der nationalen Sache, neuerdings aber weit mehr in den der wirtschaftlichen und sittlichen Hebung. Da hier nicht der Ort und Raum vorhanden ist, den Inhalt der litauischen Lieder in seiner grossen Mannigfaltigkeit zu erschöpfen und die eigentümlichen Melodien zu charakterisieren, weise ich auf das Werkchen „Dainos“ (Nr. 3694 der Reclamschen Universalbibliothek) hin, und will nur kurz die Hauptstoffe andeuten.



Abb. 9. Tolminkemen.

Witwenhaus und Kirche. Links oben die Pfarre. Zur Zeit des Donalitus waren die beiden Wohnhäuser mit Stroh gedeckt, im übrigen aber nicht wesentlich anders als heute.

## 2. Dainos.

Die Dainos spiegeln das äusserliche und das Seelenleben eines Landvolkes wieder, mit all den kleinen Leiden und Freuden des einfachen, grosstadtfernden Menschen, ohne die gewaltigen Seelenkämpfe grosser Naturen, ohne die Geschickeswirrungen und vielfädigen Verwickelungen der Kultur- oder Romanmenschen. Diese Klarheit und Durchsichtigkeit bestimmt wohl auch hervorragende Forscher, diese Volkspoesie „im ganzen inhaltlich unbedeutend“ zu nennen. Freilich werden keine gewaltigen und spannenden Probleme gelöst, wenn des „Flachses Qual“ vom Säen bis zum Tragen des Hemdes, oder die tägliche Haus- und Feldarbeit des Bauern (Donalitus) oder Abschied und Wiederkunft den Inhalt des Liedes bilden. Schillersche Ideendichtungen und Faustsche Lebensfragen sind dem Volke so fremd wie Sudermannsche Ehrenfragen und Nietzschesche Umwertungen. Aber gerade diese Stoffbeschränktheit und die Enge des Gesichtskreises sammelt alle Strahlen des Lebens; kleine, leuchtende Gemälde voll Lieb- und Zauber entstehen und erfüllen den singenden Bauernburschen und das trällernde Landmädchen mit eigenster Seelenstimmung.

Der preufsisch-litauische Jüngling fühlt sich als preufsischer Soldat. Die Deutscherrenkämpfe sind vergessen, die Kriege mit Ungarn und Kosaken von der Gegenwart verdunkelt, die Kämpfe mit den Franzosen seit Friedrich II. bis auf Wilhelm I. aber hallen in einer ganzen Anzahl von Soldatengesängen wieder; mitunter ist der Mangel an Initiative eigentümlich!

Der Franzosenkaiser ist ein Räuberfürst,  
 Doch der Preußenkönig ist ein Kriegesheld.  
 Der Franzosenkaiser prahlt bei seinem Heer:  
 In den Grund zerhauen werden wir sie all.  
 Doch der Preußenkönig spricht zu seinem Heer:  
 Gott nur mag entscheiden, wem das Glück gehört. (!)

Der kurze abgerissene Ton ist genau der der deutschen Volkslieder. Die Übergänge und Zwischensätze sind vermieden. Die Antwort folgt der Frage ohne Nennung der Redenden, oder die Frage fehlt ganz, und die Antwort wird nur angedeutet. Andererseits werden blofse Anzeigen episch ausgeführt: das Rofs wird gefragt und giebt Antwort. „Die Sonne spricht“, während die menschliche Rede ohne Angabe des Sprechenden aufgeführt wird. Schmückende Beiwörter sind ständig, so die weifse Hand, die „hohe“ oder „neue“ Klete, das braune Röslein, der bunte Brief, die helle Wand, die grüne Eiche, das liebe Mütterchen. Die Koseformen sind viel zahlreicher wie beim deutschen Volkslied und wirken in der Übersetzung nicht immer schön: Gottchen, Köpfchen. Der Soldat ist ja in seiner Sprache sehr zu Verkleinerungsformen geneigt, er sagt Trittchen (Stiefel), Klüftchen

(Anzug), Kistchen (Bett, Koffer) u. s. f. Aber die Verkleinerungssilben sind in allen litauischen Liedern typisch.

Aus einzelnen Dainos klingt der Dienst wieder, die Freude, des Königs Rock zu tragen, auf Wache zu ziehen, Flinte zu putzen, namentlich das Sitzen zu Rofs. Denn Litauer und Litauerinnen sind vorzügliche Reiter. Der auch in deutschen Minneliedern auftretende Gedanke, daß der Vogel Bote ist, kommt wiederholt vor. Wie die weisen Vögel der Gudrun Botschaft bringen, erscheinen hier waschenden Litauerinnen Schwäne oder in Menschen verwandelte Schwäne, Kunde zu geben.

Die Tierfabel ist der einzige epische Stoff, der uns öfters in den Dainos begegnet. Falsch aber wäre es, aus diesem Grunde auf eine Einwanderung aus Asien hinzuweisen, wie dies gethan worden ist. Wer je unter Landleuten gelebt hat, weiß, daß das Verhältnis zu den Tieren naturgemäfs ein viel vertraulicheres ist, als der Kultur-mensch denkt. Der Landmann redet mit den Tieren wie mit verständigen Wesen und legt ihnen seine Gefühle und Denkkraft bei.

Der Vater erzieht das Söhnlein auf seinem Höfchen und freut sich darauf, es bald mehr lehren zu können. Knabe und Mädchen wachsen im Hause auf, geraten wohl auch einmal in Nachbars Garten und werden eingeschlossen, weil ihnen die Birnen zu verlockend waren. Goethes Bemerkung (Rhesa-Kritik) vom Fehlen solcher Lieder trifft nicht zu.

Die Kleinen schaffen dem älteren Bruder das Essen aufs Feld. Wenn der Knabe nur erst gröfser ist, meint der Vater, will ich ihm ein braunes Röflein, seidene Zäume, silberne Steigbügel und goldene Sporen geben, daß er prächtig ausgerüstet ist.

An Silber, Gold und Seide sind die Dainos reich, im Gegensatz zur Wirklichkeit; man dachte an den bekannten Reichtum der Edelinges, als Wunschhort. Häufig ist das Jauchzen am Schlusse: Fadurileli, Faleraleralerilosch, und der ständige Vergleich mit Blumen und Bäumen. Der Bruder, das Söhnlein ist immer ein zartes Kleecheen, eine Eber-raute oder Eiche, oder eine Päonie; der Vater eine Eiche, das Mädchen eine zarte Lilie, liebe Nelke, oder Rose; die bekümmerte Frau eine welke Melisse oder Minze; der unglückliche Mann eine graue Weide. Verstorbene oder ferne Geliebte oder Verwandte zeigen sich in Blumen oder Vögel verwandelt. Aus den Gräbern wachsen die Blumen hervor, mit denen man die Lebenden verglich. Der Rautenkranz ist das Zeichen der Jungfrau, das Flachsfeld das Gebiet des Weibes, wie der Saatacker das des Mannes.

Das Mädchen schaltet nun im Hause, am Webstuhl, in der hohen Klete, und mit der Harke im Garten. Der Bursche zieht zu den Soldaten und trägt der Geliebten Ring am Mittelfinger. Auf das Mädchen übt der Soldat auch in Litauen einen ganz anderen Eindruck als der gewöhnliche Bursche, selbst wenn letzterer, wie dies häufig der Fall ist, lieber in der Stadt ein feiner Herr geworden und nicht litau-

scher Bauer geblieben ist. Beim Heere zeichnet sich der Bursche als tüchtiger Reiter aus.

Die Soldatenlieder haben alle die zarten und alle die kräftigen Töne wie die deutschen; sie sind aber doch weicher. Der Bursche weint und möchte am liebsten zu Hause bleiben; nicht etwa aus Feigheit, wie man fälschlich gemeint hat. Heimgekehrt, dient der Bursche seinem Vater weiter, oder er arbeitet auf dem Hofe eines anderen und verdient dabei, wie weiland Jakob, erst die Güter (Huhn, Ente, Gans, Schaf, Schwein, Ochs, Pferd, Kuh), bis er in zehn Jahren die Tochter zur Frau erhält. Ein Bursche klagt darüber, daß er des Vaters Hof einst nicht erben kann, und in einem alten Volksliede aus der Zeit der Leibeigenschaft grämen sich Bursche und Mädchen, daß sie vom Vater nicht losgekauft werden.

In zartesten Farben ist das Liebesleben geschildert, wenn sich vereinzelt auch herzlose Gedanken hineindrängen. Die liebste Nelke, das liebe Gartenblümchen mit goldenen Eimern und silbernen Tragen soll nicht dem Wunsche ihres Herzens folgen, sondern eine Geldheirat schliessen, aber das Mädchen grämt sich so darüber, daß es frühzeitig stirbt.

Dort steht ein Mädchen am Herdfeuer und denkt des treulosen Geliebten, der Ton ist so zart wie das Lied Mörrikes; und in Chamisso's Frauenliebe und -Leben finden sich zahlreiche Gedanken aus den Dainos. Die auch von Schiller dichterisch verklärte Ausrede der Tochter gegenüber der Mutter, daß der Wind die Thür bewegt und der Rautenkranz beim Wasserholen vom Nebel befeuchtet worden sei, kehrt in mehreren Liedern wieder, die immer damit enden, daß das Mädchen zugiebt, beim Geliebten gewesen zu sein. Eine solche Daina ward auch von Lessing veröffentlicht, bei ihm hat sie Schiller gelesen.

Ein kecker Bursche ruft: Ich heirate dich, wenn ich keine Schönere finde; ein zurückgewiesener Schuldenmacher wünscht dem Mädchen, daß es sitzen bleibe. Mit Stolz bekennt die eine, sie habe 300 Freier aus Danzig, Küstrin, Memel, Königsberg; aber wer käme ihrem einzig Geliebten gleich, der hell und klaren Blickes wie ein prächtiges Bild dastehe, „tritt den Boden er, nach Dukaten klingt's“. Das Leben ohne den Liebsten ist wie Weberarbeit ohne Weberschiffchen, wie Mäherarbeit ohne den Wetzstein. Der Geliebte kann den Tod der Braut nicht glauben, trotzdem sie eingesargt und auf den Friedhof geschafft und eingesenkt wird; erst als man ihr die letzte Hand voll Erde giebt, glaubt er's und möchte sich mit dem Schwerte den Kopf abschlagen. Das Mädchen, das leichtsinnig Ring und Rautenkranz hingegeben hat, vertrinkt ihren Kummer und beweint die verlorene Jugend.

Der ins Wasser gefallene oder vom Winde entführte Rautenkranz (vergl. Baumbach) ist des öfteren der Gegenstand der litauischen Volksdichtung, und der Liebste, der ihn holen will, ertrinkt, wie im deutschen Volksliede. Vereinzelt erinnert die Aufforderung zur Rückholung des

Kranzes an Sigunes Aufgabe an Tschionatulander, das Gürtelband zurückzuholen. „Das Wasser war viel zu tief“ ist der Grundgedanke jener Daina, die an das Lied von den Königskindern mahnt. Das tiefste Wasser heisst litauisch Dunajus, damit ist eigentlich die Donau gemeint; merkwürdig bleibt es, daß die größte Zahl der Ströme auf der Völkerstrasse von Asien her in der Stammsilbe übereinstimmt, der asiatische Tanais (Oxus); der Don und sein Nebenfluß, der Donez; der Tanaster (Dniester), der Tanapris (Dniepr), die Donau, die Düna; aber auch damit ist nicht die Einwanderung der Litauer von Asien her erwiesen.

Auch die polnischen Volkslieder nennen als Hauptstrom die Donau.

Der alte Freier wird mit dem Dornstrauch verglichen, dem Tannen- und Fichtennadeln unters Haupt gehören, wie auch ein lettisches Volkslied meint. Er wird vom Mädchen verhöhnt, seine Spur mit dem Besen verwischt, es will zum einzig Geliebten sich legen, wie die Lilie neben den Majoran. Ein Mädchen harkt, weint mehr, als sie harkt; die Mutter ist ihr gestorben. Ein Knabe kommt, dem klagt sie ihr Leid. „Wir sind zwei Waisen“, ruft der Jüngling, „auch mir starb die Mutter.“ Da reichen sie sich die Hände für's Leben.

Rührend sind die zarten Weisen, welche die Jungfrau beim Gedanken an den Liebsten erklingen läßt; wiederholt begegnen uns die Bilder, die Rückert in dem Liede „Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht spinnen“ entworfen hat, und wenn sie an den Abschied von Vaters Haus und Hof, Garten und Wald sinnt, erschallt so wehmütig ihre letzte Weise an den Rautengarten und an das Weberschiffchen. Wenn Schiller der Jungfrau von Orleans ähnliche Töne in den Mund legt, so will ich nicht die Entlehnung andeuten, wohl aber, daß die einfachsten inneren Gefühle aller Zeiten und Völker dieselben sind.

Zahlreiche Lieder besingen den Rautenkranz, der das Zeichen der Jungfrau ist, wie blühende Kornähren am Hute und die Sporen das Zeichen des Jünglings. Der Rautenkranz wird treu gehütet und ist dem rechten Mädchen nicht um Geld und Gut feil. Geht es aber durch's Flachsfield und der Rautenkranz fällt herab, so gilt dies als Zeichen baldiger Heirat, dann liegt der Frau die Pflege jenes Feldes ob, wie dem Manne die des Getreideackers. Bei der Hochzeit erklingen wie auch bei den Slawen Brautkranzlieder, in die sich nicht selten der deutsche Kehrreim mischt: „Schöner, grüner Jungfernkranz.“ Bei der Heirat bekommt der Bursche den Rautenkranz, dann verwelkt er am Holzhaken in der Klete.

Auch die zahlreichen Rätsellieder gedenken der Raute. So heisst es in einem: „Was grünt Sommer und Winter durch? Die Raute im Garten, die Tanne im Wald. — Was ist leichter als Flaumfeder? Des Liebchens Hand, die meine Schulter drückt. Was ist schwerer wie Stein? Des Witwers Hand, die meine Schulter drückt.“ — Danach ist wohl das schöne Lied von Rhesa gedichtet, das der Kunstpoesie angehört:

Als mich Mütterchen jüngst schalt,  
 Sprach sie: geh hinaus zum Wald,  
 Hole mir bei Wohl und Weh  
 Wintermai und Sommerschnee.

Irrend sucht ich auf den Höhn,  
 In den Thälern, an den Seen;  
 Frommer Hirte, sag mir an,  
 Wo ich beides finden kann; u. s. f.

(Tetzner, Dainos, S. 32.)

Der Hirt erbittet Liebe und den Ring zum Pfande für seinen Rat und erhält beides. Nun bringt das Mädchen der Mutter beides: Tannenreis und Wellenschaum, denn „Tannengrün ist Wintermai, Wellenschaum ist Sommerschnee“. Rätsel und Mären bilden den Unterhaltungsstoff der Rockenstuben, bis der Bräutigam zum Mädchen zur Hochzeit kommt.

Nun zieht die junge Frau in das Heim des Mannes, oft weit weg, übers Haff. Die Stimmung in den Dainos, die das Leben nach der Hochzeit behandeln, nimmt ein anderes Gepräge an. Dem Litauer ist der Heimathof der Wunschort der Dainos, die Fremde ist ihm das „Elend“ im Sinne der alten Deutschen. Der beklagenswerten Weise sind darum Sonne, Mond und Sterne Eltern und Brüder; und die unglückliche Frau wendet sich mit ihrer Klage an Wetter und Wind und wandernde Sterne und Vögel. Bursch und Mädchen werden bleich und grau. Der Mann freilich ist stark im Besitze seines neuen Eigenhofes, er pflegt sein braunes Rößlein mit „reinem Hafer“, zieht bei Lerchensang mit „goldenem“ Pflug hinaus, das Brachfeld zu pflügen, oder geht auf die Jagd, um wilde Tauben und Häher zu schießen; aber das eheliche Leben selbst erfreut sich nicht der Gunst des Liedes. Das ist aber in allen Literaturen so, die Brautzeit ist die Poesie, das Eheleben die Prosa. Erst eine höhere Lebensauffassung findet das Zusammenleben zwischen Mann und Frau der dichterischen Verherrlichung würdig; das Volkslied kaum. Da sitzt die junge Frau zu Hause und wird scheel von den Schwägerinnen und der Schwiegermutter angesehen. Wie hat sie in dem Vaterhause mit Majoran alles so schön rein gefegt und die Gläser mit Seife blitzblank geputzt; jetzt wäscht sie mit Thränen. Der Mann ist kaum von der Feldarbeit zurückgekehrt, so geht er auch schon zur Schenkin ins Wirtshaus und wird der Gattin untreu, sitzt den ganzen Abend beim Alus und läßt sein Weib vergeblich warten. Das harrt und grämt sich und bittet die Winde, der lieben Mutter Botschaft zu bringen. „Wenn ich ein Vöglein wär, um zur Mutter fliegen zu können!“ Sie weiß, die schöne Zeit der Liebe ist vorbei, und Laima sendet keinen Sonnenstrahl mehr. Der Gatte schlägt die Frau, und die Anverwandten helfen ihr nicht, Vater, Mutter und Schwester rufen vielmehr dem Manne zu: „Schilt nur, schlag nur“, wenn nicht der starke Bruder mit dem Schwerte den Schwager zur Ruhe und Ordnung verweist. Das Trinken

soll schuld an allem sein, denn seit sich Hopfen und Gerste verbanden wie Schwester und Bräutigam, giebt's in der Welt Zank und Streit. Das Mädchen, dem nicht geholfen werden kann, sehnt sich nach dem Grabe oder — nach der Schenke. Es wäre nun freilich verkehrt und der Wirklichkeit gar nicht entsprechend, wenn man diese Anschauung der Dainos als allgemein vorkommend und der Regel entsprechend hielte; die vereinzelt Vorkommnisse eignen sich aber der dramatischen Verknüpfung wegen und weil sie das Gemüt ergreifen, eher zu dichterischer Darstellung als das traute, ruhig dahinfließende Familienleben; sie erregen auch die Aufmerksamkeit und Beachtung der Hörer eher, und es gewährt einem so weichen Volke, wie dem der Litauer, Genugthuung, die Rolle des Gekränkten zu spielen. Merkwürdig ist es übrigens, daß gerade das Lied vom Schelten und Schlagen, das in ähnlicher Fassung auch bei den Sorben und Polen wiederkehrt, bei der Hochzeitsfeier dann gesungen wird, wenn es am lustigsten zugeht, so daß das Ganze nicht viel mehr als Scherz ist. Jene Stoffe aber für bare Münze und alltäglich zahlreich vorkommende Thatsachen zu nehmen, wäre genau dasselbe, als wenn man das Leben eines Volkes in den Berichten von Gerichtsverhandlungen oder in Sudermannschen und Ibsenschen Dramen dargestellt glaubt.

Des Lebens Einerlei verrinnt unter Leid und Freud, Krankheit und Todesfällen. Das Litauervolk hat eine Menge von Totenliedern. An der Bahre ertönen diese eigenartigen Raudos, deren Inhalt von einer seltenen Gemühtiefe Zeugnis ablegt.

Einer Eigentümlichkeit der Dainos muß noch gedacht werden, das sind im Gegensatze zum deutschen Volksliede die zahlreichen Pflanzen- und Tiernamen und die Ortsangaben. Wir hören da die Städtenamen: Tilsit, Memel, Küstrin, Königsberg, Danzig, Berlin, Riga, Moskau, Grodno, Kowno. Die Donau und der Niemen, das Haff und das Meer, der Dünensand und heimatliche Berge bilden den Schauplatz der Handlungen. Holunder und Wacholder, Ahorn, Fichte, Tanne, Linde, Eiche, Faulbaum, Kirsch- und Apfelbaum, sogar die Olive zieren die Orte. Rose, Lilie, Nelke, Päonie blühen im Garten und bieten Vergleiche mit Gärtner und Gärtnerin. Was stark duftet und rot und weiß gefärbt ist, erfreut sich besonderen Wohlwollens, wie Melisse, Raute, Krauseminze, Thymian, Lavendel, Klee, Eberraute, Majoran. Es fehlen auch nicht die Nutzpflanzgewächse Roggen, Gerste, Hafer, Hopfen, Flachs, Heidelbeeren und das giftige Bilsenkraut. Bei vielen Bäumen und Pflanzen mögen sich religiöse oder medizinische Erinnerungen anknüpfen, wie nicht minder an das Waldvögelein, die Schwäne, den Kuckuck, den Storch.

Wie der Pole das „Dreikraut“, so kennt der Litauer ein sagenhaftes Pflänzlein, das nur an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten (zu Johanni) gefunden wird. Auch auf die neuerlei Kräuter des Johannisstrauches wird hier und da Gewicht gelegt; unklar ist, was für

Beziehungen Ölbaum, Faulbaum und Eberraute (Gottesbäumchen) in den Dainos haben. Wendische Mädchen zeichnen gern ihre Lieder in ein Büchlein auf, litauische kaum. „Wenn einer ein Liedchen sich dichtet und es gefällt den Mädchen, singens alle mit, aber aufschreiben thuts keiner“, meinte ein litauischer Postillon aus der Crottinger Gegend.

### 3. Sprichwörter.

Eines jeden Nägel sind nach seiner Art gekrümmt. Es ist Zeit, sich in den Wagen zu setzen. Eines Hundes Stimme dringt nicht zum Himmel (ist erfolglos). Er geht umher, wie Jakob unter den Schweinen (stolz). Gott gab Zähne, er wird auch Brot geben. Er spuet sich wie der Deutsche in den Himmel. Dem Dummen wird auch mit der Lischke vorgeläutet. Ihn haben neun Eilen befallen. Es schläft sich kalt, wenn der Alus gärt (wenn man Sorgen hat). Handle wie ein Jud, und zahl wie ein Bruder! Du kannst nicht mit den Nägeln aufmachen, wenn die Zähne nötig sind. Ich füttere die Kuh, und er milkt sie. Was du abhandeln kannst, brauchst du nicht zu bezahlen. Heilig wie ein Schwein, rein wie ein Schweinetrank. Faul, wie ein Elch. Ähnlich gemünzt, ähnlich gemahlen (Atkalts, atmalts. Das Kind ähnelt dem Vater sehr). Den Walddieb hat noch niemand gehängt. Die Zwiebel ist überall am Platze. Die Gerechtigkeit hat sich aufgehängt, den Frieden haben die Hunde totgebissen. Es ist schlimm, wenn aus dem Bastschuh ein Stiefel wird. Geh in den Wald nicht ohne Axt, und in die Kirche nicht ohne Gesangbuch. Auch ein kluges Huhn verbrennt sich den Schnabel in Brennesseln. Je näher der Stadt, desto tiefer die Tümpel und bissiger die Hunde. Die Wärme bricht die Knochen nicht. Die Paresken kommen weiter in der Wirtschaft, als die Stiefel. Der Lehm ist unser aller Bruder. Schweig, aber liebe Gott! Sie jammert, wie Waischterienne nach einem neuen Tuche. Der Sohn beißt in den Apfel, und seinen Kindern werden die Zähne stumpf. Die Herde kommt von allein. Du wirst dich mit den Störchen erheben und wirst mit den Raben herunterfallen (Hochmuth kommt vor dem Fall). Wenn's auf die Größe ankäme, finge die Kuh den Hasen. Manches Wort fliegt als Sperling aus und kehrt als Ochse zurück. Was du ausgetrieben hast, mußt du weiden. Wie der Glaube, so das Opfer. Am Jungen sieht man, ob's der Vater ist. Wer thöricht ist, kauft das Pferd, bevor er's geritten hat. Ein schlechter Kaufmann kauft das Ferkel im Sack. Den flüchtigen Hasen kannst du nicht aufhalten. Wer als Dohle geboren ist, bleibt eine Dohle; wer als Pfau geboren ist, bleibt ein Pfau. Schulden sind keine Wunden, sie heilen nicht von selber. Ein früher Gast bleibt nicht zur Nacht. Ein böser Mensch spaltet aus einem Splitter einen ganzen Wagen voll. Vorm Wolf läuft er, beim Bären bleibt er. In wessen Wagen er sitzt, dessen Lied

muß er singen. Mir ist es Schlaf, dir Arbeit. Wie der Topf, so der Deckel. Im Busche sind mehr krumme Bäume als gerade. Nenn mich einen Backofen, aber Brot wirst du nicht in mir backen. Wer Bären führt, hat auch an Bären seine Freude. Ein Bauer ist immer unter den Nägeln schwarz. Wem es nicht bitter ist, der zieht kein Gesicht. Blas gegen den Wind! So lang es Brot giebt, ist die Hungersnot blind. Er wird sich seines Geburtstages erinnern (er wird unter dem Drucke der Verhältnisse oder vor Angst das Unmögliche möglich machen). Sieh ihm in die Augen, und frag nach seiner Gesundheit! Geschehe, was will, der Litauer wird nicht untergehen. Er fürchtet sich, wie der Teufel vor Perkun. Sei selbst nicht böse, dann kann dir auch der Böse nichts thun. Der Deutsche wird bald so klug sein wie der Litauer. Der Bär, von der Eichel getroffen, brüllt; vom Ast niedergedrückt, ist er still. Ich hab ihm Gutes gethan, er gräbt mir eine Grube. Ein Reicher ist hochmütig und gefährlich. Der Magen kann leicht gefüllt werden. Der ist glückseliger, dem man mißgönnt, als den man bejammert. Trunkne prahlen. Wer arbeitet, der hat was. Ein böser Traum trifft eher ein, als ein guter. Die Menschen gehen lieber mit glücklichen Leuten um, als mit elenden. Des Menschen Leben vergeht wie Schaum. Das Verhängnis ist unvermeidlich. Der Tod fragt nicht nach den Zähnen. Auch ein guter Mensch kann zornig werden. Eile mit Weile! Jede Henne scharrt nach ihrer Art. Er frisst, als hätte er zuvor an der Hungerkette gehangen. Es ist nicht immer Johannisfest (ein guter Tag). Ich melke die Kuh, und er hält die Hörner. Der wurmige Apfel fällt bei Windstille, der grüne muß vom Winde herunter geschlagen werden. Hinterm Meer gilt der Ochs einen Groschen, aber geh und hol ihn!

Die hauptsächlichsten Verbreiter der litauischen Literatur sind die Kalender, von denen sechs in Preußen und drei in Amerika erscheinen, und etwa ein Dutzend Zeitungen. Die in Tilsit gedruckte liberale „Neue litauische Zeitung“ mit über 3000 und der konservative „Tilsiter Pilger“ mit ziemlich 2000 Abonnenten sind gewöhnliche, viel gelesene Wochenblätter, ebenso die in Memel gedruckte „Litauische Zeitung“ mit 1000 Abonnenten; sie bringen Tagesneuigkeiten. Den Kukatisten dient der „Friedensbote“, er bietet Tagesgeschichte und hauptsächlich Religiöses. Das Prökulser Vereinsblatt hat, wie die beiden vorher genannten, einige hundert Abonnenten. — An ein gebildeteres Publikum wenden sich Monats- und Halbmonatsblätter, wie Varpas (Glocke), Ukininkas (Landwirt), „Vaterlandswächter“ und „Rundschau“ (etwa 500 Leser), deren Abonnentenzahl 1000 nicht erreicht. Die beiden letzteren sind in römisch-katholischem Geiste geschrieben, die ersteren liberal. Diese behandeln die sociale Frage und Politik, bringen Dramen, Gedichte, Novellen und Aufsätze über Kunst und Wissenschaft. Eine

eigene litauische Druckerei von Martin Jankus in Bitechnen macht sich um Verbreitung von Literatur auch in Rußland und Amerika verdient.

#### IV. Die Maldiniker.

Die Worte Maldiniker oder Surinkiminiker sind abgeleitet von Litauisch Malda = Gebet und Surinkimas = Versammlung. Der erste Ausdruck hat einen spöttelnden Nebensinn bekommen und wird von ihnen selbst nicht angewendet, ist aber sonst gang und gäbe. Auf deutsch nennen sie sich am liebsten Brüder, bezw. Schwestern, auch Gebetsversammler, Erweckte, Bekehrte. Die Fernerstehenden gebrauchen die Namen „Fromme“, „Heilige“, „Mucker“. In keinem deutschen Lande ist das religiöse Vereins- und Sektenwesen so entwickelt als in Ostpreußen, nirgends tritt es so offen hervor als hier. Und gerade von den Maldinikern kann man so Widersprechendes aus dem Leumund von allerlei Leuten hören.

Zinzendorf hatte nach Gründung seiner Herrnhuter Gemeinde bereits 1727 die ersten Missionare in alle Welt geschickt. Diese sollten den Christen und zwar den verlorensten Stämmen eine andere als die orthodoxe Lehre predigen, die bei den meisten kein christliches Leben im Gefolge zeitigte. Ein heiliger gottgeweihter Lebenswandel, thätige Liebeswerke, Buße, inniges Versenken ins Erlösungs- und Bekehrungswerk, pflichtgetreue Arbeit in Acker und Garten, Haus und Hof, das waren ihre Ziele; daneben wurden die Äußerlichkeiten bald zu Hauptsachen: Meiden von Tanz, Theater, Tabak, geistigen Getränken, lustigem Wesen, lautem Lachen u. dergl. In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts finden wir solche Herrnhuter Missionare bei den Kaschuben. Geistesgewaltige Priester gehen auf ihre Lehre ein, zumal fromme Patrone, Rittergutsbesitzer und deren Witwen und gealterte Schwestern, die Herrnhuter Brüder mit Freuden in ihr Schloß aufnahmen. Die Pastoren in Schmolsin, Garde, Glowitz, Zezenow, besonders Schimanski und Beyer wirkten mit großem Segen unter dem trunksüchtigen slawischen Stamme. — Um dieselbe Zeit nun hatte Friedrich Wilhelm I. die Salzburger nach dem abgelegenen, durch Krieg und Pest entvölkerten Litauen gerufen. Die um ihres Glaubens willen Vertriebenen brachten schon ein lebendiges Christentum mit, die Herrnhuter Wanderprediger suchten es recht auszubauen. Bereits 1733 kamen die Missionare Demuth und Böhnisch und hielten Gebetsversammlungen ab, noch zwei andere, Hofer und Grenzer, werden namhaft gemacht. Ein Salzburger Siedeler, Namens Goffer, hatte solchen in der Insterburger Gegend beigewohnt und lernte litauisch, um auch unter diesem Volke solche Zusammenkünfte zu veranstalten. Drei Lehrer: Demke und die Brüder Jurkschat, wirkten nun, als geborene Litauer, um Insterburg und Tilsit. Es entstanden, wie man

damals in die Kirchenbücher schrieb, „große Erweckungen weit und breit“. Die volksverständlichen, auf ein inniges geistliches Leben gerichteten Reden konnten deshalb große Erfolge erzielen. Dies aber um so mehr, als die predigenden Brüder, Lehrer, Geistlichen nicht nur mit den Worten, sondern auch mit Werken voranleuchteten. „Wie kann ich unter trunksüchtiger Bevölkerung mit Erfolg bekehren, wenn sie mich selbst mein Gläschen Wein trinken sehen; sie nennen mich Heuchler, beneiden mich und glauben mir nicht; darum trage ich selbst das Zeichen gänzlicher Enthaltbarkeit, das blaue Kreuz, als das treue Vermächtnis eines aufgegebenen und doch geretteten Säufers“, so sprach kürzlich ein den Maldinikern zugethener Prediger im Gumbinner Kreise. Und was er vom Trinken sagte, übte er auch in Bezug aufs Rauchen, ja selbst aufs Tanzen und den Besuch anderer als religiöser Zusammenkünfte, er verurteilte sogar den Gustav-Adolfs-Verein, und die wissenschaftlichen Reden in religiösen Verbindungen, im Jünglings- und Hausväterverband; sie lenkten den Sinn ab von dem einen, was not thut. „Entweder das Wort Gottes hat die Kraft, selig, d. h. glücklich in Zeit und Ewigkeit zu machen, oder es hat sie nicht. Ich weiß es aber, daß das Wort die Kraft hat, und darum soll in allen Versammlungen und allüberall einzig die Bibel vorgelesen, ein wenig, aber nicht weitschweifend erklärt, und buchstäblich erfüllt und danach gelebt werden.“ „Was soll ein Arzt? Es steht geschrieben „Ich, der Herr, dein Arzt“, und wenn ich mir nicht von Gott meine Gesundheit herausbete, oder er mich nicht freiwillig heilt, ist alles ärztliche Eingreifen umsonst. Fehlt mir etwas, so frage ich mich selbst, ob ich den Glauben und die feste Zuversicht habe: Gott hilft. Habe ich sie nicht, dann gehe ich zum Mediziner — um alle Gerechtigkeit zu erfüllen —, doch ich habe sie meist und lege das erkrankte Glied auf die betreffende Bibelstelle, — und es ist meist gesund geworden.“ Ebenso wörtlich wollte er die Bergpredigt verstanden wissen, und jeder Arbeitsvertrag müsse in die Rumpelkammer geworfen werden. Außerdem habe Christus und Johannes denen, die zween Röcke haben, das Verschenken des einen zur Pflicht gemacht. Das thue er und das müsse jeder thun, der sein Jünger sein wolle.

Man vergesse eben das eine und wichtigste, die *μετάνοια*. (Umkehr des Denkens, Wendung des ganzen inneren Menschen.) Was nützt alles Gerede? Es giebt nur echte Christen und Nichtchristen. Und zu den ersteren zählen nur wenige. Thut Buße (*μετάνοια*) ist das *A* und *Ω* des Christentums, und wer nicht bekehrt und noch nicht bis zur nova obedientia (dem neuen Gehorsam) durchgedrungen ist, auf den müssen wir immer und immer wieder mit Gottes Wort einwirken.

Dieser einzelne setzte nun thatsächlich mit Überzeugung und Kraft Christi Worte ins Leben um, gab seiner Gemeinde ein großes Beispiel des Urchristentums, wurde aber doch von vielen Unwürdigen

mifsbraucht. Die socialen Verhältnisse in Deutschland sind eben andere, als die im alten Nazareth und am See Tiberias.

Diese Gedanken des betreffenden Pastors waren, wenn auch nicht immer in dieser Strenge, schon in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts bei den Maldinikern die leitenden. Dabei kam es vor, daß sich ein eifernder Prediger denn auch Rache und Richteramt anmaßte, die selbst Christus dem Herrn aller Herren reservierte. Der Kaschube Schimanski schlug Ehebrechern ins Gesicht und geißelte sie. — Milder war der größte seines Volkes, der Litauer Christian Donalitus. Er erwähnt nie das Wort oder die Sitten der Surinkiminiker, aber ihre Lehren waren in ihm lebendig geworden. Er verwirft Tanz und Spiel, Schlemmen und Trinken, Kaviar und Wildpret sind ihm etwas Ekelhaftes, L'hombrieren Teufelswerk, das Fluchen Satanslust; innere Buße und Erbauung fordert er, weltliche Lieder haßt er. Und ihm war es Ernst mit dieser Frömmigkeit. Dadurch wurden auch die Gebetsversammlungen in die rechten Bahnen gelenkt. Sind auch seine Gedichte nicht über den Kreis befreundeter Amtsgenossen des litauischen Nationaldichters hinausgekommen, so zeugen sie doch von dem lebendigen christlichen Geiste, der allenthalben bei der besseren Bevölkerung herrschte. Die Gebetsversammlungen wurden allmählich schon deshalb notwendig, weil die Kirchspiele viel zu groß waren. Tolminkemen hatte beispielsweise auf etwa zwei Quadratmeilen 30 Dörfer und Dörfchen. Die Pfarrer begrüßten mit Freuden die thätige Mithilfe der Lehrer und Gebetsversammler an der religiösen Hebung des Volkes. Freilich konnte die Spaltung nicht lange auf sich warten lassen, denn einflußreiche Gebetsversammler erlangten bald einen größeren Einfluß als die ordinierten Prediger.

Nun war im 18. Jahrhundert bei den Litauern eine merkwürdige Unsicherheit in Bezug auf das Gesangbuch eingetreten. Die alten, meist schlecht übersetzte litauische Lieder enthaltenden Gesangbücher wurden von verschiedenen Seiten verändert. 1732 erschien die Quandt-Behrendtsche Bearbeitung, die später Schimmelpfennig im Umfang von 400 Liedern herausgab, 1736 unternahm Glaser eine neue Zusammenstellung, sie erlebte innerhalb dreier Jahre drei Auflagen. Als man 1751 beide vereinigte und die Unzufriedenheit dennoch fort dauerte, gab 1781 Ostermeier eine neue Umarbeitung heraus, die gleichfalls befehlet und von Mielcke durch eine verbesserte ersetzt werden sollte. Und jeder Pastor dichtete neue Lieder für seine Gemeinde hinzu. Die „Brüder“ gaben ihnen darin nichts nach. Durch die Herrnhuter war jenen eigenen rhythmischen, hüpfenden und beweglichen Gesängen der Boden geebnet worden, die so ganz zur Sangweise der Dainos passen und im Gegensatz zum schweren Kirchengesang der orthodoxen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts stehen. Die schwebenden unfesten Töne in Halb- und Viertelston-Entfernung, das Überziehen zur nächsten Note, das Abkürzen der Pausen, das Anklingen an Volkslieder, das

alles kam zur rechten Geltung. Benjamin Schmolck, Bogatzki u. a. wurden übersetzt; die Erleuchteten dichteten selbst, so die oben erwähnten Demke und Jurkschat. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts liefs der Bruder Mertikaitis für die Maldininker ein eigenes Gesangbuch, „das Psalmbuch“, erscheinen, das 113 Lieder enthielt. Im Gegensatz zum litauischen officiellen Gesangbuch erfreute sich das Psalmbuch trotz der frömmelnden Art und trotz der Riesenslänge mancher Lieder, großer Anerkennung und Beliebtheit. Die neuen Auflagen wurden rasch vergriffen und erschienen in vermehrter Auflage. Von gewisser Seite wurde das Psalmbuch freilich nicht für vollwertig gehalten. Mielcke sagte: „Es hat ein gewesener Soldat und Litauer aus der Niederung ein litauisches Gesangbuch (um 1800) auf seine Kosten herausgegeben. Er hat darin verschiedene Gesänge aus dem Ostermeierschen Gesangbuch genommen, viele aber selbst gedichtet, und wiederum andere von schlechten litauischen Schulmeistern übersetzte zusammengerafft und unter die Litauer gebracht. Es kommen darin die absurdesten Dinge, übertrieben mystische Ausdrücke, närrische Epitheta und ganz abgeschmackte Wendungen vor, die dem vernünftigen Gottesdienst des Singens zuwider sind.“ (Vergl. Schwede, Zur Geschichte der litauischen Gesangbücher. Lit. Lit. M. III, S. 403.) Derartige Urtheile verhinderten nicht, daß die *Psalmu knygos* 1876 in 12. Auflage im Umfang von 404 Liedern erschienen. Und gerade zu Mielckes Zeit hatten die Surinkimininker an Ausbreitung und Einfluß gewonnen. Ein Schiffer aus der Memeler Gegend, Klimkus Grygolait, wurde auf einer Reise nach England „erweckt“. Er hatte Visionen, sagte, Gott hätte ihn zu seinem Rüstzeug auserwählt, daß er seinem Volke Buße predige. 1807 zog er in die Grenzgegend zwischen Memel und Schmaleninken, in die Ortschaften um Wischwill und Eydkuhnen. An der Scheschuppe und am Njemen wurden Gebetsversammlungen abgehalten, die Klimkenaten wuchsen täglich an Zahl; Preukschat wirkte in der Tilsiter Pflege, Albuschait in der Ragniter, wie Dr. Gaigalat in einem Vortrage über die Maldininker ausführte. Die Prediger waren meist Bauern, die im Herbst nach Beendigung der Ackerarbeit ihre Missionsthätigkeit aufnahmen. Es waren gewöhnlich tüchtige, strebsame Ackerleute, die ihr Besitztum gut verwalteten. Sie nahmen nie Lohn an, blieben bei der Lehre der Bibel und empfahlen noch Arnds wahres Christentum und Bogatzkis Schatzkästlein. Viele Pfarrer waren auf ihrer Seite, so der Ragniter Superintendent Malkwitz. Jener Soldat, den Mielcke erwähnt, war vielleicht der Bruder Dargys. Der eignete sich vorzüglich zu seinem Amte und erlebte dann auch die Blüte der Gebetsversammlungen. Er hatte sich durch eigenes eifriges Lernen in wissenschaftlichen und geistlichen Büchern tüchtig vorbereitet, hatte 1813 die Freiheitskämpfe mitgemacht und zog nun wie ein Sendbote von Dorf zu Dorf; er benutzte aufser geistlichen auch philosophische Bücher, berief kraft seines Ansehens die Maldininker-

Prediger in Synoden zusammen, setzte ab und ein und wurde von allen anerkannt. Die 1848er Verfolgungen brachten auch ihm Einkerkerung seitens des Tilsiter Landrats. Dies Martyrium erhöhte nur seinen Ruhm. Zudem erlangte Malkwitz nicht nur die Freilassung des Dargys, sondern auch einen königlichen Befehl Friedrich Wilhelms IV., der eine Geldentschädigung gewährte. Dargys, der willig und ohne Murren ins Gefängnis gezogen war, schlug dies Geldgeschenk aus und lehrte vor wachsender Zuhörerschar. Die Verfolgungen wirkten wie im Urchristentum, das Martyrium wurde vorbildlich und erweckte neue Bekenner. Das Oberkonsistorium that den rechten Schritt und liefs die Unschädlichen gewähren. Eine mildere Richtung unter Jurkunas gestattete sogar mäfsigen Genufs von Tabak und geistigen Getränken. Schlimmer war Klimkats Schüler Petrick, der das Alte Testament als Lehrgrundlage betrachtete, noch gefährlicher dessen Schüler Sonder, der folgerichtig das Alte Testament auch ins Leben umsetzen wollte, seine Frau verstiefs und mit seinen Mägden in Vielweiberei lebte. Er forderte den Zehnten von seinen Gläubigen, hatte drei grofse Reiseboote, auf denen die Prediger missionierend auszogen und liefs sich wie einen Patriarchen verehren. 1848 traten eine Anzahl Brüder aus der Landeskirche aus, die meisten blieben ihr treu, spalteten sich aber in zwei Lager. Die alte Richtung bewahrte ihre alte Freiheit. In der Versammlung, die in eines wohlhabenden Bruders Behausung stattfindet, singen sie zunächst ein Lied aus den Psalmen Knygos. Dann knieen sie nieder auf den Fußboden, und der Verkünder betet lange und laut. Nun steht man auf, der Gebetsversammler liest und erklärt einen Bibelabschnitt. Kniegebet und Schlufslid folgen. Die neue Richtung trägt gescheiteltes Haar, ausgesucht einfache Kleidung in Schwarz und Weiß, verwirft mit der farbigen Marginne alles Bunte und hafst die abschweifenden volkstümlichen Erklärungen. Man betet still im Versammlungszimmer beim Ein- und Austritt. Man singt das dreimal Heilig, und die Predigt erstreckt sich nur auf Ermahnung und Spruchwiederholung. Die Alten tadeln an den Neuen: Starrheit der Lehre und Sucht, äußerlich aufzufallen, diese umgekehrt an jenen: Menschensatzung und Abweichung von der Heiligen Schrift. Gemeinsam ist beiden ein tugendhaftes Leben, das den Gerichten nichts zu thun giebt, ferner die eifrige Unterstützung des Missionswerkes, der häufige Genufs des Abendmahls. Die Verkünder dagegen predigen nur, geben an, Visionen zu haben und durch Handauflegung Kranke heilen zu können. Sie bilden sich selbst aus, sobald sie glauben, Gott habe ihnen das Predigtamt gegeben. Sie stehen in hohem Ansehen bei den Brüdern und wissen es sich auch zu erhalten. Gegenwärtig steht an der Spitze der bekannte Christoph Kukat, ein ehemaliger Besitzer in der Tilsiter Gegend, der mehrere Kirchen sein eigen nannte. Er ist schon in ganz Deutschland als Wanderlehrer thätig gewesen, ward einmal für irrsinnig erklärt, erhielt aber schliefslich vom Oberkirchen-

rat die Erlaubnis zum Predigen. Er leitet die religiöse Wochenschrift „Friedensbote“ (Pakajaus Paslas), die Vereinskchrift des Ostpreussischen Gebetsvereins. Diese erscheint in einer Auflage von reichlich 500 in Memel, hat zur Hälfte litauischen, zur Hälfte deutschen Text.

Aus dem Munde der Litauer selbst hörte ich die widersprechendsten Urteile über das Thun und Treiben der Surinkiminiker und ihre Predigten. Die Übelgesinnten sagen ihnen Muckerei und Scheinheiligkeit nach, schlimmere Zungen sprechen im Gegensatze zu der gerühmten Keuschheit von „Kindervereinen“ und nannten die Verkünder Betrüger oder schlaue Schelme. Sie zögen zur Herbstzeit aus, weil da die Gläubigen geschlachtet und gebacken hätten. Ihr Wirken sei nicht unschädlich. Dem gegenüber sagen ernste Männer: Die Maldiniker wirken nur Gutes, vermeiden politische Streitigkeiten; Uneinigkeiten schlichten sie durch eigene Schiedsgerichte, sie geben den abgelegenen Dörfern mit der geistlichen geistige Nahrung und sind Träger der Kirchlichkeit und des Opferwillens.

Einst traf ich eine ganze Gesellschaft Maldiniker auf einem Memelschiffe. In schwarzer Tracht, Landpastoren ähnelnd, kamen sie zusammen, reichten sich die Hände und küßten sich. Sie waren auf einer Missionsfahrt von Tilsit nach Rufs und Schwarzort begriffen. Im Mittelpunkte stand ihr Führer. Er mochte 50 Jahre alt sein; sein blühendes Gesicht, seine ganze Haltung wirkten vorteilhaft: „Nein, wir sind nicht studierte Personen, uns hat Gott das Predigtamt gegeben, ich bin Kukat.“ Mit glaubensfreudigem Eifer und Überzeugung begann er nun sogleich sein Werk der Bekehrung. „Es kann eben niemand seine Bekehrung erzählen, weil er nicht bekehrt ist. Ja, bis zum 20. Jahre lebte ich auch so dahin, dahin. Rauchen, Tanzen, Biertrinken, Kirchegehen, alles that ich, gern, aber unbekehrt, und Gott erschien mir im Gesicht und berief mich zu meinem Amte, und er wählte mich zum Rüstzeug und zeigte mir Hölle und Himmel. Ja, da sagen viele, der Kukat schwindelt doch, er ist nicht dort gewesen. Zweifelt nur, Gott thut, was er will.“ Wie sah es denn nun im Himmel und Hölle aus? „Ja, das können Worte nicht beschreiben, in der Hölle sah ich viel eitel Trauer und Herzeleid und hörte die Klagen der Verdammten und die Siegesfreude der Teufel, im Himmel aber ist eitel Wonne und Seligkeit und Freude die Fülle, und die Engel singen und spielen mit den Gläubigen in Gemeinschaft.“ Über die diesen Abstraktis zu Grunde liegenden Konkreta gab er jedoch keine Auskunft; er war erstaunt, daß man sich mit anderen als biblischen Studien abgeben könne, Bekehrung sei alles, was vom Menschen zu verlangen sei, alles andere sei sinnlos. Die Bibel legte er so aus, wie sie der Elementarlehrer verständlich gemacht hatte, sie war ihm schlechthin Gottes Wort, auch der Katechismus mit seinen Erklärungen. Der unkritischen, oft falschen Bibelauslegung bot indes eine volkstümliche

Beredsamkeit und Versinnbildlichung die Hand, und so kam oft ein ganz trefflicher Gedanke heraus, der allerdings gar nicht in der Bibel stand. Derbe Worte scheute er nicht. Die Sünden des Volkes verglich er mit dem Schweinetroge des verlorenen Sohnes. Seine Mitverkündiger sekundierten ihm vortrefflich, und ihre Augen glänzten, wenn er von seinen Missionsreisen durch ganz Deutschland sprach: „Ja, warum kann ich nur Deutsch und Litauisch, die Polen verstehen mich schon nicht mehr; wenn ich aber Französisch und Englisch könnte, dann wollte ich die ganze Welt durchziehen.“ Peinlich war mir die offene Rede der so liebenswürdigen Leute, wer sich bekehre, bekäme Speise und Trank, Wohnung und Führung, so lange er bei Brüdern sei; es könnte scheinen, als ob sie das Gottesreich samt dem Linsengericht für eine neue Seele geben wollten. Aber das meinten sie gar nicht, denn der Sinn der Rede war kein anderer als der: Du bist hier gewiß in einem wildfremden Lande ohne Freunde und Bekannte, hier aber hast du Menschen, die dir alles in Fülle geben, nur mußt du ihr Bruder sein. Kukak erklärte, man könnte ihm ja sein gottverliehenes Predigtamt nicht wehren, und dem möchte man die fortgesetzten Bekehrungsversuche zu Gute halten; das glaube er aber, — alles Wissen sei nicht mehr im Vergleiche zu seiner geistlichen Wirksamkeit, als das Schwarze seines Fingernagels.

Bald waren die „Verkünder“ von Rufs nach Calberg zu einem „Bruder“ gefahren. Nach einstündigem Marsche gelangten auch wir an das erleuchtete große Wohnhaus. Lauter Choralgesang tönte uns entgegen. Beim Eintritt ins Innere war rechts ein Doppelzimmer mit etwa 50 Frauen und 20 Männern gefüllt, die erst im Gebet knieend, dann auf Bänken und Stühlen sitzend, die eigentümlichen litauischen Choräle sangen. Die Melodie „Liebster Jesu wir sind hier“ war so verändert, daß man sie kaum wiedererkennen konnte. Die ineinander verschwimmenden Töne schlugen zitternd leis immer noch eine Quarte nach oben nach, die Übergänge zu den nächsten Noten schwankten in kleinsten Tonzwischenräumen selbst über die kurzen Verspausen, gleichzeitig sangen die Deutschen den deutschen, die Litauer den litauischen Text. Die Männer waren einfach und gewöhnlich in Bauertracht gekleidet, die von der allerorts üblichen nur durch das breite russische Müzenschild abweicht. Marginnen und Paresken sah ich nicht. Die Frauen trugen dieselben einfachen gestreiften Bauernröcke, wie allerwärts; nur die weißen blumenrandigen Kopftücher, die am Halse oder meist im Nacken zusammengebunden waren, stachen hervor, zumal die drückende Hitze des 1. August nicht die Abnahme jenes Kopfschmuckes zu bewerkstelligen vermochte. Der Raum war ziemlich hell durch Deckenlampen erleuchtet, nur auf dem Predigtische brannte eine Setzlampe. Ich wurde vorderhand ins linke Zimmer geführt, man wartete auf mein Kommen. Da saßen denn schon mehrere Verkünder und Freunde beisammen, der Hausherr begrüßte uns und

lud uns zum Abendmahl ein, da gab es Bier, Kaffee und Milch, Brot, Fleisch und Früchte vorzüglich und in Hülle und Fülle. Galant gewährte man meiner Frau einen Ehrenplatz, und nach kurzem Imbiss gingen wir in die Versammlung und erhielten unseren Sitz, trotz Sträubens, auf der Bank der Prediger. Über das lange und harte Knieen auf Holzdiele oder Stein sehen die Brüder ebenso leicht hinweg, wie über die Filzpantoffeln des einen Verkünders. Kukat saß am Tische, neben ihm je ein Bauernpriester. Nach dem Gesange des Chorales betete der Linke ein deutsches Gebet von der Sündhaftigkeit und Buße der Menschen, worin sich ein fortwährendes Stöhnen sündenbeladener Gemüter mischte. Es folgte ein neuer Choral, der mit derselben Inbrunst und in Gott versenkter Miene zu Ende gesungen ward, und dann eine litauische Predigt und der Gesang des Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.“ Nun erhob sich Kukat, las die Geschichte von Pauli Bekehrung aus der Bibel vor, wie sie jeder tüchtige Pastor vorlesen kann, und ergriff dann das Wort zur Predigt. Kukat ist ein bedeutender Redner. Es fließt aus seinem Munde ohne Anstofs und Versprechen.

Die Kraft und Volkstümlichkeit seiner Rede wird durch eine wohlklingende Stimme unterstützt; Eifer und Stärke des Vortrages sind aber für den beschränkten Raum viel zu groß, und würden eher nach St. Peter in Rom passen. Er eiferte gegen die Namenchristen, die Religionslehrer, die Religion nur als Fach lehren, er erhob sich gegen die studierten Pastoren, die den geistlichen Beruf nicht von Gott empfangen hätten, sondern von ihren Eltern auf die sichere Pfründe aufmerksam gemacht worden wären. Diese predigten in der Kirche Bekehrung und bekehrten wohl auch und seien doch selbst nicht bekehrt. Ja, des Vaters Geld verstudieren, sich gemächlich erhalten lassen und mit allen Mitteln einem ernährenden Amte zustreben, das sei nicht der Boden, der einen wahrhaften Priester hervorbringe. Sie können auch gar nicht frei predigen, müssen erst aus Büchern lesen und auswendig lernen oder vorlesen, Gottes Wort ist ihrem inneren Wesen fremd. Und was thut ihr? Ja, wie viele habe ich gesehen, beten ganz andächtig in der Kirche, singen und hören der Predigt zu. Und ist die Kirche aus, — gehen sie in ein Geschäft und kaufen für die Woche ein. Die haben alle der Stimme des Herrn nicht Folge geleistet, der überall schreit und überall erscheint, aber verstopfte Ohren findet. Und da haben wir die Gelehrten, die großen Professoren, die das Wort verworfen haben „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren“. Am jüngsten Tage, mit den Socialdemokraten und Säufern zusammen, ha, wie freut sich der Teufel, daß er sie mit seinen Klauen zwacken kann.

Mit der Gewalt eines Bußpredigers ertönen immer wieder die Worte, die dem Saulus vor Dasmaskus zugerufen wurden; die Stimme schlug einmal über und wurde heiser. Die Farben waren grell, die

erwähnten Erörterungen im einzelnen oft unzutreffend, im ganzen aber wirksam.

Es folgten der Reihe nach von seiten der anderen Verkünder ein langes seufzerreiches litauisches, dann ein deutsches Gebet und das Vaterunser; zum Schlusse sang man: „Unsern Ausgang segne Gott“, und zerstreute sich nach einem stillen Gebet. Ein Bruder gab uns das Geleit nach unserer eine Stunde entfernten Wohnung. Eine abermalige Einladung zur Gebetsversammlung anderen Tages früh 6 Uhr konnten wir nicht annehmen, weil wir Rufs und seine Umgegend kennen lernen mußten. Auf dem Nachhausewege nachts 11 Uhr erklangen von den Bänken vor der Hausthür die schwermütigen Dainos, einzeln und im Wechselsang, hier und da beim Klange der Ziehharmonika.

Früh 10 Uhr sollte die Missionsfahrt der Maldiniker nach Schwarzort stattfinden. Schon in der Frühe kamen von allen Himmelsrichtungen zu Fufs und zu Flofs, Wagen und Boot die Litauer, um am Feste teilzunehmen.  $\frac{1}{2}$  12 Uhr langte der gemietete Dampfer aus Tilsit an, war aber bereits so mit Anhängern überladen, dafs niemand mehr mitbefördert werden sollte. Nun zogen die stundenweit Herbeigeeilten ergeben in ihr Los nach Hause. Ich aber drängte mich vor, die seltene Gelegenheit nicht zu versäumen. Kein Mensch konnte sitzen und sich bewegen, so war das Schiff vollgestopft. Heute waren viele Litauerinnen aus Minge und Kinten, Skirwith und Inse, Heydekrug und Loye in ihrer Tracht erschienen. Ueber den 10 bis 20 gebauschten, reichgefalteten kurzen Unterröcken befand sich der selbstgewebte vierzigfaltige Oberrock, buntfarbig, die drei Hauptfarben bevorzugend, langgestreift, neu. Einzelne hatten aus der Swirne den grünseidenen Rock geholt und darüber gezogen. An der rechten Seite hing das seiden- und perlengestickte Handtäschchen. Die Schürze ähnelte dem Oberrocke, war aber meist noch flimmerdurchwirkt und wies ein reichgesticktes oder blumig gewebtes langwallendes Band auf. Der Oberkörper war von einem weitärmeligen Hemd bekleidet, das am Hals- und Ärmelbund, wie am Lätzchen seidene Stickerei aufwies. An der Brust prangte eine grofse Brosche aus Bernsteinperlen. Ein ärmelloses sammtnes Schnürleibchen schlofs sich über dem Oberrocke an. Auf dem Kopfe der Jungfrauen befand sich über dem kranzartig gewundenen Zopfe ein grüner oder blumiger Kranz und bei den Frauen noch ein eigen gefaltetes Tuch. In der Hand ruhte Gesangbuch, Taschentuch und Majoranstraufs, die Verlobte trug am Mittelfinger den Goldring. Die lettischen Mädchen Schwarzorts und Niddens haben dieselbe Tracht, nur ist der Oberrock nicht bunt, sondern schwarz. Im Gespräch mit ihnen stellte sich nun bald heraus, dafs so mancher und manche nicht der Bekehrung, sondern des schönen Ausfluges wegen mitfuhr. Sie hatten einen guten Grund, um sich von zu Hause loszureißen, hörten dem Missionsgottesdienste einige Minuten zu und gingen dann, befreundet oder verliebt, in die schönen Anlagen Schwarzorts,

die vom Haff bis zum Baltischen Meere die Düne durchqueren. Der Missionsgottesdienst fand auf einer prachtvollen Waldwiese inmitten alter Föhren und Fichten statt.

Gegen 800 Männer und Frauen hatten sich versammelt. Inmitten stand der Predigtisch; Verlauf und Inhalt boten nichts, was von dem am vorigen Tage Gehörten besonders abgewichen hätte. Einige der Bauernpriester fuhren abends 8 Uhr mit nach Tilsit zurück, andere zogen zu den Brüdern der nächsten Dörfer, Kukat blieb vorläufig in Ruß.

Ich nahm den Eindruck mit, daß die Leute trotz mancher Besonderlichkeiten tüchtige und brauchbare Menschen sind, der Nutzen, den sie bringen, jedenfalls größer als der Schaden ist und üble Nachreden wohl einmal von einem, aber sicher nicht angesichts der Gesamtheit der Wahrheit entsprechen; über die Aufgabe und den Zweck des Lebens freilich haben sie eine verkehrte Ansicht. Früh 5 Uhr erreichten wir Tilsit. Die ganze Nacht hindurch aber erklang der schmelzende Gesang der Burschen und Mädchen, bald deutsch, bald litauisch. Und noch lange tönten mir die Lieder im Ohre:

„Mein Herz ist ein Schränkchen,  
Kein Schlüssel hängt dran,  
Doch in Tilse wohnt einer,  
Der allein herein kann.“

## V. Feste und Spiele.

1. Talkos. Von allen Festen der Litauer sind die Talkos in ihrer Ursprünglichkeit und Eigenart am lebendigsten erhalten geblieben. Eine Talka ist ein Arbeitsschmaus und wurde früher ebensogut in slawischen wie in germanischen Gemeinden gefeiert. Die Kaschuben haben sie teilweise noch jetzt, in Deutschland treten sie nur noch hier und da auf, im russischen Litauen sind sie aber noch in Blüte. Sie reichen in die Zeit der Leibeigenschaft zurück und sind gemäß dem Gange ins Scharwerk gebildet. Friedrich Wilhelm I. hatte 1722 die Frone dahin gemildert, daß die Bauern nur 48 Tage für den königlichen Amtmann und Domänenpächter zu arbeiten hatten; 1723 ergänzte er für zwei litauische Kreise die Anordnung so, daß im Sommerhalbjahre jeder Scharwerker wöchentlich zwei Tage, im Winterhalbjahre monatlich einen Tag Dienst leisten mußte. Hatte nun der Schulze den Scharwerkern seines Dorfes auf Befehl des Amtmannes den Tag und die Art der Beschäftigung zwei Tage vorher mitgeteilt, so zogen die Bauern mit Gesang zur festgesetzten Stunde auf das ihnen bekannte Feld und arbeiteten unter seiner Aufsicht gemeinsam bis zum Abend ohne Entgelt. Die Gemeinsamkeit zeitigte die Geselligkeit und rasche Erledigung der Arbeit. Vergl. Donalitiuss, Sommer 307 f.:

Kinder, beeilt euch flink, ihr seht, schon dämmert der Abend,  
Morgen schon heißt es, gemach die Sensen rüsten und schärfen.  
Hört ihr nicht schon, wie die Wachtel mahnt, zu beginnen den Heuschnitt,

Wie sie verlangt, daß zum Winterbedarf wir setzen die Haufen?  
 Aber es ist auch Zeit; das Fest des heil'gen Johannes  
 Feiern, wie allen bekannt, wir übermorgen mit Schmausen  
 Und nicht lange, dann heißt's hinaus auf die Felder zur Arbeit!

Seit alters nahm man das Düngerfahren, Mähen, Einernten, Flachs-  
 brechen zur Zeit gewisser Tage vor. So erledigten die Kaschuben den  
 gemeinsamen Roggenschnitt in der Zeit des Dominiktages (4. August).  
 Freunde und Bekannte halfen bei dieser und anderer Arbeit unent-  
 geltlich dem einen Bauer und erhielten die gleiche Hülfe an einem  
 folgenden Tage. Abends oder vielmehr nachts darauf wurde ein echtes  
 Bauernfest gefeiert, das zeitgenössische, von der Kultur beleckte Bericht-  
 erstatter als den Ausbund aller Tollheit, Ungebürlichkeit und Ver-  
 schwendung schildern. Lorek weist auf die wirtschaftliche Schädigung  
 hin, man verprasse dabei soviel, als man im ganzen Winter zum Leben  
 brauche; andere betonen die sittliche Gefahr, und auch der für  
 litauischen Brauch begeisterte Donalitiūs scheint die Talkos nicht zu  
 lieben, wenn man seine Verse (Sommer 449 f.) liest:

„s war im vorigen Jahre, da hat der nichtsnutzige Plautschun  
 Auf der Talka bei Kaspar sich so unmäßig betrunken,  
 Daß in dem Dunkel der Nacht, das Feld durchirrend, sein neues  
 Wetzzeug, samt der schartigen Sense sogar, er verloren  
 Und erst beim Grauen des Morgens mit Mühe nach Haus sich gefunden.“

Die erste größere Talka findet im Juni statt; das ist die  
 Mieschlu(n)talka (Düngerfuhr-Arbeitsschmaus; Lit. mieszlinis = Juni,  
 Düngermonat). Auf Ansage kommen bei dem Morgengrauen Knechte  
 und Bauern mit Wagen und Feldgerät zu dem betreffenden Besitzer.  
 Sie versammeln sich in der kleinen Stube (Bakawoje), wo lange Tafeln  
 aufgestellt sind. In dieser Stube spielt das Essen und Trinken eine  
 Hauptrolle. Jeder Wirt setzt seine Ehre darein, recht viel und recht  
 vielerlei und etwas Besonderes zu bieten. Um 6 Uhr sind alle zur  
 Usiraschite (Anmeldeessen) vereint. Auf dem Tische steht Weißbrot  
 und ein Teller mit Kastinis. Das ist Butter, aus Vollmilch mit Kräutern  
 gebuttert. Sie ist an Fett ärmer, wird ganz in der Weise der reinen  
 Butter geformt und ist sehr beliebt. Nun geht es stramm an die Arbeit.  
 Um 8 Uhr versammelt sich die Gesellschaft wieder zum Frühstück  
 oder Halbmorgen (Pusrytis, Donalitiūs: Pusryczi). Es gibt Kartoffel-  
 brei mit Speck und außerdem dicke Schlickermilch. Brot ist stets auf  
 dem Tische, wird aber wenig gegessen. Um 10 Uhr hält man Prisch-  
 pitis oder Frühmittag, bestehend aus Schwarzbrot und Käse. Mittags  
 12 Uhr findet man sich wieder beim Mittagessen (Pietai) zusammen.  
 Die Wirtin hat Sauerkohlsuppe mit Schweinefleisch (Kopustai su Mesa)  
 gekocht. Dann gibt es dicke Milchsuppe mit großen Nudelstücken.  
 Nun folgt eine zweistündige Mittagspause und dann dreistündige tüch-  
 tige Arbeit. Zu Halbabend (Wakarine) oder Vesper (Paweczarka) um  
 5 Uhr bietet die Hausfrau Pellkartoffeln mit Kastinis, dazu dicke Milch.

Um 8 Uhr reicht man das Abendbrot (Weczere). Da liegt auf dem Tische ein ungeheurer Käse, 50 Pfd. schwer, zuweilen ist es ein Warschkis, ein Fettkäse, den man aus Vollmilch bereitet hat. Daneben stehen Brot und Butter, selten Bier, immer aber, wie überhaupt bei allen Mahlzeiten, Schnaps. Eine Art Milchsuppe aus Biestmilch mit Gerinnseln (Padaszas) schließt die Mahlzeit<sup>1)</sup>. Wird das Brot, die Butter oder der Käse frisch angeschnitten, so reicht man immer der Wirtin das erste Stück. Und wenn neue Kartoffeln oder eine neue Speise das erste Mal gegessen wird, versetzen sich die Nachbarn einen leichten Schlag. Um 10 Uhr schließt man die Arbeit ab, geht wieder in die Pakawoje und verharret bei Tanz, Spiel, Gesang und Erzählen bis etwa 2 Uhr. Dann geht oder fährt man nach Hause.

Ähnlich verläuft der Roggenschnittschmaus, die Rugu(n)talka. Roggenschnitt und Einfuhr sind mitunter desselben Tages. Auch sie dauert einen Tag und beginnt etwas früher, zu Jakobi (15. Juli). Die eigentliche Talka findet natürlich abends statt, nachdem die Schnitter mit einer Ansprache dem Hauswirt einen Kranz überreicht haben, der aus den letzten Ähren geflochten worden ist. Das gegenseitige Begießen mit Wasser, wenn ein neues Werk unternommen wird, hat sich bei der Roggenernte noch heutigestages bei den Litauern und bei den slawischen Völkern erhalten, das Kranzüberreichen auch bei den Deutschen. Donalitiŭ schildert den Beginn der Ruguitalka mit folgenden Worten (Übersetzung von Passarge. Sommer 505):

Während ich solches erwog, erhob sich wieder ein Lärmen,  
 Und ich wähnt', eine brüllende Rindviehherde zu hören;  
 Aber es brachte den Erntekranz das Volk des Plautschunas.  
 Wisset ihr doch, wie fürchterlich weit die Litauer brüllen,  
 Wenn um Jakobi Zeit, nachdem der Roggen gehauen,  
 Unter Jubel und Tanz sie singen: „Nun bringen den Kranz wir“ —

<sup>1)</sup> Andere beliebte Speisen der Litauer sind Schaltinosei, eine Art gefüllter Klöße (kalte Nasen), die warm gegessen werden; Budwinei, rote, eingesäuerte Rüben mit Fleisch zu Suppe gekocht; Schupinis, ganze Kartoffeln mit Rauchfleisch gekocht und Sahne darüber gegossen; Bulbine, Kartoffelsuppe; Putra, Mehlsuppe; Kuosche, Grützbrei mit Speckgriefen, die gewöhnliche Kost; Kiselus, Hafergrützbrei, die Fastenspeise; Blincei, Plinzen; Klezkei, grüne Klöße mit Speck oder Sahne; Konkuline, Mehlsuppe mit Klößchen; Kruopine, Graupensuppe. Vergl. Donalitiŭ, Herbst 412 ff. (Passarge):

Und verschwende nicht thöricht, was doch bei den Speisen nur Zuthat,  
 Daß du zuletzt nicht müfstest der Zuthat gänzlich entbehren.  
 Rüben und gelbe Möhren, auch Pastinakwurzeln und Wruken,  
 Bartsch von roten Rüben, und eingesäuertes Kohlkopf;  
 Erbsen auch, mit Bohnen gemischt und im Topfe gesotten;  
 Erbsenbrey, von gutem Geschmack, wie die köstliche Grütze;  
 Dann die Kissehl, der Hafermehlbrey, der tüchtig gekocht hat;  
 Oder noch weiter Kartoffeln, zu vielen Gerichten verwendet,  
 Endlich die Schwämme verschiedener Art, wenn reichlich geschmolzen:  
 Alles wird gut dir schmecken und auch vortrefflich bekommen.

Mertschus und Lauras schleppten ins Wasser die Mädchen, wofür dann, Um sich sofort zu rächen, Laurene samt Pakulene Männer und Bursche begossen mit vollgefüllten Eimern.

Donalitus hat hier ganz aus eigener Anschauung geschildert. War ja sein Vater litauischer Kölmer auf dem Gutsbezirke Lasdinehlen. Hatte er selbst doch als Pfarrer zu Tolminkemen umfangreiche Ländereien.

Kleinere Talkos, den erwähnten beiden ähnlich, finden das ganze Jahr über statt; sie werden durch die unentgeltliche Hülfe der Nachbarn bedingt. Beim Heumähen, der Schienpjute, beim Neubau irgend eines Hauses (Budawojimas) und in anderen außerordentlichen Angelegenheiten verknüpft man Fest und Arbeit. Hingegen erfolgen beim Schweineschlachten nicht, wie früher, Einladungen.

Am poesiereichsten aber ist das Flachsbrechfest, Linu(n)talka oder Linumina. Es wird Mitte Oktober bis Ende November gefeiert und findet nur nachts statt. Wenn man im Litauischen den Ausdruck eine Arbeit feiern gebraucht, so stehen dem auch im deutschen Sprachgebiete ähnliche Erscheinungen zur Seite. Das Düngerfahren wird in Teilen Mitteldeutschlands als Düngerfest und als „Geburtstag“ angesehen, ähnlich ist es beim Scheuer- und Schlachtfest. Die Linutalka findet in der Pirtis und in der Scheune statt. Nachmittags 3 Uhr kommen aus dem Dorfe und seiner Umgebung Burschen und Mägde in der Bakawoje zusammen. Um 5 Uhr ißt man Abendbrot, bestehend aus Kartoffelsuppe und Fleisch. Zuweilen trinkt man Thee, sehr selten das Sonntagsgetränk Kaffee. Nun geht es in die Scheune. Auf der Tenne liegt der zuvor in der Schardine getrocknete Flachs. Mittels der Flachsbreche werden nun die Flachsstengel von den Burchen zerbrochen und von der Rinde befreit. Die Mädchen reinigen die zerbrochenen Stengel von dem feineren Abfall. Ganz rein ist nun der Flachs immer noch nicht, er wird aber in die Klete geschafft und nach Bedarf im Winter vollständig gereinigt und versponnen. Das Flachsbrechen dauert die ganze Nacht durch, bis früh 8 Uhr, bei Tage wird geschlafen, gegen Abend wieder angefangen. Auf einem größeren Gute dauert das Flachsbrechen vier bis fünf Nächte. Jetzt brennt man in der Scheune Petroleumlampen, früher den Kienspan oder Schiburys auf dem Kienspanleuchter oder Schibengschtis. Um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr hält man das Vornachtessen in der Scheune ab, Prischnaktine im Unterschiede zum eigentlichen Abendessen (Wakarine) benannt, da giebt es Brot, Wurst, Alus und Schnaps. Zum Nachtessen (Naktine) um 12 Uhr reicht man Kartoffelbrei mit Speck und außerdem dicke Milch. Gekochtes Obst giebt es niemals, dieses essen nur Vornehme. Nun ruht man zwei Stunden. Von 2 bis 5 Uhr arbeitet man und nimmt dann den Morgenimbifs, Auschrine, ein, bestehend aus Warmbier mit Honig, Brot und Kastinis.  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, zur Pusritis, folgt das stärkste Mahl: Kohlsuppe mit Fleisch, Milchsuppe mit Maccaronistückchen, Pellkartoffeln, Trank. So lustig und

heiter jeder Abend ist, so folgt doch am letzten Flachsbrechtage das ausgelassenste Fest. Die mannigfaltigsten Tänze wechseln mit Dainsang und Geschichtenerzählen. Ein beliebtes Spiel der Linutalka ist das Strohstrickspiel oder Suschimuschte. Es legt sich einer mit verbundenen Augen auf die Tenne, irgend ein anderer schlägt mit dem Strohstrick. Der Geschlagene muß den Schläger erraten, dann muß sich dieser auf die Tenne legen. Das Spiel entspricht dem ergebirgischen „Schinkenklappen“, wird aber in Samogitien sogar von Priestern und Vornehmen mitgespielt. An Stelle des Strohseiles ist ein gewundenes Handtuch getreten.

Der nächtliche Aufenthalt in der Jauje und Pirte hat etwas Abenteuerliches und giebt denn auch zu allerhand Bräuchen Anlaß. Man erzählt: der Teufel (Welns) habe seinen Sitz in der Pirte oder Duoba und zwar im Ofen oder in einem Balken. Ein Bursch versichert, den Teufel citieren zu können, wenn sich ein Kamerad findet, der mit dem Bösen zu kämpfen geneigt ist. Findet sich ein solcher, so schlägt der Bursch einen Keil in eine Balkenritze oder hebt einen Balken in die Ecke und spricht dabei eine nur ihm verständliche Zauberformel. Dann kommt der Welns und spricht: „Wer will mit mir kämpfen?“ Da meldet sich der Kamerad, der Kampf beginnt, und der Teufel wird selten Sieger. Der Bursche drängt ihn nämlich in die Nähe des Ofens, drückt ihn an die glühenden Kacheln oder Platten, bis er um gut Wetter bittet. Wenn man ein Kreuz schlägt, reißt der Böse von selbst aus, darum muß jener Kämpfer sein Schmuckkreuz, das er etwa trägt, vor dem Kampfe weglegen. Der Welns kümmert sich um materielle Sachen nicht, bringt kein Geld, kauft aber gern die ungetauften Kinder von Bauern, er lärmt, wirft Sand, verwandelt sich in einen Raben oder einen Menschen, und ist als solcher wohl gar auf der Linutalka anwesend. Von Furchtsamen sagt man: „Er hat Angst, wie ein Welns vor dem Kreuze.“

Auch die Irrlichter oder Schwakeles, die der Litauer für Seelen Verstorbener hält, und die in Gefechten umherwandern und an Dächern zu sehen sind, kommen in die Pirte. Es ist nun vorgekommen, daß übermütige Burschen solche Irrlichter auslöschten, oder jagten und quälten. Da sollen sich diese Schwakeles in böse Geister verwandelt und den Burschen auf dem Linutalka erschlagen haben.

Eine Haupttalka, eine Art Kirmes und Schlachtfest, schildert ein unbekannter Autor des 17. Jahrhunderts (vergl. Preufs, S. 12): „Das Landvolk in Samogitien feiert noch jetzt ein Opfer und Festschmaus nach heidnischer Weise alljährlich gegen Ende des Oktobermonats, wenn die Feldfrüchte eingebracht sind, auf folgende Art. An dem Festplatze kommen alle mit ihren Weibern, Kindern und Knechten zusammen, bestreuen einen Tisch mit Heu, legen darauf Brote und stellen zu beiden Seiten des Brotes zwei Gefäße mit Bier. Alsdann führen sie ein Kalb, einen Eber und eine Sau, einen Hahn und ein

Huhn herbei und andere Haustiere, nach der Reihe männliche und weibliche. Diese schlachten sie nach heidnischem Opferbrauche also. Zuerst beginnt ein Priester oder Vorbeter unter Hersagen eines gewissen Spruches mit einem Stocke auf das Tier zu schlagen; darauf schlagen alle Anwesende mit ihren Knütteln auf das Tier los und sprechen dabei: „Dies Opfer bringen wir dir, o Gott Ziemechnik (Winter- oder Erdgott), und danken dir dafür, daß du uns auch in diesem Jahre vor Feuer, Schwert, Pest und allen Feinden beschützen wollest.“ Darauf verspeisen sie das Fleisch der geopferten Tiere, schneiden aber zuvor von jedem Gericht ein Stückchen ab und werfen das zur Erde und in alle Winkel des Hauses, wobei sie sprechen: „Nimm, o Ziemechnik, unser Opfer gnädig an.“ Und darauf schmausen sie alle feierlich und reichlich.“ Auch die Weise, zur Arbeit zu singen, führt unser Gewährsmann noch Guagninus an: „Sie haben ein schwarzes, recht schlechtes Brot, indem sie das Korn samt der Kleie, oft sogar mit den ganz unausgedroschenen Ähren zermahlen. Dazu gebrauchen sie Handmühlen, deren es in jedem Hause drei bis fünf giebt; wenn sie diese mit den Händen drehen, stimmen sie dabei altherkömmliche ländliche Lieder an. Überhaupt ist das Männern wie Weibern eigentümlich, daß sie jede Arbeit mit bestimmten Liedern begleiten. Sie haben auch eine Art lange hölzerne Trompeten, denen sie seltsame und grausige Töne entlocken.“ — Die Vergnügungen der Spinnstuben kennt man nicht, wenn auch in jeder Familie gesponnen wird; dagegen bieten die Jahrmärkte Gelegenheit zu Vergnügungen für die Jugend beiderlei Geschlechtes.

2. Jahres- und Familienfeste. Die Zwölfnächte sind heilig, die Träume innerhalb derselben treffen ein. Der Schimmelreiter zieht auf einzelnen litauischen Dörfern noch herum. Es darf in dieser Zeit nichts gedreht werden. Am heiligen Abend, der der Andacht gewidmet ist, vermögen Tiere miteinander zu sprechen, sie reden über das neue Jahr und ob das heurige Futter langt. Der Bauer, der zuhören will, stirbt. Auch soll man in weißen Kleidern schweigend die Obstbäume mit Strohbindern mitternachts umhüllen, daß böse Geister fern bleiben und die Tragfähigkeit der Bäume größer wird. Der Christbaum hat sich in Litauen noch nicht durchgängig eingebürgert. Am Sylvesterabend fahren die schameitischen Burschen in die nächste Kirche, wo die Geburt Christi ausgestellt ist. Am Neujahrstage ist Tanzabend. Am 6. Januar, am Dreikönigstage, macht man wie am Sylvesterabend mit dem Messer oder mit Kreide drei Kreuze oder Druidenfüße an alle Thüren oder schreibt die Namen der heiligen drei Könige daran. Zu Pauli Bekehrung (25. Januar) legen sich alle Tiere auf die andere Seite, d. h. sie geben ein Zeichen, daß ein neues Leben beginnt. Die Fastnacht ist ein rechtes Fest des jungen Volkes. Von früh morgens an wird viel gegessen und gesungen. Den Höhepunkt bildet das Schaukeln in der Scheune und das Fahren auf dem Rundschlitten.

Je toller, je besser; besonders wenn einer oder eine fällt. An diesem Tage trifft man sich (wie zur Kirmesschaukel in Sachsen) in gewissen Höfen, die seit der Väter Zeit bekannt sind. Am Abend um 5 Uhr beginnt der Tanz und das Ringspiel. Alle im Kreise halten die Hände gefaltet auf dem Schofs offen. Einer geht herum und thut, als gäbe er jedem den Ring. Ein anderer geht ihm nach und mufs den erraten, der ihn wirklich bekommen hat. Rät er falsch, mufs er ein Pfand geben. Das Spiel heifst Ringspiel (Schieda graiti). Vom Gründonnerstag bis zum Sonnabend läutet man nicht die Glocken, sondern schlägt sie. Der Karfreitag ist der Ruhe und dem Fasten geweiht. Der Freitag überhaupt ist ein Unglückstag, man hat ihn des Fastens wegen nicht lieb. Sonst giebt es kein Tagewählen; vom Sonntag Vormittag erzählt man, dafs sich um die Zeit der Predigt die Teufel Mützen aus den Nägeln machen, die man sich abschneidet. Am Palmsonntag läfst man sich die Wacholderbündel weihen, mit denen man das Jahr über, um Krankheiten fernzuhalten, die Stuben räuchert. Am 1. April ist das Anführen Mode. Zu Ostern holt man Osterwasser, das jahüber heilkräftig bleibt. Am 23. April, am Georgstag, soll (in der Pillkaller Gegend) nichts von Tieren, Vögeln, Fischen herrührendes gegessen werden. Am Johannisvorabend macht man Schaukeln und brennt auf den Bergen grofse Leuchtstangen an. Birkenkränzchen befestigt man an die Hörner der Rinder, und einem Stiere bindet man einen grofsen Kranz um den Hals. So geht es auf die Weide. Abends schenkt die Wirtin dem Hirten einen Käse. Die Mädchen werfen in der Nacht Rautenkränze in die Bäume, besonders in die Linden; fällt der Kranz nieder, so bekommt das Mädchen in dem Jahre noch keinen Mann. Man schnellt auch mit Werg umwickelte und brennend gemachte Kartoffeln. Früher sollen noch viele andere Gebräuche ausgeübt worden sein. In der Olsiader Kirche hat aber vor 20 Jahren ein Priester eine solche Strafpredigt gegen diese alten Volkssitten gehalten, dafs sie dort beinahe ausgestorben sind. Hingegen scheint sich das Johannisfest in Preufsen zum litauischen Nationalfest zu entwickeln. Hier feiert man bei leuchtenden Ragos den Abend mit Sang und Spiel auf dem Rombinus. Die zum erstenmale auf das Feld Gehenden werden begossen, wie auch die heimkehrenden Erntearbeiter. Beim Ausdreschen ruft man dem, der den Letzten hat, die Worte zu: „Du wirst nächstes Jahr wieder dreschen.“ — Das zweite Halbjahr ist die Zeit der Talkos. Gegen Ende des Jahres zu Weihnachten oder Neujahr findet der Abzug und Einzug des Gesindes statt. Der schameitische Knecht empfängt 25 bis 50 Rubel, die Magd 20. Aufserdem erhält jedes ein 20 kg schweres Brot, eine Hammelkeule, 3 bis 4 Pfd. Speck. Das ist ihr „Profit“ (Pawirschis). Schliesslich bekommt jedes noch Wolle, Flachs, Hafer, wenn es nicht gleich selbst ein Fleckchen Feld bekommen hatte, um säen und ernten zu können. Die Familienfeste, Hochzeit, Taufe, Begräbnis, waren zu des Nationaldichters Zeit

sehr ausgeprägt, heute werden sie bereits ziemlich einfach gefeiert und ähneln denen in ganz Mitteleuropa.

Über die Hochzeitsgebräuche in Russisch-Litauen, und zwar in Wielona, hat Juschkiewitsch ein ganzes Buch geschrieben, aber dort verlaufen jetzt die Hochzeiten viel einfacher. Auch die ausführlichen und reichlichen Schilderungen von Gisevius und anderen passen kaum mehr auf die heutige Zeit. Hier und da geht der Bräutigam schon im Cylinder, und das Brautpaar empfängt Hochzeitsgeschenke, die man in den Bazaren von Königsberg, Tilsit und Memel gekauft hat. Die Tracht des Bräutigams gleicht der jedes Deutschen, die Braut trägt nicht mehr die eigentümliche Kopfbedeckung von ehemals. Doch dauert immerhin das Hochzeitsfest noch zwei oder drei Tage. Die Braut schenkt wie bei den Slowinzen und Sorben jedem nächsten Verwandten des Bräutigams etwas Linnen, besonders ein fein gemachtes Handtuch, oder ein Hemde, oder auch wollene Handschuhe. Der Hochzeitsbitter (sehr oft ein Schneider) sagt die Hochzeit an und ordnet das Fest. Man fährt zur Kirche, recht viele Wagen gelten als besonders fein. Nach der Trauung ist zu Hause Tanz auf dem Hofe oder im Hause. Der Tanz wechselt ab mit Schmaus und Gesang bis früh 5 Uhr. Mittags geht es von neuem los. Am letzten Tage bildet das Aufhängen des Hochzeitsbitters „in effigie“ (Pirschli karti) einen würdigen Abschluss des Tanzes.

Zu des Donalitijs Zeit ging, wie im „Fritz“ und im „Herbst“ ausgeführt ist, die Hochzeit so von statten: Zu Pferde erscheint der Hochzeitsbitter (Kweslys) und lädt die Gäste zum Bauer Christian ein, dessen jüngste Tochter Ilsbutte der Schulz von Tauken heimführen will. Die Geladenen nehmen den Hut ab, danken und versprechen, Christian die Ehre zu geben und zu kommen. In acht Tagen rücken die Gäste an, Stephan und Martin in neuen Stiefeln, Lauras und Johann mit sauberen Bastschuhen. Enskys hat den Schimmel besonders gestriegelt und geschmückt, sich die Hüften mit neuen Riemen, die Beine mit Feststiefeln geziert. Ein halbes Schock Mütter, „die geladen waren“, folgten. Auf den letzten Punkt wird sehr gehalten. Aber auch jetzt noch hängt jeder Bauer sehr an dem Brauche. Zu einem Begräbnis im Altenburgischen ging kürzlich, der wiederholten Aufforderung eines Verwandten folgend, ein Bekannter den weiten vierstündigen Weg und wurde dann schliesslich mit den Worten begrüßt: „Ihr seid zwar nicht gebeten, na, aber setzt euch nur.“ — Die Frauen gehen in ihrer Tracht zur Hochzeit, mit der Haube (Kykas), dem Schleier (Nometas) und dem Umschlagetuch (Ploschte, vgl. Sorb. Plachta), die Mädchen mit dem Kranze und den geflochtenen Zöpfen.

„Frauen, begehrt mit nichten das Jungfernkranzlein zu tragen,

Und ihr Mädchen verlangt mir dafür nach dem Kykas mit nichten!“

Mit lautem Geschrei kommt der Zug vor Christians Hause an, höflich verneigend begrüßt er sie alle und nötigt sie ins Haus und holt die

Schnapsflasche zum Zutrink, während die Brautmutter Plinzen bringt, und schon derbe Scherze beginnen. Da kommt der Hochzeitsbitter zu Rofs und schlägt den dürren Gaul. Die Menge jubelt ihm entgegen, zum Thor herein führt man das eingesegete Brautpaar. Das begrüßen die versammelten Freunde und Nachbarn und begleiten es ins Haus. Drei fette Kühe, zwei Ochsen, ungezählte Schafe und Schweine, eine Menge Gänse und Hühner waren geschlachtet worden, der Dampf erfüllt die Gassen. Die Hochzeitsbitter tragen das Fleisch auf, und man ißt nun nicht gerade sehr zimperlich und trinkt ein Faß Bier dazu; zu beten hatte man am Ende des Mahles vergessen. Nun ertönen Lieder, und man erzählt sich von Pferden und Ochsen. Lauras spielt das Brummeisen, Jakob die Geige, Dotschys aber fällt schon zu Boden, so unmäßig hat er sich benommen. Die Frauen, die erst den Schnaps entrüstet zurückgewiesen hatten, kriechen in einen Winkel und leeren schnell eine tüchtige Flasche. Dann erzählen sie von ihren Gänsen und Enten. Da kommen die Musikanten mit Cymbel, Geige, Pfeife. In Stiefeln, Schuhen, Bastschuhen und barfuß, einige ohne Jacke, beginnen sie zu tanzen. Zwei ungebetene Nachbarn, Slunkius und Peleda, erscheinen. Alles ist starr über die ungläubliche Formverletzung. Da ergreift Enskys einen Birkenknüttel, zerschlägt den beiden den Rücken, reißt sie an den Haaren und wirft sie zur Thür hinaus.

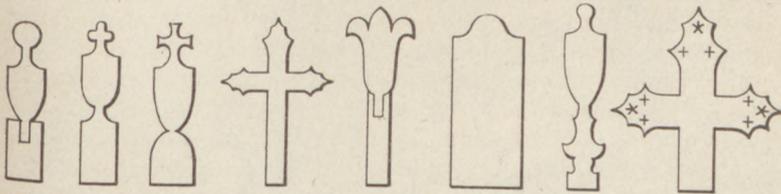
R. Reusch hat (Neue Preufs. Prov.-Bl. V, Königsberg 1848, S. 187 ff.) erforscht, daß die verschiedensten Tage als Hochzeitstage bevorzugt werden, sogar auf einem verhältnismäßig kleinen Raum. So lassen sich angeblich am Montag Morgen die katholischen Ermländer, am Dienstag die Böhmen und Mährer, und die reichen Märker und keuschen Appenzeller, am Mittwoch die verunglückten Appenzellerinnen und märkischen Verwitweten, aber nie die Pforzheimer trauen. Die Ukermärker (Brodewin) und die altansässigen Deutschen am Drömling bevorzugen den Donnerstag, die Polaben, Lauenburger, Schleswig-Holsteiner und Litauer den Freitag. Eine litauische Hochzeitsladung durch den Platzmeister hat in der Übersetzung (S. 223) folgenden Wortlaut: „Guten Tag! guten Tag! meine lieben Freunde. Nehmt nicht übel, daß ich so dreist ins Haus geritten, nicht nur ins Haus, sondern auch in die Stube. Ich junger Platzmeister, mein kleines Pferd; das Pferd hat vier Füße und stolpert, und meine eine Zunge verfehlt und erholt sich auch wieder. Ich grüße Euch vom Bräutigam und von der Braut und lade zur Hochzeit auf den Freitag. Den Martin zum Marschall, die Anna zur Brautjungfer und die übrigen alle zum Abendbrote, wer einen Löffel und eine Gabel aufheben und einen Krug Alaus austrinken kann. Wenn wir werden reisen aus des Hochzeitsvaters Hause ins Haus Gottes, aus dem Gotteshause in des Königs bunten Krug (Gasthaus), dort werden wir tanzen und froh leben, jeder für seinen Groschen. Aber beim Zurückkehren in des Hochzeitsvaters Haus finden wir weiße Tische, bunte Krüge, unfluchten, verziert und mit Alaus

gefüllt. Dort finden wir Gekochtes und Gebratenes, Essen und Trinken; für unsere Pferde Brücken von Eschen, Krippen von Eichen mit Hafer angefüllt. Nicht weit bin ich gereist, nicht viel hab ich gelernt, wenn ich werde weiter reisen, werde ich auch mehr erlernen. Für mich jungen Platzmeister ein Hemde; wenn nicht ein Hemde, dann ein Handtuch; wenn nicht ein Handtuch, dann ein Paar Beinkleider; wenn nicht ein Paar Beinkleider, dann ein Hosenband; wenn nicht ein Hosenband, dann ein junges Mädchen; wenn nicht ein junges Mädchen, dann ein grünes Blümchen an den Hut. — Mit Gott, meine lieben Freunde!“

Die Taufe dauert heute nur einen Tag, ehemals dehnte man sie als Familienversammlung wie die Begräbnisfeierlichkeiten länger aus. Auch die Zahl der Paten ist nicht mehr so zahlreich, wie zu den Zeiten des Donalitiuss, der gewöhnlich sechs, oft zwölf Paten eintrug. In der Postille von 1574 steht, daß man bei der Geburt mit geweihtem Salz, Wasser und mit geweihten Kerzen hantierte, die gramniczios genannt worden wären, einem Worte, das heute „Mariä Lichtmefs“ bezeichnet. Ferner habe man geweihte Kräuter, Hanf, Unkraut, Brennnesseln u. a. geraucht, die zu Johanni oder Mariä Himmelfahrt geweiht und kupala geheissen hätten. In der Gegend von Ponewiesch ist das Kräuterweihen (Kupaliawimas, Kupoliojimas, Russ. Kupala) noch im Gebrauch. Bei den Tschechen begegnen wir ähnlichen Sitten.

Die Begräbnisgebräuche der Litauer sind heutzutage nicht anders als die bei anderen bauerlichen Volksstämmen Deutschlands. Von den alten Sitten, wie sie beispielsweise Lepner schildert, haben sich an den verschiedenen Orten verschiedene Reste erhalten. Im Sterbezimmer ward Gerste, Hafer und Malz zu Met und Bier eingeweicht. Kam der Kranke wieder auf, so trank er sein Begräbnisbier aus Freuden selbst mit. Eine alte Bäuerin zu Lepners Zeit half es zehnmal austrinken. Zu Totkranken wurden die Nachbarn und Verwandten eingeladen, die beim Abschiede sagten: „Bleib Gott befohlen. Gott gebe, daß du gesund wirst und wir gesund zusammenkommen können.“

Abb. 10.



Heydekrug-Werdener Grabschmuck.

1 bis  $1\frac{1}{2}$  m hoch. Schrift meist schwarz auf weißem Untergrund. Holzfärbeschwarz.

„Gott gebe es“, antwortete der Kranke, machte sein Testament und erteilte Anordnungen, daß der Jüngste das Gut, die anderen bestimmte



Abb. 11. Litauischer Friedhof. Nach einer Skizze des Verfassers, gez. von Dömel.

Erbteile bekämen. Meist ward auch der Geistliche geholt. Der Tote wurde auf frisches Stroh auf Erden gelegt, gewaschen und mit weißem Kleide, Frauen mit mehreren weißen Hemden bekleidet, der Mann bekam auf den Kopf eine weiße Schlafmütze, die Frau ein weißes Tuch. Den Sarg machten sie aus vier ungehobelten Brettern selbst. Manche ließen beim Tode läuten. „Es wurde der Seele nachgeläutet.“ Die zur Totenwache sich einstellten, sangen geistliche Lieder. Das Grab ward am Begräbnistag gegraben. Vor dem Begräbnis erschollen die schluchzenden Raudos, die Brand, Lepner u. a. von den Litauern, Weisselius, Hartknoch von den Preußen übereinstimmend gleichlautend erwähnen. Grabgänger kamen gebeten und ungebeten, die Frauen gingen weiß. Die Gatten gingen nicht mit zum Grabe, sondern folgten nur bis zum Gartenzaun. Dem Zuge voran trug man ein selbst gefertigtes Kreuz, die Leiche zwischen „zwo mit zwey Handtüchern oder Strängen zusammen gebundenen Stangen“. Hatte man die Leiche ins Grab gesenkt, so öffnete einer den Deckel und sah nach, ob der Leichnam noch gerade lag, gab ihm einige Münzen unters Haupt und ein Stückchen Erde auf die Schultern, legte Lieblingsgegenstände bei, so dem Schulzen seine Peitsche, schloß den Sarg und das Grab. Dann folgte ein schwelgerisches Leichenmahl. — Heute giebt es Klagemänner statt der ehemaligen Klageweiber, die Raudos ertönen noch in Samogitien. Die ganze Nacht hindurch kommen Bekannte und Nachbarn, singen und beten an der Leiche. Sie werden bewirtet und zu einem Erinnerungsschmaus eingeladen, der neun Tage später stattfindet.

In Preussisch-Litauen bürgern sich jetzt mehr und mehr Steinplatten und Eisenkreuze ein. Die alten litauischen Holzkreuze für die Männer, Dachkreuze für die Frauen findet man noch auf allen Kirchhöfen nördlich des Njemen und seiner linken Zuflüsse. Daneben giebt es ganz eigentümliche Holzplatten, wie Abb. 11 zeigt, die solche Grabplatten enthält, wie sie in Schwarzort, Krottingen, Girschunen, Wilmantinen, Tolminkemen, Bitenen u. s. w. vorkommen. In Russisch-Litauen erkennt man diesen Grabschmuck nicht für voll an, sondern bedient sich in den Dörfern nur der großen Holzkreuze ohne Dach.

3. Spiele. Kinder- und Jugendspiele sind äußerst zahlreich. Juschkiewitsch zählt in den Hochzeitsgebräuchen der Wielonischen Litauer die folgenden auf: 1. Iltis, 2. Bär, 3. Kranich, 4. Kater, 5. Affe, 6. Hirsch, 7. Kohl hauen, 8. Pergel oder Splitter spalten, 9. Mützen schlagen, 10. den Birkhahn schlagen, 11. Bürste stechen, 12. Kartoffeln trocken kochen, 13. den Wolfsschwanz recken, 14. nach Rom reiten, 15. eine Nadel einfädeln, 16. einen Habicht rupfen, 17. eine Eule rupfen, 18. das Rehtanzen, 19. auf die Tenne klettern, 20. das Schafböcklein, 21. Bartholomäus, 22. Teer brennen, 23. Pflüge schmieden, 24. Sterne zählen, 25. Häcksel fressen, 26. Flachs brechen, 27. Mohne reiben, 28. Flachs weichen, 29. die Thür durchbohren, 30. eine Flasche zerschlagen, 31. eine Flasche in die Erde hinein-

schlagen, 32. einen Krug nicht zerschlagen, 33. die Kuh melken, 34. hinter der Thür zutrinken. Baudoin de Courtenay fügt noch 35. Ziege, 36. Zigeuner hinzu. Juschkiewitsch nennt diese Spiele Hochzeitsspiele und giebt kurz zuvor noch folgende Gesellschaftsspiele an: Himbeerchen, das Sechsdrähtige, Kreis, Fee, das Unterkriechen, zwei Häschen, Häschen, das Ausschauen, Kuckuck, Sperling, Dajlilo, Judabru, Dreihewelten-Leinwand, Drohen, Brahe, Entlein, Mützchen, Hochzeitsgast, gnädige Frau, der Schöne, Kopfkilschen, Mohn, der Müller mit Gesang, die Schlafmütze, den Sperling rupfen.

Die meisten dieser Spiele waren freilich bereits dem Herausgeber fremd. Die in jener Gegend eigentümlichen seien erwähnt. Das Schweinchentreiben (Kjaulawaris, Kjaulemuschte) beginnt mit dem Graben von kleinen Löchern in die Erde, etwa  $3 \times 3$ , das mittelste

$$\times^1 \times^2 \times^3$$

ist das größte  $\times^4 \#^5 \times^6$ . Das grofse Loch heifst Dwaras (Bauern-

$$\times^7 \times^8 \times^9$$

gut), die kleinen Löcher Putra (Mehlsuppe). Ins Dwaras soll die grofse Kugel (Kjaule = Schwein, Sauchen ins Loch) gebracht werden. An jedem Loche steht ein Knabe mit einem Stocke mit Naturgriff. Aufserhalb der neun Löcher befindet sich ein Mitspieler, der hat die Kjaule und mufs versuchen, sie ins Mittelloch zu werfen. Jeder sucht nun die kollernde Kugel zurückzuschlagen. Ist sie im Dwaras, so mufs der Hüter des Dwaras ans neunte Loch, und der erste Knabe beginnt das Spiel aufs neue. Im Masurischen nennt man das Spiel „Kaulchenspiel“, zu Grunde liegt das Wort Kaulchen = Kugel, die Übertragung: Kugelsteinchen auf Litauisch Kjaule (Schwein) ist wohl nachträglich gemacht und das Spiel aus Deutschland eingeführt. — Im Scheibenschlagen (Tekinimuschte) wird ähnlich wie beim Croquet ein Rad von einer Partei zur andern geworfen und pariert. Dem Strohstrickspiel (Suschimuschte) ähnlich ist das Sperlingrupfen. Einem Knaben werden die Augen verbunden. Die Mitspielenden umstehen ihn und zupfen ihn aufser der Reihe. Errät der Verbundene den Thäter, so kommt dieser an seine Reihe. Beim Knopfschnellen (Gusikais-graiti) schnellt der erste einen Knopf vom Knie, der zweite thut das gleiche und zielt nach dem ersten. Man setzt das Spiel so lange fort, bis ein Knopf so bei dem andern liegt, dafs man mit der Spanne der verschiedenen Finger messen kann. Die Mittelfingerspanne sichert dem Gewinner einen Knopf, die Zeigefingerspanne zwei Knöpfe, das Aufeinanderliegen der Knöpfe drei Stück. Ähnlich ist in Mitteldeutschland das Stahlwerfen und das Anschlagen und Kugeltetschern. Dafs allen diesen und den folgenden Spielen Abzählreime vorangehen, braucht kaum erwähnt zu werden. Der blinden Kuh (Laumineti) ähnlich ist das Hasenfangen (Suikinieti). In einer Schar Knaben werden einem die Augen verbunden, der mufs dann einen andern von den Knaben zu fangen suchen, die entweichen und

auf den Ausgangspunkt zurückkehren. Unser gewöhnliches Such- und Fangspiel ist dort nicht bekannt, dahingegen erfreuen sich auch in Russisch-Litauen das Vogelverkaufen (Paukschtinieti) und das Durchziehen (Goldne Brücke, Wolf und Fuchs, Wir wolln eine goldne Brücke baun) einiger Beliebtheit. Das Schafweiden (Awelesganyti) erinnert an „Katze und Maus“ oder „Fuchs und Gans“. Häschen in der Grube haben die Schameiten auch. Das dabei gesungene Lied ähnelt dem deutschen Liede sehr. Es heist: „Du mein Häschen, du mein blaues, du mein liebes blaues Häschen, Darfst noch nicht, darfst noch nicht Im Gärtchen hüpfen. Denn wie Eisen sind die Pförtchen, Und aus Silber sind die Schlüssel; Darfst noch nicht, darfst noch nicht Im Gärtchen hüpfen.“ Beim Kugelspiel setzt jeder Mitspieler in ein in die Erde gegrabenes Loch eine bestimmte Zahl Kugeln. Reihum wirft man nun in gewisser Entfernung mit einer grossen Kugel nach den kleinen. Wieviel herauspringen, soviel bekommt der Werfer (Bubinamuschte oder Bulbinamuschte? vgl. Bubintojis = Dreher, Bubininkas = Trommler, Bulwis = Kartoffeln). Dem Stöckchenspiel, das Koncewicz (Lit. Lit. M. II, 249 f.) erwähnt, scheint das Spänchenspiel (Lischkais-graiti) verwandt zu sein. Jeder Mitspieler setzt 5 Kopeken und nimmt dann der Reihe nach die 12 gleich kleinen und das gröfsere (Karalus) Holzspänchen in die hohle Hand, wirft sie in die Höhe, fängt sie mit dem Handrücken auf und wirft die aufgefangenen alsbald wieder hoch, um sie mit offener Hand aufzufangen. Wieviel Spänchen er aufgefangen hat, soviel erhält er Kopeken. Der König (Karalus) gilt 2, der König allein 12.

Dem Stacheln verwandt scheint das Stabspiel. Ein kleiner Holzstab wird mittels eines gröfseren fortgeschleudert, und zwar von der Spitze eines in die Erde gesteckten. Fängt der Gegenmann das Stäbchen auf und schlägt damit im Stichelwurf den eingeschlagenen heraus, so gewinnt er einen festgesetzten Preis.

Ähnlich dem Pföckelspiel macht man „Adler oder Zahl“, d. h. man dreht eine Münze kreiselartig, schlägt darauf und hat gewonnen, wenn der Adler nach oben, verloren, wenn er nach unten liegt.

Unsere Mühle ist dem litauischen Hängenspiel (Karties) gleich. Wer keine Reihe Zahlen fertig bringt (2), hat verloren, ist pakartas

	1	2
(aufgehängt)	1	2
	1	1

Das Aussprechen schwieriger Wortverbindungen mit Pfändergabe der Ungeschickten ist wie in Deutschland zu Hause, ebenso bei den Kleinen das Spiel mit den Puppen, Bildern, der Schnarre (Tarschkine), Pfeifen; das Dämmebauen, Wassermühle machen u. a.

Noch häufiger als bei uns ist das Rätselaufgeben. So fragt man: Was ist das, es steht in der Ecke aufgeblasen und fliegt ganz toll? (Flinte.) — Lang und schlank, nach oben kriegt er und legt Eier

(Hopfen); die schlanke Dame mit langer Nase (Swirtis = Brunnenstange mit Haken).

Das Beilegen von Spitznamen ist an der Tagesordnung und die niedrigste Form ewig junger Volksdichtung. Von jenem Spiel heißen alle die Bubina, auf denen man herumschlagen kann. Ritlus ist ein Watschler, Luntrus ein Taugenichts, Lurbis ein Roher, Lorbas ein Verächtlicher, ein gewisser Bubele wird nur Knakies (Stammler), Mika hingegen Nelurbis genannt. Alle alten Schriftsteller führen zahlreiche Beispiele von der Spitznamensucht der Litauer an, besonders Donalitiūs (Dickbauch = Didpilwis, Dramblis, Kröte = Rupuische, Maulaffe = Schioplys, Taugenichts = Beslepitsche! etc.).

## VI. Sinnen und Sagen.

1. Glaube und Aberglaube. Den Begriff des persönlichen Gottes drückt der Litauer, ähnlich allen Indogermanen, mit dem Worte Dewas aus. Ein aufgeblasener Emporkömmling läuft wie ein Dewaitis, ein junger Gott, herum (Donal. Lenz 122). In vorchristlicher Zeit schnitzten sie sich, wenn Donalitiūs (Sommer 536) recht hat, ihre Götzen oder Dewaitsche selbst. — Vom Götterdreigestirn Perkun, Pikoll, Potrimp hat sich im Volksglauben noch der erste lebendig erhalten. Ueber sein Äusseres gehen freilich die Berichte auseinander, Bassanowitsch kennt ihn als alten Mann, andere als Jüngling, in Samogitien kommt das Wort sogar neben der maskulinen Form im Femininum vor. Er ist der Donnergott. Für „es donnert“ sagt der Schameite: Perkun rasselt oder dröhnt (Perkunja oder Perkunas oder Perkunalis grauna oder gruma). Ein Sprichwort lautet: „Perkun, plage nicht den Schameiten, sondern den Gudden wie einen roten Hund.“

Pikoll und Potrimp kommen wohl in Orts- und Familiennamen vor; was sonst über sie heutigestages bekannt ist, geht vielleicht auf gelehrten Einfluß zurück. Die Vermutung, Pikoll hänge mit dem Worte pekla = Hölle zusammen, ist wohl zurückzuweisen.

Die Laima als Glücks- und Liebesgöttin kennt man kaum weder diesseits noch jenseits der Grenze mehr, hingegen erzählt man von ihren Priesterinnen, den Laumen (Druden), vielerlei. Sie vertauschen die Kinder, ziehen als Wassernixen die Unvorsichtigen ins Wasser, tanzen oder reiten nachts auf Kühen, um von einem Orte an den andern zu kommen. Sie quälen das Vieh und necken die Menschen. Belemniten oder Donnerkeile werden Laumenfinger (Laumes Pirschtai) oder Laumenzitzen (Laumes Papai) genannt. Von Insekten hervorbrachter Rindenauswuchs mit dünnen Reisern heißt Laumenbesen (Laumesschlota), vertrocknete, abgenutzte Birkenbündel oder Besenreste führen den gleichen Namen und auch das Blindkuhspiel trägt den Namen der Laumen (Laumineti).

Die Verpeja spinnt den Lebensfaden jedes Menschen am Himmel ab. Fällt ein Stern, so sagt man: „Wieder ein Mensch gestorben.“

Die Raganos (früher „Priesterinnen“) sind Hexen. Sie scheren des Nachts die Schafe, melken die Kühe, so daß der Bauer bei der Schafschur wenig Wolle und die Magd beim Melken keine Milch erhält. Ihre Spuren sieht man im Schneckenschleim auf dem Rasen. Sie werden auch Schawieten genannt (Behexerinnen). Wenn man sich bekreuzt, haben sie keine Macht.

Die Giltine (von *igelti* = stechen) denkt man sich bald als Schlange, bald als Weib. Sie ist die Todbringerin. Donalitus besingt den Heuschnitt und braucht dabei u. a. folgende Verse (Passarge, Sommer, S. 434 f.):

Da lief man in Massen zusammen,  
Und rief überall laut: Lauft, mäht, harkt, bringts in Haufen.  
Da beganns auf dem Feld wie ein Ameisenhaufen zu wimmeln,  
Knechte und Herren, alles bereit, das Heu zu bereiten.  
Wars doch, als ob die Welt, zum heißen Kampfe sich sammelnd,  
Trüge Schwerter und Säbel hinaus auf die blumigen Wiesen.  
Ringsum würgte sogleich hohnlachend Giltine und brachte  
Allen den lieblichen Wiesen umher unendliche Klage. —  
Doch mit der scharfen Hippe, als wollte sie alles rasieren,  
Räumte Giltine auf den sämtlichen Bauern die Wiesen.

In Sprichwörtern lebt der Name des weiblichen Freund Hein noch fort. „Giltine sieht nicht auf die Zähne“, sagt der Schameite. Zwei andere Poltergeister erwähnt Donalitus nur den Namen nach: die Piktischurna und den Bildukas. Er vergleicht den scheltenden Winter mit der ersteren. Der letztere erscheint dem Fritz um das Hahnengeschrei und schafft sein Geld aus dem Kasten durch den Schornstein. Beide kennt man jetzt nicht mehr, ebensowenig die von Moswidius und Bretkunas erwähnten Götzen Schemepatschus = Lit. Szemepatis (Erdmännchen, weibliches Tierlein) und Laukasargus (Feldhüter). Die Stelle bei Bretkunas heißt: „Die Litauer beteten an die Schemepatschus Kaukus“, die bei Moswid: „Vergefst die Kaukus Schemepatis und Laukasargus, verlast alle Teufel (welnuwai) und Götter (deiwes)“.

Die Wolfenbütteler Postille von 1573<sup>1)</sup> kennt gleichfalls Schemepatis, Perkun, Pikullai; außerdem Aitwars (Etwaras, Eitwarius), Kaukai Appidemes (Lasicius: Apidome), Kalnus, Akmonis, Medzius (Medis), Gaius (Alkus), Vpes, Besas, Czertas, Welnas.

<sup>1)</sup> S. 85 a: Tikedami ing fzemepaczius, Eitwarius, kaukus, appidemes, kalnus, akmenis, medzius, gaius kaip ghe wadonna alkus, vpes, perkunu. Tai wissa ira — presch pirmughi ir antrughi prisakimu etc. — Kaip nesang welnas ira etwaras, teip besas ira fzemepatis, teipag czertas ira Apideme, teiegi pikullai ira kaukai, tai wisa kruwai pati welina ira, Tasiegi welinas, biasas, czertas, a pikulas, kalnai, Akmeni, medi, gaiui, alkie, vpei, kursai ira Eitwarei fzemepatei, kaukai kurios ghe meldz. — Mittheilung von Herrn Dr. Gaigalat.

Der Kauks ist ein iltis- oder katzenähnliches Tierlein, länglich wie ein Wiesel oder Hermelin, er wohnt unterm Strohdach in den Eckenwinkeln. Er hat einen langen Schwanz, läuft schnell, fliegt nie. Er ist des Hauses guter Schutzgeist, bringt Getreide und Geld, das er den Feinden des Besitzers wegnimmt. Das Korn schafft er in die Klete. Wo ein Kauks im Hause ist, werden die Vorräte nie alle, man mag noch so wenig geerntet haben. Jeder Besitzer sucht, einen Kauks zu erlangen. Zu diesem Zwecke vergräbt man ein Ei in den Pferdemit und hütet die Stelle sorgfältig, bis das Ei verschwunden und der Kauks ausgekrochen ist. Jeder sucht seinem Kauks Wohlthaten zu erweisen und ihn nicht zu stören.

Der Aitwars ist dem Kauks ähnlich, bringt nur Geld, ist aber behender als der Kauks und kann auch dahin, wohin dieser nicht zu kriechen vermag. Der Glaube an den Kauks und Aitwars herrscht in Preußen wie in Russisch-Litauen. Donalitus erwähnt beide nicht.

In Samogitien sagt man von einem flinken Menschen, „er läuft wie ein Aitwars“. Ähnliche Wesen, der Pukys („Kaulbarsch“, Donalitus) und der Speruks (Schpiruks), sind im eigentlichen Samogitien unbekannt, doch kennt man in Olsiady den Bugys. Das ist ein böser Geist in Gestalt eines kleinen Mannes, mit dem man die Kinder erschreckt, sowie man in Mitteldeutschland mit den Worten Furcht einzujagen sucht: „Jetzt kommt das Graumännchen.“

Den Wirbelwind (Wesuls) faßt man wohl nirgend mehr dämonenhaft auf.

Die Barsduken (Zwerge), die im Wirbelwind erscheinen, kennt man in Preussisch-Litauen, nicht in Samogitien. Dafs ein Zusammenhang dieses Wortes mit dem von den gefragten Burschen sofort damit in Verbindung gebrachten Barsiuks (Dachs) vorliegt, dessen Fett als Heilmittel verwandt wird, ist wohl nicht anzunehmen. Man hält jenes Wort vielmehr mit Lit. pirfstas (spr. pirschtas, Finger) verwandt und meint, es bedeute „Däumling“. Diese Däumlinge kennen alle slawischen und germanischen Völker.

Gewisse Lichterscheinungen setzen besonders die Fischer in Erstaunen und erfüllen sie mit Aberglauben. So sehen die Leute in ihren Kähnen öfters bei klarem Wetter drüben auf den hohen Sandbergen der Nehrung riesengroße graue Gestalten, die sich rüstig vorwärts bewegen und ihre Größe verändern. Es sind Strahlenbilder von Wanderern, die durch eigenartige Strahlenbrechung und Spiegelung hervorgerufen werden.

Bei Gewittersturm bemerkt man an der Mastspitze und den Leinen öfters einen Phosphorschein, es ist das St. Elmsfeuer. Beide Erscheinungen setzen „nicht gereiste“ Fischer in abergläubischen Schrecken.

Inwieweit die Mittagsfrau oder das Roggengespenst bekannt ist, vermag ich nicht zu entscheiden. In Jonaten hörte ich, ein weißes Weib (Obaks) vertreibe die Kinder aus dem Getreide; ob das Wort

etwa Ubags, Ubage (Bettler, Bettlerin) heissen soll? In Deutschland warnt man die Kinder, nicht ins Getreide zu gehen, der Pohpoh, Kornpopel (Baidykle, Beidiklis) oder der Jud komme sonst, letzterer stecke die Kinder in den Sack.

Die Mate (Mutter, auch Gebärmutter) ist dem Namen nach lettisch und bezeichnet ein froschähnliches Wesen, das im Inneren des Menschen sitzt und gewissermaßen der Träger seines Lebens und seiner Gesundheit ist. Durch Überanstrengung im Heben oder Essen schädigt man die mate, es entsteht dann Kolik oder Gebärmutterkrankheit. Im Telscher, Rossienischen und Schaulener Kreise bezeichnet man mit Maziza mate eine Gebärmutterkrankheit. In ähnlicher Weise bedeutet daselbst das Wort Gumbs nur Magenbeschwer oder Kolik. Bei Donalitus drückt der Gumbs das Herz, quält beim Erschrecken, plagt den Magen bei übermäßig genossenem Kaviar und wird durch Branntwein vertrieben. Eine litauische Zauberformel aus der Memeler Gegend enthält die Worte: „Ich gehe, dreimal neun Gumbs zu vertreiben — kehr nicht wieder, du böse Gumbele.“ In Olsiady bezeichnet man mit Gumbs eine Beule, als Geist in Froschform kennt man ihn nicht.

Die Ausdrücke Pikta-dwase (böser Geist als Verführer), Schaltys (böser Geist in Schlangenform als heftiger, gefährlicher Widersacher) und Rupusche (böser Geist in Krötenform) werden im Telscher Kreise gebraucht, sind jedoch häufiger Schimpfwörter; die Ableitungen Rupuschokos, Rupuschele, Schaltuks sind nur Schimpfwörter. Über den ehemaligen Schlangenkultus sind wir durch eine große Reihe von Zeugen unterrichtet. Áneas Silvius (De Polonia, Lituania et Prussia) erzählt auf Grund von Nachrichten des litauischen Missionars Hieronymus von Prag, jeder litauische Familienvater habe in einem Winkel des Hauses eine Schlange. Während sie auf dem Heu lag, wäre sie angebetet worden, auch habe man sie mit Speise versorgt. Als Hieronymus die Schlangen auf dem Marktplatze zu verbrennen befahl, konnte eine große Schlange vom Feuer nicht verzehrt werden. Dann bekundet Sebastian Münster, die Litauer hätten ursprünglich als Numina das Feuer, die Wälder, die Vipern und Schlangen verehrt, welche letztere sie in den einzelnen Häusern wie Penaten genährt, mit Opfern bedacht und verehrt hätten. Desgleichen hätten sie ein beständiges heiliges Feuer unterhalten. In Münsters Illustration beten zwei sich den Rücken kehrende Litauer ein Opferfeuer auf dem Altar und eine Schlange am Baume an. Münster erzählt auch, daß sie die „vierfüßigen Schlangen, so nur drei Spannen lang sind“, für ihre Hausgötter halten (Kosmogr. 1550, S. 906; 1598, S. 1413). Dieser Bericht Münsters wurde fleißig nachgedruckt, er findet sich zum Teil wieder beim Krakauer Kanonikus Mathias a Miechow (Descriptio Sarmatarum 1521), dann bei Strirowski, der hinzufügt, bei Wilna würde der Schlangenkultus noch von vielen getrieben. Ihn benutzten Erasmus Stella (Antiquitates Borussiae), Joh. Krasinski (Polonia 1574), Andr.

Cellarius (*Descriptio Regni Poloniae* 1659), Lasicus (*de diis Samagitarum* 1615), Jansson, *Atlas* 1613 (vergl. Preufs). Sigmund von Herberstein ergänzt Sebastian Münsters Angaben in seiner *Moscovia* (1549, 1557). Man nenne diese Schlangen *Giowites*, *Jastzuka* oder *Szmya*. Sie seien wie die Eidechsen, aber größer, vierfüßig, schwarz, feist, ungefähr drei Spannen lang. Zu einer bestimmten Zeit setze man Milch inmitten der Wohnung auf und kniee auf den Bänken, dann komme der Wurm hervor, pfeife die Leute wie eine zornige Gans an und dann beteten die Leute den Wurm mit Ehrfurcht an. Wenn ihnen etwas Unangenehmes geschähe, so lebten sie des Glaubens, sie hätten ihren Gott nicht gut gefüttert. Noch jetzt braucht der Litauer das Wort *Gymate* euphemistisch für Schlange, *Gywas* bedeutet lebendig, *Gywois* Lebewesen, *Gywata* ein Bauerngut und zugleich die ewige Hütte, die ewige Seligkeit. Ein *Gywatininkas* ist der Bewohner einer ländlichen Besitzung. Raum genug zu poetischen Verbindungen bieten diese beiden Worte. Die *Jastzuka* scheint die polnische Eidechse zu sein, *Schmya* ist das noch jetzt bei den tschechischen und lechischen Stämmen übliche Wort für Schlange. Nehring (*Die Anbetung der Ringelnatter bei den alten Litauern, Samogiten und Preußen, Globus* 73, 4) meint, es sei die Ringelnatter gewesen, die man verehrt hat. Ich glaube, man hat noch andere derartige Tiere verehrt, denn Münsters Angabe von der vierfüßigen Schlange, der Hinweis auf einen kundigen Gewährsmann und das allerdings fragliche Wort *Jastzuka*, alles dies scheint auch auf eine Eidechse, einen Molch oder dergleichen zu deuten.

Die *Weles*, die nach *Daukantas* im Volksglauben der Litauer die Seelen der unbegrabenen Verstorbenen sind und nach *Bartsch* diese abholen, kennt man in *Samogitien* nicht mehr, hingegen ist der Glaube an den *Welns* (Teufel) über das ganze litauische Sprachgebiet verbreitet. Bei *Donalitus* (*Lenz* 214) flucht ein stattlich gekleideter Herr, der obersten einer, bei allen großen und kleinen Teufeln (*Welnias*, *Welniuksztis*), daß die Hölle aufdampft. Der *Welns* oder *Welnias* entspricht dem biblischen Satan, heißt auch *Biesas*, *Schetons*, *Tscharts*, *Tschertas*, und wird gern in der *Duoba* wohnend gedacht. Alle diese Worte, wie auch die Ableitungen *Welnuks*, *Biesuks* gebraucht man auch als Schimpfworte.

Den *Smakas*, der in den lit. *Mittel*. I, 395, mit den wenig verständlichen Worten charakterisiert wird: „Der Lindwurm, der aber in seiner äußeren Erscheinung mehr dem Menschen ähnelt“, bezeichnet in *Russisch-Litauen* einen starken, furchtbaren Teufel. Man erzählt sich dort viele Geschichten von ihm. Auf einem Altar-bilde der *Olsiader Kirche* ist ein Centaur abgebildet, den das Volk allgemein als das Bild des *Smakas* deutet. „Stark oder schrecklich, wie ein *Smakas*“; „er greift zu, wie *Smakas*“, sind daselbst sprichwörtliche Redensarten.

Dafs es trotz der Predigten der Priester, die derlei Glauben auszu-rotten aufs eifrigste bestrebt sind, noch so vielerlei alte Anschauungen giebt, beweist ihr Alter und ihre Kraft. Hier und da hat man noch Zauberbücher, die man aber nicht sehen läfst. Zur Wahrsagerin (Burtininke, „die Karten benutzt sie nicht“) gehen, wie in ganz Deutschland, fast nur verliebte Mädchen und Witwen. Im Rufe der Zauberkunst stehen in Samogitien besonders die Bärenführer (Meschkininkai) und die Juden. Die Bärenführer legen Bärenhaare unter die Thürschwelle, um das Vieh zu verzaubern. Die Fleckchen eines bösen Fingers, Streifen eines Tuches darf man nicht aufheben, sonst wird man krank. Man wirft sie ins fliefsende Wasser oder legt sie auf den Zaun, dafs mit dem Fleckchen auch die Krankheit vertrieben wird. Der Juden bedient man sich bei Verzauberungen deshalb, weil sie viel dringender, eifriger und zudringlicher beten und handeln können. Man giebt ihnen Geld, dafs sie des Feindes Tod oder Unglück durch ihr Beten bewirken, oder, dafs sie die Auffindung eines Pferdediebes durch Gebet befördern sollen. Nicht viel anders ist es, wenn man dem Pfarrer einen Rubel für eine Messe giebt (Misches uschpirkti), die den Pferdedieb herbeiwünschen und das Geständnis der Schuld bezwecken soll; oder, wenn die frommen Weiber (Dawatkos = „Devote?“ oder Polnisch oder zu Litauisch Dawadas = Ordnung, wie Methodisten, Stundisten und die polnischen Gromadki) zum Pastor gehen, er soll ihnen gegen Bezauberung oder Krankheit Absolution lesen (Absortas skaititi), d. h. aus einem lateinischen Buche unverständliche Worte hersagen. Auch Schatzgräberei treibt man hier und da. Wo man dreimal ein Flämmchen aufflackern sieht, ist Geld. Dahin legt man ein geweihtes Kreuz oder den Rosenkranz; beides kann der Teufel, wenn es geweiht ist, nicht wegnehmen. Nachts gräbt man, wobei der Teufel immer stören will. Das Graben ist nur von Erfolg, wenn man „drei Köpfe heruntergethan“ hat. Ob das Kohlköpfe, Hühnerköpfe oder Menschenköpfe sein müssen, weifs man aber nicht.

Das Geld erscheint dann in Form eines Kalbes oder Hundes etc. Schlägt man den Hund mit Holz an, wird er zu lauter Geld. Das Loch mufs der Gräber auflassen, sonst werden die Augen krank. — Ein böser Bursche hat einst einen toten Hund gefunden, den warf er nach seinem Gegner; der fand ihn am andern Morgen in Geld verwandelt.

Gegen Krankheit bedient man sich zahlloser Hausmittel, Besprechungsformeln u. dergl. So verwendet man gegen das Überbein Totenknochen, mit denen man die betreffende Stelle reibt. Eine Verstauchung (Lit. Girgszdele) sucht man zu vertreiben, indem man ein Band um das Handgelenk wickelt. Als stets heilkräftig gelten neben geweihten Wacholderbüscheln Abendmahlsohlen und „Wolkenabfälle“ (Debesilai). Erstere kann man, wenn auch sehr selten, durch Juden kaufen, letztere sind angeblich Sternschnuppen und eine „weiche,

gallertartige Masse“, meist ausgebrochene, unverdaute Raubtierspeise. (Donalitiuus: Debesylas = Alant nach Nesselmann; Gryta will den bei einer Prügelei zerschlagenen Dotschys mit Alant und anderen Kräutern, Selmyke und Berge mit Salben, Jeke mit einer Abkochung von kräftigen Kräutern, Porst und Birkenteer, Daggert, heilen.) Magerem Vieh giebt man Krebse und zerhackte Schlangen zur Kräftigung, gegen Tollwut hilft ein Getränk, aus saurer Milch und besonderem zerriebenem Holz (cica medis) bereitet. Saure Milch löscht auch das durch Blitz entstandene Feuer.

Die Träume und Vorahnungen weisen auf die rege Beziehung zur Tierwelt hin. Solange der Hund heult, ist bei Kranken keine Gefahr im Anzuge; ist aber das Heulen und Bellen anhaltend, so stirbt in dem betreffenden Gute eins. Träumt man von einem bellenden Hunde, so stößt einem Übles zu. Der Storch wird geschont, schießt man ihn, so brennt das Haus an. Läuft eine Katze oder ein Hase über den Weg, so bedeutet dies, wie das Erscheinen eines Kometen, Unglück. Wäscht sich die Katze mit der Pfote, so kommt Besuch; dieser Glaube herrscht in Mitteldeutschland auch. Der Ruf des Kuckucks bedeutet Tod; im Herbst wird der Kuckuck zum Habicht. Die Stimme der Nachtigall lautet: „Georg, spann an, schlag zu, fahr“; die der Wachtel: Wachauf; die der Schwalbe, wie Rückert im deutschen Liede ähnlich sagt: Als ich Abschied nahm, waren Kist' und Kasten schwer, als ich wiederkam, war alles leer. Die Hühner lockt man: put, put; die Küchlein: tschip, tschip, tik, tik; die Hühner scheucht man: schtisch, schtisch. Die Gänse ruft man: schut, schut; die Enten: pile, pile; die Schafe bure, bure; die Fohlen: gusche, gusche oder kusch, kusch; die Kälber: prtsch, prtsch oder verschelai, verschelai oder mit vibrierenden Lippen: tpwruk, tpwruk. Für diesen Laut hat die litauische Schreibweise ebensowenig ein Zeichen, als das deutsch-lateinische Alphabet der deutschen Sprache für die Schnalzlaute, mit denen der deutsche Bauer Schweine, Federvieh und Rinder lockt. Die Katzen scheucht man: schkatsch, schkatsch und lockt sie: kat, kat. Die Schweine ruft man: tschuk, tschuk oder kjaule, kjaule.

Einige Bräuche sind noch verbreitet: Man fährt nie bei Nordwind Dünger. Das Messer hält man nie nach oben. Hat man den Schlucken, so spricht anderes Volk über einen. Träumt man, man verliere einen Zahn, so stirbt man.

## VII. Geräte.

Als die auffälligsten, von den Deutschen unterschiedenen, weiblichen Schmuckstücke (Abbildungen 12 und 13) führt Lepner folgende auf: Kieka oder Zebszius (Schleierhaube), Marginne (bunte Decke), Paresken, Blumensträuße von Raute, Krauseminze, Marienblätter und dergleichen, Messingringe, Messing- und Zinngürtel, bunte



Abb. 12. Litauer im 17. Jahrhundert. Nach Lepner (1690).  
 Trommel. Pfeife, Truba. Trinkschale. Topfgabel. Kanklys. Junge Frau mit Rautenkranz, Straufs u. Kykas. Jungfrau mit Kopfschmuck u. Tasche.

Beutel, Bastschuhe, rote Stiefelchen, besetzte Hemden, Holzpantoffeln, Winterhandschuhe, als Schminke: Bier. Von wichtigem Hausgerät zählt er auf: Spinnrad, Webstuhl, Schlitten, Wagen, Eggen, Messer, Axt, „Norgeleisen“, Bohrer, Säge, an einer Stange hängende Wiegen, Handmühle, Kausch (Holztrinkgefäß), Truba (Posaune), Kanklys, Trommel, Pfeife, Geige, Brummeisen. Spiele: Schaukel, Schaukelbrett, Fangen, Ringverstecken, Reifentreiben, zu Ostern Eiertippen, Eier-

Abb. 13.



Litauer am Ende des 19. Jahrhunderts.

kugeln (Titschern), Tanz. Die veralteten Ansichten Lepners über die litauische Sprache (als Proben giebt er außer Worten das Vaterunser in der Form der Katechismen Simon Grunaus und seiner Zeit) übergehe ich hier, die Wörterbuchschreiber ungedruckter Wörterbücher auch, als beste Gesangbuchsdichter gelten ihm Klein, Hurtelius, Prätorius, Schwabe, als litauische Schriftsteller von Ruf Rapagelanus, Moswid, Willentus, Sengstock, Bretke, Joh. Rhesa.

Die Kriwule hat sich bis heute am Haß erhalten. Ein Litauer in Eydtkuhnen erzählte, daß zu seines Vaters Zeiten sehr oft vom Neben-

hause die Kriwule gebracht worden sei. In fliegendem Laufe sei sie ohne Bemerkung oder mit einfacher Zeitangabe abgegeben worden und mußte sofort zum Nachbar weitergeschafft werden. Der letzte im Dorfe brachte sie zum Schulzen zurück. Sofort nach dem Erhalt der Kriwule, oder auch zur festgesetzten Zeit, versammelte man sich dann, und wer zu spät kam, zahlte Strafe. Aufser dem vielgebogenen Stock (Abb. 14) gab es auch noch eine Kriwule, die nichts als ein vielgewundener Griff in Geweihform war und mit einer Pfeife und einem Loch zum Einschrauben des Stockes (Abb. 15) versehen war. Ähnlich geht

Abb. 14.

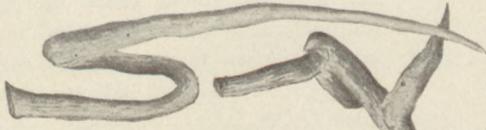
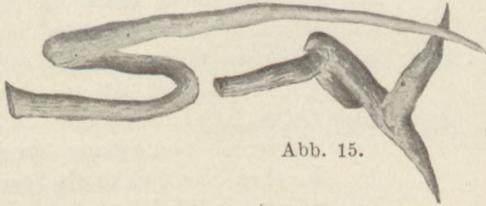


Abb. 15.



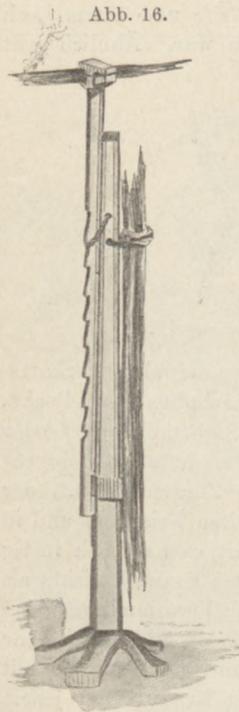
Gemeindestock oder Kriwule (Stock).

Stockgriff.

in Sachsen (Döbern, Priestäblich, Doberschütz, Fremdiswalde, Burkartshain, Schwemnthal) der „Hammer“, bei den Kaschuben der „Bock“, bei den Tschechen der „Gemeindestock“, bei den Sorben „Klücke“ oder „Heja“, bei den Polen die „Tafel“ herum. In manchen litauischen Gegenden bezeichnet man mit Kriwule dann auch die Zusammenkunft der Dorfjugend, besonders an den Abenden des zweiten Feiertags und in den zwölf Nächten. An diesen Rockenabenden ist es natürlich lustig hergegangen, man vermutet sogar, daß der Name Krawall nichts als eine Umbildung von Kriwule sei, womit man jene Versammlungen bezeichnet habe. Es bliebe da zu untersuchen, wo das mittellateinische Wort charavallium (Katzenmusik, Lärm) entstanden ist und wie dies mit Kriwule zusammenhängt. Jetzt leitet man meist Krawall von jenem mittellateinischen Worte ab. Neben dem Gemeindestock entstand ein Schulzenstab, etwas größer als ein gewöhnlicher Spazierstock, nun aber auch aufser Gebrauch. Ehemals trug der Schulze den Krummstab als Zeichen seiner Würde und sandte ihn als Symbol herum. Jetzt ist die Kriwule meist nur ein einfaches Schriftstück. Im Walddorfe Szargillen ging dieser „Krawul“ kürzlich herum, und kurz darauf kam der Gemeindediener, den angekündigten Steuergroschen zu holen. Eine Kätnersfrau wollte nicht bezahlen und der Diener nahm irgend einen Gegenstand als Pfand. Da griff die Dame nach der Forke und schlug auf die räuberische Hand und den Rücken des Dieners. Der ging aufs Labiauer Schöffengericht, wurde aber abgewiesen, weil der Kätner aussagte, der Krawul sei gar nicht in seine Hände gekommen. Der Gerichtshof ging noch weiter und war der Meinung, jene Sitte sei keine ordnungsgemäße behördliche Benachrichtigung.

Charakteristisches Hausgerät besitzen die Litauer nicht mehr. Tisch, Bank, Stuhl, Bett, Wiege, Koffer, Kommode sind wie in ganz Deutschland; eine eigentümliche Sesselform ist nicht selten, bei der die Füße auf einem Rahmen enden. Die festen Wandbänke unterscheiden sich von der verrückbaren Sitzbank vor dem Tisch. Diese drei Stücke geben jedem Krug sein Gepräge, der eben nichts weiter enthält, als die lange Tafel mit den Bänken. In Russisch-Litauen

Abb. 16.



Lichtständer.

bietet der Lichtständer (Schubinkschtis, Schibintuwas) noch eine Erinnerung an ältere Zeit. Zu Lepners Zeit war er noch allgemein in Gebrauch, Rhesa kennt ihn noch auf den Haffdörfern, heute ist selbst in die entlegensten schameitischen Weiler die Petroleumlampe gekommen; nur selten ist er noch zu finden. Eine  $1\frac{1}{2}$  m hohe Holzstange mit Fuß ist mit einer kürzeren, verstellbaren zweiten verbunden, die oben eine Zwicke als Spanhalter trägt. Dieser Kienspan (Skala) wird abends angebrannt und dient als Licht (Schiburys; Doñalitiis: Ziburys, Kienspan als Leuchte). An der Seite des Ständers hängt ein Bündel Kienspäne als Vorrat (Abb. 16). Der Lichtständer tritt in mehreren Abarten auf; an Stelle der Zwicke befindet sich oft eine rostartige Eisenpfanne. Diese Lichtpfanne enthält brennende Kienspäne und steht entweder auf einem Ständer oder hängt an der Decke. Die erstere Art habe ich genau in derselben Weise beim persischen Moharemfeste in Smyrna gesehen. Der Hof, auf dem die eigenen nächtlichen Tänze und blutigen Selbstverwundungen der schiitischen Mohammedaner stattfanden, ward einzig durch solche Lichtständer erhellt.

Von anderem Hausgerät verdient die Handmühle noch Erwähnung. Heute besorgen freilich fast allgemein Dampfmühlen oder doch Wasser- und Windmühlen das Geschäft der Mehlbereitung. Einst füllte aber das Mahlen einen großen Teil der täglichen Thätigkeit aus. Die Dainos gedenken wiederholt der Mühle, und alte Zeugnisse (vergl. Tetzner, Dainos, S. 9) erwähnen den Gesang beim Mahlen. In einem besonderen Häuschen besorgte man ehemals die Mehlbereitung (Abb. 17). Ein Holzgestell von 1 m Höhe und Breite und  $1\frac{1}{2}$  m Länge enthält im Inneren in einem cylinderförmigen Loch eine wagrecht liegende feste und darüber eine ebensolche drehbare Steinscheibe. Die Drehscheibe ist unten gerieft, hat in der Mitte ein durchgehendes Loch (Lit. Kazuba; man vergleiche den Volksnamen der Kaschuben) zur

Aufnahme des Getreides und nahe am Rande ein zweites Loch zum Drehen. Gewöhnlich reicht eine über dem Centrum festgemachte, zum Drehen dienende Stange ins Dreblock herab. Am Rande der festen Scheibe befindet sich ein Abflußloch für das Mehl oder vielmehr für die Grütze. Denn höchstens dazu benutzt man die Handmühle noch.

Hölzerne Pflüge (Zochen) und hölzerne Eggen machen den eisernen Platz. Wagen und Schlitten der unbeholfenen und zusammengestoppelten alten Art

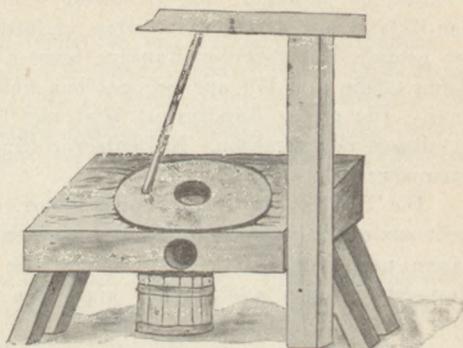
werden immer seltener. Ein schöner hölzerner litauischer Rennschlitten, der jetzt im Prussiamuseum aufbewahrt wird, zeigt aber, zu welcher Höhe die heimische Kunst gedeihen kann. Gleichfalls ersichtlich ist dies aus den zierlichen Giebelverzierungen, die hier und da in Preussisch- und Russisch-Litauen zu sehen sind. Sie begegnen uns in der Form von Hörnern, gegenüberstehenden Pferdeköpfen, sowie als Herz, als eine Art Reichsapfel, Kelch u. dergl. Während in Russisch-Litauen die Grabkreuze völlig gleich sind, ist auf alten preussischen Kirchhöfen grössere Mannigfaltigkeit.

Die altertümlichen litauischen Musikinstrumente sind jetzt allenthalben durch Geige und Ziehharmonika verdrängt, doch fristen auch noch Kanklys, Cymbal, Truba und Pfeife ein verborgenes Dasein.

Die Kanklys (Abb. 18) ist das eigentümlichste jener Instrumente; es wurde auch Schweinskopf genannt. Wahrscheinlich soll das auf Lepners Bild (Abb. 12) am Boden befindliche eine Kanklys sein. Die Exemplare im Königsberger Prussiamuseum und Tilsiter litauischen Museum sind anders gestaltet. Sie ist wie eine Gitarre oder auch wie eine Zither gespielt worden und konnte auch umgehängt werden, so

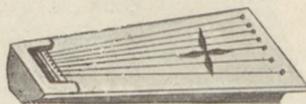
dafs man sie im Freien oder bei Aufzügen benutzen konnte. Von den litauischen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts haben nur wenige die Kanklys in Gebrauch gesehen; Rhesa, Nesselmann, der Übersetzer von Juschkiewitschs Hochzeitsgebräuchen von Wielona, beweisen schon durch ihre falsche Verdeutschung, dafs die Kanklys dem litauischen

Abb. 17.



Handmühle.

Abb. 18.



Kanklys.

Volksbewußtsein ganz fremd geworden ist. Sie soll aber doch noch hier und da gespielt werden, nach Budrius wurde sie ähnlich der Zither behandelt (vergl. Neue preufs. Prov.-Bl. 1847 u. 1848), Juschkiewitsch erwähnt sie ja auch. Die Besaitung der neunsaitigen Kanklys soll eine Oktave mit dem Bassgrundton umfassen haben. Die größte Höhe der großen Königsberger Kanklys beträgt 85, die Breite 35 cm; die kleine (siehe Fig. 17) aus Schonei hat knapp zwei Drittel der Maise jener. Die große Kanklys ist jetzt mit Darmsaiten, die kleine mit metallenen neu versehen. In Deutscherottingen soll man noch einzelne Exemplare haben.

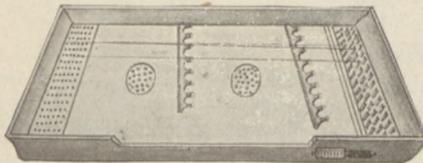
Die Truba, die auch Lepner bietet, ist bis  $1\frac{1}{2}$  m lang und besteht aus einem ausgehöhlten Birkenast, den man zu diesem Zwecke der Länge nach zerschnitt. Man bindet die ausgehöhlten Hälften mit Tannenwürzelchen aneinander, biegt das Schalloch breit aus, fügt aber kein Mundstück ein. Früher spielte die Truba bei Hochzeiten, Kindtaufen und lärmenden Umzügen eine Rolle, jetzt hat sie sich zu den Hirten geflüchtet und wird hier und da aus Blech nachgebildet.

Die Trommel und die Fiedel, auch von Lepner erwähnt, weichen von den bekannten Formen nicht ab.

Die Pfeifen treten in mehrfacher Gestalt, als Längs- und Querpfeifen, auch als künstliche Thonpfeifen auf. Die von Lepner abgebildete würde litauisch fleta oder klernata (nach dem deutschen Flöte, Klarinette) genannt werden. Kurze Längspfeifen aus Rohr werden in einem Prussiakatalog Skurducezi, schameitisch Wamzdelei genannt. Doch teilte mir eine Schameite mit, in der Olsiader Gegend nenne man eine solche Pfeife Birbyne, während der Ausdruck Womdis, Womdelis für Thonpfeifen in Tierform verwendet werde. Nesselmann übersetzt des Donalitus Wort birbyne mit Kinderschnarre, die nach meinem Gewährsmann in Schameiten Tarszkine genannt wird.

Die Maultrommel (Dambbras, Dambrelis) in Hufeisenform, auch Brummeisen oder Brummholz genannt, ist verschwunden. Jetzt

Abb. 19.



Cymbel.

haben die Kinder ein kleines Instrument, das sie beispielsweise in Leipzig Brummeisen nennen. Es ist 5 cm lang und 4 cm breit, besteht aus Eisendraht und hat die Gestalt eines Kreises, der auf der einen Seite in zwei Stäbchen endet

⊖. Als Kreisdurchmesser mündet zwischen den Stäbchen eine elastische Feder mit Haken. Die beiden Stäbchen nimmt man zwischen die Zähne und läßt die Feder schnappen. Es entsteht ein brummender Ton. Auch vom Brummtopf scheint man nichts mehr zu wissen.

Er besteht aus einem Topf, über den man eine Schweinsblase spannt. In der Schweinsblase hat man innen Pferdehaare verknotet, die man durch die nassen Finger gleiten läßt. Der brummende Ton klingt unschön, kreischend.

Die Cymbel ist noch heute bei den Zigeunern in Gebrauch, in Litauen ist sie schon selten. Die nebenstehend, nur mit Andeutung der Besaitung, abgebildete (Abb. 19) trapezartige hat 114 Saiten (drei Oktaven) und wird mit kleinen Holzhämmerchen geschlagen. Ich sah sie auf einer Eisenbahnfahrt von Wilna nach Dünaburg in Gebrauch.

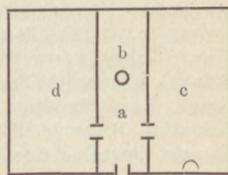
## VIII. Hausbau.

1. Das Wohnhaus. Das einfachste und altertümlichste litauische Wohnhaus diesseits und jenseits der Grenze ist dreiteilig. Das Rechteck des Grundrisses ist der Länge nach so geteilt, daß die Thür in der Mitte der Vorderseite in die Hausflur *a* führt, auf der sich der Herd *b* befindet. Rechts geht eine Thür in die Wohnstube (*c* stuba, istuba, jizba), links eine solche in die Kammer (*d* kamare, kumburis). Die Wohnstube hat ein Fenster auf der Haushürseite, die Kammer ist finster.

Daß dieser einfachen Form eine noch einfachere vorausging, die keine Zwischenwände besaß, ist aus natürlichen Gründen anzunehmen, zumal die alten Schriftsteller, Hennenberger, Prätorius, Lepner u. a. nicht ausdrücklich Scheidewände hervorheben, die Schultz 1832 erwähnt. — Reinlichkeitssinn und Bequemlichkeit geboten, den rauchigen Herd von der Wohnstube zu trennen, in der die wertvolleren Hausgeräte aufbewahrt wurden. Die Vorratskammer aber mußte schon deshalb abgesondert werden, weil sich in der Hausflur zugleich das Kleinvieh aufhielt. Solche einfache Häuser (Abb. 20) kommen noch heutiges Tages vor, im germanisierten Südlitauen sowohl, als in der rein litauischen Kownoer Gegend.

Abänderungen dieses Hauses treten frühzeitig ein. Die dunkle Kammer erhielt z. B. eine Eingangsthür von außen, später Fenster. Schliesslich wurden durch eine Querteilung die Zimmer einzeln nochmals geteilt und Stuben und Kammern bekamen mehr Fenster, vorn, seitlich, hinten. Schliesslich wurde in vielen Gegenden ein Vorflur vor der Hausthür angesetzt, und die Wohnseite (*c* in Abb. 20), die kleiner als die andere *d* war, erscheint meist in gleicher GröÙe. Das so entstandene neue Haus (Abb. 21) mit oder ohne Vorflur *a*<sup>2</sup> kann als heutige Grundform des litauischen Hauses gelten, erneute Teilungen *c* und *c*<sup>1</sup> längs oder quer sind häufig (z. B.: *c*<sup>2</sup>, *c*<sup>3</sup>). Von der Wohnstube *c* ist

Abb. 20.

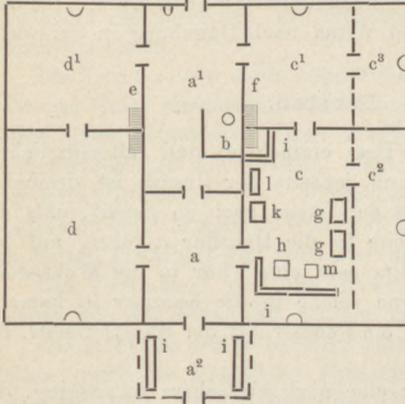


Grundriss des einfachen litauischen Wohnhauses. (GröÙe ca. 7 × 4 m.)

a Hausflur; b Herd;  
c Stube; d Kammer.

eine Kammer abgetrennt worden. Die Vorratskammer *d* ist jetzt sogenannte kleine Stube oder Altsitzerwohnung und der davon abgetrennte Teil *d*<sup>1</sup> dient für die Vorräte. Der hintere Teil der Hausflur aber ist Küche geworden. Neben dem Herd befindet sich ein von der Küche aus zu heizender Ofen *e*, der die Wohnstube und die Kammer erwärmt, und oft auch noch ein solcher, der die kleine Stube,

Abb. 21.



Grundriß des geteilten größeren Wohnhauses.

(Donalitus: *Namas, Namai*; Nordlit. *Butas*; Hochlit. *Namai, Nama*; Scham. *Trobas*.)  
*a* Hausflur (*Priemene, Pryange, Priesiednis*);  
*a*<sup>1</sup> Küche (*Kukne*); *a*<sup>2</sup> Hausvorflur (*Gonkas, Prybutis, Prynumis*); *b* Ummauerter Herd (*Pelens*); *c* Wohnstube (D.: *Stuba*, Sch.: *Troba*, H.: *Grynice*, Russ.: *Jizba*; feine Wohnstube: *Pakajus*); *e*, *f* Ofen (*Peczius*), *g* Bett (*Lowa*), *h* Tisch (*Stalas*), *i* feste Bank (*Suolas*), *k* Koffer (*Skrinale*), *l* bewegliche Bank (*Zaslanas*), *m* Stuhl (*Krase*), *Sessel* (*Sedelka*); *c*<sup>1</sup> Stubenkammer (*Užpezckine, Bakawoje, Babsze*); *c*<sup>2</sup> Fremdenzimmer (*Alkerus*); *c*<sup>3</sup> Brotkammer (*Czpirzarne*), zugleich mit Backofen; *d* kleine Stube (*Prieszininke, Altsitzerstube*); *d*<sup>1</sup> Milchammer (*Penene*) oder Fleischkammer (*Mesine*).

*namas* das Wohnhaus; ebenso *Szyrwid* († 1631) und die Instruktion des Kaufschulzen 1604. Deutsch sagt die letztere dafür *Rauchhaus*. Der Name ist von dem offenen Herde hergenommen, der das ganze Haus erwärmte und, da eine Esse fehlte, — durchräucherte. Solche Rauchhäuser als Wohnhäuser finden sich in Preussisch-Litauen heute selten, doch sind sie nicht ganz verschwunden, besonders in den Haffegenden und bei den Kuren. Die pommerschen Kaschuben haben auch daran festgehalten. Schon zu des Donalitus Zeiten verband

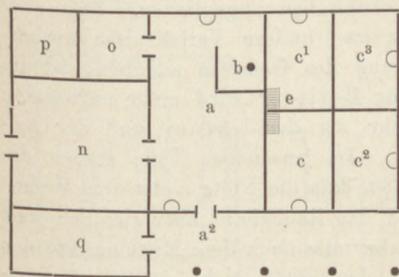
vielleicht auch den davon abgetrennten Teil heizt. Das Hausgerät der Wohnstube fand ich oft so verteilt, daß der Stubenthür gegenüber Betten *g*, an der Vorderseite aber feste Bänke *i* mit dem Tisch *h* und davor Stühle und bewegliche Bänke standen; rechts befindet sich ein Koffer *k*. Der mit Haken versehene Ofen ist mit einer Ofenbank umgeben.

Eine andere Ansicht über die Entstehung des litauischen Wohnhauses hat *Bezenberger*, der in ihm eine Vereinigung oder Zusammenwirkung von den ursprünglichen einzimmerigen drei Häusern: *Rauchhaus* (*namas*) und *Wohnhaus* (*stuba*) und *Mahlraum* = *Wirtschaftsraum* (*maltuwe*) sieht.

Dieses Wohnhaus führte in den vorigen Jahrhunderten die Bezeichnung *Namas*, *Donalitus* gebraucht sie an erster Stelle. Wenn ich *Lepner* recht verstehe, der ein halbes Jahrhundert vor *Donalitus* schrieb, meint auch er mit

man indes mit dem Namen Namas nicht mehr den Begriff „Rauchhaus“, sondern „Haus“, „Gebäude“, „Gemach“. Gerade an den alten Tolminkemer Häusern ist gut zu beobachten, wie zu des Dichters Zeiten in jener Gegend aus der Einzahl namas die Mehrzahl namai ward. Die Kultivierung Litauens unter Friedrich Wilhelm I. und seinem großen Sohne erstreckte sich über alles. Die herbeigerufenen, an reichere Ausstattung gewöhnten Deutschen, Salzburger, Schweizer, Nassauer, Franzosen haben zu ihrem Teil beigetragen, die Häuser schmucker, schöner, mehrteiliger zu machen. Man ging nicht mehr in sein Gemach, sondern in seine Gemächer. Und Donalitus gebraucht für Haus öfters den Plural als den Singular; der Plural wurde herrschend. Er war schon zuvor von Bretkunas u. a. in diesem Sinne für Wohnhaus angewendet worden. Jetzt geschieht dies noch zuweilen in der Prökulser Gegend und in der Telscher; hier aber meint man am liebsten ein Haus mit allen seinen Anhängseln oder Anbauten und gebraucht das Wort auch für den Begriff „Häuser“.

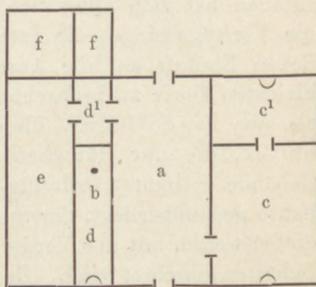
Abb. 22.



Haffhaus.

a Hausflur; a<sup>2</sup> Halle mit Säulen; b Herd;  
c Stube; c<sup>1</sup> Stubenkammer; c<sup>2</sup>, c<sup>3</sup> Kammern;  
e Ofen; n Stall; o Vorratsraum, Futterkammer; p Kobe; q Vorratsraum, Schuppen.

Abb. 23.



Schoner Haus.

a Tenne (klonas); b Ofen in der Pirte; e Wohnstube; c<sup>1</sup> Stubenkammer; d Dörrhaus (Pirte); d<sup>1</sup> Kaff- und Spreuraum (peludis, trakine); e Banse (galas); f Ställe.

In Russisch-Litauen hat man noch das Wort Namas, und da hat es die alte Bedeutung Rauchhaus behalten. In diesem Rauchhaus befindet sich der Herd ohne Esse. Hier wird das Viehfutter, besonders das Schweinefutter bereitet. Fässer mit Rüben und Kartoffeln u. dergl. stehen darin. Das Wohnhaus aber führt allgemein in Preussisch-Litauen den Namen Butas und in Samogitien Trobas; in Kowno auch Gywene, in Schaulen Gryczia. Die Hausflur heißt wie das ganze Haus jetzt allgemein Namas oder Butas.

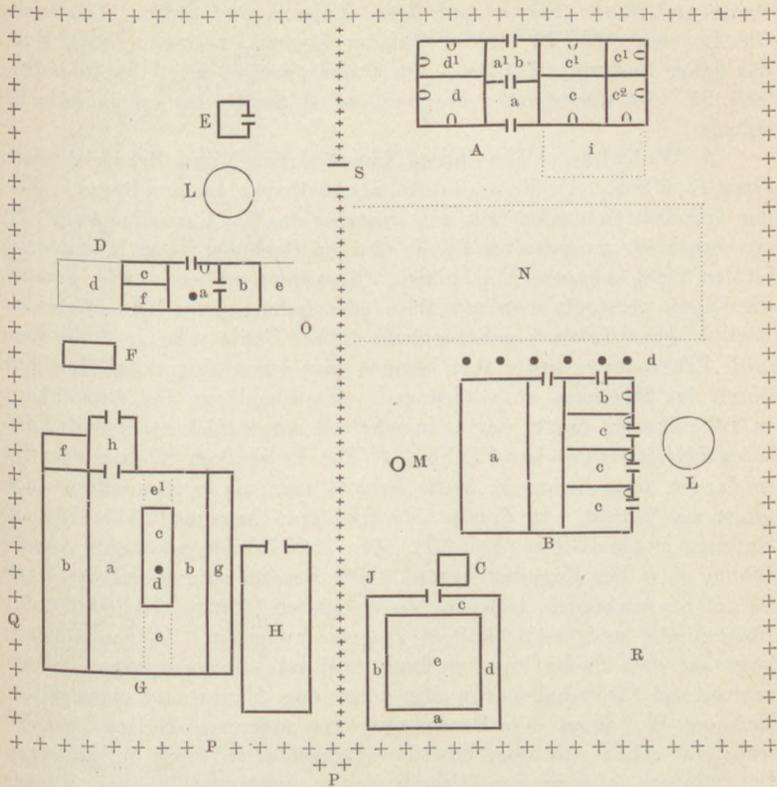
Butas gebraucht Donalitus im Sinne von Gehöft oder Stadthaus. Heute bedeutet das Wort Butas, Butele in Preussisch-Litauen einfach Haus oder Wohnhaus, in Samogitien Anwesen, Gehöft mit Land, wofür der Nehrunger Gywenamoi, der Schameite auch Gywenimas, Gywenamas,

sagt. Troba wendet Donalitus für Wohngebäude an. In Samogitien bezeichnet es heute, wie schon zu Szyrwids Zeit, die Stube, während das Wohnhaus Trobas (Mehrzahl von Troba) heißt. Entwickelte sich nun das litauische Wohnhaus der Begüterten in der Vorzeit schon zum Gehöft, so verwandelte es sich bei der ärmeren Bevölkerung ohne großen Landbesitz und bei den Fischern am Haff zu einem, oft unschönen, Gebäudekomplex. Der armer Bauern (Abb. 22) unterschied sich, gemäß der verschiedenen Beschäftigung (Netzetrocknen, Dreschen) von dem der Fischer (Abb. 23), wie die beiden Grundrisse darthun. Die Säulenhalle tritt zuweilen, der Hausvorbau in Samogitien sehr oft auf.

2. Das Gehöft. Hennenberger, Lepner und andere alte Schriftsteller erwähnen als Absonderlichkeit der Litauer, daß sie auf ihrem Gehöfte eine Unmenge kleiner Häuser stehen haben, für fast jede Beschäftigung eines. Dieser Zustand besteht heute nur noch in abgeschwächtem Maße in Preußen, in Rußland aber hat er sich bei den größeren Besitzern erhalten. Die ganze Hofanlage im diesseitigen Litauen hat sich allmählich der fränkischen angeglichen. Daß aber die Vermögenslage, die Intelligenz und andere Verhältnisse wesentlichen Einfluß auf die Ausgestaltung des Gehöftes ausüben, ist im kleinsten Dorfe zu beobachten. Der Besitzer wird mehr aufwenden als der Eigentümer, dieser mehr als der Kätner und der Arbeiter, die nur Häuschen haben. Im jenseitigen Teile stehen die Gebäude in bunter Ordnung, doch so, daß die Klete meist dem Wohnhause gegenüberliegt, der Stall und das Rauchhaus aber ziemlich weit entfernt sind, mit der Vorderseite aber alle nach dem Mittelpunkte des Gehöftes gerichtet sind. Rund um das Gehöft zieht sich ein Gehöftzaun, er ist hoch und weitläufig. Mitten durchs Gehöft geht der Hofzaun, der die Wohnungen von den Stallungen trennt, er ist niedrig und dicht, damit die Tiere nicht durch können. — Man gebrauchte für das ganze Anwesen mit Land schon zu Zeiten des Donalitus den Namen Butas, auch Gywenamas. Die Gesamtheit der Gebäude heißt Budawones. Die Lage des Gehöftes in der Nähe eines Baches, Teiches u. dergl. gilt als bevorzugt. In gewissen Teilen Samogitiens ist die Hausthür südwärts, die Wohnstube ostwärts gerichtet, die kleine Stube also westwärts, die Hinterthür nordwärts. Der Gehöftzaun ist verschiedenartig hergestellt, entweder aus eng aneinander gebundenen hohen Fichtenstämmchen oder aus einer meterhohen Stangenschranke, auf der einige Meter lange Pfähle auf der einen, dann auf der anderen Seite, 60° zur Erde geneigt, aufgelegt sind. Häufig ist auch die Art, daß in Abständen von etwa 6 m Pfähle eingesetzt sind, die durch etwa drei Brettswarten miteinander verbunden sind. Besonders in Samogitien liegen die Gebäude abseits der Fahrstraße, deshalb ist jedes Gehöft durch einen Fahrweg mit der Straße verbunden. In der Umgebung des Gehöftes stehen kleine Waldungen von Eichen oder Fichten oder

Birken. Die Dainos gedenken des Rittes durch das Birkenwäldchen und des Spähens nach dem Fichtenwäldchen, woher Besuch kommt,

Abb. 24.



Olsiader Gehöft (Butas, Namai, Gywenamas, Budawones).

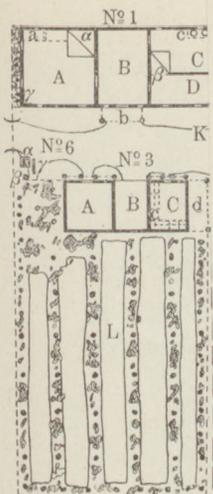
A Wohnhaus (Preufs.: Namai, Stuba, Trobas; Scham.: Trobas; Kowno: Gywene; Schaulen: Gryczia); darin c Wohnstube (Preufs.: Stuba; Scham.: Troba); davor i Kleingarten (Darżelis). — B Speicher (Kletis, Swirna); a Getreidespeicher; b Gemach der Wirtin; c Schlafzimmer der Mägde, Knechte; d Säulenvorbau. — C Keller; (Sklepas). — D Rauchhaus (Namas); a Herd; b Raum für Rübenfässer etc.; c Gänsestall; f Hühnerstall; d Koble; e Arbeitsraum zum Ausbessern. — E Badestube (Pirtis). — F Flachstrockengestell (Žardine). — G Scheune (Jauja, Jaujis, Reja); a Tenne (Klonas, Kluonas); b Banse (Galas); c Dörrhaus (Pirtis oder Duoba mit Ofen = d); e, e<sup>1</sup> Spreuraum; f Kaffraum; g Strohraum (Darżine). — H Futterraum (Darżine, Darżinale). — J Stall (Twartai); a Pferde; b Kühe; c Futter; d Kleinvieh. — L Teiche. — M Brunnen. — N Obstgarten. — O Querzaun mit P Fahrweg, Q Gehöftzaun. — R Birken- und Fichtenwald. — S Zaunthür.

sehr häufig. Obstgärten besitzt der russische Litauer auch, pflegt sie aber nicht wie der Deutsche; ihm ist das Obst mehr Leckerei und Handelsartikel, zur Nahrung dient es selten. Hingegen hält jedes

litauische Gehöft seinen Kleingarten, vor dem Hause oder als Abschnitt des Obstgartens, in besonderer Pflege. Hier gedeihen aufser Küchengemüsen die zahlreichen duftenden Blumen und Kräuter der Dainos: Raute und Minze, Päonie und Rose, Majoran und Tulpe. Litauische Gehöfte, wie Abb. 24 in der Olsiader Gegend, umfassen etwa 2 ha, das ganze Besitztum 150 ha. Ein ähnlich großes zeigt der Grundriß Abb. 25. Ist dieses nur 2 ha groß, so ist das Gehöft wie in Abb. 23 gebaut.

A. Wohnhaus. (Pr. Butas, Namai, Hochl. Nama, Scham. Trobas. Etwa  $15 \times 8$  m. Als Kate: Butelis, als Insthaus: Inamiu Butas.) Von den einzelnen Gebäuden fällt uns zunächst das Wohnhaus ins Auge. Es ist vornehmer ausgestattet als die übrigen Gebäude. Das Baumaterial ist der leicht behauene Holzbalken. Diese werden übereinander gesetzt, die Fugen verstopft man mit Moos oder Lehm. Dies Baumaterial ist noch in ganz Litauen gebräuchlich, früher baute man in Südlitauen auch Lehmhäuser; heute aber beginnt man schon überall das Holzhaus durch das Steinhaus zu verdrängen. Als Donalitus das Witwenhaus in Tolminkemen baute, war es ihm keinen Augenblick zweifelhaft, den Fortschritt mitzumachen. (Abb. 9.) Die Holzbalken blieben ehemals im Innern ohne Schmuck, heute beklebt man sie in Samogitien auch schon mit Tapete. In Preußen benutzt man behauene (Abb. 26), in Rußland runde Balken (Abb. 27). Zur Thür führen meist eine Anzahl Stufen, so in der Ragniter Gegend. Die Fenster sind klein, das Dach ist mit Strohschindeln bedeckt. In Preussisch-Litauen tritt jetzt dafür Holzschindel und noch häufiger Ziegeldeckung ein. In den Dörfern liegt auf dem Dache, bis zur Erde reichend, die Feuerleiter. Thürvorbau und Säulenhallen vor oder neben dem Hause sind nicht selten. Daß das Wohnhaus eine Vereinigung von mehreren kleinen Häusern wäre, ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil in größeren Besitztümern alle in den älteren Zeiten erwähnten kleinen Häuser noch gebaut werden und vorhanden sind; und dann, weil die kleinen Besitztümer armer Bauern aus praktischen Gründen nicht zu vielen Häuserchen Raum gewährten. Die Entwicklung des Wohnhauses zum Gehöftgebäude (Abb. 22 und 23) einerseits und zu den Gehöftanlagen (Abb. 24 und 25) andererseits ist getrennt voneinander zu betrachten.

B. Speicher (Kletis, Klet, Swirns, Swirna). Der Speicher wird seit mindestens dem 11. Jahrhundert in slawischen und deutschen Quellen (Mhd. glêt) häufig Klete genannt, während man jetzt den Namen lieber nur für alte Speicher verwendet, solche neuerer Art, besonders Steinbauten, aber Swirne nennt. Nördlich von Memel hörte ich dagegen, Klet sei gebräuchlicher, Swirne bedeute den alten Speicher, das ist wohl so zu erklären, daß beide Worte ursprünglich verschiedene Gebäude bedeuten, von denen ein anderes bei den Schameiten wie bei den preussischen Litauern die Herrschaft behielt. Ruhig 1742, Mielcke 1800, Donalitus,



(Nach einen

Pre mažumo wie die Heuspeicher bis N 1 bräuchlichere trobas). — troba); längs der Wände (gurbais) del žusu: Vor (c) und Ofen (β). — D (Nach Smilgewicz ist ge B Awike, C Stainia, DE (Kurschat: awikyne; Su Kuhstall (Smilgewicz: k Nr. 3 Kletis: Klete. — C Grudine su aruodais-kl A Laitas klojimo, B u A Tenne? B und E Bar Brunnen (α), Brunnenst kanapiu, Q kluonas, R : platz für Speisekartoffeln

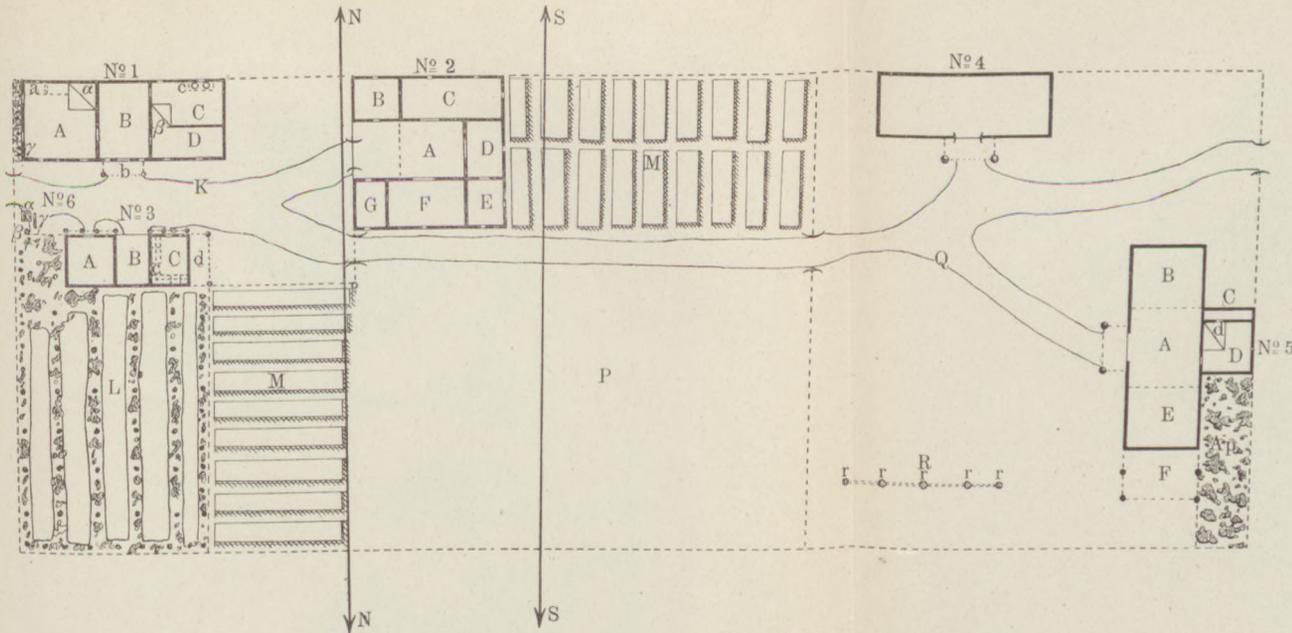
<sup>1)</sup> Die Eingänge (neben Nr. 1, 6, 3) befi

<sup>2)</sup> Die Maltwa (Nowo - Alexandrowschen Rosseinischen ist nams ü zimmer), statt ugnáwiete

<sup>3)</sup> Die innere Ein

Abb. 29 und wohl auch dünne, 1 m hohe Wand, Korn zwischen c b und Korn leert man erst zw <sup>4)</sup> Wird in Samog provinzen Küche und Wo

Abb. 25.



### Siedyba lietuwiszko kiemo: Anlage eines litauischen Gehöftes<sup>1)</sup>.

(Nach einem Grundrifs von Herrn Matulionis-Kupischken, von Herrn Dr. Wolter-St. Petersburg übermittelt.)

Pre mažumo wietos sulyg ruožo SS, dažniaus sulyg NN, persikelia, kitopus kelio: Da zu wenig Platz bis zur Grenze SS ist, wurden die Heuspeicher bis NN auf die andere Seite des Weges verlegt. — Nr. 1 Rumas: Palast oder herrschaftliches Wohnhaus (für das gebräuchlichere trobas). — A Gryczia, pagal sienu suolai, kerteje stalas, lowa (a), pečius (a): Gaststube oder Salon (sonst schameit. geroje troba); längs der Wände sind Bänke, im Winkel Tische  $\gamma$ , Bett a, Ofen  $\alpha$ ; — b Laubenvorbau. — B Priemene su laktomis del wisztu ir lustomis (gurbais) del žusu: Vorraum mit Hühnerstangen und Gansnestern. — C Maltuwa<sup>2)</sup> su gynomis (c) ir pečiu ( $\beta$ ): Mahlkammer mit Handmühlen (c) und Ofen ( $\beta$ ). — D Kamara, seklyčia, kumburis: Kleines Zimmer, Gaststube. — Nr. 2 Diendarzis, kietwirtotas: Viehkoppel, viereckig. (Nach Smilgewicz ist gemeint: Laidaras = Viehverschlag oder Stall, nicht Koppel, wo die Tiere von 11 bis 2 Uhr weiden.) — A Diendarzis. — B Awike, C Stainia, DE Twartai del karwju, F Stainia arba daržine, G Kiaulmigis: A Viehkoppel (bezw. -verschlag), B Lämmchen (Schaf)stall. (Kurschat: awikyne; Smilgewicz: awies twartas), C Pferd stall (Kurschat: arklinis staldas = arklju staldas; Smilgewicz: arklininkas), DE Kuhstall (Smilgewicz: karwininkas), F Pferd stall oder Heuspeicher, G Schweinestall (Kurschat: kiau staldis; Smilgewicz: kiaulininkas). — Nr. 3 Kletis: Klete. — A Drapanine: Weiszzeugklete. — B Tarpukletis: Zwischenklete. — c Handmühlen, d Pawietis: Anbau, Erker, Laube. — C Grudine su aruodais-kletis: Körner- und Mehlkasten klete<sup>3)</sup>. — Nr. 4 Daržine su priedaržiniu: Heuspeicher mit Vorscheune. — Nr. 5 Klojimas: A Laitas klojimo, B und E Užargardes del preslu, C Peluda, D Jauja su pečiu (d), F Pavietis arba szapas del sziaudu = Dreschtenne, A Tenne? B und E Bansen? C Spreuraum, D Dörrhaus mit Ofen (d)<sup>4)</sup>, F Anbau für Stroh. — Nr. 6 Szulnis ( $\alpha$ ), swyrtis ( $\beta$ ), ir lowis ( $\gamma$ ): Brunnen ( $\alpha$ ), Brunnenstange ( $\beta$ ) und Trog ( $\gamma$ ). — K kiemas, L sodelis, M daržai su ežiomis del wiralu, P daržo wieta del bulbū, pupu, kanapiu, Q kluonas, R Zardas su raszytineis? (r), Ap Apwidžia: K Hofraum, L Gärtchen, M Gemüsegarten mit Küchengewächsen, P Gartenplatz für Speisekartoffeln, Bohnen, Hanf, Q Dreschtenne (sonst jauja, reja), R Trockengestell (r?), Ap Gärtchen.

<sup>1)</sup> Die Eingänge und Thüren sind durch gröfsere, die Fenster durch kleinere weisse Striche wiedergegeben. Auf der linken Seite (neben Nr. 1, 6, 3) befindet sich die Dorfasse (kielias, ulyczia), zwischen dieser und dem Wohnhaus ist ein Gärtchen eingezeichnet.

<sup>2)</sup> Die Maltuwa (Mahlkammer) kommt auch im Kr. Ponewez vor als möltuwa, ebendasselbst in Rozalino unterscheidet man, wie im Nowo-Alexandrowschen grize und seklice, während nams im Schaulenschen bei Gruzdi den Stall für das Hornvieh bezeichnet. Im Rosseinschen ist nams überhaupt Haus, Baulichkeit zum Unterschied von troba (Wohnhaus). Statt bakawoji sagt man auch szaline (Seitenzimmer), statt ugnawiete (Feuerstelle in der Mitte des Hauses), ugnakuris. Dr. Wolter.

<sup>3)</sup> Die innere Einrichtung des Kornspeichers ist derart, daß an den Seiten Kornkästen oder, namentlich bei neuen Swirnen, wie in Abb. 29 und wohl auch hier, Kornfächer stehen  $\begin{matrix} a & d \\ | & | \\ c & b \end{matrix}$ . a bezeichnet die hintere feste, etwa  $2\frac{1}{2}$  m hohe Kletenwand, b die vordere dünne, 1 m hohe Wand, c die 1 m über der Diele beginnende, 1 m hohe Zwischenwand, d die 2 m hohen Seitenwände. Zuerst füllt man Korn zwischen c b und damit auch zwischen a c 1 m hoch, dann füllt man über c hinweg zwischen a c weiter. Beim Herausnehmen des Kornes leert man erst zwischen c und b, allmählich rieselt natürlich das zwischen a und c nach. Kornfach: Lit. mėga, Schameit. mijga.

<sup>4)</sup> Wird in Samogitien das Dörrhaus oft als Baderaum benutzt, so in den angrenzenden, finnischen Einfluß verratenden Ostseeprovinzen Küche und Wohnhaus.

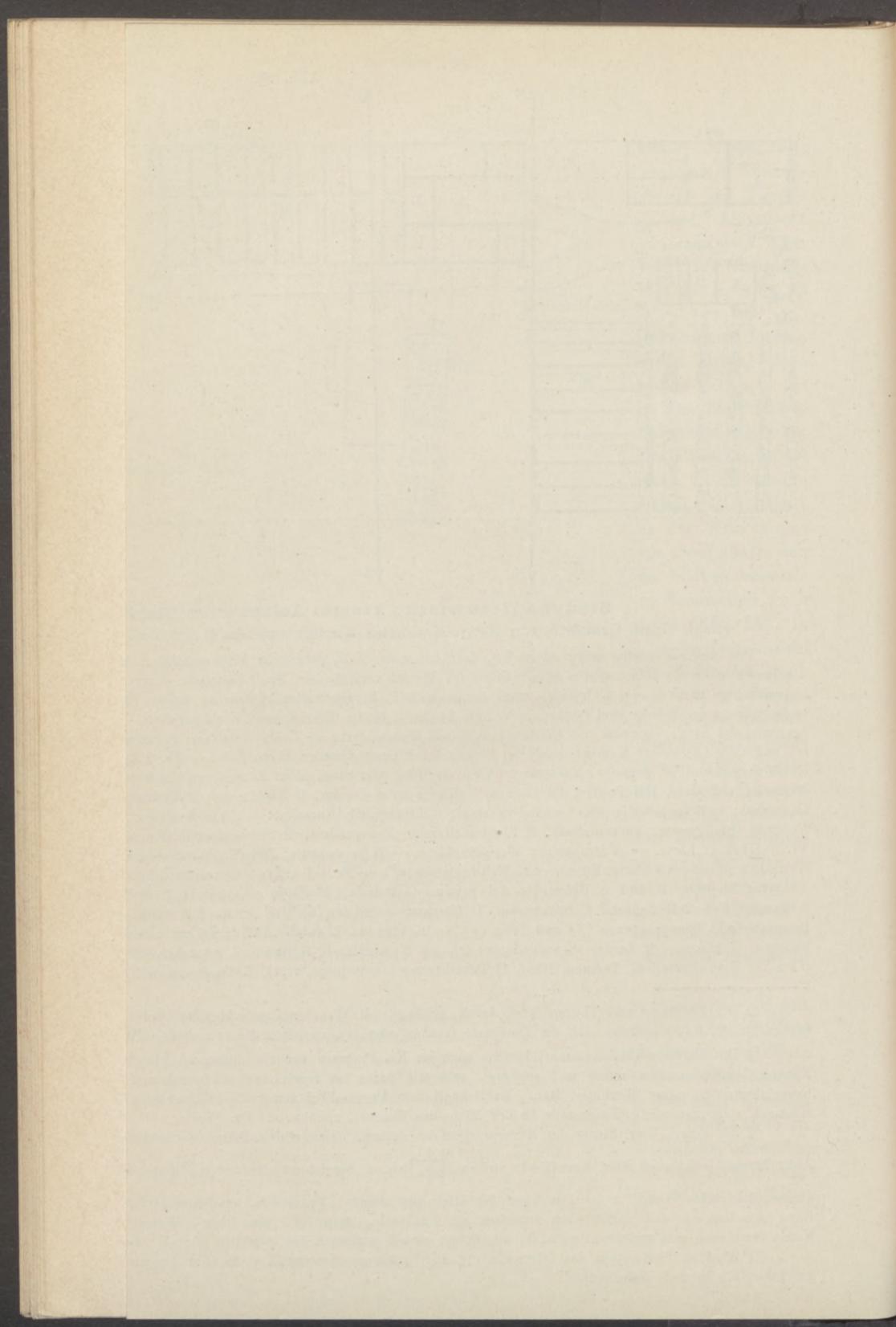




Abb. 26. Preussisch-litauisches Wohnhaus. Nach einer Skizze des Verfassers, gez. von Hiemann.

Rhesa 1825 kennen nur das Wort Kletis; Stanewicz 1829, Daukantas 1846 nur Swirne, Budrius 1846 braucht beides nebeneinander, Nessel-

Abb. 27.

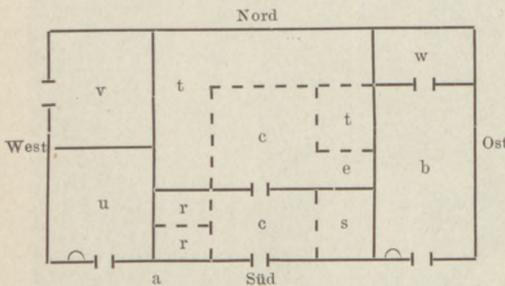


Russisch-litauisches Wohnhaus.

Nach einer Skizze des Verfassers, gez. von Hiemann.

mann auch, bevorzugt aber Swirne, Bartsch dagegen Klete, sagt aber unrichtig, in den Dainos stehe Swirne häufiger. Bis 1846 hat in poetischer, gehobener Rede „Klete“ den Vorzug, jetzt Swirne, in der gewöhnlichen Sprechweise gilt Klete. In ihrer Nähe ist gewöhnlich ein Teich oder Brunnen. Die Klete steht meist in einiger Entfernung,

Abb. 28.



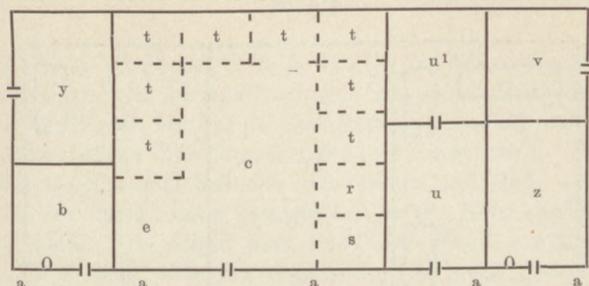
Samogitische Klete aus dem 17. Jahrhundert  
(1886 zu Schony abgebrochen).

durch ein Gärtchen getrennt, dem Wohnhause gegenüber auf höherem Fundament. Sie hat einen Stock, dessen Oberboden (Bieningis) ungeteilt ist und zur Aufbewahrung von Wirtschaftsgegenständen, Geschirrzug, Stricken, abgetragenen Kleidern, Netzen, Getreide dient. Oft ist vor der Klete eine meterbreite Säulenhalle, zu der Stufen auf ein oder zwei Seiten von aussen in das Stockwerk führen. Der untere Teil der Swirne ist, wie das Wohnhaus, dreiteilig, die Kletenflur mit Speicherräumen trennt die Kammern voneinander. Die Speicherräume bergen in ihren durch Balken geschiedenen Abteilungen

Abb. 28.

die Getreidevorräte, jene haben seitliche Fenster und meist vordere Zugänge und dienen erwachsenen Söhnen und Töchtern, Knechten und

Abb. 29.



Neue samogitische Klete (an Stelle der 1886 abgebrochenen).

a Brücke, Prigrindas ( $1\frac{1}{4}$  m breit), b Gastzimmer, Kleideraum, c Kletenflur, e Treppe, r geringes Korn, s Mehl, t Getreidefram, vgl. Abb. 25, Anm. <sup>3</sup>), u Stube des ältesten Knechtes oder Ökonomen mit Handkammer (u<sup>1</sup>), v Knechtekammer, w Handkammer der Hausfrau, y Mägdekammer, z Kammer der Tochter im Sommer. Fundament: Feldsteine. Stufen zur Klete: 4 bis 8. Dach: früher Stroh-, jetzt Holzschindel. Die c zugekehrten Wände von r, s, t sind nur meterhoch. Die Klete liegt dem Hause gegenüber, etwa 55 m entfernt, Breite 25 bis 30 m, Tiefe 12 bis 15 m, Wandhöhe  $2\frac{1}{2}$  m, Firsthöhe 4 m, Fenstergröße  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{3}$  der gewöhnlichen.

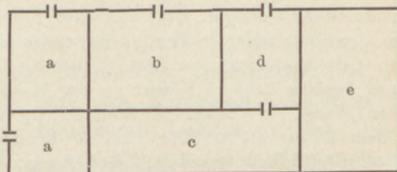
Mägden zu Schlafgemächern. Die vordere Kammer mit Fronteingang ist das Schlafgemach und der Wohnraum der Wirtin oder des Ökonomen.

In der Swirne feiern Bräutigam und Braut die Vermählung. Die Dainos gedenken gern und oft der „hohen Klete“, „neuen Klete“, „hohen Swirne“, „neuen Swirne“.

C. Keller (Sklepas). Der Keller liegt in der Nähe der Klete und hat einen Oberboden zum Aufbewahren von frischem Klee und Gras.

D. Rauchhaus (Namas). Schrägseitlings vom Wohnhause, mit Thür und Fenster versehen, liegt in feuersicherer Entfernung das Rauchhaus. Es dient zur Bereitung des Viehfutters. In der Mitte ist der große Herd, zuweilen ein Kessel dazu. Auf der einen Seite stehen Gefäße, abgestützte Fässer, mit Rüben,

Abb. 30.



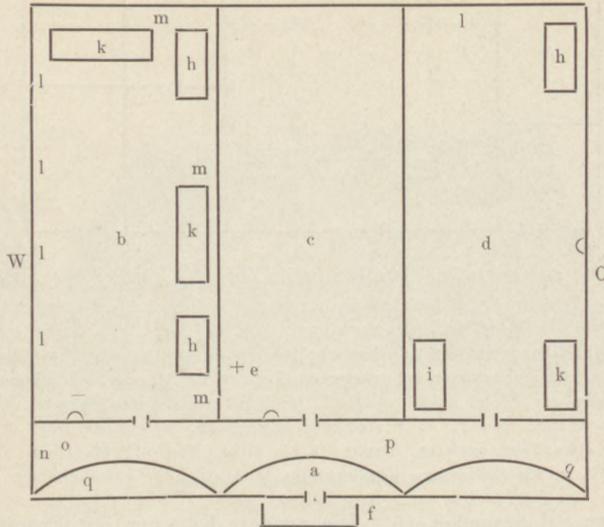
Klete in Szwiakszna.

(Grundriss von Herrn Rupschis, durch Herrn Dr. Wolter erhalten.)

a „Kamaras diel Darbininku“ (Gesindekammern), b „der Swirns oder das Gastzimmer“, c „Pati klete“ (Hausfrauen-Klete), d „Priongis“ (Vorflur), e Schuppen oder Laube? Vor a b d liegt in  $1\frac{1}{2}$  facher Breite der Hof (Kims) und dann in etwas geringerer Breite und Länge das dreiteilige Wohnhaus [Priszinke = Vorratsraum, prisenez und Primine (Buts) = Flur, troba mit Alkierius und Kamara (Mažoje Troba)]; in geringer Entfernung von der Vorratskammer, liegt gegenüber e ein kleiner nams (Sommerküche), in weiterer Entfernung Stall und Scheune, getrennt durch die Genetis; davor die Viehtrift (Ganinkla).

Kartoffeln, Krautstrünken u. dergl.; dazu ein Stampftrog mit Stampfmessern. Auf der anderen Seite befindet sich (in Abb. 24) der Hühner-

Abb. 31.



Litauische Klete in Nimmersatt.

Länge der Vorderseite: 7,6 m; Länge der Giebelseite: 6,5 m; Breite der Vorklete: 1 m; Höhe der Vorklete: 4 m; Höhe der Klete: 6 m; a Vorklete, b Mädchenschlafstube oder Gastzimmer, c Flur, d Burschenschlafstube, e Treppenaufgang zum Kornraum, f Stein als Stufe, h Bett, i Drechselbank mit Schraubstock, k große, mit Blumen bemalte Lade, l Kleider an der Wand, m Birkenzweige mit Papierbändern an der Wand, n Sense, o Spinnrad, p Schnitzbank, q sonstige Geräte. — Auf dem Boden bei O Thür, bei W Fenster. Unterbau: große Steine, Bauart: Ständer mit Füllholz (gehobelt), Bedachung: Ziegel, Bodenraum für Erbsen, Hanf und dergl. beginnt in der Art halbstöckiger Häuser unterhalb des Daches, Giebelzier und Kamin fehlen, Vorklete = Gang mit drei offenen Bogen und vier Säulen, und liegt auf der Ost-, die Hausthür auf der Nordseite des Hofes.

und Gänsestall. An das Rauchhaus ist öfter (so auch in Abb. 24) die Koba angebaut. Auf der anderen Seite dient ein offener Anbau als Arbeitsraum zum Ausbessern, Schnitzen, Flickern des Geschirrs u. s. w.

E. Badestube (Duoba, Pirtis). Die Badestube liegt gegenüber dem Rauchhause, in Preussisch-Litauen ist sie selten. Donalitius erwähnt sie gar nicht, wohl aber Lepner. Ihr alter Name (Pirtis) ist jetzt auf einen Teil der Scheune (Duoba) übertragen worden, in dem nie gebadet worden ist. Das Baden war ehemals gegen allerlei Krankheit in ständigem Gebrauch. Leider ist dieser diesseits der Grenze mehr und mehr abgekommen. In der Nähe der Badestube liegt ein Teich.

F. Flachstrockengestell (Žardine). Ein leichtes Häuschen, bloßes Gestell oder Gerüst mit oder ohne Dach zum Trocknen des Flachses, der Erbsen, des Klees, steht zwischen Rauchhaus und Scheune.

G. Scheune (H. Jaujas, S. Jauja, Jauje). Die schameitische Scheune unterscheidet sich von der südlitauischen wesentlich durch das Fehlen des Dörrhauses (Pirtis, Duoba, polnisch hrydnia), weshalb der Ausdruck Jauje nur für solche Dörrhaus-scheunen gebraucht wird. Neben der Tenne (Klonas, Kluonas) befinden sich rechts und links eine Banse (Galas), die nur durch einen Längsbalken in der Höhe der Wand abgetrennt wird. Die Ähren sind nach der Wand zugekehrt. Als Unterlage dient Stroh, nicht das sogenannte „Bollwerk“, wie in Mitteldeutschland. Zwischen der Tenne und der Banse aber steht, ein Haus im Hause, ein eigenes kleines Gebäude, das Dörrhaus. Das Dörrhaus reicht entweder bis an die Vorderseite der Scheune und hat ein besonderes Fensterchen, oder es ist durch zwei kleine Gelasse von der Vorder- und Hinterwand getrennt. Die beiden Gelasse dienen zur Aufbewahrung der Spreu (Spreuraum = Pelude, Peludis) und der geringen Abfallähren (Kaffraum = Trakine). Das Dörrhaus hat auf der Mitte seines Fußbodens eine Vertiefung mit einem großen Kachelofen und heißt deshalb duoba. Neben dem Ofen, der keinen Schornstein besitzt, stehen Stangenschragen, woselbst man die Garben aufschichtet und 24 Stunden von der Wärme und dem Ofenrauch dörren läßt, bis sie zum Dreschen brauchbar werden. Spielt in den Dainos die Klete den romantischen Ort des Hauses, so in den Pasakos (Erzählungen) und im Aberglauben die Pirte. Die besten Erzeugnisse der modernen litauischen Belletristik, so des Wileischis „Hans und Änchen“ und des Ketorakis „Amerika im Dörrhaus“ lassen einen Teil des häuslichen Lebens in der Duoba vor sich gehen. Jedes große Fest der Knechte und Mägde findet hier statt, besonders die Flachsbruch-Talka. Hier denkt man sich den Sitz der Geister, des Teufels. Das Ganz- oder Halbdunkel hat etwas Schauerliches. Der heiße brennende Ofen mit seinem Rauch erinnert an die Hölle (Pekla), mit der man volksetymologisch den Pikoll zusammenzubringen sucht. In den Eckbalken der Pirtis wohnt der Welns, hier kann man ihn citieren, am Ofen kann man ihn ans Feuer drücken. Die kleinen Häuser haben die Pirte gleich im Hause (Abbildung 23). Kein Mädchen wagt sich des Nachts in das Dörrhaus. Häufig findet sich vor dem Scheunenthor der Wagenschuppen (Pelaga).

H. Futterraum (Daržine, Daržinale). In Preussisch-Litauen sind Scheune und Futterraum vereint und bilden die Tenne. In Russisch-Litauen ist der Futterraum kleiner (Daržinale ist Diminutivum) und dient zur Aufbewahrung von Klee, Heu, Stroh.

J. Stall (Twartai). Ein einzelner kleiner Stall heisst jetzt noch Twartas, welchen Ausdruck Donalitus im Sinne einer einfachen Umzäunung oder Hürde, eines Flechtwerkes für Kleinvieh gebraucht. In Samogitien bezeichnet Twartai die Gesamtheit der Stallungen, wie Trobas die der Gemächer. Der Grundriss gleicht dem afrikanischer Temben, deren Hofraum hier der Düngerraum (Laidaras) bildet. Die eine Seite beherbergt die Pferde, die andere die Kühe, die dritte das Kleinvieh, das in *D* nicht untergebracht ward, die vierte Seite enthält Futter und Wirtschaftsgegenstände.

### Litauische Sprachproben.

#### 1. Das litauische Vaterunser (Pfarrer Jopp-Nidden):

Tewe musù, kurs esi Danguje.

Buk szwenciarnas Wardas tawo.

Ateik tawo Karalyste.

Buk tawo Wale kaip Danguje, taip ir ant Žemės.

Dūnà musù dienszkà dūk mums ir szę Dienà.

Ir atleisk mums musù Kaltes, kaip ir mes atleidziam sawo Kaltiems.

Ne wesk mus i Pagundymà, bek gelbek mus nū wiso Pikto.

Nesa tawo yra Karalyste ir Stiprybe ir Garbe ant Amžiù Amžiù. Amen.

#### 2. Pawásario Linksmýbes. (Donalitus, Des Lenzes Freuden 103 bis 108.)

Kóznas (juk) ir kėkwėns tãwõ szaunà gãrbĩnã dainà,

Kãd tu mums dywùs linksmù laksztingãlũ czãuszki,

Tũ wãrgonu bei cimbólu nekĩnĩ gãrsã.

Smũikai tãw ir kãnklys tũr su gėda nũtilti,

Kãd rykãndãmã tũ sãwõ sãldũ pãkėli bãlsã,

Ir kinkýt, paplãkt, nũwãziũt iszbũdĩnĩ Jũrgi.

(Jeder Mensch, o Nachtigall, preist deine süßen Gesänge.

Wenn du die lieblichen Weisen der Nachtigallieder uns vorschlägst,

Da verstummen der Orgel Getön und die Klänge der Zimbel,

Geige und Kanklys neigen sich dir in stummer Beschämung,

Wenn du mit hellem Schlage erhebst die herrliche Stimme:

„Georg, wach auf, spann an, fahr zu und knall mit der Peitsche!“)

#### 3. Daina.



Ge - re mu - sù Žu - po - ne - le Wie - nã Mal - kã  
Un - sre Hausfrau trank ein Schlückchen aus dem Gläschen



Sti - klu - žė - le Ge - re je, ge - re je, ge - re je, ge - re je.  
nur ein Stückchen schlürfte sie und sie trank und schlürfte, ja, sie trank.

## Die Kuren (Letten).

### Literatur.

- Berendt: Geologie des Kurischen Haffs und seine Umgebung. Königsberg 1869. Schrift. d. phys.-ökonom. Ges. zu Königsberg. IX. Jahrg., S. 131 bis 238. Königsberg 1868. Mit 6 Tafeln. Erste Tafel: Nehrung von Lattenwalde bis Süderhaken.
- Bezenberger: Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Stuttgart, Engelhorn, 1889.
- Bielenstein: Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. Mit Atlas. St. Petersburg 1893.
- Bock: Die Vorgeschichte der Kurischen Nehrung, ihre Festlegung und Aufforstung. Königsberg 1897.
- Diederichs: Die Kurische Nehrung und die Kuren in Preußen. Magazin, herausgegeben von der lett.-lit. Ges. 17, S. 1 bis 96. Mitau 1883.
- Jachmann auf Nettelbeck: Nachrichten über die Kurische Nehrung. 1825. Preufs. Prov. I, S. 195 bis 220, 310 bis 334.
- Lindner: Die preussische Wüste einst und jetzt. Osterwieck 1898.
- Nanke: Wanderungen (1794) durch Preußen. Hamburg und Altona 1800.
- Passarge: Die Kurische Nehrung. Altpreufs. Monatsschrift VIII, 1. bis 3. Heft.
- Prätorius: Deliciae Prussicae XVI. Acta Borussiae II. Erleutertes Preußen IV, 1726, S. 262 bis 272. „Von der curischen Nehrung.“ Zuvor von den Predigern der Nehrung.
- Seraphim: Über Wanderungen lettischer Bauern aus Kurland nach Ostpreußen im 17. Jahrhundert. Altpreufs. Monatsschrift 1892, 29, S. 317 bis 335.
- Schiefferdecker: Bericht über eine Reise zur Durchforschung der Kurischen Nehrung in archäologischer Hinsicht. Schrift. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg, 14. Jahrg., S. 32, 75.
- Schumann: Geologische Wanderungen durch Altpreußen. Königsberg 1869.
- Sommer: Das Kurische Haff. Stuttgart 1898.
- Wiedemann: Joh. Andr. Sjögrens livische Grammatik nebst Sprachproben. St. Petersburg 1865.
- Wutzke: Bemerkungen über die Entstehung und den gegenwärtigen Zustand des Kurischen Haffs etc. Preufs. Prov.-Bl. V, S. 122 bis 138, 226 bis 234, 293 bis 311, 443 bis 464. Königsberg 1831.

### I. Geschichtliches.

Um 853 tritt im Leben des heiligen Ansgar (a. 36) zum erstenmale der Name der von den Schweden unterworfenen Kuren (Cori) auf; sie besitzen fünf Stadtkreise (civitates). Häufig erwähnt sie zu

Anfang des 13. Jahrhunderts der Lettenpriester Heinrich unter dem Namen Curones und erzählt von ihnen und ihrem Gebiet, das vom Rigaschen Busen bis zur Nordspitze des Kurischen Haffs reichte. Auf flinken Piratenkähnen dehnen sie ihre kühnen Raubzüge bis Dänemark aus. Die Öseler sind ihre Freunde und kaufen ihnen wertvolle Beute ab, kriegsgefangene Weiber. Die Liven sind ihre Bundesgenossen. An der Windau machen sie den Wenden deren Besitz streitig und vertreiben sie. Um 1230 treten sie zum Christentum über. Als aber König Mindaugas von Litauen 1260 das Christentum abschwur, und außer seinen litubaltischen Völkern auch die Kuren zum gemeinsamen nationalen Kampfe gegen den Orden aufrief, als Dorpat in seine Hände fiel und die Ritter 1265 fliehend dem Durbener Schlachtfelde den Rücken kehrten, da hatten auch die Kuren dem Rigaer Herrn den Gehorsam aufgekündigt und fochten Schulter an Schulter mit den Ordensfeinden und dem Einiger der baltischen Stämme. Wie Heinrich berichtet auch die „Reimchronik“ mancherlei vom Lande Curonia und seinen Bewohnern. Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts aber verstand die Bezeichnung Vredecuronia und die der Bewohner. Der Volksname der Liven, der anfänglich selbständig neben dem der verwandten Kuren gebraucht ward, umschließt seit dem 16. Jahrhundert die alten Kuren und Liven.

Diese Kuren waren, wie die Liven, ein finnisches Volk, kein baltisches (litulettisches), wie verschiedene Forscher annahmen, bis Sjögren und Wiedemann die finnische Zugehörigkeit außer Frage stellten. Die drei wichtigsten südlichen Finnenstämme, die Kuren, Liven, Esthen, haben den drei südlichen Ostseeprovinzen die Namen gegeben. Sie besaßen die baltische Küste von Memel nordwärts, südlich und östlich von ihnen hausten baltische Stämme. Von jenen drei Finnenstämmen ist der esthnische in Nordlivland und Esthland erhalten geblieben. Die Reste des livischen befinden sich auf dem sandigen, durch Wälder und Moore abgetrennten Strande beim kurischen Vorgebirge Domesnäs und umfaßten 1881: 14 Dörfer mit 3562 Köpfen; nur die Familiensprache ist livisch, die Kirchensprache war immer lettisch. Herr Akademiker F. Schmidt-Petersburg macht mich darauf aufmerksam, daß die esthnischen Bewohner der benachbarten Öselschen Halbinsel Sworbe mit den Domesnäser Liven in Verkehr stehen und sie Kuren nennen, im Unterschied zu den dahinter wohnenden Letten, daß also diese Liven Reste der alten Kuren seien. Das ist sehr einleuchtend. Die Schwarzortler Letten nennen sich Kurseniki, im Unterschied zu den Kurländern (Kursemniki) und kennen die Letten (Latwisch) gar nicht. Nach Dr. Bielenstein soll der Name Kuren lettisches wie esthnisches Volk bezeichnet haben, das wäre dann ein Name wie der der Ästier. Diese Liven gleichen in ihrer Abgeschlossenheit den Kluckener Slowinzen und den Nehrunger Kuren. Nicht der Sprache nach, auch nicht der somatischen Anlage zufolge;

beides geht durch zufälligen, unbewußten äußeren Zwang oft bis auf einen Bruchteil verloren. Aber die gleiche Beschäftigung, der gleiche Boden, das gleiche Wetter, das durch Wald, Moor, Sumpf bedingte Abschließen und Sich-Zusammenschließen, endlich auch die gemeinsame Küste: alles dies hat dazu beigetragen, die ehemaligen Unterschiede zwischen den äußersten Strandbewohnern vom Gardersee bis nach Domesnäs ausgleichen zu helfen (vgl. Virchows Zeitschr. f. Ethnolog. IX, S. 366 ff., 386 ff.). Der letzte jener Finnenstämme, die Kuren, sind im benachbarten Lettenvolke vollständig aufgegangen, von ihrer Sprache sind außer einigen Namen kaum ein Dutzend Wörter erhalten geblieben. Die dahinten sitzenden mächtigen Stämme der Litauer und Letten mit ihrem breiten Landbesitz sogen die armselige kurische Strandbevölkerung auf. So ging es auch den Lebakaschuben, so geht es jetzt den Resten der Slowinzen am Lebasee und den kurländischen Liven, so den lettisierten Kuren der Nehrung.

Neben den Volks- und Sprachnamen jener drei finnischen Stämme bildeten sich frühzeitig gleichklingende Landschaftsnamen aus. Mit Esthe bezeichnete man ungenauer Weise, was man heute Esthländer nennt, einen Bewohner Esthlands, gleichviel welchen Stammes und welcher Sprache er ist. Heute bedeutet Esthe nur den bodensässigen Bewohner finnischen Stammes und esthnischer Sprache in Liv- und Esthland. Ein Live war ein Einwohner der livischen Provinz, man nannte sogar jeden Bewohner der drei südlichen oder deutschen Ostseeprovinzen einen Liven, weil Livland die Vorherrschaft führte. Heute bezeichnet man mit Live einen altansässigen Bewohner finnischen Stammes jener 14 Livendörfer Kurlands, mit Livländer jeden Landesangehörigen Livlands, besonders einen deutschen Livländer.

Kure aber galt als das, was wir heute einen Kurländer nennen, als ein Bewohner Kurlands. Die im Goldinger Amte wohnenden „Kurischen Könige“ sind Nachkommen der Stammeshäupter jener eingangs genannten Stadtkreise (civitates); sie haben bis heute eine gewisse Eigenart behalten und wurden in den Genuß gewisser Vorrechte gesetzt; ihre Sprache ist aber, soweit man zurückverfolgen kann, die lettische gewesen. Nach der Lettisierung des gesamten Kurenvolkes bezeichnete also der Kurenname kein finnisches Volk mehr, sondern teils lettisierte Finnen, teils reines Lettenvolk in Kurland. Noch heute nennt der schameitische Bauer die nördlichen Nachbarn in Kurland Kuren (Kurszei); der gebildete Samogitier gebraucht schon den Namen Letten (Latwei), er steht ihm höher und bezeichnet eine freie Nation, nicht unterthänige Leute. Der geringer gebildete Volksgenosse kennt den Namen nicht und wendet ihn höchstens auf die Witebsker oder auf die livländischen Letten an. Merkwürdig ist der Gebrauch von curisch auch für Gegenden, die heute rein deutsch sind. So wird ums Jahr 1700 ein slowinzischer Eid im lebakaschubischen Gebiet curisch genannt. Beide Sprachen haben nichts miteinander zu

thun. Ist es nun auch sehr leicht möglich, daß die kurischen Fischer früher den Strand noch viel weiter westlich, als bis nach Memel besiedelten, so könnte hier der Name wohl bloß „fremd“, „undeutsch“ bedeuten.

Wahrscheinlich ist aber jenes curisch von curia abgeleitet und bedeutet Unterthaneneid der Gutshof-Arbeiter.

Den Namen Kurszei (sprich Kurschei) gebraucht der Litauer von den lettisch redenden Nehrungern und Memelstrandfischern. Weshalb diese Leute den Kurenamen führen, das hat wiederholt die Köpfe der Gelehrten beschäftigt. Sind die preussischen Kuren bodensässig oder eingewandert, sind sie ursprünglich finnischen oder baltischen Stammes? Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die preussischen Kuren eingewanderte lettisierte Finnen der nördlicheren kurländischen Küstenstriche sind. Den Kurenamen führten sie schon in ihrer früheren Heimat, als das Lettentum bis an den Strand vorgedrungen war, sie brachten ihn mit auf die Nehrung. Dr. Bielenstein aber schreibt mir, gegen die ursprüngliche finnische Zugehörigkeit spreche „die sprachliche Verwandtschaft mit den Letten am Strande südlich und nördlich von Libau, wo es niemals viele finnische Leute gegeben hat“. Er fährt fort: „Auch die Kuren Reinberts von Apulia waren nicht finnisches, sondern lettisches Volk. Die Südwestecke von Kurland ist gewiß nicht lettisiert, sondern von Urzeit lettisch bis an den Strand. Wann die Lettisierung der in das kurische Küstengebiet eingedrungenen Finnen begonnen habe, welche ja an sich nicht unzweifelhaft ist, dürfte nicht mehr festgestellt werden können. Ich habe versucht, nachzuweisen, welcher Prozentsatz Finnen unter den Letten Kurlands überhaupt eingedrungen sein könnte („Grenzen“ S. 314 f.). Die Prozentziffer ist eine außerordentlich kleine; an der Nordspitze ist sie am höchsten und doch nur ca. 6 Proz. und nimmt nach Südwesten stetig ab. Die wenigen scheinen das Volk und Land der Letten beherrscht zu haben, und weil es so wenige waren, sind sie so spurlos lettisiert bis auf die kleine Ausnahme bei Dondangen. Ich glaube nicht, daß die Letten zum Strande vorgedrungen sind, sondern daß die finnischen Kolonisten in das finnische Gebiet eingedrungen sind. Das beweisen mir die uralten lettischen Ortsnamen auch unweit des Strandes.“

Über die Urbesiedelung der Nehrung weiß man nicht sehr viel; die älteren Gräberfunde weisen Übereinstimmung mit der alten Kultur der Domesnäser und Goldinger Gegend auf. Wie die Besiedelung stattfand, bleibt unaufgeklärt; vielleicht dient ein Vergleich mit der Lebanehrung. Die Besiedelung der Lebadünen fand auf zweierlei Art statt, teils von der Landseite, teils von der Südküste des Sees her. Die Fischer der letzteren legten erst Schutzhütten auf den Dünen an, um bei widrigem Wetter nicht die weite Heimfahrt antreten zu müssen, allmählich erwachsen kleine Dörfchen mit ansässigen Bewohnern dar-

aus. Auf dem Landwege aber drangen die Meeresküstenbewohner weit stetiger und sicherer auf den doppelseitig bespülten Dünen nach deren Mitte vor, sobald ihnen bessere oder besondere Nahrungsquellen winkten. Auf der Kurischen Nehrung ist der Landweg der bevorzugtere gewesen. Aus Namen und Berichten ersieht man, daß die lettische Besiedelung sich nicht nur auf die Nehrung erstreckte, sondern auch auf das Haffufer und auf die Stranddörfer bis in die Danziger Gegend.

Es ergibt sich also folgendes: Die alten Kuren waren teils lettisches, teils finnisches Volk, das am nächsten den Liven verwandt war und wohnten an Kurlands Küste. Der ethnographische Name wurde Volksname für die Kurländer. Die lettischen Kurländer ererbten den Namen Kuren und führen ihn noch heute bei den Schameiten. Die preussischen Kuren sind die Letten auf der Nehrung und am Strande nördlich von Memel. (Die Domesnäser Liven werden von den benachbarten Esthen auch Kuren genannt; der Livenname ist, um Verwechslungen vorzubeugen, beizubehalten.) Die preussischen Kuren behandle ich in den folgenden Abschnitten.

Ordensberichte des 15. Jahrhunderts bekunden wiederholte Besiedelung kurländischer Fischer auf der Nehrung und am Strande. Jedenfalls reicht das erste Aufschlagen einfacher Fischerbuden in weit frühere Zeit zurück und ist kaum anders zu deuten als die ähnliche Besiedelung der Lebadünen. Im 13. Jahrhundert wurde die Nehrung schon als HeerstraÙe benutzt, und bereits damals scheint es neben einzelnen Hütten Dörfer gegeben zu haben. Im 16. Jahrhundert erscheinen die Namen fast sämtlicher Nehrungsdörfer, die Zahl der lettischen Familiennamen war eine verhältnismäßig größere, die Volkssprache wird als eine besondere „kurische“ neben der litauischen bezeichnet, die litauische ist die Kirchensprache. Noch in dem Jahre 1648 reden nach Einhorn die Strandbewohner „von der Memel und ferner bis fast an Dantzig“ die lettische Sprache. Damals standen Kirchen außer in Memel: in Sarkau, Karwaiten und in Kunzen. Die letzteren wurden wiederholt verlegt. Heute gehören die Kuren des gleichen Landstriches zu den Kirchspielen Sarkau, Rossitten, Nidden, Schwarzort, Memel (Land) und Deutsch-Crottingen. Doch ist nur in den letzten vier Kirchen der Gottesdienst noch doppelsprachig. Bei den Lysiusschen Katechismusunterschriften fehlt merkwürdigerweise die Nehrung ganz. Jedenfalls herrschte Kurisch zu Anfang des 18. Jahrhunderts und früher auf der ganzen Nehrung. In Kunzen und Sarkau war damals Jacob Naps (1711 bis 1727) Pfarrer, der zuvor das Präceptorat in dem noch halb litauischen Muldschen bekleidete. Den Karwaitener Gottesdienst versorgte der Memeler litauische Diakonus seit 1709 mit. Er hieß Johann Theodor Lehmann (1687 bis 1722) und unterzeichnete nur als Memelscher litauischer Pastor, tadelte am Katechismus die Orthographie, den Ausdruck und den Stil.

Einen Einblick in das Leben der Kuren im 17. Jahrhundert erhalten wir durch das Kommunikantenbuch des Kunzener Pfarrers Burckhardt (1664 bis 1707). Obwohl die Nehrung damals bewaldeter war, drohte doch schon vielseitig den Dörfern Versandung, und laute Klagen ertönten um Hülfe. Den Karwaitenern versprach man, weil ihre Kapelle versandet war, in Negeln Gottesdienst. Alle Vierteljahr hielt der Kunzener Pfarrer bis 1709 einmal in Nidden Kirche. 1666 kam er auch und liefs den Fischern vorher den Tag seiner Ankunft und die Abhaltung des Abendmahls melden, früh lud er sie nochmals ein. Da stand einer, Skirbe, vor der Thür und schnitzte einen „Schweinskopf“, eine Kanklys, jenes Instrument, das bei den Litauern heute so gut wie unbekannt ist, während es in Finnland noch häufiger gefunden wird<sup>1)</sup>. Ein anderer, Martin Pipp, safs in der Stube spielend vor der Kanklys. Die Frau besserte Strümpfe aus. Die Einladung des Predigers wies sie mit der Ausrede zurück, sie habe keine Schuhe. Ihr Mann hatte aber „24 Mark für Stindt gelöset, laut der anderen Nachbarn Aussage“. Auch das Reisegeld, zehn Groschen, verweigerte sie, da ja keins aus ihrem Hause zur Kirche war. Ein anderer, Andreas Zimmermann, verweigerte das Beichtgeld, er müsse ein „Stof“ Bier trinken, es sei lumpig, zu Ostern zur Wasserkanne zu laufen.

Kunzen hatte schon 1555 einen Pfarrer, Johann Woysen. Kunzens Pastoren wirkten zugleich in Sarkau und bis 1709 in Karwaiten, dessen Kapelle schon 1569 stand. 1756 bis 1765 finden wir in Kunzen als Pastor den Freund des Donalitiuss, Sperber; er vertauschte aber den Dienst mit der einträglicheren Gaweitener Kirchstelle bei Goldap. Der Siebenjährige Krieg tobte auch in unserer Gegend und vernichtete beispielsweise ganz Lattenwalde.

Am 9. Januar 1776 in Karwaiten Ludwig Rhesa geboren, der einzige preussische Kure, der sich einen berühmten Namen gemacht hat. Sein Vater war der dortige Gastgeber und Strandbediente und besafs zuvor ein kleines Fischereigrundstück. Seine Mutter verlor er im dritten, den Vater im fünften Lebensjahre. Auch seine Stiefmutter starb bald, nun blieben vier Söhne und eine Tochter in dürttigstem Zustande zurück und wurden bei Verwandten untergebracht. Ludwig, der dritte Sohn, kam zum Fischer Radmacher in Negeln, dann zum Posthalter Böhn in Rossitten. Beide waren arm, und Ludwig mußte die Gänse hüten. Er nahm aber, vom Rossittener Lehrer in die ersten Gründe der Wissenschaft eingeweiht, alle Bücher, die er erlangen konnte, mit aufs Feld und erhielt öfter Strafe, weil der sonst so folgsame Knabe dabei das Gänsehüten vergafs. Der Lehrer empfahl ihn an den Kantor und späteren Pfarrer

<sup>1)</sup> Im Leipziger Grassimumuseum sind zwei jener finnischen Instrumente zu sehen, eine 14saitige und eine 24saitige. Sie gleichen den erhaltenen litauischen, nur sind die beiden Langseiten gleichlaufend und die gröfsere Kanklys ist doppelt so lang als die kleine.

Wittich in Kaukehnen, wo er 1785 bis 1791 im Latein unterrichtet ward und rund heraus erklärte, er wolle studieren. Wittich war selbst arm und brachte unsern Ludwig Rhesa ins Löbenichtsche Pauperhaus, von dem aus man (bis 1810) die Universität besuchen konnte. Rhesa hat also ähnlich wie Moswid und Bretke, wie Donalit und Pogarszelski die Armut durchgekostet und hat wie sie zeitlebens ein Herz für sein Volk und Dankbarkeit gegen sein Geschick bewahrt. Im Herbst 1794 begann er zu studieren und belegte philosophische, theologische und orientalische Vorlesungen, besonders bei Kant, Hasse, Kraus. Der Eintrag ins Matrikelbuch am 25. März 1795 bezeichnet Ludowicus Rhesa als Theologen. Dabei unterdrückte er seine poetische Ader nicht und nennt das Jahr 1798 geradezu sein poetisches. Er hatte im Kypkeanum freie Wohnung und erhielt sich durch Privatunterricht, zuletzt wirkte er bei dem Gutsbesitzer auf Jesau und nahm dann 1800 einen Ruf als Königsberger Garnisonprediger an. Zugleich bereitete er sich auf sein akademisches Lehramt vor und verkehrte viel mit dem späteren evangelischen Erzbischof Borowski. Als 1807 der Kriegsschauplatz nach Ostpreußen verlegt ward, hatte er in seiner doppelten Stellung harte Arbeit. Aber ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen. Gerade damals dichtete er so manches schöne Lied auf sein über alles geliebtes Vaterland. Er ward Dr. theol. und arbeitete an der Übersetzung der Bibel ins Litausche, sich der dauernden Gunst Wilhelm v. Humboldts erfreuend. Als er 1811/12 den Feldzug nach Rußland mitmachte und mit dem Kurator der Dorpater Universität, dem Fürsten von Liewen, in Briefwechsel kam, erhielt er später einen Ruf an die livländische Universität. Die Liebe zum Vaterlande hielt ihn zurück. 1813 trat er als Feldprediger in die Reihen der Freiheitskämpfer, fuhr über die Kaschubei und Wendei in die Leipziger Gegend, nahm an der Schlacht teil, zog in Paris mit ein und besuchte auch London. In seinen Nachrichten und Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen (Berlin 1814, 282 S.) hat er in trefflicher Weise seine Reiseerlebnisse geschildert; sein Biograph unterschätzt in wenig liebevoller Weise seine Arbeiten. Ein bekannter, mit den Verhältnissen vertrauter Gelehrter schreibt über diesen: „Es ist der ganze und echte Katheder-X. mit seiner Unfehlbarkeit und Arroganz, wie sie früher den meisten Universitätsprofessoren eigen war. Und doch mußte gerade jener dem Vorgänger Rhesa sehr dankbar sein, denn er leitete den Bau des Rhesianums und behielt sich bescheiden eine grofsartige Wohnung vor, während die Zellen der Studierenden auf ein Minimum reduziert wurden. Das Ganze machte und macht noch jetzt den Eindruck, dafs es eine palaisartige Behausung für den Vorsteher sei und nebenbei auch eine Unterkunft für ein paar Studenten. So hat sich Rhesa offenbar seine Stiftung nicht gedacht.“ 1816 legte Rhesa seine Predigerstelle nieder und ward ausschliesslich Universitätslehrer, als welcher er sich ein grofses Verdienst um die Ausbildung

junger litauischer Theologen erwarb. 1816 ward er Professor der Theologie und Direktor des litauischen Seminars. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er 1809 mit der Herausgabe der Prutena („oder preussische Volkslieder und andere vaterländische Dichtungen“). Er widmete sie der Königin, der in ihrem großen Leid ja gerade damals jene Gegend nahe stand:

Die Daina, welche Littas Hirtin singt  
Im Rautenkranz, am blauen Nemastrom,  
Des Fischers Klage bei dem Bernsteinsee,  
Und was in Tagen, die vorüber sind,  
Wenn Laimas Fest erschien und Jung und Alt  
Den Lindentanz begann, erklungen, wird  
Toiskons hehre Tochter nicht verschmäh'n, — —  
Zum ungezierten Dank, — — daß sie — —  
In Tagen, die der Enkel Prüfung nennt,  
Bei ihrem Volke mütterlich geweilt,  
Des Volkes Thränen liebend hier geteilt  
Und auch des Volkes herzlichen Gesang. —

Die Gedichte sind von ungleichem Wert. Die meisten bewegen sich in einem schon damals durch Goethe und Schiller überwundenen Ton und sind in Stoff wie in der Sprache veraltet. Aber eine ganze Reihe von Poesieen werden unvergänglich bleiben, besonders die, in denen er seine Heimat besingt, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, daß Rhesas ausgewählte Gedichte ihre Auferstehung feiern. Eine Anzahl der Gedichte sind Bearbeitungen oder Umdichtungen von Dainos, andere bewegen sich im Gedankenkreis der Anakreontiker und Idyllendichter oder sind Ausdruck des Klopstockschen Freundschaftskultus; die schönsten aber wurzeln im Heimatboden, so das „Samländische Fischerlied“, die „Linde bei Rössel“, der „Philosophengang bei Königsborg“, „Vaterlandslied“, „Die Ruinen von Balga“, „Das versunkene Dorf“, „Lied der Bernsteinfischer“, „Der Sturm“, „Carwitas Gräber“, „Das Todten-Feuer“, „Der Lindentanz“, „Der Gang zur Heimat“, „Elegie auf Immanuel Kant“, „An Hasses Grabe“, „Baltische Sage“, „Epitaphisches Wort für J. C. Kraus“. Ein paar Stellen lauten:

#### Carwitas Gräber.

„Hier deckt ein Berg von flügem Sande  
Der hoher Eichen Wipfel zwang,  
Der Väter Gruft auf ödem Strande  
Wo sonst der Ernte Sichel klang — —  
Wo sind die Lieder, die hier klangen?  
Wo ist des Dörfchens Reigentanz?  
Wo sind die Hirten, die hier sangen?  
Wo ist die Braut im Rosenkranz? — —  
Hier steh ich auf dem öden Hügel  
Und wein auf meiner Väter Sand,  
Wann kommt der Stunde Rosenflügel  
Und trägt mich über Meer und Land?“ u. s. w.

## Gang zur Heimat.

— Allein am Seegestade,  
Hinpilgernd sonder Ruh,  
Ging ich dem Heimatpfade,  
Nach Niddas Dörfchen zu.  
Der Kindheit Rosenauen,  
Der Jugendfreunde Blick,  
Und die Ersehnte schauen,  
War mir ein Götterglück.

— Bald dämmerten die Wipfel  
Von Niddas Tannenhain,  
Der grauen Berge Gipfel  
Umfloß Auras Schein. —  
Da hallte Grabgeläute,  
Ein Zug im Trauerflor  
Erschien, im Kranz der Bräute  
Folgt ihm ein Mädchenchor. —

Und ach, die mir erschienen,  
Sie, meiner Sehnsucht Bild,  
Mit engelgleichen Mienen,  
Lag in den Sarg gehüllt. — —

Den zweiten Teil der Sammlung liefs Rhesa 1825 folgen. Er steht nicht auf der Höhe des ersten. Von den Freiheitsgesängen, deren er schon im ersten Teil solche auf die Schlachten bei Auerstädt und Eylau veröffentlicht hatte, kann sich keiner mit denen Schenkendorfs und Arndts messen. Aber sie beweisen doch Rhesas Können.

## An das Vaterland 1812.

Von der baltischen See, die mein Lied erzog,  
Rauscht mir tröstend ein Laut seliger Vorwelt zu.  
Wo an Bäumen des Lebens  
Einst ein besser Geschlecht gewohnt. —  
Und die Götter des Hains flohen zum Freundesvolk,  
Wo dein bläulicher Strom, Njemen, durch Wälder fluefst,  
Lebt verklungen ihr Name  
Noch im Lied, was die Hirtin singt.

Dann läßt Rhesa die Großen des Vaterlandes: Dach, Kopernikus, Herder, Hippel, Kant, Hamann vorüberziehen und verflucht den Tyrannen, der die Heimat unterjochte. In einer Ode an Bülow v. Dennewitz meint er, die Tage von Marathon seien wiedergekommen, Leipzigs Felder seien Platää, Culmens Gebirge Thermopylä.

Neben umgedichteten Dainos bietet die Sammlung Sagenstoffe, wie den Strandvogt von Rossitten, Keistut und Mylinne, Nimmersatts Zerstörung durch den Dänen Frodo. Am besten trifft Rhesa wieder den Ton, wenn er auf das gewöhnliche Volk zu reden kommt, auf den „Fischer, welcher das Netz von dem Kahn zum grünenden Hügel hinantrug, Wo aus Nufsbaumschatten die Halmdachhütte hervorblickt, Neben des friedlichen Dorfes abhängenden Büschen und Gärten“, oder auf Kranz:

„Hier wo ein Kranz von halmbedeckten Hütten  
Am netzhangnen Strand sich friedlich lehnt,  
Wo Gnügsamkeit bei frommer Väter Sitten  
Sich reicher, denn in Goldpalästen wäht. —  
(Will ich vergessen schnöder Sorgen Kummer etc.)“

Mit Unterstützung der britischen Bibelgesellschaft liefs er 1816 nach Herausgabe der interessanten „Nachrichten etc. 1812/1813“, die Übersetzung der litauischen Bibel mit einer wertvollen literargeschicht-

lichen Einleitung und 1818 den Donalitus folgen, den er 1824 ergänzte. Er widmete den „Donaleitis“ dem Edelsten, „welcher in Zungen vielerfahren und Sitten der redenden Menschengeschlechter, auch des Sanges und Volkes, was blüht an der heiligen Memel, kundig; Thoiskons Weisen“, Wilhelm v. Humboldt. Dieser hatte an der Bearbeitung regen Anteil genommen und erhielt das Lob, daß er „dem sprachenstürmenden Schwarme zürnte, der mit dem redenden Laute austilgen die Seele des Volks will“. — Diese Ausgabe zeigt ihn als Dichter, aber nicht als kritischen Herausgeber. Sie ist, besonders von Nesselmann, viel gescholten worden. Merkwürdig bleibt, daß die Vereinigung der vier Hauptidyllen zu dem ländlichen Epos „Das Jahr“ nach Pisanski schon von Donalitus vorhergesehen sein soll, daß aber Rhesa darüber keine Rechenschaft giebt. Wertvoll sind aber Rhesas biographische und sonstige Notizen. Rhesa hat zeitlebens in die Bücher seiner reichen, 3000 Bände zählenden Bibliothek fleißig Notizen eingetragen und jedes seiner Bücher mit solchen versehen. 1825 schloß er seine dichterische Thätigkeit mit der Herausgabe der „Dainos“ ab. Sie sind, wie der „Donaleitis“ mit Übersetzung versehen; Melodien und Anmerkungen folgen. Ein Goethe zollte ihnen hohes Lob. (Vgl. Tetzner, Dainos 32 bis 34.) 1828 ward Rhesa erster Professor der theologischen Fakultät und später Konsistorialrat. Je älter er ward, desto einsamer, nervöser, reizbarer und ängstlicher soll er geworden sein. In der Königsberger Deutschen Gesellschaft hielt er anfänglich öfters Vorträge, besonders über Litauen, auch über deutsche und französische Literatur (Boileau). Zuletzt vermied er jede größere Gesellschaft, lebte ganz kärglich und zurückgezogen und verließ kaum seine Wohnung. Man erzählte sich, daß ein rüder theologischer Student, der, nach damaliger allgemeiner Sitte, auf der StraÙe stets mit einer langen Reitpeitsche aufgetreten, zu dem erschreckten Professor gekommen sei und ein Gesuch durch Hantierung mit der Peitsche so unterstützt habe, daß Rhesa es ratsam gefunden, sich in einen Winkel zurückzuziehen und dem Bramarbas alles Verlangte zu bewilligen. Es wurde studentisch fast für unschicklich angesehen, einem Professor gänzlich höflich zu begegnen. Man betrachtete ihn noch immer als einen, der die studentische Freiheit beschränkte. Kurz vor seinem Tode machte Rhesa am 27. August 1840 sein Testament und bestimmte hochherzig sein Vermögen zu einer Stiftung, die vollkommener als die Kypkesche sein und wieder armen Studenten den Weg ins Leben ebnen sollte. Er, der zeitlebens die Pfennige ängstlich zusammenhielt, gab alles das Seine in dankbarer Erinnerung an seine Helfer in der Jugend, den unbekanntem Söhnen aus dem Volk, das der „anspruchlose, pflichtgetreue, friedfertige, vaterlandstreue“ so liebte. Er war bis auf die letzten Lebensjahre äußerst fleißig. Ich besitze sein Kollegienheft „Kirchengeschichte“ in der Kurschatschen Nachschrift von 1837. Sie zeigt das rastlose Fortarbeiten des Mannes; ein litauisches Wörterbuch

bereitete er vor und scheint an eine Neuausgabe der *Dainos* gedacht zu haben. Aber leider ist nur wenig Handschriftliche aus seinem Nachlaß aufbewahrt oder doch in öffentlichen Bibliotheken einzusehen. Ein tragisches Geschick hat den großen Wohlthäter halb vergessen lassen. Kein Dichterlexikon kennt ihn. Sein Geschlecht erlosch mit ihm. Ja, sogar sein Geburtsort ist verschwunden. Sein Heimatdorf war schon bei seiner Geburt halb versandet, 1789 wollte man die Kirche wieder aufbauen, 1796 wurden die letzten Kircheneinträge vorgenommen, 1802 standen noch zwei Häuser und die Schule. Rhesa sang von dem alten, weithin sichtbaren Weidenbaum Karwaitens (Passarge, Aus baltischen Landen, S. 288):

„Du alter Baum, du kämpfst noch mit den Winden,  
Ein Eremit in dieser Wüste Sand,  
Doch bald auch wird dein müdes Haupt verschwinden,  
Und nichts sagt mir, wo meine Heimat stand.“

Außer lateinisch geschriebenen Werken zur alten Kirchen- und Philosophiegeschichte sei von seinen vaterländischen Werken noch die Fortsetzung und Erweiterung der Arnoldtschen *Presbyterologie Ostpreußens* erwähnt, denen er die gleiche Arbeit für Westpreußen beifügte.

Merkwürdig ist, daß der Kure Rhesa nie von seiner kurischen Abstammung spricht, sondern sich aus litauischem Geschlecht entsprossen hält. Die sprachlichen Unterschiede hat er ganz sicher gekannt und hat sie für nebensächlich erachtet. Er mochte vielleicht auch an der Geringschätzung Anstofs nehmen, die man den Kuren bewies, die sich ja selbst für niedriger als die Litauer halten.

Schrieb doch damals G. Merkel (*Die Letten*, vorzüglich in *Liefland* am Ende des philosophischen Jahrhunderts, Leipzig 1799) über die benachbarten kur- und livländischen Stammesgenossen, denen er alle Liebe und Teilnahme zuwendet (S. 79): „Stupid und nervenlos tappt der große Haufe derselben durchs Leben und kennt kein höheres Glück, als sich bei unzerfetztem Rücken mit Spreubrot sättigen zu können; keinen Mut als den, zum Großherrscher aufzusehen; keine Weisheit, als unertappt zu stehen. Nur Sonntags sinnlos beraushtes Vieh zu sein, gilt ihm für Tugend; für Ehre, nicht gepeitscht zu werden.“

Als die Königin Luise 1806 nach der Schlacht bei Jena auf ihrer Flucht über die Nehrung nach Memel von den Franzosen verfolgt wurde, erhielten die Pillkopper Fischer von der preussischen Regierung den Auftrag, die Kähne auszuliefern und nicht den Verfolgern zur Verfügung zu stellen. Aber die Fischer lenkten die Kähne in die versteckten, unzugänglichen Buchten der Ostküste, so daß nun doch die Verfolgung verzögert ward und die Königin verschont blieb. Passarge, dem ich diese Notiz verdanke, berichtet auch von dem bedeutenden aufseren und wirtschaftlichen Aufschwung. Kein Ort der Nehrung hat sein altes Gepräge noch. Allenthalben stehen schöne Schulen und

Kirchen, die Häuser stammen fast alle aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Als 1869 Nidden wegbrannte, sammelte Passarge in Königsberg allein über 2000 Thlr. und ganze Säcke voll Kleider. Heute wird das kurische Gebiet, besonders die Nehrung, fleißig von Forschern, Malern, Touristen besucht. Die scheinbar reizarme Gegend lockt viele. Eine zahlreiche Literatur beschäftigt sich mit der Gegend, doch hat man merkwürdigerweise das Volkskundliche etwas vernachlässigt. Die wichtigsten Arbeiten über unser Gebiet führe ich an. — Der erste, der mehr als vorübergehend bei den Nehrungern verweilte, war Hennenberg 1595. Hundert Jahre später schrieb Prätorius manches zur Sprach- und Volkskunde der Kuren. Jachmann bot 1825 zuerst eine zusammenhängende Beschreibung der Nehrung. Ihm schlossen sich Wutzke, Berendt, Schumann, Schiefferdecker u. A. an, bevorzugten aber mehr die Geologie, Archäologie und Dünenkunde. Hervorragende Arbeiten, die auch der Volks-, Sprach- und Geschichtskunde gerecht werden, lieferten in jüngster Zeit Passarge, Diederichs, Bezzenberger, Lindner. Meine Aufzeichnungen gehen auf einen mehrmaligen Aufenthalt bei den Kuren und auf Nachrichten der dortigen Pastoren und Lehrer zurück.

## II. Gebiet.

Im 13. Jahrhundert reichte Kurland nach Ostpreußen hinein und umfaßte vom festländischen Gebiete die Umgegend von Memel, alles Land an der Dange und rechts und links von der Minge, bis nach Windenburg hin, wo der Atmattarm des Rufsstromes im Haff endet. Die spärlich bevölkerte Gegend war von Letten bewohnt, die mit Litauern untermischt saßen. Diese Letten hatten in ihrer Sprache noch manches altkurisch-finnische Wort. Wie weit aber die lettische Sprache selbst auf der Nehrung und weiter südwärts reichte, wird kaum je erhellt werden. Jene beiden kurländischen Landschaften, die auf heutiges ostpreussisches Gebiet hinüberreichten, waren Megowe und südlich davon Pilsaten. Witold überlief sie im Frieden am Melnosee 1422 endgültig dem Orden. Pilsaten war schon 1338 abgetreten worden. Um diese Zeit (1408 bis 1481) zeigt der Komtur zu Memel wiederholt dem Hochmeister an, wie Kuren von Norden her im Ordensgebiete Boden zu fassen suchten, daß sie auf dem Strande ihre leichten Fischerbuden aufschlugen und alles nahmen, was sie auf dem Strande fänden. Diese Berichte wiederholen sich und finden ihre Entsprechungen in allen Jahrhunderten. Sie belehren recht gut über die Art und Weise der lettischen Besiedelung. 1543 wird über die zwei Kirchspiele Postnicken und German auf der Südseite des Haffs gesagt, daß sich die dortigen kurischen Fischerknechte der Kirche fernhalten, auch keinen Dolmetscher oder Tolken halten, der ihnen die deutsche Predigt nachübersetze, und daß sie Herumschweifende (*vagi*) seien, die nirgendwo

lange blieben. Auch die Namen Grofskuren, Kleinkuren, Kranzkuren, Neukuren deuten anscheinend ehemalige kurische Bevölkerung an.

Um 1648 wohnen nach Einhorn bis fast an Danzig (Hist. Lettica, S. 1, Dorpat 1649), um 1680 nach Prätorius in Samland „dahin anländende Curische Fischer“. Im Jahre 1785 schrieb eine lebhaft Schilderung der kurischen Lebensweise und Besiedelung der Kriegsrat Heinz (Passarge, Kurische Nehrung, S. 29 f.). Die Sarkauer waren mit den Bammelsvittern handgemein geworden, weil die ersteren nicht nur ihr Kahnzelt auf Vittener und Karkelbecker Strandgebiet gebaut, sondern auch in den anliegenden Dörfern wie die Raben stahlen, im Meere Raubfischerei trieben und sich um die bestehenden Gesetze wenig kümmerten.

Der Schakener Erzpriester, Johann Friedrich Goldbeck, schweigt über die Art und Weise der kurischen Lebensbethätigung und klagt in seiner um 1785 erschienenen Vollständigen Topographie des Königreichs Preußen auf S. 11 nur über den kärglichen Erwerb der Fischer auf der Nehrung. Lepner spricht von litauischer Bevölkerung im Schakener Kreise; es ist fraglich, ob er dabei nicht lettische einschließt. Dem Augenblick lebend, hängen die Kuren weniger an ihrer Hütte als andere Völker. Ist ein Ort besser zum Fischen geeignet und bietet mehr Aussicht auf Erwerb, so wenden sie sich der neuen Heimat zu. Auch Jachmann berichtet über die nomadisierenden kurischen Fischer. Die spärlichen kurzen Berichte voriger Jahrhunderte geben somit niemals recht an die Hand, wie weit je das kurische Gebiet in Ostpreußen reichte, und ob die jeweiligen Schilderungen einen dauernden oder nur einen augenblicklichen Zustand schildern. Im Sommer fahren vorpommersche Strandschiffer noch in unserer Zeit mit ihren Kähnen die baltische Küste entlang bis Cranz, ja bis Riga, die ihren Fang in den anliegenden Städten verkaufen, bei geringem Ertrag immer weiter nach Osten rudern und des Nachts im Kahn bleiben, den sie auf den Strand ziehen. Im Herbst kehren sie in die Heimat zurück. Ganz ähnlich ist ja Wutzkes Bericht (S. 307) von den ostpreussischen Kuren:

„Die Bewohner der Nehrung, besonders aus dem Dorfe Sarkau, schiffen sich bei der für sie zum Fischfang geeigneten Jahreszeit auf ihren Fischerkähnen nebst ihrer Familie und den Haustieren, nämlich jungen Schweinen, Hühnern und auch Hunden, welche sie theils mit Fischen füttern, ein, landen an den für sie bestimmten Ufern, beziehen nun ihr Lager und betreiben den Aalfang bis Memel hin. Ihr Zelt besteht nur aus einem Segel, an einigen in die Erde oder Sand gesteckten Stangen befestigt, zum Schutz und Obdach bei jeder Witterung, wo sie denn das Segel jedesmal gegen den Wind stellen, für die ganze Familie, und es erregt Aufmerksamkeit, diese Menschen hier noch so ganz im rohen Zustande der Natur zu sehen. Während dieser Umherzüge auf dem Haff und dessen Ufern bis zum Eintritt der kalten Herbstwitterung, wo sie mit dem gelösten Gelde oder mit dem am östlichen Ufer des

Haffs eingetauschten Korn für ihre Fische heimkehren, werden die verlassenen Wohnungen von alten Leuten, welche Brot backen und Holz nachschicken, bewohnt. Bis zur Wiederbesitznahme werden die ganz leeren Wohnungen dadurch bezeichnet, daß die Fenster und Thüren mit einem Brette verschlagen werden, und diese Schutzwehr wird von den Einwohnern sehr geachtet, indem sie hierin noch einen unverdorbenen Sinn besitzen. Um diese Menschen einheimischer zu machen, erhalten sie zu ihren Wohnungen freies Bauholz und auch seit einigen Jahren auf meine Anträge bei der königl. Regierung Holz zu den Bewährungszäunen und Gärten, welches auch günstig einwirkt.“ Wenn wir freilich das Leben und Treiben unserer Kuren mit dem ihrer russischen Volksgenossen vergleichen, wie es Seume 1798 aus eigener Anschauung schildert, so müssen wir die Nehrunger noch glücklich preisen. Seume sagt (vgl. Planer und Reifsmann, Seume, S. 489): „Ich bin doch unter den Huronen gewesen, aber ich erinnere mich in meinem Leben nie eine wehmütigere Empfindung gehabt zu haben, als da ich das erste Mal in lettischen Bauernhütten herumkroch, die kein Fenster und kein Schornstein als menschliche Wohnung bezeichnet, wo mir aus einem Behältnis, in welchem Vieh und Mensch zugleich wohnt, erstickender Dampf entgegenqualmte; wo gleich beim Eintritt der Rauch die Augen zerbeizte, und wo die jungen, schmutzigen, welkenden, erbärmlichen Menschengeschöpfe mit ihren Kotlappen sogleich in den finstersten Winkel flüchteten, weil ich vermutlich den Rock und das Äußere eines ihrer Peiniger hatte. Man wird von der ganzen Last des traurigen Mitleids niedergedrückt, wenn man sich der Düne nähert.“ —

Da führen unsere Nehrunger doch ein freudigeres Dasein. Mag der Wind noch so heftig die Sanddünen von der flachen Meeresküste der steileren Haffseite zutreiben, mag das Haus noch so sehr vom Flugsande bedroht werden und der sandige Boden die Ackerfrucht versagen! —

Über den kurischen Eid geben Olearius, ferner Brand und sein Herausgeber Penin, einzelne Mitteilungen und vergleichen ihn mit dem lettischen und esthnischen. Der Kure mußte mit dem linken Fuß auf untergelegten Kieselstein treten und das rechte Knie auf die Erde legen. Die linke Hand hielt einen weißen Stab, die zwei Finger der rechten Hand wurden emporgehoben. Auf dem Kopfe aber lag ein Stück Rasen. Diese Äußerlichkeiten sollten bedeuten, daß der Schwörende beim Meineide starr wie der Stein, steif wie der Stock, beim richtigen Eide aber grün wie der Rasen sein soll. Noch schärfere Bedingungen sprechen der kaschubische und der slowinzische Eid aus. Ob diese Eide auf der Nehrung gebräuchlich waren, ist nicht nachzuweisen. Brand erwähnt (S. 74) bei den Kurländerinnen dasselbe weiße Kirchenlaken, das die Kaschuben noch vor einigen Jahrzehnten hatten und die Sorben noch heute gebrauchen. Auf der Nehrung war es nicht Mode.

Die lettische Bevölkerung  
im März 1897 wie folgt:

Orte

Kirchspiel Sarkau (415 S.):	
Sarkau (415) . . . . .	
Kirchspiel Rossitten (600 S.):	
Pillkopen . . . . .	
Kirchspiel Nidden (914 S.):	
Nidden . . . . .	
Preil und Perwelk . . . .	
Kirchspiel Schwarzort (400 S.)	
Schwarzort . . . . .	
Kirchspiel Memelland (12 000 S.)	
Bommelsvitte . . . . .	
Melneragen . . . . .	
Kirchspiel Deutsch - Krottingen (4800 S.):	
Karkelbeck (Seelsorgebezirk)	
Immersatt und Nimmersatt	

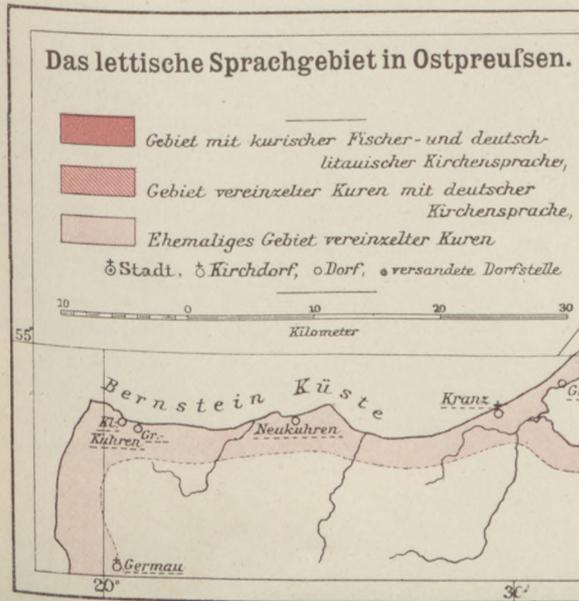
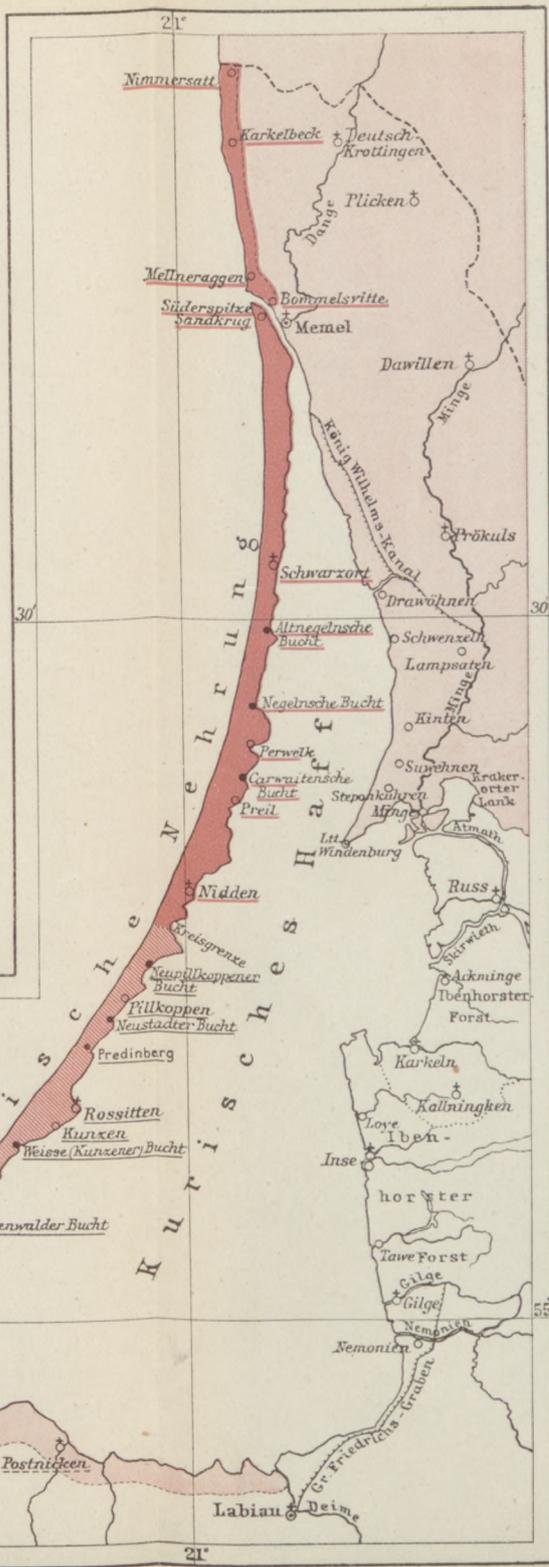
A



Die lettische Bevölkerung in Deutschland verteilte sich im März 1897 wie folgt:

Orte	Letten	Es sprechen lettisch im Fischereigewerbe
Kirchspiel Sarkau (415 S.):		
Sarkau (415) . . . . .	6	6
Kirchspiel Rossitten (600 S.):		
Pillkopen . . . . .	6	4
Kirchspiel Nidden (914 S.):		
Nidden . . . . .	564	614
Preil und Perwelk . . . . .	250	250
Kirchspiel Schwarzort (400 S.):		
Schwarzort . . . . .	180	200
Kirchspiel Memelland (12 000 S.):		
Bommelsvitte . . . . .	ca. 30	ca. 1000
Melnheragen . . . . .	20	560
Kirchspiel Deutsch - Krottingen (4800 S.):		
Karkelbeck (Seelsorgebezirk)	125	772
Immersatt und Nimmersatt	15	160
	ca. 1196	ca. 3516 Letten und Litauer m. lettischer Fischersprache.

Abb. 32.



Wydawnictwo  
D. M. K.  
w Toruniu

Heute ist das kurische Gebiet Ostpreußens auf den Strand von Sarkau bis Nimmersatt beschränkt und zwar so, daß in Sarkau und Pillkopen noch geringe lettische Spuren, in den folgenden Strändörfern von Nidden bis zur kurischen Grenze aber noch ständige kurische Bevölkerung wohnt. Die Kurendörfer seien in folgendem aufgezählt. Karte, Abb. 32.

**Immersatt-Nimmersatt.** Die Zahl der Letten dieses Grenzortes beträgt nur 15 (5 Proz.), doch verstehen 160 (57 Proz.) noch die alte Sprache. Im übrigen herrscht die litauische Sprache vor. Infolge der Landstrafse, des zahlreichen Grenzverkehrs (Memeler Jahrmakkt), der Rettungsstations- und Grenzbeamten und der Nähe des Seebades Polangen hat indessen gerade die Gemeinde ein recht zeitgemäßes und deutsches Gepräge angenommen. Sie besitzt eine Schule mit 60 Kindern, die nur in deutscher Sprache Unterricht empfangen, wie fast in ganz Litauen. Es hatte 1785 nur 12 Feuerstellen, welche Zahl sich vervierfacht hat. 1848 hatte es 20 Wohngebäude mit 228 evangelischen, 9 katholischen und 3 jüdischen Bewohnern, 1885 schon 40 Wohngebäude mit 185 Evangelischen, 3 Katholiken, 10 Juden. Kirchlich gehört es zu Deutsch-Crottingen, dem nördlichsten preussischen Kirchspiele. Dies ward 1654 von Memel abgezweigt und erhielt in Johann Lehmann einen Pfarrer. Es zählt heute unter 5200 Seelen nur 400 Deutsche, doch nimmt die Beteiligung am deutschen Gottesdienste, der allsonntäglich neben dem litauischen gehalten wird, stetig zu. Rhesa singt von Nimmersatt:

Zu Nimmersatt am Baltenstrand  
Rauscht früh und spät die Welle,  
Da grünt kein Baum auf ödem Sand,  
Kein Blümlein an der Quelle,  
Und nimmer, nimmer wächst die Saat,  
Wer hier auch ackert früh und spät.  
Der Nachtigallen Lieder  
Tönt Busch und Wald nicht wieder. —

Der Name Immersatt soll unter Friedrich Wilhelm III. entstanden sein. Aus Rußland kommend, kehrte er in der unfruchtbaren Gegend beim Posthalter Mellien ein. Der bat ihn: „Ich bin immer satt, und bitte meine Besizung doch lieber so zu nennen.“ Der König bewilligte den Namen für die Posthaltere; Immersatt ist der Name der Post und des Lembkeschen Gartenrestaurants, das den Goetheschen Hausspruch trägt: Freundlich trete (!) herein und froh entferne dich wieder etc. Es ist an der Strafe der südliche Teil der Gemeinde, jenseit der Strafe umschließen aber die anderen Häuser Immersatt.

**Karkelbeck.** Hier wohnen 125 Letten (14 Proz.), bei der Fischerei sprechen fast 772 (87 Proz.) die alte Sprache. Es hatte 1785 schon 44 Feuerstellen und schickt heute 135 Kinder zur Schule, der ein Lehrer vorsteht. 1848 hatte es 73 Wohngebäude mit 549 evan-

gelischen und 10 katholischen Bewohnern, 1885 aber 93 Wohngebäude mit 794 Evangelischen und 3 Katholiken. Kirchlich gehörte es zu Deutsch-Crottingen. Der Südtel heißt Hoppen Michel. Das Dorf liegt abseits der StraÙe. Karkelbeck ist seit kurzem ein Seelsorgebezirk.

Melneragen. Das Dorf zählt 30 (4 Proz.) Letten, bei der Fischerei verstehen ziemlich alle 548 (96 Proz.) lettisch. Es hatte 1885 schon 79 Wohnhäuser mit 463 evangelischen Einwohnern, 1861 nur 26 Feuerstätten mit 261 Evangelischen und 2 Katholiken, 1848 bloÙs 23 Wohngebäude mit 171 evangelischen und 4 katholischen Bewohnern, und 1785 nur 7 Feuerstellen. 1846 ward eine Schule gegründet, die damals 20, heute 90 Schüler zählt. Nacheinander wirkten der verwickelten sprachlichen Verhältnisse wegen 18 Lehrer. 1862 ward eine neue Schule gegründet, das Gehalt bezahlt der Armut der Gemeinde wegen der Staat. Die sechsjährigen Kinder können fast kein deutsches Wort sprechen, deshalb ist der erste Religionsunterricht litauisch. Bei der Schulentlassung sprechen die meisten Kinder fertig deutsch, vergessen es aber allmählich wieder beim Fischerhandwerk. Der Einfluß des litauischen Hinterlandes ist auf die Umgangssprache dieser wie der vorhin genannten Gemeinde ganz bedeutend. In beiden Orten wird das besonders von den Frauen gesprochene Litauisch noch lange herrschen und dem Deutschen nicht Platz machen. Melneragen zerfällt in zwei Teile (in die erste und zweite Melnerage), der erste reicht 1½ km vom Leuchtturm beim Haffausfluß nordwärts, dann folgt fast eben so lang unbebaute Weide und dann 1 km lang der zweite und ältere Teil. Die 377 Morgen Bodenbesitz verteilen sich auf 10 Feuerstellen in Melneragen II und 20 in Melneragen I, eine ist die Schule. Als das Dorf angelegt ward, war die sandige Gegend eben. Als der Gemeinde 1838 die erwähnte Morgenzahl zuerteilt ward, mußte sie sich verpflichten, für Festlegung des anflutenden Seesandes zu sorgen, der bis ans Holz des nördlich davon liegenden Seebades der Station Försterei weht. Als die Memeler Molen erbaut wurden und der aus der Haffmündung ausgebagerte Sand nun von Meer und Wind ans nördliche Ufer wehte, bildete sich infolgedessen eine Vordüne, die festgelegt ward, um die Versandung der Häuser zu verhüten. Erst besorgten die Fischer die Bepflanzung der Düne, dann nahm die Regierung die Arbeit in die Hand, jetzt besorgt sie die Gemeinde gegen eine Entschädigung. Durch Wegschaffen des Sandes vor den Häusern hat man kleine Ackerstücke geschaffen, die geringen Ertrag an Kartoffeln, Roggen, Hafer, Gerste gewähren und auch Platz für einige spärliche Kirsch-, Birn- und Äpfelbäume gewähren. Die arme Gemeinde ist willig, auch für die Schule etwas zu thun, man hat einen 13 × 20 m großen Schulgarten angelegt und zum Schutze gegen den Seewind mit Kiefern und Bretterzaun umgeben. 12 Obstbäume stehen darin. — 1897 begann man die Separation des Gemeindelandes. Kirchlich gehört

der größte Teil zu Memel (Land), wo 3 Geistliche und 34 Lehrer an 24 Schulen wirken.

Bommelsvitte. Memels nördliche Vorstadt steht ja viel zu sehr unter dem Einflusse Memels und liegt nicht abseits der Strafe wie Karkelbeck und Melneragen, so dafs sich hier das Lettentum nicht hätte halten können. Es zieht sich nicht am Meeresstrande hin, wie jene Dörfer, sondern am östlichen Haffufer, dem ja die Letten fehlen. Auch die gegenüberliegenden Gebäude der Süderspitze und des Sandkruges auf der Nehrung mit ihren deutschen Bewohnern bröckeln das Lettentum ab. Bommelsvitte hat heute nicht 1 Proz. (30 Köpfe) Letten mehr, bei der Fischerei wenden hingegen noch ein Drittel der Bevölkerung (1000) lettische Ausdrücke an. Die große Gemeinde hatte 1885 in 249 Wohnhäusern 3262 Einwohner, 1785 schon 50 Feuerstellen und erfreute sich ziemlicher Wohlhabenheit. Ihre Bewohner sind nicht nur Fischer, sondern auch Schiffer, dienen in der Marine und befahren die Meere. Die litauische Sprache überwiegt hier bedeutend. Der Konfession nach sind 92 Proz. evangelische, 6 Proz. katholische, 1,5 Proz. sonstige Christen und 0,5 Proz. Juden. Kirchlich gehört der Ort zur Memeler Landkirche, zu der 6000 Litauer und ebensoviel Deutsche zählen. Der Gottesdienst findet hier wie in Crottingen, Schwarzort und Nidden sonntäglich in beiden Sprachen statt. Die Schule wird von sechs Lehrern besorgt; in Süderspitze wirkte gleichfalls ein Lehrer, der zugleich Feldwebel war. Bevor er seine Stelle antrat, beteiligte er sich in den 70er Jahren sechs Wochen am Seminarunterrichte zu Karalene bei Insterburg. Dann bekleidete er die Doppelstellung als Lehrer und als Feldwebel beim Süderspitzer Artilleriedepôt und der Memeler Fortifikation. Die Schülerzahl der 70 Seelen zählenden Gemeinde war natürlich stets eine sehr kleine. Nachdem die beiden militärischen Anlagen eingegangen waren, am 5. Oktober 1897, ist der Feldwebel als Lehrer um seine Pensionierung eingekommen. Jetzt werden die wenigen Kinder der Gemeinde nach Bommelsvitte oder Memel zur Schule müssen.

Bommelsvitte hat jetzt etwa 3300 Einwohner, zu gleichen Teilen aus Fischern, Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten bestehend. Die Häuser sind schmal, oft schiefwinkelig, einstöckig, aus Holz, mit Dachpfannen gedeckt und oft mit Teer bestrichen. Die Strafen sind ungepflastert. Die lettischen und litauischen Frauen tragen meist dunkelfarbene Röcke, die Männer blaue Jacken und Hosen, die Mädchen die Zöpfe ohne Wollband. Die Bewohner sind friedlich und harmlos. Bei der Fischerbevölkerung ist das Schwefeläthertrinken nichts Seltenes.

Der Viehstand weist 9 Stück Rindvieh, 15 Pferde, 468 Schweine, 6 Ziegen, 269 Hühner auf, Obstbäume giebt es wenig. 50 Lachskutter betreiben u. a. die Seefischerei.

Der Schutzpatron der Schule ist der Tauerlaukener Gutsbesitzer. Die Schule ward 1830 gegründet, eine katholische 1865. An der evan-

gelischen wirken jetzt sechs Lehrer in vier Klassen, in der katholischen ein Lehrer. In Bommelsvitte ereignete sich bei der letzten Reichstagswahl der merkwürdige Fall, daß bei der Stichwahl die Sozialdemokraten zum großen Teil für den Konservativen stimmten und der litauische Kandidat im ersten Wahlgange (Kons. 86, Lit. 3, Freis. 49, Soz. 307) noch nicht 0,7 Proz., im zweiten noch nicht 32 Proz. (von 382 Stimmen) hatte. Die litauische Landbevölkerung aber brachte den litauischen Kandidaten mit 7382 gegen 6085 konservative Stimmen durch. In Tilsit siegte zu gleicher Zeit der freisinnige Kandidat gegen den der Litauer und Konservativen mit ziemlich 4000 Stimmen Vorsprung. Nichts kann klarer beweisen, wie schwach sich litauische Sondertümmlichkeit selbst in der abgelegensten Gegend zeigt.

Schwarzort. Dies Kirchdorf der Nehrung entwickelt sich zu sehends infolge seiner günstigen Lage, seiner Bernsteinerschöpfung und seines herrlichen Waldes zum Modebad. Hier war auch bis 1890 ein Sitz der Bernsteinbaggereien von Stantien und Becker und infolgedessen ein reiches gewerbfleißiges Leben. Die Arbeiter sind Deutsche und Litauer. Die Schwarzortler Letten waren und bleiben Fischer; ihnen gehört der Süden des Dorfes, jenen der Norden. Schwarzort hatte 1785 nur 7, 1820 jedoch 20 Feuerstellen mit 160 Bewohnern, 1848 bereits 21 mit 219, 1861 noch 25 mit 222, 1867: 319 Seelen; 1871 wohnten in 32 Wohngebäuden schon 512 preussische Staatsangehörige, von denen nur 214 in Schwarzort geboren waren. 1885 bewohnten 851 Schwarzortler 53 Wohnhäuser und bezahlten mehr Gebäudesteuer, Klassen-, Gewerbe- und Einkommensteuer als sämtliche übrigen Nehrungsdörfer. Infolge Einschränkung des Stantien- und Beckerschen Fabrikbetriebes ist zwar die Zahl wieder auf 400 gesunken, doch wächst diese gemäß der zunehmenden Beliebtheit des Seebades stetig, über 2000 Badegäste besuchen es jährlich. Der Ort wird im 16. Jahrhundert zuerst erwähnt, im 17. befand sich ein Krug daselbst. Er ward nach hoher Vorschrift, wie in ganz Preußen, nicht mit einem „Undeutschen“ besetzt, da gerade der Krüger in den Stranddörfern die einflußreichste Person ist. 1743 ward die Schule gebaut, die neue verdankt ihre Errichtung dem Brande von 1853. Die schöne neue Kirche wurde 1885 gebaut, nachdem die alte 1878 weggebrannt war. Diese ward 1795 eingeweiht und war von Karweiten hierher verlegt worden. Die Zahl der Kuren beträgt 180, der Litauer 20 und der Deutschen 200; sonntäglich findet in beiden Orten Gottesdienst statt. Der Name des Dorfes ist deutsch, dabei ist zu bemerken, daß die letzte Silbe im ursprünglichen Sinne als Spitze, Haken, Vorsprung aufzufassen ist. Die lettische Art, Familiennamen mit angehängtem Rufnamen als Dorfnamen zu verwenden, finden wir auf der Nehrung nicht; vergl. Paupeln-Peter, Kindschen-Bartel, Paupeln-Jakob. Im Litauischen setzt man den Rufnamen vor. Schwarzort hat Karweitens und Negelns Erbschaft angetreten, vgl. Rhesa 1797 (Prutena I, 45):

Weil, o Wanderer, hier und schau die Hand der Zerstörung!  
 Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten,  
 Und ein friedlich Dorf mit selgen Wohnern und Hütten  
 Lief vom Wald herab bis zu des Meeres Gestade.  
 Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand. Wo  
 Ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?  
 Ach, dem Aug' entfällt hier eine Thräne der Wehmut.  
 Siehst du dort die Ficht' und eine ärmliche Hütte  
 Vor dem Fall gestützt, mit grauem Moose bewachsen?  
 Dies nur ist der traurige Rest von allem geblieben.  
 Hinter dem Wald empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand,  
 Der die Tannenwipfel und weit die Flut überschaute.  
 Stürmend trugen die Wind' am Hang und Gipfel den Sand ab  
 Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umschattung.  
 Ach, kein sperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,  
 Und allmählich verschlang er Teich' und Gärten und Häuser!  
 Neben dem Wald, im Dunkel und Graun vieljähriger Eichen,  
 Stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem Volksbrauch,  
 Rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.  
 Sieh, dort ragt eine Spitz' hervor, gerötet vom Spätlicht!  
 Hier versank die Kapelle. Doch rettete man die Geräte  
 Und den heil'gen Altar. Die frommen Bewohner des Eilands  
 Flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,  
 Die sie dem Berg entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.  
 Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,  
 Weist die Stätt' ihm noch, wo seine Väter gewandelt.  
 Tief versank ihr Gebein und droben grünet kein Frühling.  
 Hier ertönt nicht mehr im Busch der Nachtigall Mailied,  
 Keine Herde kommt voll Durst zum kühlenden Quell her,  
 Und kein Täubchen wohnt im Zweig der geselligen Linde.  
 Hier umarmt das Weib nicht mehr den liebenden Gatten,  
 Keiner Kinder Schar ersehnt am Ufer den Vater,  
 Wenn er von wogender See keimkehrt mit flatterndem Wimpel. — —  
 Wer wird deine Spur auch nach Jahrhunderten kennen,  
 Blühend Vaterland, wo meine Lieder erklangen?  
 Doch du trauriger Ort hier, immer werd' ich dich lieben,  
 Jeglichen Baum, der schwand, in meiner Seele noch tragen!  
 Denn hier war's, hier ging auch ich als schuldloser Knabe  
 Zwischen Garten und Teich, an Hand von Vater und Mutter,  
 Und hier ruhen sie, die mich wohl lieben noch jenseits.

In diesem Gedicht hat Rhesa schon einmal erfüllt, was Passarge wünscht: ein Dichter möge sich einmal in der ergreifenden Darstellung eines untergehenden Nehrungsdorfes versuchen.

Rhesa hat seinerseits wohl in den Gedichten des von ihm hochgeehrten Simon Dach eine Anregung zu solcher Behandlung gefunden. Simon Dach besingt seine Vaterstadt Memel 1655:

„Seht, diesen Weg bin oftmals ich  
 Das Schlofs hinauf gegangen,  
 Woselbst mein frommer Vater mich  
 Mit aller Lieb' empfangen.

Mich auf dem Wall umhergeführt,  
 Dort, sprach er, schau doch, Lieber,  
 Ward vormals keine See gespürt,  
 Der Sandberg ging vorüber.

Jetzt kannst du sie und Segel sehn  
In ihren Wellen fahren;  
Dies ist bei meiner Zeit gescheln  
Nur inner 30 Jahren. —

Und so ist aller Ding ein Ziel.  
Hier, hätt' ich dann gesprochen,  
Ward jährlich um das Fastnachtsspiel  
Geritten und gestochen.

Viel Gärten sind zu jener Zeit  
Hier, dünket mich, gewesen;  
Mars hat dies alles für den Streit  
Sich nun zum Wall erlesen.

Wie dort auch, wo die Pfarrgebäu  
Und Schule damals stunden;  
Jetzt, seht ihr, wird nur Wüstenei  
Und Erde da gefunden.

Die Meinen wohnten letztlich dort,  
Wie hat es sich verkehret.  
Das Feuer, seh' ich, hat den Ort  
Bis auf den Grund verzehret. —

G'nug, wo mein Reim das Glück nur  
Und wird nach mir gelesen, [hat,  
Dafs dennoch meine Vaterstadt  
Mein Memel ist gewesen.

Aufser Negeln und Karweiten sind noch die Dörfer Preden und Lattenwalde völlig verschüttet worden. Ich habe die Dorfstellen auf der Karte an den entsprechenden Buchten aufgeführt. Alle versandeten Dörfer lagen wie die noch bestehenden an der Haflseite. Die Kuren bauten sie der schützenden, bis 57 m hohen, Dünen und der heftigen Westwinde wegen an die steile Ostküste, und weil die Haflfischerei mindestens drei Teile des Jahres, die Seefischerei knapp einen Teil dauert. Gute Brunnen sind auf beiden Seiten zu finden. Von den verschütteten Dörfern lag Negeln (1726 bis ca. 1837) an der Negelnischen Bucht, Alt-Negeln (1486 bis ca. 1700) mitteninne zwischen Negeln und Schwarzort. Karweiten (1519 bis ca. 1793) an der Karweitenschen Bucht befand sich etwa halbwegs zwischen Preil und Perwelk. Von den untergegangenen Teilen Pillkoppens lag Neu-Pillkoppen (1748 bis ca. 1839) halbwegs bis zur Kreisgrenze, Neustadt aber dasselbe Stück Wegs nach Süden, und ebenso viel nach Süden war Preden zu finden. Alt-Kunzens (1579 bis 1825) spärliche Trümmerzeichen gewahrt man südlich von Kunzen (1865), wo die Nehrung wieder schmal wird, und die Lattenwaldes (1673 bis 1762) und Neu-Lattenwaldes an der Lattenwalder Bucht. In realistischer Schärfe mit Betonung der kriminellen Seite hat Wichert in seinen „Litauischen Geschichten“ Verhältnisse im Schwarzort oder Niddener und den gegenüberliegenden litauischen Kirchspielen behandelt.

Preil und Perwelk bilden eine Gemeinde. Jenes hat 25 Wohnhäuser mit 166 Einwohnern, dieses 15 mit 100 Insassen. Aufser dem Lehrer sprechen alle 265 lettisch. Nach der Versandung Negelns suchten sich die bedrohten Bewohner neue Wohnplätze und gründeten um 1840 beide Orte. Diederichs giebt als erste Jahre, in denen die Orte erwähnt werden, für Preil 1837, für Perwelk 1846 an. Die Schule ward 1849 gegründet und ist die Fortsetzung der Negelnischen. Damals gingen 12 bis 15 Schüler zum Unterricht, heute 40. Von diesen entfallen 26 auf Preil und 14 auf Perwelk. Letztere müssen täglich den 6 km weiten Weg zur Schule machen. Etwa 50 Jahre besteht also die Schule, und obwohl der Unterricht rein deutsch ist, haben schon neun Lehrer gewechselt, angeblich, weil diese beiden Orte

zu den ödesten und verlassensten ganz Deutschlands gehören sollen. Welch Interesse aber gerade diese Orte ausüben, erhellt aus der That-  
sache, daß zahlreiche Gelehrte sommers über hier zu finden sind. Im Sommer 1898 waren ein Professor, ein Maler, ein Landrat und noch andere Herren da. Der erste Lehrer bezog neben freier Wohnung und Feuerung nur 120 Mk. Gehalt, jetzt beträgt dies 1000 Mk., das der Staat bezahlt, da die Gemeinde zu mittellos ist. Das hölzerne Schulgebäude hat Strohdach und ist von einer haushohen Düne umwalmt, die immer mehr nach den Wänden rückt und die Schule verschütten würde, wenn nicht beschlossen wäre, in nächster Zeit die Düne festzulegen. Auch die Dorfdüne überhaupt soll sehr bald bepflanzt und unter Zuhülfenahme von Arbeitern aus der nächsten Strafanstalt zu einer feststehenden Sandmauer umgewandelt werden. Der stetig zunehmenden Versandung des Haffs, infolge Vordringens der Wasserdünen und Verschüttung der Nehrungsdörfer ist ein Damm durch die königliche Regierung entgegengesetzt worden, die mit aller Kraft die Bepflanzung der Nehrung in Angriff genommen hat. So öde der Boden ist, so hat doch auch Preil-Perwelk stetig an Zahl wie an Kultur zugenommen. 1898 bewilligte die Regierung schon einmal eine Summe von 150 Mk., daß Keller und Hofräume vom vordringenden Sande befreit würden. Die dabei thätigen Strafgefangenen aus Wartenburg, die sonst bei der Dünenbefestigung beschäftigt waren, waren gleich in einer Preiler Sommerbaracke untergebracht. Zwei Schienengleise reichten vom Sandberge bis zum Haffstrande, wo der Sand aufgeschüttet ward. Eine größere Sandfläche ward mit Rohr besteckt, um der Versandung Einhalt zu thun. 1848 hatte die Gemeinde 12 + 5 Wohnhäuser, 1861 jedoch 16 + 8, 1871, bereits 18 + 11, 1885 aber 23 + 14 und 1897 schon 25 + 15. Die Bevölkerung stieg in derselben Zeit so: 84 + 42, 88 + 44, 123 + 59, 133 + 97, 166 + 100. Kirchlich gehört es zu Nidden.

Nidden. Dies hat 535 (70 Proz.) Kuren, doch nimmt das deutsche Element stetig zu, schon weil Nidden Sitz mehrerer Beamten ist. Es wird 1403 zuerst erwähnt, hatte 1529 einen Krug; 1709 wütete die Pest hier wie in ganz Ostpreußen. 1743 ward die Schule erbaut, 1785 hatte es 15 Feuerstellen, 1820 schon 31. 1847 erhielt es bei 355 Bewohnern einen Pfarrer, der wie der Schwarzortler zugleich erster Lehrer ist. 1835 ward das Post- und Kruggebäude zur Kirche verwandelt, 1888 aber eine neue steinerne gebaut; damals hatte es 66 Wohnhäuser, von denen 47 nach dem Brande von 1869 schön aufgebaut worden waren; seit 1879 steht der Leuchtturm, der den Haffschiffen als Wahrzeichen weithin entgegenstrahlt. Die Schul- und Umgangssprache ist deutsch, in der Kirche wird noch litauische neben deutscher Predigt gehalten, obwohl kaum ein Dutzend Litauer hier wohnen. Nidden besteht aus drei Teilen, deren zwei südliche Purwihn und Skrusdihn heißen. Nidden ist der südlichste lettische Ort. Die

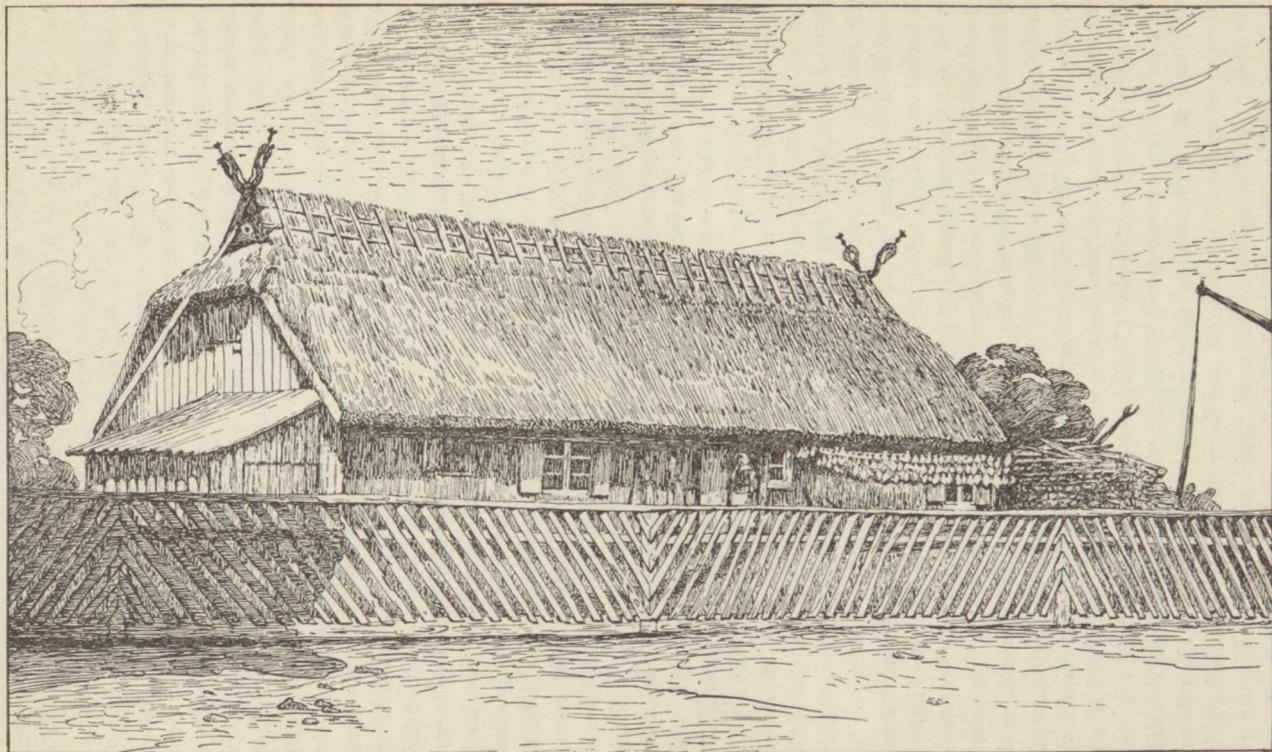


Abb. 33. Haus in Nidden mit Flunderschnuren. Nach Photographie gez. von Frida Koch.

1080 m lange Dorfstraße war früher nur Sand, jetzt hat man eine schöne Lehmstraße mit Kiesschüttung hergestellt.

Außer den erwähnten lettischen Dörfern, die ein geschlossenes Gebiet am nördlichsten ostpreussischen Strande bilden, finden wir nun noch südlicher Spuren alter lettischer Bevölkerung. Im südlich an Nidden ragenden Kirchspiel Rossitten (1403 zuerst erwähnt) herrscht in Kirche und Schule vollständig die deutsche Sprache, doch verstehen im nördlichsten Dorfe, Pillkoppen, noch sechs aus der Memeler Gegend zugewanderte, eine Familie bildende Kuren ihre alte Sprache, die gleiche Zahl sei fürs Kirchdorf Sarkau (zuerst 1497 namhaft gemacht) anzugeben, wo drei alte und drei jüngere Leute noch lettische Worte verstehen, ohne die Sprache zu beherrschen. In Rossitten und Kunzen erstarb der kurische Laut, südlich von Sarkau erinnert außer Ortsnamen nichts an die frühere lettische Bevölkerung. Die Bewohner der untergegangenen Dörfer Preden und Lattenwalde siedelten nach den benachbarten Orten über und teilten das Los der Bewohner.

Interessant ist der alte Reisebericht Johann Arnholds von Brand (Reysen durch die Marck Brandenburg, Preussen u. s. w., 1673, herausgegeben von Hennin, Wesel, 1702, S. 48 bis 50), der das ganze kurische Gebiet von Cranz bis Polangen vom 8. bis 13. Oktober 1673 durchfuhr. Sonntag, den 8. Oktober, erreichte er mit seinen Begleitern das Ufer des Baltischen Meeres, wo sie „auf die 200 Schritt lang unterschiedene allda vergrabener Fischer entblößte Totenkisten und Knochen“ sahen. Sie fuhren drei Meilen immer an der See hin, bis sie Sarkau erreichten, wo sie Nachtlager hielten. Am 9. Oktober erreichten sie nach je einer Meile Lattenwalde, Kunzen, Rossitten. Hier nächtigten sie wegen Ungestümigkeit der See. Der Wirt erzählte, dafs man unlängst im nahen Wäldchen einen Bären gesehen habe, der sich wegen der Seeluft, „welche die Bären ganz nicht vertragen können, ahn einer dicken umarmeten Eich ersticket hatte“. Preden und Pillkoppen erwähnt Brand nicht, am 10. erreichten sie in  $2\frac{1}{2}$  Meilen Nidden, wo ein französisches Kaufmannsschiff kurz vorher gestrandet war, futterten und kamen nach  $3\frac{1}{2}$  Meilen nach Negeln, wo sie blieben. Schwarzort nennt er nicht, ebenso wenig Karweiten vor Negeln, und den Sandkrug, sondern nur die Fahrt übers Haff nach Memel, wahrscheinlich vom Sandkrug aus. Die Entfernung von Negeln giebt er auf drei Meilen an. Am 13. fuhren sie weiter und erreichten nach Zurücklegung derselben Strecke Polangen zu Mittag. Hier futterten sie bei einem Juden, deren 50 im Flecken sein sollten. Die Dörfer am Strande läfst er unerwähnt, desgleichen Näheres über Sitten und Gebräuche der Kuren, während er zuvor die Litauer und später die Letten ausführlich schildert.

### III. Haus und Hof.

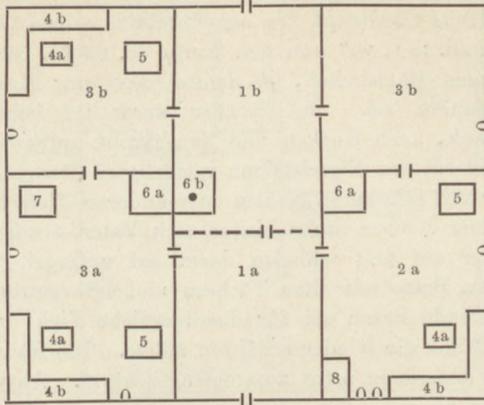
**Haus und Hof.** Ein kennzeichnender Unterschied zwischen den kurischen Häusern und den litauischen hinsichtlich der Anlage ist nicht vorhanden. Die größere Ärmlichkeit, Einfachheit und räumliche Beschränktheit ist eine Folge des kahlen, kargen Sandbodens. Dieser charakterisiert die Nehrung wie den baltischen Strand, ihn haben die wohlhabenderen Litauer den bescheideneren Kuren überlassen. Mit der besseren Bebauung und Pflege des Bodens rückt auch die deutsche Bevölkerung weiter vor. Der Sand liegt meterhoch über dem Lehm und Mergel, und wo die letzteren beiden zu Tage treten, hat man sofort angepflanzt, was zu pflanzen ging. Die Anpflanzungen in den Sand sind erst neuerdings kräftig in Angriff genommen worden; doch hat man es mehr auf Festlegung der Dünen mittels Nadelholzkultur abgesehen, als auf Herstellung von Säe- und Gartenland, wie in den Klucken, wo man mit Erfolg den Sand mit Grabenauswurf mischte. Im Jahre 1822 ward in Rossitten ein Brunnen gegraben; erst hatte man 16 m Sand, Geröll und Lehm zu durchstechen, dann folgte eine 10 m tiefe Schicht grauer Mergel, den Sandadern durchzogen, gebettet auf ein meterhohes Feldsteingebiet, das im Brunnenwasser stand.

Die alten Holz- und Schilfhäuser weichen auch schon bei den Kuren den Steinhäusern neuer Art. Die Fischerkate ist meist zugleich mit Stall und Schuppen zusammengebaut; es fehlt oft die Klete, und größere Wirtschaftsgebäude sind selten. Die Häuser sind mit dem Giebel nach der Hafseite, auf dem baltischen Strande nach der Meereseite zugekehrt. Bei einzelnen Häusern fehlt sogar die Querwand der Hausflur. Die Balken sind „im Gehrsafs“ zusammengefügt; zuweilen auch „in Ständern mit Füllholz“.

Die Preiler Häuser stehen 10 bis 20 m voneinander entfernt, werden bei Hochstand des Haffs oft zerstört und dann verlassen. Dieser Übelstand läßt Buhnenlegung wünschenswert erscheinen. Ein einziges Haus ist das ursprüngliche. Das Gehöft hat sich z. B. in Melneragen folgendermaßen entwickelt: 1. Hausbau, 2. Wegräumen des Flugsandes und Anlegung eines Hofes, 3. Gartenanlage, 4. Hofgebäude.

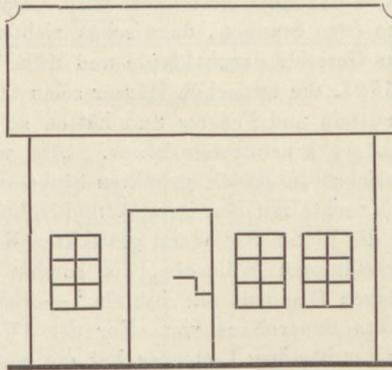
Das Haus ist, wie das litauische und Kaschubenhauses, dreiteilig. Zu beiden Seiten des Hausflurs ist ein Doppelzimmer, aus Stube und Kammer bestehend. Abgesehen von äußerlichem Anbau kleiner Ställe oder Schuppen wird eine Vermehrung der Wohnräume auf dreierlei Art hervorgerufen, die natürlich auch wieder bei Anlegung größerer Wohngebäude die Anfertigung des Risses bestimmt. Man hat nämlich entweder die Stuben durch Wände geteilt (Abb. 34, 36, 37, 39), oder man hat im Hausflur Vorzimmer angelegt (Abb. 40), oder man hat von den Stuben Vorstuben abgeschieden (Abb. 41). Die Wände sind glatt, selten zieren sie fromme Bilderbogen oder Familienbilder.

Abb. 34.



Grundriss eines Preiler Hauses.  
(10 m lang, 8 m breit.)

Abb. 35.



Vorderansicht eines Preiler Hauses.

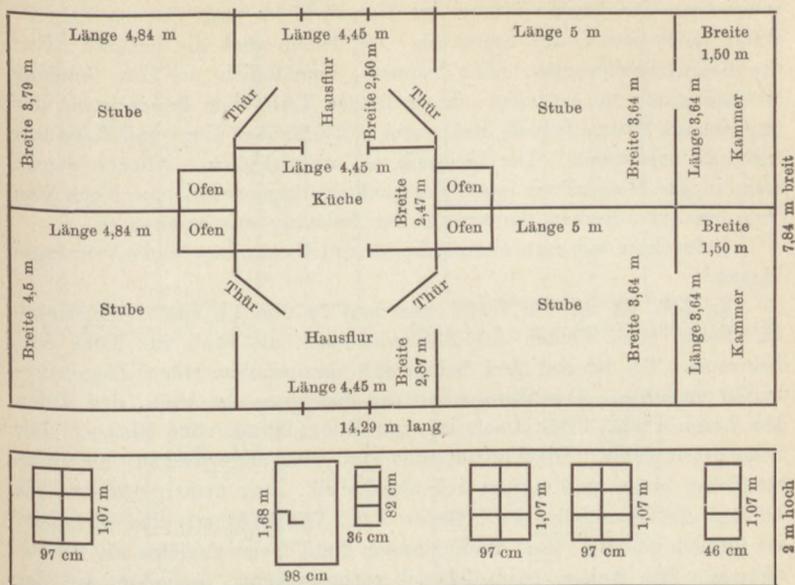
## Erklärung.

Haus (Nams, Troba, Bute), Wohnhaus (Maje, Mages, Giwenimas). —  
 o Fenster. — || Thür. — 1 a Hausflur (Bute, Buts, Namu, Nams) mit Hausthür. —  
 1 b Küche (Kukne). — 1 c Vorstube (Priistuba, Priangis). — 2 a Altsitzerwohnung  
 (Grieszeninke, Ischintinings = Altsitzer). — 2 b Kammer oder Gesindestube (Kam-  
 buris, Kamare). — 3 a Wohnstube (Istuba). — 3 b Kammer (Kamburis). — 3 c Ge-  
 sondertes Schlafzimmer. — 3 d Speisekammer. — 3 e Gute Stube. — 3 f Vermietete  
 Stube. — 4 a Tisch (Galds, Stalas) und Stuhl (Krasze, Krase). — 4 b Feste Bank  
 (Benke); bewegliche Bank (Kreslis, Kreslas). — 5 Bett (Gulta, Gulte, Lowa). —  
 6 a Ofen (Krasne, Krosne). — 6 b Herd (Kamins). — 6 c Backofen. — 7 Koffer  
 (Szkirts, Lade). — 8 Kasten (Skrine). — 9 Uhr. — 10 Kinderwiege an einer  
 Schaukelstange.

Über den alten Bau der Häuser der preussischen Kuren sind wir nicht unterrichtet. Hingegen kennen wir verschiedene Berichte über das kurische Haus überhaupt. So sagt Brand in seinen „Reysen durch die Marck Brand. u. s. w.“ von den Kuren (S. 69 f.), sie wohnten in elenden geringen Häuserchen, in denen meist nur Rauchstube und Speicher vorhanden sei. Im Speicher werde ihr liebes Brot und schlechter Trank, auch Gurken und Sauerkraut aufbewahrt. In der Rauchstube sei ein von Kieselsteinen verfertigter Ofen, ähnlich einem Backofen, der mit schwarzen Kohlen oder anderem Holz heftig geheizt werde. In einer solchen Stube hielten sich Vater, Großvater, Enkel, Kinder, Mutter auf und schliefen darin auf untergelegten Lumpen, selten in einem Bette mit alten Tüchern und untergeworfenem Stroh. Der übrigbleibende Raum sei für das spärliche Vieh, besonders für Kühe, deren Milch die Kinder ernähren müsse. Die Häuserchen seien von dickem Fichtenholz artig zusammengeschürzt. Auswendig hoble man die Balken ab, inwendig lasse man sie rund. Die Fugen verstopfe man mit Moos, das Dach decke man mit Stroh- oder Holzschindel und füge des Haltes wegen Holzkreuze auf den First. Der Wind könne nicht durch die Balken wehen. Neben dem Hause stehe die Scheune oder Ryge, worinnen das Korn getrocknet wird. Das machen sie so, sie legen über den Ofen Stangen, dazwischen richten sie Garben auf, dann lassen sie das Getreide durch Pferde und Kühe austreten.

Merkel sagt 1797, die kurischen Häuser seien mit Stroh gedeckte Hütten ohne Schornstein und Fenster und hätten so niedrige Thüren, daß man nur gebückt hineintreten könne. „Da wimmeln dann in einer bis zum Ersticken in Rauch gehüllten Stube der Hauswirt und seine Familie, die Knechte mit den ihrigen, und Hühner, Schweine und Hunde um die in die Ritzen der Wand gesteckten Kienschleisen, die Erwachsenen in zerlumpten Wämsern, die Kinder im Sommer und Winter in ebensolchen Hemden, alle barfuß.“ — Sein Titelbild führt ein solches lettisches Bauernhaus vor. Vor der 1 $\frac{1}{2}$  m hohen Thüröffnung steht ein alter bärtiger Lette, er hat ein eng anliegendes Gewand an, das bis auf die Kniee reicht und mit einer Hüftenschnur festgehalten wird; an den Füßen hat er pareskenartige Sandalen. Vor ihm steht ein christianisierender Priester, der ihm mit der Rechten den Kelch vor den Mund hält, mit der Linken aber das Dach anbrennt. Hinter dem Priester aber steht ein Deutschritter und hält das Schwert vor die Brust des Letten, dessen Holzwaife zerbrochen zu Boden sank. In der Linken hält der Ritter eine Kette. Die Hütte ist im Gehrsafs gebaut, etwa 2 m bis zum Dache, dessen Höhe und Giebelbreite auch ziemlich so viel beträgt. Die Wände bestehen aus runden Baumstämmen, 22 liegen an der Breitseite, 34 nebst der Schwelle an der Giebelseite übereinander. Am Hause steht ein Baum, an dessen Ast eine kahnartige Wiege an den vier Enden zum Hin- und Herbewegen aufgehängt ist. (Merkel, Die Letten, Weimar 1897/98.)

Abb. 36.



Vorderfront.  
Bommelsvittener Haus.

Abb. 37.

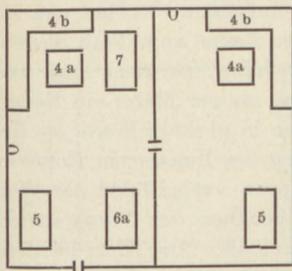
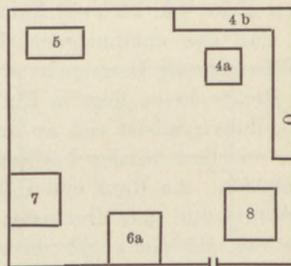


Abb. 38.



Grundriss zweier Preiler Stuben.  
(Vergl. die Erklärung auf Seite 137.)

Aus derselben Zeit stammen die „Kosmopolitischen Wanderungen“, die (III, 117) folgendes berichten: Die kurischen Wohnungen seien am Ende des 18. Jahrhunderts wie im 12. gewesen: elende, hölzerne Baracken, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. Man steckt, so heißt es ungefähr, in einer gewissen Entfernung voneinander abgeschälte Baumstämme in die Erde, füllt den Zwischenraum mit Moos aus, und so ist ein kurischer Palast fertig. Das Strohdach reicht fast

bis zur Erde. Statt der Fenster dienen viereckige Löcher mit Holzschiebern. Die Löcher führen das Tageslicht zu und, da man Schornsteine nicht kennt, den Rauch ab. Oft fehlen auch die Fenster. Nur die Beamtenwohnungen seien besser. Gewöhnlich sei das Gebäude zweiteilig, oft nur einteilig. Im größeren Teile, dem Rauchhause, der zugleich als Wohn-, Schlaf-, Backraum gelte, hausen Tiere und Menschen friedlich zusammen. Der Gestank sei unerträglich. Abends stecke man in die Wandritzen statt des Lichtes dünn geschnittene Kienspäne (bei den livländischen Bauern auf der Nehrung war es auch so).

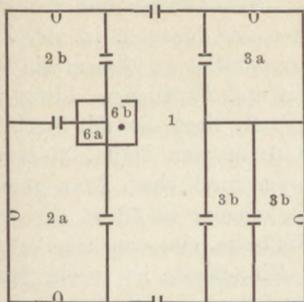
Betrachten wir nun einmal die heutige Hausanlage eines Nehrungshauses!

In Abb. 34 ist die Wand zwischen 1a und 1b später eingesetzt, 2a diente beim Fehlen des Altsitzers auch als Stall für Kühe und Schweine. 6b ist auf drei Seiten mit mannshoher roher Ziegelringmauer versehen. Das Haus selbst ist durchweg aus Holz, der Boden hat keine Diele. Das Dach ist von Rohr, Stroh oder Binsen. Der Schornstein fehlt. Die Fensterläden sind blau angestrichen; die Holzwand ist innen und außen roh abgehobelt, aber nicht getüncht. Es beträgt die Wandhöhe 2 m, Breite 8 m, Länge 10 m. Die Giebelzier ist pferdekopfförmig. Das Wohnzimmer dient meist zugleich als Schlafzimmer. Die Anlage (Abb. 34) ist vorherrschend, besonders auf der Nehrung, nur dafs beispielsweise in Pillkopen die Zahl der Thüren und Fenster aufs äußerste beschränkt wird.

Abb. 39 kommt ähnlich in Melneragen auch vor, 2a und 2b sind aber nicht durch eine Zwischenwand getrennt, sondern man hat an die äußerste Ecke von 2b zwei Kammern angebaut. 3a hat man wie 3b geteilt und den entstandenen äußeren Raum zum Stall verwandelt. Dies Melneragener Haus steht etwa 50 Jahre, ist 20 m lang und 6 m breit. Rechts davon liegt in Entfernung einiger Meter ein Keller ohne Aufbau, links schließt sich an das Haus in gleicher Breite ein Gemüsegarten, vor dem in der Vorderrichtung des Hauses ein Holzschuppen sich befindet. An Haus und Holzschuppen vorbei führt der Weg zum Gartenthore und zur Dorfgasse. Gegenüber der Vorderansicht des Hauses ragt die Klete mit ihrer Säulenhalle. Die Klete ist dreiteilig, ein Teil ist die Knechtekammer, die anderen dienen zur Aufbewahrung von Kleidern und Wirtschaftsgegenständen. Zur Seite der Klete in geringer Entfernung liegt gegenüber dem Keller ein Gebäude, dessen nächste Hälfte Scheune mit Tenne enthält, während die zweite einen Stall bildet. Der Scheune ist noch eine Kammer vorgebaut. Dies Melneragener Haus gehört zu den Grundstücken eines wohlhabenden Wirtes. Zwischen Scheune und Keller führt ein zweites Gartenthor in die Felder. Das Gehöft ist umzäunt.

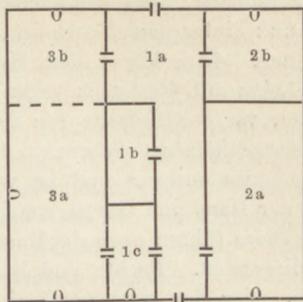
In Abb. 40 wird 2a nicht immer als Altsitzerwohnung benutzt, da in Melneragen der Altsitzer mit dem Besitzer bis auf einen Fall in einer Stube wohnt. Aufser dem Wohnhause hat jeder Melneragener

Abb. 39.



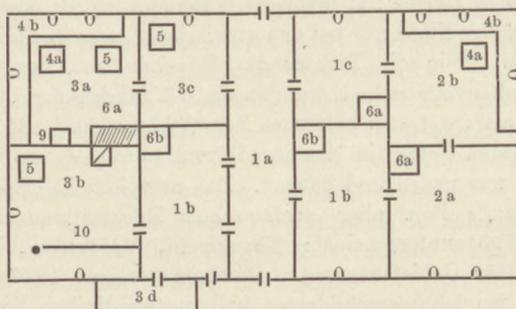
Grundriss eines Niddener Hauses.

Abb. 40.



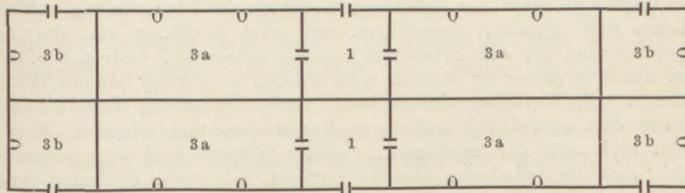
Grundriss eines Melneragener Hauses.

Abb. 41.



Grundriss eines Bauernhauses in Karkelbeck.

Abb. 42.



Grundriss eines kurischen Insthauses (Inamiu Buts).

(Vergl. die Erklärung auf Seite 137.)

am Strande einen Schuppen, in dem er Netze und Fischereigeräte aufbewahrt, um sie sofort bei der Hand zu haben.

Abb. 41 ist 8 m breit und 24 m lang. Die Breite jeder Stube beträgt 4 m, nur 2b als Surinkimastube hat zu Ungunsten der davorliegenden kleinen Stube 5 m Breite. 3a und 3b haben 6,1 m Länge, 1b und 1c 3,15 m. Die Flur 1a nimmt von der Hauslänge 4 m, die sich anschließende Vorstube und Küche je 3,75 m, die beiden anderen Stuben je 7 m in Anspruch. Die Speisekammer ist 2 m breit und 3,5 m

lang. Die linke Haushälfte ward 1860, die rechte 1896 erbaut, jene hat Strohdach, diese Schindelbedeckung; beide Hälften sind von Holz. Vor und hinter dem Hause ist ein Garten, im hinteren ist der Ziehbrunnen. 40 m hinter dem Hause steht parallel zu diesem ein Stall von Lehm mit Strohdach, er ist 8 m breit und 23 m lang. Links vom Hause, vor der Tiefseite von Haus und Stall, liegt die mit Strohdach versehene hölzerne Scheune. Sie steht 10 m vom Stalle, 30 m vom Wohnhause entfernt und ist von letzterem durch einen Zaun geschieden, der Haus und Garten umgiebt. Die Scheune ist  $38 \times 6$  m groß. Drei Thore führen nach der Haus- und Stallseite, eines nach der gegenüberliegenden. Rechts und links vom Hinterthore ist je ein Spreuraum. Vor der vorderen Kleinseite der Scheune liegt der  $8 \times 5$  m große Keller.

Die Klete ist hier, wie überall bei den preussischen Letten, die große litauische Swirne mit mehreren Räumen. Es ist eigenartig, daß sich die einteilige Klete nur bei den russischen Letten in ihrer alten Art erhalten hat. Wie die Dichter des Wigalois und des Helmbrecht schildern auch livländische Urkunden des 13. Jahrhunderts den „cleyt“ oder „clêt“ als ein festes hölzernes Vorrathshäuschen. 1351 „lepen de Rusen — to den cleten (in Nowgorod) und howen de up und nemen wat darinne was nedon und boven“. Das unwohnliche „Speicherchen“ war zu Brands Zeit aber auch schon Hochzeitsraum<sup>1)</sup>. Hupel (Idiotikon 1795) unterscheidet: Kornkleete, Mehlkleete, Handkleete, Leihkleete (für Gebietsbauern). Buddeus<sup>2)</sup> nennt 1847 die in der Descriptio<sup>3)</sup> um 1600 geschilderten halb unterirdischen Vorratsräume,

---

<sup>1)</sup> Brand, S. 77: Nachdem nun die Braut alda (im kurischen Bräutigamshause) angelangt, wird der Bräutigam in einem dazu verordnetem stübchen, bey ihnen Klète genant, hingeföhret, und wird die Braut von erwehntem befreundten alda bey den Bräutigam ins Bett geworffen, umb sich einander alsdan auf die probe zu stellen, und werden also zwey stunde mit verschlossener thür bey-einander gelassen; nach verflossenen stunden kommen die verwandten zurück mit kurtzen stecken in der hand, öffnen die thür gar gelinde, und muß der Bräutigam, welcher gemeinlich in dem geräusch an der thür sich geschwind ahn dieselbe verfüget, mit einem behänden sprunge der geöffnethen thür herauß zwischen ihnen durch springen, oder im fall er zu langsam ist, wird er mit den stecken wacker abgeschmieret: dan werden sie beyde, der Bräutigam und die Braut fleißig examinieret, wie sie sich gegen einander im spiel verhalten: erfahren sie von der Braut, daß der Bräutigam zum werck untüchtig befunden, wird er auf anhalten der Braut wiederumb von ihr geschieden, weil sie die end-ursach des heyraths, nemlich Kindererziehung, worinnen ihre wohlfahrt am meisten besteht, nicht erreichen können etc.

<sup>2)</sup> Buddeus, Halbrussisches I, 256: Der lettische Bauer brennt dem deutschen Herrn sein Wohnhaus zwar nicht über dem Kopf zusammen, aber er steckt die Kleete im fernen Wald an, worin die Ernte eines meilenweiten Heuschlages liegt.

<sup>3)</sup> Preufs, S. 6: Alle Polen, Schwarzrussen, deren Hauptstadt Lemberg ist, Masovier, Schlesier, Preussen und etliche Litauer bringen das Getreide in

die auch die Burgunder unter dem Namen *screunia*, *srenia* hatten, Klete. Wie Hennenberger und Prätorius bei den Litauern, so hebt Kohl (Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen II. Dresden und Leipzig 1841) die zahlreichen Gebäudchen oder Kleten auf einem einzigen Gehöft hervor: „Wie alles bei diesem kleinlichen Volke, so zerfallen auch ihre Wohnungen in eine zahllose Menge kleiner Abteilungen, Kämmerchen und Winkel. Da ist ein enger Stall für das Hausvaterpferdchen, ein Ställchen, so groß wie ein Hühnerneß, für die zwei Pferde des Knechtes, ein Ställchen für die Kühe etc., ein kleines Häuschen, Kleete genannt, für die Kleider-, Leinwand-, Butter-, Flachs- und Kornvorräte des Hausherrn, ein anderes Kleetchen für die des Knechtes etc.“ Zuweilen ist aber auch die Klete mit dem Wohnhause vereint, wie Busch ausführt (Ergänzungen der Methode zur Geschichte und Statistik der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rufßland. Petersburg und Leipzig 1867, I, 730): „Der Bauerhof des Letten besteht aus dem Wohnhause, Pferdestall, Viehstall, Badehaus, der Riege und Kleete. — Unter einem und demselben Dache mit dem Wohngebäude befinden sich bisweilen Kleete und Scheune.“ Über die heutige lettische Klete äußert sich der hervorragendste lettische Forscher, Dr. Bielenstein: „Der Name *Swirne* für Klete dürfte dem lettischen Volke ganz unbekannt sein, außer vielleicht in litauischen Grenzgebieten. — Mir ist dieses Wort niemals in solcher Bedeutung vorgekommen. Unsere Klete hat bei ihrer älteren Form gern einen Vorraum auf hölzernen Pfeilern als Aufbewahrungsort für mancherlei Gegenstände im Schutz vor Regen und als Ort für mancherlei Beschäftigungen und Arbeiten. Neuerdings wird diese Vorhalle oft nicht mehr gebaut (*paþparne* = unter dem Flügel, das sagt man aber von jedem Ort unter einem vorspringenden Dache). — Die alten lettischen Gebäude waren sicher sehr klein. Der abgeteilte Raum für jede der verschiedenen Kornarten im Speicher, aus dünnen Balken oder aus starken Planken gebaut, heißt lettisch *apzirknis* (für älteres *apzirtnis*) von *zirft*, hauen, mit dem Beil hauen. Der Kornkasten ist also ein Herumgebauter; diese Kornkastenwände sind etwa gegen 3 Fuß hoch, an den Wänden der Klete. Die Klete dient dem Letten auch als Aufbewahrungsort von Kleidern etc., und sehr gern als Sommerwohnung und als Privataufenthalt für die Familie bei intimen Angelegenheiten.“

Schade verweist bei Klete auf die niedersächsische offene Hille, den

---

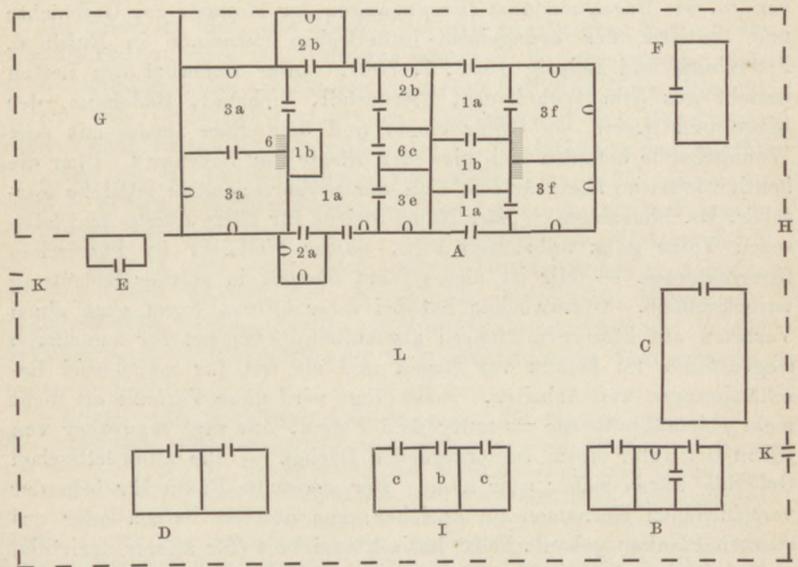
Scheunen oder große Haufen unter freiem Himmel. — Aber die Weißrussen, alle Moskowiter und die meisten Litauer bringen das abgemähte und ausgedroschene Korn sogleich auf den Speicher; einige in unterirdische Höhlen, im Walde versteckt, die dazu ausgegraben und innen gut mit Baumrinde ausgelegt sind. Ebenda verwahren sie auch andere Lebensmittel, eingesalzenes Schweinefleisch, Gemüse und wertvollen Hausrat, besonders in Kriegszeiten, vor Feinden — wie vor eigenen Truppen.

Schlaf- und Aufenthaltsraum des Gesindes über den Ställen seitlich der Tenne. Wie die Litauer verlegen auch die Letten den Schauplatz der Dainos, hier Singes genannt, gern in die Klete.

Der Besitzer des obengenannten Gehöftes besitzt 104 Morgen und zahlt 6 Mk. Einkommensteuer. Die schöne Bauernwirtschaft ist mit einem Zaun umgeben, wenigstens auf drei Seiten. Der Altsitzer macht sich stets zu Hause nützlich, erhält Freitisch und Kleidung und lebt mit seinem Sohne friedfertig im Gegensatze zu den Litauern, die öfter untereinander Prozesse führen.

Abb. 43 deutet ein Melneragener Gehöft eines der bemittelten Besitzer an. Es ist in der Anlage nicht erheblich von den litauischen

Abb. 43.



Melneragener Gehöft.

A Wohnhaus (Mages, Gywenamoi, Giwenimas, Maje). — B Speicher (Klete) mit Kleider-, Vorrats- und Knechtekammer. — C Keller (Kelderis) aus Stein, mit darübergebauter Vorratskammer. — D Speicher des Altsitzers. — E Holzraum für Bretter und Nutzholz. — F Brennholzhaus. — G Garten (Darsze), dahinter Wald (Mesz, Girre). — H Zaun (Žugs, Sete, Twora). — I Stall (Staldis) mit Geschirrkammer b und Scheune c (Skune, Skunesgals, Bertainis) mit Tenne (Klonas). — K Weg (Zelsz, Kelis). — L Hof (Kiems, Ziems).

verschieden. Die preussischen Kuren haben ja als Fischer gar keine Gehöfte. Die Entwicklung eines solchen hat die Lituanisierung zur Voraussetzung. Gemeinsam ist den Gehöften am Strande die rechteckige Anlage; das Wohnhaus steht nie in der Mitte, sondern inmitten einer Langeite, immer mit der Vorderseite nach dem Hofe (Kiems, Ziems) gekehrt. So in Abb. 39, 41, 43. Merkwürdig ist Abb. 43 wegen

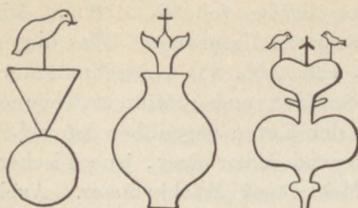
des doppelten Hausflures. Abb. 43 hat die meisten Einzelgebäude in Melneragen. Das Wohnhaus hat eine Größe von  $25 \times 8$  m. Die angebauten Stuben 2a und 2b sind jüngeren Ursprungs. Was diesen Hof von dem schameitischen (siehe S. 125, Abb. 24) besonders unterscheidet, ist der Mangel einer selbständigen und größeren Scheune; der Grund ist in der Hauptthätigkeit der Kuren gegenüber den Schameiten zu suchen. Diese sind vorwiegend Ackerbauer, jene Fischer. Dementsprechend mangeln Fleisch-, Mehl- und Milchammer. Auch das Fehlen der Badestube, des Flachstransportgestelles und des Rauchhauses fällt auf.

Ähnlich in der Anlage ist ein anderes gleich großes Gehöft mit weniger Gebäuden, auch in Melneragen. Ist Abb. 43 fünfmal parallel der Kleinseite geteilt, so das andere sechsmal. Von links nach rechts sind die ersten zwei Zimmer vermietet, zu zweit folgt der dreiteilige Hausflur, dessen Mittelteil zur Küche benutzt wird. Zu dritt reihen sich Mietsstube und Kammer, zu viert ein ungeteilter Hausflur an, der vor und hinter dem Hause in einem Vorflur (Priangis) endet. Die fünfte schmale Zimmerflucht ist dreiteilig, der mittelste Teil ist eine Küche, die beiden anderen sind Vorstuben zu den folgenden zwei größten Zimmern des Hauses. Vor dem Hause und Hofe (an Stelle von D, I, B) liegt ein Garten, dahinter die Abb. 43 I entsprechende Stallscheune. An Stelle von F steht eine dreiteilige Klete mit Knechtekammer, Holzstall und Netzraum. Der Keller steht auf derselben Stelle wie Abb. 43 C. — Die Giebelzier wird immer seltener und unterscheidet sich wenig von der in Litauen, ja in ganz Nord- und Mitteldeutschland gebräuchlichen; werden ja nicht selten diese Zieraten von Handwerkern jenseits des Haffs hergestellt. Man verwendet zweierlei Schmuckart, ein- und doppelteilige. Die einteilige hat meist Urnen- oder Kreisform, auf der sich ein Kreuz oder ein Vogel erhebt; sie ist in Preil vorherrschend (Abb. 44). In Pillkoppen ist neben dem Doppelhorn (Abb. 47 g) der Fisch gebräuchlich, öfter auch als Wetterfahne.

Die zweiteiligen sind aus der noch in Preil vorhandenen einfachen Grundform (Abb. 46 a), der Gabel  $\nabla$  hervorgegangen. Die frei gewordenen Enden hat man zu allerlei künstlichen Formen ausgebildet, so zur Doppelhacke (Abb. 46 b), zur Katze mit Maus in Karkelbeck (Abb. 46 c). Der Doppelvogel- oder Doppelpferdekopf ist die gewöhnliche Form und zeigt sich von der flachsten Gestalt an bis zur feinst geschmückten und mit Blumen, Kreuzen und Herzen gezierten.

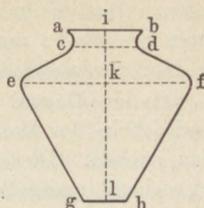
An eigentümlichen Hausgeräten ist nichts Altertümliches mehr vorhanden, man kennt weder die Kanklys und Truba mehr, noch Kriwule, Karine u. dergl. Hingegen ist die Handmühle noch im Gebrauch, und der Name des Schulzenstabes hat sich auf die Gemeindeversammlung übertragen. Eigenartig haben sich jedoch die hölzernen Grabkreuze und Grabplatten erhalten. Die Grabkreuze herrschen im

Abb. 44.



Preiler einteiliger Giebelschmuck.

Abb. 45.



Nehrungsurne.

(S. Schieferdeckers Bericht.)

Zu Abb. 45: a b 100 bis 240, c d 61 bis 321, e f 109 bis 365, g h 39 bis 160, k l 180 bis 240 cm. — Wanddicke 12 cm.

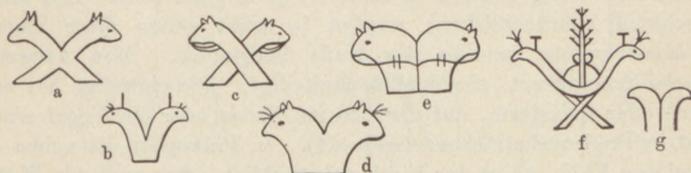
Abb. 46.



Zweiteiliger Giebelschmuck.

a aus Preil; b aus Melneragen, 1835; c aus Karkelbeck.

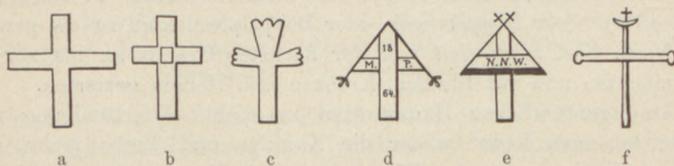
Abb. 47.



Giebelköpfe.

a Karkelbeck; b Preil; c Melneragen 1840; d Melneragen 1865; f Nidden; g Pillkopen.

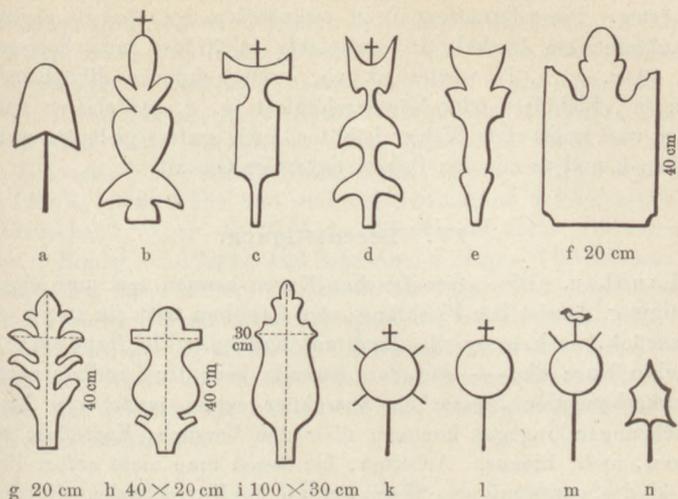
Abb. 48.



Grabkreuze.

a Festland, Schwarzort, 1 m  $\times$  1 m; b Schwarzort, auch Nimmersatt, 75  $\times$  50 cm, Bretter, 15  $\times$  8 cm; c = b; d Nimmersatt, 0,75 cm lang, 0,50 cm breit, 2,15 cm Verlängerung des Deckbrettes nach unten; e Melneragen; f Preil.

Abb. 49.



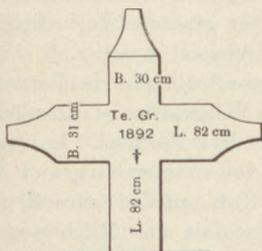
g 20 cm h 40 × 20 cm i 100 × 30 cm k l m n

Grabplatten.

Preil a, k, l, n; Rossitten m; Nidden b, c, d, e; Schwarzort f, g, h, i.

Abb. 50.

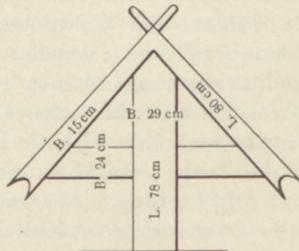
Grabzeichen für Männer  
und Frauen.



Grabschrift z. B. Teodor Graubschus  
† 1892.

Abb. 51.

Grabzeichen für Kinder  
in Bommelsvitte.



Grabschrift z. B. Anicke Brenzis  
† 1894.

ganzen Gebiete, auf dem Festlande ausschliesslich, auf der Nehrung haben sie zierlichere, kleinere Form angenommen. Die Enden sind oft dreiteilig. Die Bedachung ist nicht mehr ausschliessliches Kennzeichen des weiblichen Toten. Die Grabplatten lassen sich auf zwei Grundformen zurückführen, auf das Blatt und auf die Urne (Abb. 49).

Die Nehrungsurne (Abb. 45) ist von Dr. P. Schiefferdecker 1873 in einem „Bericht über eine Reise zur Durchforschung der Kurischen Nehrung in archäologischer Hinsicht“ ausführlich behandelt, seine Ergebnisse sind unter Abb. 45 angegeben. Er sieht in ihr und überhaupt in den Gräberfunden auf der Nehrung einen Beweis mehr, daß die

ehemaligen Dünaanwohner und die Nehrunger demselben Volksstamme angehörten. Diese Urne kommt in verändertem Schattenrifs gleichsam mit aufgesetztem Deckel als Grabplatte in Nidden und Schwarzort (Abb. 49 c, e, h, i) wiederholt vor. Die einfache Blattform als Epheu (n), Eichblatt oder Löwenzahnblatt (g, d, b), andere spatenförmige und kreisrunde Blätter könnten auch anders gedeutet werden, so haben k und m mit den Beinen tierartige Gestalt.

#### IV. Beschäftigung.

Landbau. Die ostpreussischen Kuren kennen fast nur eine Beschäftigung, das ist der Fischfang; der Landbau tritt als zweite gänzlich zurück, noch mehr die Jagd auf Krähen. Ein Handwerk lernt der echte Kure nie. — Auf dem Strande beut der Landbau vermöge der ackerbauenden litauischen Anwohner schon mancherlei Frucht; die Nehrunger hingegen kommen über den Versuch, Kartoffeln anzupflanzen, nicht hinaus. Arbeiten, bei denen man nicht sofort Frucht sieht, sind ebensowenig des Slowinzen wie des Kuren Sache. Künstliche und saubere Kartoffelzucht überläßt man schon um deswillen den Deutschen, weil der Sandboden in den Klucken wie auf der Nehrung erst durch Mischung mit Moorstaub, Land und Dünger einigermassen fruchtbar wird. Das Festlegen der Wasserdünen auf der ganzen Nehrung, besonders bei Pillkopen und Schwarzort, wird ja dem Landbau bedeutenden Vorschub leisten. Schwarzort und Rossitten haben überdies in ihren Wäldern und Waldwiesen weit eher günstige Vorbedingungen als Nidden, Preil und Perwelk. Dies Kirchspiel weist z. B. in ganz Preil und Perwelk an Bäumen nur einige Obstbäume in Perwelk im Garten von Fr. Bastickis auf. Auch der Wieswachs ist hier äußerst gering und beschränkt sich in Preil auf drei Besitzer. Im Sommer nehmen die Preiler, um Milch zu haben, von Windenburg und Kinten Kühe auf Ausfütterung. Aber wer seine Kuh auf die äußerst magere fiskalische Dammweide in Preil schickt, wo sie der Milch wegen im Sommer „in Pension“ weilt, muß 1,5 Mk. an die Dünenbaukasse im voraus zahlen. Eine Kuh giebt hier täglich 1 bis 2 Liter Milch. Man findet an Küchengemüsen fast gar nichts im kurischen Gebiet; Weißkohl, Mohrrüben und Wrucken holt man vom Markte. Auch die Zahl der Blumen und Ziersträucher ist gering, in Melneragen giebt es Flieder und Georginen. Auf den Äckern baut man hier Kartoffeln, Roggen, Hafer, Gerste; als Dung benutzt man Seetang. Die Ernten sind spärlich. Jedes Haus hat sein ärmliches Gärtchen, als Obstbäume sind daselbst hervorzuheben: Sauerkirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Stachelbeeren. An Gartenpflege fehlt es, doch hat man der Schule einen mit Kiefern und Bretterzaun umgebenen, 13 × 20 m großen Garten beschieden, den Sand weggeschafft und durch Lehm ersetzt, 12 Obstbäume zieren ihn.

Der immer deutscher werdende Badeort Schwarzort bietet aber im Sommer alles, was das Festland hat. Am Strände und bei Schwarzort treten neben Nadelbäumen besonders die Weide (*Witulis*) auf, die als Schutz gegen den Sand überall gepflanzt war, außerdem Birke (*Berse*), Erle (*Alksne*), Espe (*Apse*). Getreidefelder fehlen, Kartoffelfurchen sind selten vorhanden. Von Haustieren sehen wir: Pferd, Kuh, Schwein, Schaf, Hund, Katze, Huhn. Preil besitzt beispielsweise zwei Pferde, sechs Kühe und einige Schweine; im Winter erhöht sich der Eisfischerei wegen die Zahl der Pferde auf sechs. Bommelsvitte besitzt 9 Rinder, 15 Pferde, 468 Schweine, 6 Ziegen, 769 Hühner. Jede Gemeinde hat ihren Hirten. So treibt der Preiler den ganzen Sommer durch frühzeitig das sämtliche Gemeindevieh auf die Weide und bringt es abends zurück. Er erhält 60 Mk. Jahreslohn und reihum bei den Viehbesitzern Kost und Schlafstelle. Ihn kennzeichnet keine Trube, sondern nur Schäferstock und Brotbeutel, Brot und Fisch für Mittag und Vesper enthaltend.

Krähenfang. „Wenn Giltine Wald und Gesträuch entblätterte, wenn im Geäst statt Vogelgesang das Knarren der dünnen Äste zu hören ist, wenn das Elch entflohen und der Habicht seinen Raub eingestellt hat, wenn der Herbst begann und sämtliche Freuden erstarben, dann preisen nur noch die Krähen des greulichen Herbstes Freuden.“ So etwa singt Donalitus in seinem „Herbst“ von Ostpreußen, dem Lande der Krähen. Warninken, Warninkehmen und zahlreiche andere Orte haben ihren Namen von den unzähligen Krähen erhalten, die Ostpreußen bevölkern. Schon alte Schriftsteller gedenken des schwunghaft betriebenen Krähenfanges, von dem uns Donalitus ein hübsches, auf Tolminkemen bezügliches Bild liefert. Dotschys, der Erzlump, hatte einem tölpelhaften russischen Knechte, Durrak, die Flinte gegeben, damit er ein Dutzend edler Krähenbraten erhalte. Durrak schoß so dumm, daß die Scheune in Brand geriet und er sich selbst verwundete. Da kam der Amratsrat zufällig, ließ den Dotschys in Eisenketten legen, auf dem Schlitten ins Gefängnis fahren und in fünf Tagen vor zahlreichen Zeugen gegen ihn verhandeln. Dotschys stellte sich erbärmlich und seufzte; als aber die Zeugen gegen ihn aussagten, stemmte er die Hände in die Hüften:

„Was denn kümmert es euch“, so sprach er, „ihr gnädigen Richter, Daß ich, wenn mich einmal nach Krähenbraten verlangt, Mir zu dem Mittagmahl ein paar der Bestien schieße?  
Hat der König nicht selbst sie auszurotten geboten?  
Unter den Litauern giebt's gar viele sehr protzige Bauern,  
Viele der Knechte sogar, die solcherlei Speise verachten,  
Aber mir ist's ganz gleich, hab' ich nur Fleisch auf der Schüssel.  
Wollet ihr einem Armen, wie mir, solche Bissen nicht gönnen?  
Ist's nicht genug, daß ich euch abliefe die Füße der Krähen  
Und, wie dem Bauer Pflicht, von zwölf gefangenen Spatzen

Jährlich schleunigst die abgedrehten Köpfe euch bringe? —  
 Habt ihr Herren uns ja doch schon so von allem entblößet,  
 Dafs uns hinfort zum Essen nur bleiben noch Ratten und Eulen.“  
 (Donalitus, Winter, 342 ff., übersetzt von Passarge.)

Zahlreiche Kanzelermahnungen gegen das Krähenschiefen wurden nur der Feuersgefahr wegen erlassen, der Krähenfang ward gern gesehen. Die Preiler sind beim Krähenfang äusserst fleissig. Sie fangen im Herbst oft an einem Tage je 150 Stück. Ein viereckiges Netz führt mit langer Leine zu einer etwa 20 m entfernten Strohbude, die gerade so groß ist, dafs sich ein Mensch darin verbergen kann. Das äusserste Netzende ist durch einen Plock festgemacht und an der Erde befestigt. Am Netze liegen Stinte als Lockspeise, und ein lebender Rabe ist als Lockvogel angebunden. Wenn man keinen hat, bedient man sich eines schwarzen Huhnes. Sind eine oder mehrere Krähen an den Stinten, so zieht der Fänger die Leine so derb an, dafs die Gefangenen nicht unter dem Netze hervorkönnen. Dann beißen die Fänger den Krähen den Kopf ab, die anderen bedienen sich zur Tötung einer Zange oder eines spitzen Messers. Zu Hause rupft man die Federn ab, die zum Stopfen der Betten verwendet werden. Das Fleisch wird gekocht und gegessen, der Vorrat wird in einem Pökelfafs für den Winter eingesalzen. Die Nehrunger werden von den Litauern an der anderen Seite des Haffs scherzhaft Krähenbeifser, jene von diesen Kaulbarschpelze genannt.

Fischfang. Kein Volk ist mit solcher Zähigkeit, mit solchem freudigen Fatalismus Fischer als die Kuren; nur ganz selten geht aus ihnen ein Strandbedienter oder ein Gastwirt, ein Handwerker oder gar ein Gelehrter hervor. Und wenn ihnen die See die Hütte wegspült oder der Sand ihr Häuschen zuschüttet, wenn der Fischreichtum immer karger wird und drückender die Steuern: der Kure bleibt, was er ist, mögen sich bessere Stellungen oder lohnenderer Verdienst bieten. Er wird, wie Beispiele beweisen, unglücklich in einem anderen Verhältnis, er verliert Ruhe und Sicherheit und kehrt gern zu seinem jahraus jahrein gleich einförmigen Fischerhandwerke zurück. So rauh und derb die Arbeit ist, so willig thut sie der Kure gleich dem Slowinzen von früher Jugend an zu jeder Jahreszeit, — bis in die fünfziger Jahre hinein. Dann tritt er den Schauplatz seiner Thätigkeit seinen Kindern und Schwiegersöhnen ab. Er thut dies nach altem Gebrauch so früh aus wirtschaftlichen Gründen; nur zeitige Heirat der Kinder und zeitige Selbständigkeit in bester Manneskraft sichern die Erhaltung des geringwertigen Eigentumes und die Begründung eines möglichst reichlichen Familienstandes, der sich bei allen Arbeiten nützlich erweisen mufs. Die Alten werden, wie am Lebasee, Altsitzer; sie stricken Netze und richten mit den Frauen und Kindern die zerrissenen wieder her. Sie ziehen Leinen und setzen Angeln; alles hat immer mit den Netzen zu thun.

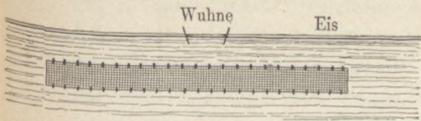
Man kann im allgemeinen sechs Arten Fischerei unterscheiden: 1. den Stint- und Kaulbarschfang, 2. die Winterfischerei, 3. den Lachs-fang, 4. den Aalfang, 5. die Keitel- und 6. die Kurrenfischerei.

Der Stint- und Kaulbarschfang. Er dauert vom Dezember bis zum Januar und wird auf dem Haff derartig ausgeführt, daß man in eine Wuhne ein  $15 \times 1\frac{1}{2}$  m haltendes Kaulbarschnetz (Pukinnis) einläßt; jeder Fischer gleichzeitig drei bis vier. Man fängt Kaulbarsche und messerlange Stinte, die von Menschen gegessen werden und nicht mit den kleinen Sommerstinten verwechselt werden dürfen, aus denen man Schweinetrunck bereitet. Das Schock solcher Stinte verkauft der Kure mit 50 Pfennigen. Obwohl die Auslagen zu dieser Fischerei, der billigen Netze und der Mühelosigkeit wegen, gering sind und selbst von den Ärmsten bestritten werden können, ist doch des spärlichen Fanges wegen der Verdienst kaum nennenswerth und gewährt nur knapp, daß der Fischer mit den Seinen von der Hand in den Mund leben kann. Viele machen gegen 100 Mk. Schulden im Winter. Und der gilt als der Vornehmste, dem der Kaufmann am meisten borgt. „Ein armer Fischer bin ich zwar“, gilt von den Kuren wie von den Kluckenern. Der Kure spart nie, genau wie seine Genossen am Lebasee. Was soll das? Man muß ja doch jeden Tag hinaus aufs Haff oder Meer fahren, das Geld in der Tasche ist wertlos, wenn es nicht verwendet wird. Er bringt auch im Sommer nicht mehr auf, als daß er die alten Schulden bezahlt, den Tagesbedarf deckt, aber keinen Heller für den Winter spart. „Ach was, der Kaufmann wird bei Heller und Pfennig bezahlt, sobald ich's habe“, ist des Fischers ehrliche Ausrede. Da aber oft zu viel Zeit bis zu diesem Zeitpunkte vergeht, rückt öfter der Gerichtsvollzieher ein und ist so manchem von ihnen bekannt.

Die Wintergarnfischerei ist ein Vorrecht der bemittelten Fischerwirte. Die Netze sind teuer, der Betrieb kostspielig, der Erfolg ungewiß, dafür ist ein glücklicher Zug aber auch lohnend genug. Sie wird genau so von den Slowinzen betrieben und dauert auf dem Lebasee wie auf dem Haff vom Dezember bis März. In Preil beteiligen sich je acht Menschen mit zwei bis vier Pferden. Man fängt außer Stinten und Kaulbarschen noch Barsche, Hechte, Zander und zieht oft für 300 und mehr Mark Fische heraus, die sofort von Händlern aus Memel und Kinten gekauft werden. Auch hierbei „spendieren“ die Händler reichlich Schnaps und Cigarren, um die Fischer weniger „äufsern“ zu stimmen und billige Ware zu bekommen. Die Pferde müssen aufwinden. Das Netz, gestrickt mit Galdens und Saiwe, ist  $360 \times 5$  m groß. Inmitten der beiden Flügel ist an der Heftung ein 4 m großer Sack, dahin müssen die Fische schwimmen. Das Lachsnetz (Lachswad) ist in Nidden 190, Strömlingswad 130 m breit. Klippnetze (Nidden) sind oft kleiner und können von zwei Männern gezogen werden. Ein Zug dauert einen ganzen Tag, kann aber auch auf mehrere ausgedehnt werden. Man hackt (s. S. 17) an zwei entfernten Stellen große

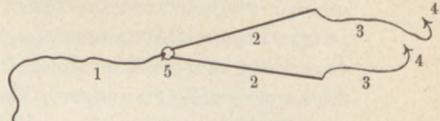


Abb. 53.



Kaulbarschnetz, kur. Pukinnis, 15 m lang, 1½ m breit.

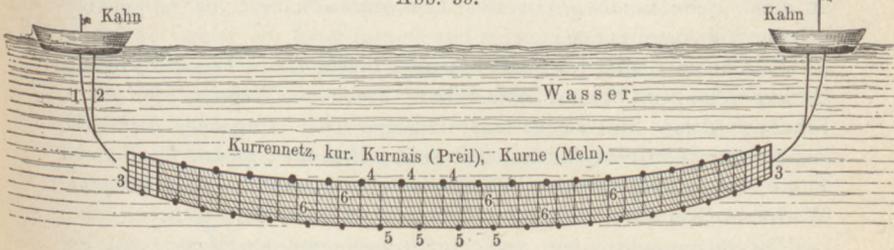
Abb. 54.



Dorschangel (Kappel).

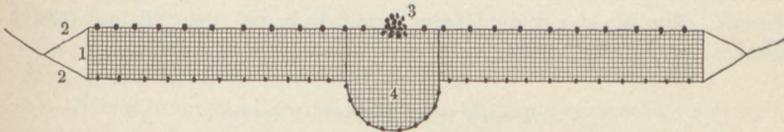
1 Leine. — 2 Eisenstäbe. — 3 Schnuren. — 4. Angel. — 5 Ring.

Abb. 55.



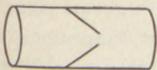
1 Driewlin, nur kur. — 2 Schwanklien, nur kur. — 3 Kur. Schullmister, welcher 7 m lang und von starkem Garn ist, damit sich das Netz beim Herumschleudern nicht abnutzt. — Flotten, plattd. Fleet, kur. Plukstis, Plukste. — 5 Faustgroße Steine, kur. Akminig (Preil), Akmenis (Meln.). — 6 Gadder, kur. Leeks, ein sehr weitmaschiges, zu beiden Seiten des Kurrennetzes sich hinziehendes Netz. Die Länge des ganzen Kurrennetzes beträgt 200 m, seine Breite 3 m; in Melneragen hat man vier Netze von je 65 m Länge zusammengebunden.

Abb. 56.



360 m lang, 5 m breit. Winternetz, kur. Sziemos Tinklas, Siemestklis.  
1 Buttis, nur kur. — 2 Buttlien. — 3 Span. — 4 Kur. Metrische.

Abb. 57.



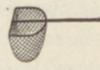
Zese,  
Zeise.

Abb. 58.



Kescher.  
(Kesselis.)

Abb. 59.



Bernsteinkescher.  
(Dsintarekesselis.)

Die Kurrenfischerei findet im Sommer und Herbst mit zwei Kähnen und zwei Menschen statt. Zwei binden ihre Netze zusammen, je 200 × 5 m groß. Tag und Nacht dauert der Fang. Er ist wenig lohnend. Die großmaschigen Netze schwimmen so wie das Winternetz; man segelt vor dem Winde. Erst zieht man die Netzenden, dann das ganze Netz in den Kahn.

Die Keitelfischerei beginnt im September und ist wenig ergiebig, sie liefert wenig Aale, meist kleine Stinte. Auf einem Kahne ist ein Fischer mit seinem Gesellen. Man läßt das Netz so ein, daß es wie ein umgestülpter Zuckerhut im Wasser steht. Unten wird das Netz immer engmaschiger. Das Boot segelt mit halbem Winde Tag und Nacht.

Ein charakteristisches Netz ist noch die Zese, ein sackartiges,  $4 \times 4$  m großes, hinten immer engmaschiger werdendes Netz mit Kehle in der Mitte. Die Dorschangel (Kappel) besteht aus einer Leine, an deren Ende ein Ring mit zwei Eisenstäben hängt, die in je einer Schnur mit Angel enden.

Fischnamen sind für Dorsch Menzas, Lachs Lasis, Flunder Plekste, Hering Silke, Stint Stente, Zerte Sebbre, Seequappe Wegelis, Stör Sture, Schnäpel Siks, Butterlachs oder Spezker oder Junglachs Pedsekis, Zander Starks, Hecht Lideks, Aal Sutis, Brassen Kasche, Kaulbarsch Pukis; selten sind Kanklys und Salats, eine kleine Maräne. Gemüse: Weiskohl (Kapuste), Mohrrübe (Germule), Wrucke (Setene).

In Bommelsvitte hat man ein Strömlingstreibnetz zu 4 cm, ein Staknetz zu 2,5 cm, ein Zugnetz zu 2,5 cm und einen Kescher zu 2 cm Maschenbreite. Die Reuse (Wenter) ist 7,5 m lang und vorn 1 m breit, der Kescher 1 m lang, das Staknetz 60 m, das Zugnetz 30 m, das Lachsnetz 12 m, das Aalnetz 50 m.

Das Schaf nennt man Awe, das Lamm Gers, die Kuh Guwe, das Pferd Sirge, das Schwein Cuka, den Hund Suns, Szu, die Katze Kake, den Kater Runcis, das Huhn Wiste, Wiszte, den Hahn Gailis, Gaidis. Der Kirschbaum heißt Wisznis, der Birnbaum Trauszis, der Apfelbaum Obulis, Abulis, der Stachelbeerstrauch Buberei, der Pflaumenbaum Plume.

## V. Feste und Feierlichkeiten.

Sonn- und Wochentag. Die sociale Überlegenheit des herdenbegüterten Berglappen gegenüber dem armen Seelappen findet ihre Entsprechung bei allen Stämmen am Baltischen Meere von Domesnäs bis zum Lebasee. Die Slowinzen sind weit ärmer als ihre germanisierten landsässigen Volksgenossen im Süden. Die Strandliven führen ein viel ärmlicheres Dasein als die hinter ihnen hausenden lettisierten Kuren, und ebenso ist das Verhältnis zwischen den Nehrungern und Strandkuren gegenüber den auf dem Lande wohnenden lettischen und litauischen Brüdern. Alle die genannten ärmlichen Strandvölker haben eine Eigenart in ihrem täglichen Schifferleben entwickelt, die eher unter sich als mit der ihrer ackerbauenden Nachbarn übereinstimmt. Liegen ja bei den Strandleuten die gleichen Bedingungen des Bodens, des Erwerbes, der Nahrung, der Witterung vor, die auf die Dauer mächtiger als Volks- und Blutsbande wirken und ketten.

Der Wochentag eines kurischen Fischers gleicht so ziemlich dem des Slowinzen und Liven. Während aber jene in der Frühe ihr Tagewerk beginnen, fängt es der Kure abends nach Sonnenuntergang an. Da fahren die Fischer auf ihren Booten, jedes Dorf gemeinsam, auf die Höhe des Haffs, des Meeres, des Lebasees. Am Morgen kehren sie zurück, der Kaschube aber viel früher. Der Kure richtet es so ein, daß er gerade rechtzeitig nach Hause kommt, um den Fang nach Kinten oder Memel auf den Markt zu bringen, gewöhnlich zu Boot. Ist aber der Fang gering, so bedienen sich die kurischen Frauen der Körbe, Karren und Handwagen zur Reise auf den Markt. Wer ein Pferd hat, läßt die Frau fahren und verkaufen. Kurin wie Litauerin gehen gleich geschickt mit dem Pferde um; Ostpreußen war ein Pferde-land, lange bevor die ersten preufsischen Könige die weltbekannten Stutereien anlegten. Während die Kurin auf dem Markte handelt, haben die Brüder und Männer zu Hause trockene Kleider angezogen, beim schwarzen Kaffee ein derbes Frühstück von Fischen und Kartoffeln eingenommen und sich dann schlafen gelegt. Die Kuren schlafen schon, wenn die Litauer und Ostpreußen, die ja in ganz Deutschland das lange Schlafen lieben, noch liegen. Nun wird es allmählich Mittag, die Frauen kehren zurück, ein zweites ähnliches Mahl folgt. Mus mit Weizenmehlteilchen gilt als besonderer Genuß, doch verschmäht man auch nicht rohe Fische mit Zwiebeln, Salz und Pfeffer. Die Fische werden mit den Kartoffeln zusammen gekocht, ohne Butter und Sahne, aber mit viel Zwiebeln, Pfeffer und Salz, den Lieblingsgewürzen der Strandbewohner. Die Krähen wie die Fische werden fast nur gekocht, selten gebraten oder gebacken gegessen. Im Sommer ißt man zuweilen die gekochten Eingeweide der Aale. Im Winter schlachten viele ein Schwein und bevorzugen Sauerkraut. Auch Bohnen und Erbsen kocht der Kure gern.

Nachmittags werden die Netze in Ordnung gebracht und alles, was man bei der Fischerei braucht. Die Männer stricken, die Frauen flicken. Dann wird die nötige Arbeit in Haus, Hof und Kartoffelbeet gemacht. Um 4 Uhr trinkt man Thee und ißt nochmals. Den Thee genießt man mit Zucker, wenn nicht ein Unwetter die Verbindung mit Memel und seinen Kaufläden unterbrochen hat. Wenn die Nacht stürmisch war und das Fischen nicht zuliefs, fährt man bei Tage auf die Höhe. Am Abend beginnt der Fischfang aufs neue; einige feiern am Donnerstag abend, andere am Freitag abend; insbesondere schweigt da das Surren des Spinnrades.

Die Sonntagsfeier beginnt am Sonnabend um 6 Uhr. Man fährt nicht auf den Fischfang, sondern wäscht den Oberkörper und legt ein frisches derbes Hemd an. Die Nehrunger setzen sich dann ruhig vor die Thür und unterhalten sich, wenn nicht etwa ein Gebetsbruder eingetroffen ist und Gebetsversammlung abhält. Die Melnegener Kuren und ihre Nachbarn hingegen gehen meist nach Memel

in die Fischerkneipen und kaufen zuvor für den Haushalt dort Wirtschaftsgegenstände, Küchenbedarf, Leckereien ein. Früh morgens gehen die Kirhdörfler in ihre Kirche; die entfernten aber, so die Preil-Perwelker, versagen sich den 8 bis 14 km langen Weg. Die Slowinzen wandern bekanntlich trotz ebenso großer Entfernung regelmässig in die Kirche; die Preil-Perwelker kaum einmal im Jahre. Diese Kirchenbesucher gehen nach dem Ende des Gottesdienstes nicht, wie die Slowinzen, in den Krug, sondern kehren bei Freunden ein, machen Krankenbesuche und gehen dann nach Hause. Die kurischen Nichtkirchenbesucher aber nehmen ihr litauisches Gesangbuch zur Hand und singen unter Leitung des Hausvaters nach dem Aufstehen einige lange Lieder; die Länge soll vielleicht den Inhalt ersetzen oder von der unentwegt ausdauernden Frömmigkeit Zeugnis ablegen. Nach dem Frühstück nimmt der Vater die Postille und liest der aufmerksam lauschenden Familie nach gemeinsamem Gesange eine Predigt vor. Dann folgt der Gesang mehrerer Lieder bis zum Mittagessen, das am Sonntag öfter Klöße mit Pflaumen oder Mus, Rindfleisch mit Reis und dergl. bietet. Nachmittags singt und betet man wieder, und gegen Abend beginnt der Werkeltag mit der Ausfahrt der Netze und Fischerkähne. Die Strandkuren besuchen am Sonntag auch zuweilen ihre Friedhöfe, die Preiler nie, „man würde die Toten nur in ihrer seligen Grabesruhe stören und ihnen Ungelegenheiten bereiten“.

Eine neue Farbe verleiht dem Sonntage wie jedem übrigen Tage das Erscheinen eines Reisepredigers oder Sakitojis. Die Wirksamkeit der Maldininker oder Surinkimininker ist tiefgehend. Und mag auch hier und da beabsichtigte oder unbeabsichtigte Heuchelei, selbstgerechtes Mucker- und Schwindlertum mit unterlaufen, nach meinem Dafürhalten ist bei den jetzigen Verhältnissen der Nutzen der Gebetsversammlungen größer als der Schaden. Der Reiseprediger kehrt bei einem bestimmten Fischer ein und wird aufs beste bewirtet. Wer nur kommen kann, kommt in die niedrige Stube, wo alles dicht gedrängt sitzt. Die Andacht dauert sehr lange. An einem Tische sitzen die Laienprediger und predigen abwechselnd. Mit lauter Stimme, etwas verworren, reden sie und legen das Wort der Schrift aus, wie sie es verstanden haben, und kommen dabei wie in Hebels Kannitverstan gewöhnlich vom Irrtum zur Wahrheit. Denn überall lassen sie ihren Grundgedanken durchblicken: „Ihr seid unbekehrt, seid Sünder, müsst besser werden. Liebt eure Nächsten; schändet den Sonntag nicht, sondern widmet euch ganz göttlichen Dingen, thut Buße!“ Die Hörer folgen lauschend dem mutigen Redner, der ja auch nur ihresgleichen ist, und spenden ihm reichlich Beifall; seine Predigt dünkt ihnen verständlicher als die des Pastors. Eins behalten sie: sie müssen sich bessern, und dieser erzieherische Gedanke haftet mit aller Innigkeit.

Sonntags trägt der Kure bessere Kleider als Wochentags. Der Fischer in Nidden hat Wochentags wollenes Unterhemd, breite blaue

oder weiße Hosen, blaue Tuchweste, graue oder blaue Leinenjacke, lange Wadenstiefel, einen Südwester, d. h. einen Sturmhut mit Nackenschutzleder oder eine Mütze aus gefirnifster weißer Leinwand; in Preil ist die Leinenweste hinten mit roten Bändern versehen. Sonntags geht er modisch; Mütze, Weste, Hose, Jacke sind aus marineblauem Tuch; die Sommerhose ist weißleinen; man merkt den Einfluß des Seesoldatendienstes. Die Kuren auf dem Festlande haben sich schon mehr der allgemein modischen Kleidung angeschlossen.

Die Frauen tragen alltags einen groben (Kedelis), sonntags kurze schwarze, zuweilen gesprenkelte Faltenröcke; meist recht viele übereinander, das soll die Wohlhabenheit andeuten. Die Litauerinnen bevorzugen bekanntlich die gestreiften Röcke in ihrer vielartigen Bunttheit, schätzen indes grünseidene Kleider noch höher. Die ärmellose Weste oder Miederjacke aus Baumwolle oder Sammet ist entweder ausgeschnitten oder bis zum Halse zugehakt. Das Oberhemd, oben fein und weiß (Wirshupschis), ist am Kragen und den Handenden faltenreich und schwarz gestickt, die untere Hälfte von der Taille ab (Sterbles) ist von Sackleinwand. Schürzen sind nach der verschiedenen Gegend entweder bunt gestreift oder grünseiden; darunter hängt eine schöne gestickte Tasche mit selbstgeflochtenem, buntem Taillenbände, das große Quasten zieren. Die Tasche dient zur Aufbewahrung des Tuches und der Börse. Bernsteinbrotschen gelten als Schmuck. Das Kopftuch ist verschiedenartig. Bei den Nehrungen haben die Mädchen das Haar frei, die Zöpfe hängen herab oder sind kranzartig aufgelegt, zuweilen mit Moos- oder Rautenkränzen geziert. Binden sie ein Kopftuch um, so müssen hinten ein Schwanz, seitlich zwei Zipfel zu sehen sein. Die Frauen tragen einen richtigen Turban (Muturis), den sie am Sonntag so winden, daß die beiden Endzipfel lang hinten herunterhängen. Sehr selten sieht man den früher gebräuchlichen weißen Shawl (Raischtas); man wand ihn so um den Kopf, daß der Scheitel frei blieb, der Knoten im Nacken saß und die Enden herunterhängen. Im Sommer gehen die Frauen gewöhnlich barfuß und bedienen sich der Wadenwickler (Aukles), sonst tragen sie weiße Woll- oder Baumwollenstrümpfe und derbe niedere Lederschnürschuhe mit Absatzstreifen, bei der Fischerei Männerstiefel. Die Füße können sich der kurzen Röcke wegen sehr frei bewegen.

Geburtstag. Kurz nach der Entbindung findet das Geburtsfest statt. Früher nahm man möglichst das ganze Dorf zu Paten; jetzt nur wenige. Die Gäste werden mit den übrig bleibenden Speisen beschenkt, wie früher in ganz Deutschland, als man jedem Gaste ein Tuch mit Kuchen, Wurst u. dergl. band. Besondere Gebräuche haben sich sonst nicht erhalten. Man bevorzugt immer noch litauische und lettische Rufnamensformen, so in Preil: Mickis, Hannis, Fritzus, Mertiens, Adam, Willems; Anne, Maryke, Jette, Madle, Gatte, Else, Dore, Jule. Noch beschränkter ist der Kreis der Familiennamen. In

Preil-Perwelk giebt es: Peleikis, Engeliën, Leberenz, Freud, Radmacher; in Karkelbeck: Patra; in Melneragen besonders Bastickis, Tydiks, Jaudzems; in Nimmersatt: Koegst, Schuischel; in Nidden meist: Sakuth, Pietsch, Blode. In Bommelsvitte sind die verbreitetsten Rufnamen: John, Martin, Michel, Wilhelm, Karl, Henry, Franz, Richard, Erich, Albert, Johann, Jakob, Hans; Minna, Jenny, Marie, Maricke, Katryne, Barbe, Friederike, Ilse, Käte, Ottilie, Lina, Marinke, Gertrude, Therese. Daraus erhellt, daß, abgesehen von den durch den Schiffahrtsverkehr eingeführten englischen Namen, die deutschen Knabennamen allenthalben gesiegt und nur bei den Mädchennamen die litauischen noch nicht ganz verdrängt sind. Die Familiennamen gewähren natürlich ein ganz anderes Bild. Wohl giebt es auch hier die Müller und Schmidt, Vinke und Ewald, Scheffler und Meissner, Konstantin, Lorenz, Behrendt, Pieper und Hinzke, die litauisierten Schedeit, Elstereit. Es wiegen aber vor die: Dubbins, Doblies, Januschis, Kubillus, Obler, Fornacon (!), Tydeck, Kioschus, Broscheit, Graetsch, Kalkowsky, Makweis, Goyra, Radtke, Bagschas, Ziepa, Sakuth, Plennis, Kopschnofsky, Kawohl, Lilischkies, Megallis, Kuljurgis, Karallus, Kairies, Perkams, Gootz, Lunau, Karklin, Klaws, Tenz, Warna, Broschewitz, Kubbis, Palleit, Schweistries, Kaminske, Bratz, Preukschat, Rimkus, Jakuscheit, Romeike, Stroblies.

Hochzeit. Die Kinder bekommen, solange sie zu Hause weilen, keinen Lohn. So bald als möglich suchen sie sich selbständig zu machen, d. h. bei einem Fischer zu verdingen, dessen Tochter sie heiraten wollen, oder alles zu Hause so vorzubereiten, daß die Heirat nach überstandener Militärzeit im väterlichen Hause stattfinden und die Übernahme desselben vor sich gehen kann. Die frühe Heirat der 18jährigen Mädchen und 25jährigen Burschen hat nicht physische, sondern wirtschaftliche Gründe. Nur die zeitige selbständige Bewirtschaftung giebt dem Kuren Gelegenheit, das ärmliche Besitztum in kräftigster Manneszeit zu erhalten und bald wieder zu vererben<sup>1)</sup>. Vermögen, Schönheit und andere Begriffe der Kulturmenschheit kennt der Kure bei der Brautwahl nicht, Gesundheit, Zugehörigkeit zum Fischerstande und wirtschaftliche Tüchtigkeit sind beiderseits ausschlaggebend. Vermögen hat ja doch niemand, und die etwa anfängliche Abgeneigtheit, sagt man, wird sich schon geben, wenn man zusammen lebt. In der That führen die Kuren wie die Slowinzen Musterehen; der Mann ist in der Regel der Frau unterthan, die Ehefrau ist fleißig, beider Sinnen und Denken ist gleich, ebenso beider Dienstfertigkeit und eheliche Treue. Scheidungen sind ganz selten; beide Teile würden dabei wirtschaftlich zu Grunde gehen.

---

<sup>1)</sup> Schon Brand sagt S. 76 über die Kuren, sie heirateten sehr jung, auf daß sie bei Zeiten viele Kinder bekämen, die ihnen bei der Arbeit helfen könnten.

Am Verlobungsabend wirft der Bräutigam der Braut einen Thaler in den Kaffeetopf, die Braut bindet dem Geliebten ein schönes, buntes Halstuch um. Die Brautwerbung besorgt der Pirschlies oder Freiwerber. Sind die Verhandlungen zwischen den beiden Familien zu Ende, so werden eine Woche vor der Hochzeit die nötigen Waren eingekauft: Bier, Likör, Schnaps, Fleisch, Mehl, Cigarren. Bei keinem Feste geht es so hoch her, nie wird das Geld so verschwendet wie diesmal. Die Eltern verbacken je 1 Ctr. Weizenmehl zu Piraggen und Rosinenflädchen. Zwei Tage vor der Hochzeit gehen zwei junge Werber und laden ein. Sie tragen einen künstlichen Blumenstrauß an der Brust, daneben seidene Bänder in Grün oder Blau oder Schwarz und Rot. Mit dem Werberstocke melden sie dem halben Dorfe: „Die Braut und der Bräutigam (Namen) laden zur Hochzeit am 21. Oktober ein.“ Die Geladenen danken, versprechen zu erscheinen und stecken dem Pirschlies mit Nadeln Tücher an.

Am Hochzeitstage setzt die Braut den Myrtenkranz auf, die Gäste werden mit Kaffee und Fladen, später mit Schnaps und Bier bewirtet. Dann singt man im Brauthause einige litauische Giesmes, kniet nieder und hört die lange christliche Trauredede eines Verwandten an. Nun erst beginnt der Kirchgang oder die Bootfahrt oder die im tollten Trabe stattfindende Wagenfuhr. Die Fahrmittel sind mit Fahnen, Tannenreis und Blumen geschmückt. Vor Beginn macht der Kutscher mit der Peitsche vor den Pferden ein Kreuz, das kein Unglück passiert. Das ist sehr nötig, denn die tolle Wettfahrt der möglichst zahlreichen Wagen läuft selten gut ab. Hat man das Kirchdorf erreicht, so zieht man zuerst zur Stärkung in den Krug, dann folgt die kirchliche Trauung, und dann geht es wieder in den Krug. Den Nachhausegehenden, die meist zu gleicher Zeit aufbrechen, werden Hindernisse in den Weg gelegt, deren Beseitigung erkaufte werden muß. Am Gartenthore, an der Haus- und Stubenthür stehen des Dorfes Frauen und bieten dem Brautzuge ein Gläschen Schnaps. In Preil wird daheim nun wieder gebetet und gesungen und dann tüchtig gegessen und getrunken. In Melneragen versteckt sich die Braut bis zum Abendbrot und wird dann von der Pirschlene oder Freifrau dem Bräutigam zugeführt. Sie nimmt ihr die Myrte ab und setzt ihr den Turban auf. Dafür legt ihr die Braut ein Paar Strümpfe über die Schultern. Mangelt es an Speise und Trank, so bekunden die Preiler Unwillen und zerschlagen die Teller; nach dem Hauptessen verschwindet das Brautpaar. In Melneragen nimmt der Pirschlies drei Lichte, steckt sie an, trägt sie zwischen den Fingern und geht mit der Braut zum Zeichen des Aufbruches um den Tisch herum. Die Gäste gehen in ein anderes Zimmer oder in den Hausflur und hüpfen dort tanzend herum. Bei Beginn des Tanzes hängt die dann abgehende Braut dem Werber ein Paar Handschuhe um die Schultern, die Mädchen thun dasselbe bei ihrem Tänzer. Wer zum erstenmal zu einer Hochzeit als Gast kommt, dem bindet man

einen Rischtuwas mit Handschuhen um, „der muß eine Gans kaufen, das bedeutet Schnaps“.

Der zweite Hochzeitstag wird im Hause des Bräutigams gefeiert, wie der erste in dem der Braut. Die Schwiegermutter empfängt die nüssestreuende Braut mit Gruß und Kuß, nimmt ihr den Kranz ab und bindet ihr das Tuch um. Dann beschenkt die Braut die Verwandten, und wieder beginnt das Essen und Trinken. Danach schließt die Hochzeit. Früher dauerte sie acht Tage. Der Brautwagen enthält gewöhnlich nicht viel, nie fehlt eine bunte Lade. Der Segen soll erst kommen, das will das Nüssestreuen beim Betreten der Schwelle besagen, wie es in Nimmersatt gebräuchlich ist. Eigentümlich ist der kurischen Hochzeit das Fehlen von Dainasang und Musik, Karten- und Pfänderspiel. Man erzählt Abenteuer, singt meist deutsche Lieder, wenn man überhaupt singt, und leistet sich höchstens eine Ziehharmonika. Wenn bei der Hochzeit oder einem anderen Feste ein Teller oder Löffel mehr aufliegt, sagt man, es käme noch ein Gast.

Begräbnis. Der Tote wird in seinen besten Kleidern in einen dunklen Holzsarg gelegt, Kerzen brennen in großer Zahl. Die Gäste werden eine Stunde vor dem Begräbnis zur Beerdigung mündlich eingeladen. Dann kommen sie, essen und trinken. Am Sarge aber beginnt erneutes Klagegeschrei vor der aufgebahrten Leiche. Diese Raudos lauten heute genau noch so, als die im 16. Jahrhundert überlieferten. In den Kirhdörfern hält dann der Pastor eine Leichenrede; in Preil und Perwelk und auf dem Strande fehlt er, und ein alter Fischer spricht den Nachruf, der von Grabgesängen eingerahmt wird. Danach folgt die Schließung des Sarges und das Tragen zum Gottesacker unter beständigem Gesange. Wer zuletzt aus dem Hause geht, wirft die Sargbank um. Das hölzerne Grabkreuz mit Vor- und Zuname, Geburts- und Todestag wird mitgetragen und sofort eingesetzt. In Nidden wird der Sarg vor dem Grabe nochmals geöffnet und der Kopf des Toten zurechtgelegt. Ein langes Gebet schließt die Feier. Die Heimkehrenden halten einen langen Leichenschmaus bei Kaffee, Kuchen und Bier. — In Preil wird der Friedhof ständig vom Dünenande verweht, so daß immer wieder ein neuer angelegt werden muß. Die nach Osten wandernden Dünen decken schließlich wieder den alten Gottesacker mit Staketen und Särgen auf und legen die bleichen Gebeine bloß. Im Schädel finden sich noch die Spuren des Obolus, den der Verwandte dem Toten zur Reise ins Jenseits in den Mund legte. In Melneragen bestimmen die Leute vor ihrem Tode diejenigen, die das Grab fertig machen, den Sarg einsenken und eingraben sollen. Keiner darf sich der Pflicht entziehen, auch ältere Leute nicht, und müßten sie selbst aus fernen Dörfern herzukommen.

Kirchenfeste. Sämtliche kirchliche Feste werden streng gefeiert; die Talkos haben die Kuren wie die Litauer; beim Herausziehen des Winternetzes vermißt man aber den freudigen Lärm wie beim Slowinzen.

Zur Weihnachtszeit. Am Heiligen- und Sylvesterabend wird immerwährend Licht gebrannt, die Familien bleiben bis nach 12 Uhr auf. Man singt geistliche Lieder, läßt aber in den Zwölfnächten die Arbeit am Spinnrocken ruhen. Zu Weihnachten bäckt man Fladen. Wie die Liven, machen auch einzelne Kuren Kreidekreuze an die Thür und werfen zu Weihnachten die Schuhe nach der Thür; ist die Spitze nach der Thür gerichtet, so muß der Werfer in dem Jahre sterben. Die Träume der Zwölfnächte sollen eintreffen, was man ja auch in ganz Deutschland glaubt. Zu Sylvester macht man für jedes Familienmitglied ein Häufchen Salz und stellt es auf den Ofen; wessen Häufchen zuerst schmilzt, der stirbt zuerst. Wenn man zu Neujahr eine Schüssel mit reinem Wasser und ein reines Handtuch aufstellt, kommt der Verstorbene und wäscht sich. Wenn man einen Filzpantoffel nach der Thür wirft und die Spitze fällt nach aufsen, so stirbt man bald, fällt sie nach innen, so lebt man noch lange.

Zur Fastnacht wird meistens weißer Erbsbrei gekocht, zu Ostern werden Fladen gebacken und Frühspaziergänge gemacht. Die Liven stecken dabei Fichten auf die Dünen und geben beim Gange nach dem Strande den Mädchen Ruten aus den Zäunen. Dann singt man, „um die Vögel zu wecken“:

„Gute Vögel in unser Land, Ligo, Ligo,  
 Wölfe und Bären in fremdes Land, Ligo, Ligo,  
 Fette Butten in unsere See, Ligo, Ligo,  
 Magere Butten in fremde See, Ligo, Ligo,  
 Gute Burschen in unser Dorf, Ligo, Ligo,  
 Schlechte Burschen in fremdes Dorf, Ligo, Ligo,  
 Gute Mädchen in unser Dorf, Ligo, Ligo,  
 Schlechte Mädchen in fremdes Dorf, Ligo, Ligo,  
 Nun ist für euch Zeit, euch zu erheben.“

Aus alter Zeit schildert Rhesa den Lindentanz am Laimatage und meint wahrscheinlich das Johannistfest damit. Er singt (Prutena I, 97):

„Umtanzt die blühende Linde  
 Ihr Knaben und Mädchen geschwinde  
 Mit Elternlieb und mit Götterscheu.  
 Zu Ligos freundlichem Feste  
 Erscheinen oft himmlische Gäste,  
 Zu prüfen, ob Zucht in den Hütten sei.“

Es bleibt merkwürdig, daß sich außer einigen Namen keine Erinnerung an die lettischen Götter bei den ostpreussischen Kuren erhalten hat. Jenes Ligo, das Rhesa für den Namen eines Gottes hält, hat man jetzt als einen Freudenruf erklärt, der nichts als das Hin- und Herschwanken des Lichtes, der Fackeln, der Schaukeln, der Wiege (linginelis) bedeutet (vgl. Ed. Wolter, „Was ist ligo?“ Archiv f. slav. Phil. VII, S. 629 bis 639).

Zu Pfingsten ziert man auch bei den Kuren die Stuben mit grünen Zweigen, am liebsten mit Birken.

Zu Johanni thut man dasselbe, schmückt aber die Böte ebenso; außerdem sammelt man Johanniskräuter. Das Mädchen nimmt dem Burschen das Johannisträufchen weg, dann bekommt sie ihn zum Mann. In Nidden werden des Nachts leere Teertonnen angebrannt, man läßt sie wohl auch aufs Haß schwimmen. Auch die Litauer zünden Feuerbrände an, besonders leuchtet über den Njemen des Rombinus Feuerbaum. Genau wie die Kuren feiern die Liven den Johannistag, statt der Teertonnen verwenden sie richtige Kähne. Am Johannisfeuer aber singt das junge Volk:

„Johannis kommt, Johannis kommt, wie nehmen wir ihn auf?

Wir backen Kuchen, wärmen Milch, Ligo, Ligo.

So nehmen wir Johannis auf, Ligo, Ligo.

Johannis ging Heu mähen mit drei Pelzen auf dem Rücken, Ligo, Ligo,

Er mähte nicht eines Halmes Last, nicht einen Bissen für den Schöps,

Ligo, Ligo.

Wer in der Johannisnacht schläft, bekommt nie einen Mann, Ligo, Ligo,

Junge Burschen, junge Mädchen, die schlafen nie in der Johannisnacht,

Ligo, Ligo.

Wer in der Johannisnacht schläft, dem mißglückt der Roggen.“

## VI. Aberglaube.

Weise Frauen und kluge Männer kennt der Kure so gut, wie alle Völker. Und beide sind mit ihren Sprüchen ebenso unbestimmt und ebenso trügerisch. Als einem Preiler einst 50 Mk. abhanden gekommen waren, ging er zur Dorfpythia. „Hinterm Walde wohnt der Dieb.“ Hinterm Preiler Holze wohnte nun gerade ein schlechter Tagelöhner. Mißtrauisch bewacht man ihn allseits, zischelt und tuschelt, bis sich das Geld in der zerrissenen Westentasche des abergläubischen Verlierers zwischen Tuch und Futter fand. Im übrigen dreht sich fast aller Aberglaube um Heilung, Fischglück und Feldglück. Da hat der Kure eine Zahl Vorbeugungsmittel, Verhütungsmaßregeln, Zauberformeln; sie sind fast alle auch bei den Liven zu finden: das Tagewählen, der Glaube an Anzeichen, an den bösen Blick, an die Ursachen des Fischerglückes, die Heilkraft des Schlangenswassers, die Heiligkeit des Freitagabends. Gern läuft man zu den Präplerinnen anderer Dörfer, nicht des eigenen. So gehen die Melneragener nach Karkelbeck und Bommelsvitte.

Heilung. Den fatalistischen Grundzug im Denken der Naturvölker teilt der Kure völlig. Wird jemand krank, so hat Gott die Krankheit geschickt. Er ist auch der Arzt. Erst thut man gar nichts zur Heilung. Aber die Nachbarn und Nachbarinnen kommen, singen und beten viel und lange. Hilft das Beten nichts, dann werden die

Krankheiten besprochen. Neben dem Besprechen (Apskaityti) ist das Hölzchenwerfen (Medukus mesti) und Kohlenwerfen (Anglis mesti) im Schwunge, Heilmoden, die teilweise in ähnlicher Weise bei der ländlichen Bevölkerung ganz Deutschlands und wohl aller anderen Staaten gebräuchlich sind, unter dem Gespött des jungen Nachwuchses meist von alten Frauen gepflegt und mit den Worten „Hilft's nicht, so schadet's nicht“, und „Spott' nicht, vielen hat's geholfen“, empfohlen und auf die folgenden Geschlechter vererbt werden. Die kurischen Pröplerinnen murmeln wie die deutschen ihre Sprüche und fahren dabei mit dem rechten Daumen im Kreise von links nach rechts leicht über die kranke Stelle, zum Schluß drei Kreuze machend „im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“. Beim Kohlen- und Hölzchenwerfen nimmt der Kranke ein weißes Laken um, wird mit Kohlenwasser besprengt, und Kohlen werden über ihn geworfen, oder er schleudert ein Hölzchen selbst rückwärts über sich. In Mitteldeutschland glaubt man sich ähnlich schwieriger Krankheiten dadurch zu entledigen, daß man am Karfreitag mitternachts allein und ohne ein Wort zu sprechen an einen Baum (Birke) geht und entkleidet dreimal den Baum umschreitet. Einige fordern noch, es solle rückwärts geschehen und müsse unter Anrufung Gottes oder mit einer Zauberformel geschehen. Die Kuren setzen nebenbei das Singen und Beten fort, und bald bringen die Nachbarinnen Hausmittel herbei. So giebt man trotz aller vernünftigen Warnungen Krähenaugen, nimmt erst ein halbes, dann anderthalb, zuletzt fünf Stück. Das darin enthaltene Gift verschlimmert natürlich die Krankheit. Unschädlich ist der Thee des wilden Thymians, den man am Johannistage nach Sonnenuntergang einträgt und Johannisthee nennt. Gleich ungefährlich und allgemein verbreitet ist das Hasenfett, das auch Löwen-, Katzen-, Bären- und Schlangenfett genannt wird. Im Schwunge ist der Aderlaß und das Räuchern. Letzteres dient gegen Hundebiß, wenn man „sich dabei erschrocken hat“. Da werden Haare vom Genick und Schwanz des Hundes abgeschnitten, und damit räuchert man den Betroffenen. Das Räuchern ist überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung in den kurischen wie den slowinischen Rauchkaten. An gewissen Tagen räuchert man die ganze Stube und den Stall mit Wacholder aus, den Kehricht verbrennt man, die Netze werden geräuchert, sogar das Hochzeitsbrot. Beliebte Krankheiten sind, außer dem „Verschrecken“, wenn einer mit bösem Blick angesehen und gebannt worden ist (Apscheweti), oder einen der Teufel höhnt (Welns pajuk), d. h. jemanden hörbar an furchtsamen Orten erschreckt. Der Teufel läßt sich schaukeln, wenn man mit den Füßen schaukelt. Warzen soll man beim Glockenläuten mit Speichel bestreichen und sagen: „Sie läuten den Toten zu Grab, und ich mache mir meine Warzen ab.“ Auch bedrückt man sie mit Fleisch und vergräbt dann. Bei Zahnschmerzen muß man sich mit einem Totenfingerring bestreichen,

oder eines Verstorbenen Mütze an die Backe legen. „Wenn ein kleines Kind sich erschreckt hat, so muß man glühende Holzkohlen nehmen und Kadeck darauf streuen und das Kind über dem Rauch lassen.“ Kann einer nicht essen, so soll er in einen Topf mit Wasser glühende Holzkohlen werfen; gehen sie unter, so hilft. Hat jemand einen schlimmen Hals, so soll man das Geschwür mit einer Gräte bewischen oder dreimal mit Brot bedrücken und das dem Hund geben. Schmerzende Glieder wäscht man mit Osterwasser, das holt man schweigend am Ostermorgen von der Quelle oder aus der katholischen Kirche, wenn es gesegnet worden ist. Das Osterwasser trägt man zurück, das Weihwasser hebt man auf und kann es das ganze Jahr gegen Krankheit trinken. Unters Kopfkissen legt man gern einen Strauß von neun Sorten Blumen, die man am Johannistage auf dem Felde gepflückt hat. Gegen Krämpfe verwendet man Asche von der linken Seite des Hemdes und trinkt sie in Wasser.

Sind alle Hausmittel und Zaubereien vergeblich, so entschließt man sich auch wohl zu einem Arzte, setzt aber heimlich alle alten Mittel fort und singt, betet und pröpelt weiter. Nur betet man jetzt nicht mehr um Gesundung, sondern daß Gott den Kranken, falls er stirbe, in den Himmel nehme.

Feldglück. 1. Am ersten Tage des Düngerefahrens dürfen sich die Arbeiter die Hände vor dem Essen nicht waschen, sonst geht die Wirkung des Regens verloren.

2. Beim Säen der Frühjahrssaat nimmt der Wirt die Axt mit aufs Feld und hackt damit in die Erde, daß die Saat so stark wird, eine Axt zum Abhauen zu erfordern.

3. Das Zug- und Nutzvieh darf man weder mit dem bösen Blick beladen lassen, noch darf man versäumen, Vorbeugungsmittel gegen den Alpdruck (Laumes Spaudimas) der Pferde und Kühe zu ergreifen, welche letztere oft morgens matt und in Schweiß gebadet aus dem Stalle geführt werden müssen.

4. Hat ein Tier einen Fehler, so verschwindet er sofort, wenn man ihn beim Verkauf dem Käufer frei herausagt.

5. In Träumen bedeuten Holz, Brot und grünes Gras: Glück und Verdienst. Hunde sind böse Menschen.

6. Das Begegnen einer alten Frau, ein über den Weg laufender Hase, eine krächzende Krähe auf dem First oder am Boot bedeuten Unglück.

Fischglück. 1. Vom Schifftau eines glücklichen Fischers oder von einem Glockenstrang wird ein Stück abgeschnitten und ans Netz gebunden, um Fischglück zu haben. Oder man schneidet aus dem Netz eines glücklichen Fischers ein Stück in der Nacht, verbrennt es und streut die Asche aufs eigene Netz. Guter Fang sicher! — wenn der Geschädigte nicht ebenso klug ist und die beschädigten Stellen mit der linken Hand flickt.

2. Kann man nichts derartiges vom glücklichen Fischer erwischen, so nimmt man Rohr oder Stroh von dessen Dach und räuchert die eigenen Netze damit.

3. Wird das Netz zum Fischen fertig gemacht oder „eingestellt“, so darf nichts aus dem Hause geborgt werden. Kommt trotzdem einer borgen oder gar stehlen, so entwendet man ihm etwas Ähnliches. An dem Tage müssen die Thüren verschlossen und verriegelt bleiben; man darf nicht fegen und soll den Kehricht, wenn man trotzdem gefegt hat, bis Sonnenaufgang im Hause liegen lassen.

4. Netze müssen bei Neulicht (zunehmendem Mond) eingerichtet werden, und zwar wenn Fische, Zwillinge, Jungfrau, Wassermann regieren. Am strengsten muß man dies bei der Lachsfischerei handhaben und ja an Krestagen vermeiden, die Fischerei zu beginnen.

5. Die fertigen Netze werden mit Salz bestreut, daß allen Bösen und Hexen die Augen versalzen werden. Auch räuchert man sie mit allerlei Kräutern und bespritzt sie mit Schlangenwasser (!). Dann erst trägt man sie ins Haß.

6. Beim Netzaustragen vermeide man, an Brunnen oder Wasserschöpfern vorbeizuwandern.

7. Beim Absegeln vom Lande wird vor dem Segelbespritzen zweimal landwärts Wasser gegossen.

8. Kommen beim Winternetz, beim Einlassen in die Wuhne, Fischhändler mit Schnaps vorbei und kredenzen solchen, so wird erst etwas aufs Netz gegossen, dann wirds bekreuzt, dann erst trinkt man.

9. Der Vorbeigehende bringt Glück oder Unglück, und bekommt etwas vom Fischsegen, wenn er Glück gebracht hat.

10. Vor dem Gebrauch bekreuze man stets das Netz!

11. Man fische nur bei Nacht, um dem bösen Blick zu entgehen. (Man hat freilich längst angefangen, auch bei Tage zu fischen, im Stillen will aber jeder dem bösen Blick ausweichen.)

## VII. Charakter.

Der Kure hatte früher kein Bildungsbedürfnis. Er ist abergläubisch religiös, hülfsbereit, sittlich. Die Strafe ändert ihn nicht. Er feiert die Sonntage streng und ist Gott ergeben. Sein „Gott geleite dich“ („Diews palieds“), kann man immer und immer hören; er thut alles „mit Gott“ (su Diewu). Die Arbeit des Lehrers gilt ihm als etwas Unnützes, der Unterricht als thöricht, soweit er über Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen hinausgeht. Verwerflich ist ihm das Lesen von Märchen und das Singen deutscher Volkslieder, die ganze Schule ist zwecklos. Die Kuren sind Fischer und wollen Fischer bleiben; die Fischerei erfüllt ihr ganzes Leben, etwas Anderes zu werden, wäre sinnlos. Man kann sich denken, welch schweren Stand der Lehrer früher hatte. Mit zunehmender Germanisierung und

Durchführung der Wehrpflicht wird hierin Wandel geschaffen, und allmählich unterläßt man, der Schule nachzusagen, in ihr würden außer Plunder nur Schlechtigkeiten gelernt. Alle Neuerungen beugen Mißtrauen. Einst wollte der Preiler Lehrer, als das Alters- und Invalidengesetz in Kraft trat, den Leuten einen kurzen Vortrag über die nützliche Neuerung in der Schule halten. Keiner kam, „wir lassen uns nicht beschwindeln“; genau wie die Kluckener. Belehrung und Überzeugung ist ihnen Wind, Autorität alles. Wie die Masuren und Kaschuben haben sie einen heillosen Respekt vor aller Obrigkeit und suchen ihr ebenso freudig ein Schnippchen zu schlagen, wenn sie nicht erwischt zu werden glauben. In ihren Augen ist alles Gesetz Willkür, aber unabänderliche Vorschrift. Hält man es nicht für gut, so erkennt man es trotzdem äußerlich willig an, macht aber, was man will, und umgeht, was einem Schaden bringt. Wird man erwischt, so verteidigt man sich nicht, sondern steckt die arme Sündermiene auf. Wird einer bestraft, so geht er willig ins Gefängnis und wird nach seiner Entlassung von allen Dörflern jubelnd abgeholt und empfangen. Man unterscheidet das Ungewöhnliche nicht, kommt höchster Besuch oder ein bestrafter Meineidiger; man will Einzug feiern, komme Napoleon I. oder Ludwig XVIII. Im geschmückten Wagen hat man schon den Dorfgenossen geholt und hält ihn für interessanter und wichtiger als den Unbestraften. Die Preiler haben sich nicht der Landgemeindeförderung und ihrer Steuerregulierung untergeordnet, sie sind bei der alten geblieben: der Wirt oder Besitzer zahlt das doppelte des Kätners und dieser das doppelte des Losmanns.

Mit Fremden machen sie nicht viel Federlesens, nehmen nie die Mütze ab und beugen sich nicht der Schnoddrigkeit und Großmannsucht; natürliche Autorität gilt. Im Gegensatz zu den Klucknern avancieren die Kuren nie beim Militär und der Marine. So anstellig sie sind, lieben sie doch zu sehr die Freiheit und hassen jede Stellung als herbe Pflicht.

Die Augen sind meist grau oder blau, die Haare dunkelblond, die Gesichtsfarbe bräunlich, die Züge verwittert; Kartenspiel meiden sie, Bier und Cigarren, wie Fusel schmecken ihnen. Gebräuchlich ist die Prozeßsucht um die wichtigsten Dinge und aus geringfügigsten Anlässen. Der Staatsanwalt läßt oft die Anklage fallen, weil der Gegenstand der Anzeige nicht der Rede wert ist. Und weshalb werden sie angezeigt? Da verrät einer den anderen, weil er mit verbotenen Netzen gefischt hat, trotzdem der Kläger selbst mit verbotenen auszieht. Ein anderer bietet sich dem Gericht grundlos als Belastungszeuge an — um der Reisekosten willen. Diebstahl am Eigentum des Nachbarn ist fast unbekannt, ebenso Ehebruch. In Preil giebt es seit Menschengedenken kein uneheliches Kind. Aber um Kleinigkeiten bringt man sich vors Gericht und giebt sich anderen Tags wieder freundlich die Hand, um sich am dritten wieder anzuzeigen und am

vierten zu vertragen. Körperliche Züchtigung kommt wohl vor, doch schlägt der Kure wie der Esthe seine Frau nicht mit der Hand, sondern mit dem Strick.

Die Jungfrau zeigt eine Anmut und Keuschheit, die ebenso naiv als schön ist. Selbst im Scherz spricht sie kein irgendwie anstößiges Wort und entflieht erröthend, wenn sie eins hört. Arme und Brust entblößt sie vor Fremden nie. Die jungen Burschen sind nüchtern, zurückgezogen, still; sie meiden den Krug und zeigen zeitlebens grofse Anhänglichkeit an ihre Eltern und Geschwister. Wer bei der Marine oder dem Militär ist, bekommt so viel Lebensmittel geschickt, dafs er wieder die Schenker beschenken könnte.

Die Eltern verhätscheln gern die Kinder mit Honig, Zucker und anderem, was bei jedem Stadtbesuch mitgebracht wird. Den Diebstahl der Kinder entschuldigen sie mit den Worten: „Das Kind hat noch keinen Verstand.“

Wenn die Kinder das Haus übernehmen, müssen sie neben der Schuldenlast auch noch Altenteil und „Geschwisterliches“ eintragen lassen, wiewohl die Hütte ein Fremder nicht geschenkt haben möchte. Auf den unvorteilhaften Handel aufmerksam gemacht, sagen sie: „Es sind die Eltern und Geschwister.“ Altenteil wird allerdings fast nie geliefert, aber die Alten können doch etwas für sich kochen, wenn ihnen das Zubereitete nicht schmeckt. — Aber sie arbeiten auch. Die Leute unter sich sind hilfsbereit. Fährt jemand in Preil nach dem Markt, so kommt das halbe Dorf. Der will ein paar Pfund Mehl, jener Kaffee, dieser Kartoffeln, Butter, Salz. Da entzieht sich nun keiner der Aufgabe, alle die Aufträge anzunehmen, redlich einzukaufen und ohne Vorteil, bei Heller und Pfennig abzuliefern. Ein andermal mufs der Nachbar dasselbe thun.

Wer beim Eisgang in Lebensgefahr kommt, wird mit Hintansetzung des eigenen Lebens gerettet und gepflegt, Einheimische wie Fremde. Werden die grofsen Braddekähne geteert, so müssen sie zuvor aufs Land gezogen werden, mindestens von 15 Mann. Der Schiffer ruft blofs im Dorfe aus, dafs er seinen Kahn heraufziehen will. Er lädt niemand ein, aber alle kommen und helfen.

## VIII. Sagen, Lieder und Sprüche aus dem preussischen Lettlande.

### A. Sagen.

Sie sind arm an Sagen und Märchen. Wohl deuten sie an, dafs bei Pillkopen ein altes Schlofs gestanden, hier und da ein Dorf verschüttet, ein Postwagen mit Geld im Sande versunken sein soll, den der und jener aufgefunden und daher seinen Reichtum genommen habe, aber näheres und genaueres wissen sie nicht, auch die ethnische Sage vom Thunder und vom Teufel, der als Ratte im Heuhaufen war, entbehrt der epischen Ausmalung, wie auch der Gedanke, dafs jede Stunde vorher bestimmt sei.

## B. Sprachliches.

(Vergl. auch S. 177 bis 178.)

Gering auch ist die Zahl der Lieder. Aufser ein paar deutschen und litauischen singt man einige lettische. Im Inhalt weichen sie nicht von den litauischen ab. In ihnen hallt der Gedanke wieder, daß das Schiffer- und Seemannsleben schön sei, daß die schönste Zeit des Mädchens im Vaterhause war, daß der schlaueste Bursche nicht schlaue genug sei, ein Mädchen zu überlisten. Merkwürdigerweise wird ein lettisches Lied (Nr. 20) viel gesungen, das auch in anderen Literaturen wiederkehrt und die betrogene Geliebte zum Gegenstand hat, die ins Kloster geht. Die Melodien je eines lettischen, litauischen und deutschen Liedes mögen den Gesang der Kuren veranschaulichen.

Die lettischen Lieder selbst muten wie Übersetzungen aus dem Deutschen oder Litauischen an; sie weichen ganz von den kurzen eigenartigen Gesängen der Letten in Kurland ab. Das 18. und 19. sind Varianten und kommen in allen slavischen Literaturen wieder, dasselbe gilt von den übrigen, die der Weltliteratur angehören.

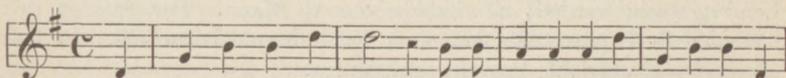
Den Unterschied zwischen litauischer und lettischer Sprache auf der kurischen Nehrung möge der Anfang einer Daina lehren, deren erste Strophe deutsch so heißt: Ich fliege, flieg' ins Gärtlein, Pflücke weiße Rosen, Pflücke, pflücke weiße Rosen, Flechte mir ein Kränzchen.

Lettisch:  
 Letschu, letschu Darsinnā  
 Pluutschu baltas Rohses  
 Pluutschu, pluutschu baltas Rohses  
 Pinnu Wainizinnu.

Litauisch:  
 Leku, leku, Daržuna  
 Skinu baltas Rožes  
 Skinu skinu baltas Rožes  
 Pinu Wainikėli.

## C. Deutsche Lieder.

## 1. Marlboroughlied.



Ein Fähnrich zog zum Krie-ge wi-di-bom ja ja juch-hei-ras-sa, ein



Fähnrich zog zum Krie-ge, wer weiß, kommt er zu-rück, wer



weiß, kommt er zu-rück.

Er liebt ein wunderschönes Mädelein, widibom ja ja juchheirassa,  
 Er liebt ein wunderschönes Mädelein, die war so wunderschön.

Ach Fähnrich, liebster Fähnrich, widibom ja ja juchheirassa,  
Ach Fähnrich, liebster Fähnrich, was bringst du neues mir?

Die Neuheit, die ich dir bringe, widibom ja ja juchheirassa,  
Die Neuheit, die ich dir bringe, macht dir die Äuglein rot.

Dein Fähnrich ist erschossen, widibom ja ja juchheirassa,  
Dein Fähnrich ist erschossen, ist tot und lebt nicht mehr.

Ich hab ihn schon begraben, widibom ja ja juchheirassa,  
Ich hab ihn schon begraben, mit vielen Offziern.

Der erste trug seinen Degen, widibom ja ja juchheirassa,  
Der erste trug seinen Degen, der zweite sein Pistol.

Der dritte trug seinen Kürafs, widibom ja ja juchheirassa,  
Der dritte trug seinen Kürafs, der vierte seine Kron.

Ueber sein Grab ward geschossen, widibom ja ja juchheirassa,  
Ueber sein Grab ward geschossen, mit Pulver ohne Blei.

Da droben auf jenem Berge, widibom ja ja juchheirassa,  
Da droben auf jenem Berge, da singt die Nachtigall.

## 2. Der Soldat.

Ich war ein junger Bursche,  
Kaum 18 Jahre alt:

Ich liebte die Soldaten,  
Und dachte, das wäre fein.  
Ich kam einst zum Gestelle,  
Da zog man mich gleich ein.

Bekam ich Exerzieren,  
So einst sechs Wochen lang,  
Da konnt ich auch schon spüren,  
Die Zeit war mir zu lang.

Bekam ich auch schon Strafe,  
Weil ich über Urlaub blieb,  
Da konnt ich mich ausschlafen,  
Das war mir eben lieb.

Da bekam ich mehr kein Urlaub,  
So einst sechs Wochen lang,  
Da stand mein Liebchen lauernd,  
Die Zeit war mir zu lang.

Ich stand bei Sturm und Regen,  
Bei finstrer Mitternacht,

Bei Blitz und Donnerschlägen,  
Ganz einsam auf der Wacht.

Da kam zu mir mein Liebchen,  
Und führte mich nach Haus:

Ich liefs mich überreden,  
Und blieb bei ihr die Nacht,  
Da wurd ich arretieret,  
Und auf die Wach gebracht.

Der Leutnant sprach: Sie Schlingel,  
Was bilden Sie sich ein,  
Ich werd Sie tüchtig zwiebeln,  
Sie kommen drei Tage rein.

So ging mirs alle drei Jahre,  
Bis ich entlassen war,  
Arrest hatt' ich wie Haare,  
Bin dennoch ein strammer Soldat.

Denn wer nicht Soldat gewesen,  
Und wer nicht das Leben kennt,  
Der kann sich gar nicht denken,  
Was man Matrosen (?) nennt.

## 3. Die Rettung.

Ach Schiffsmann, du feinslieblicher  
Mann,  
Halt du das Schiff, so lang wie du  
kannst.

Ich hab einen Vater, der liebet mich;  
Erretten wird er mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Und als der Vater gegangen kam,  
Da sah er ihn so traurig an.  
Ach Vater, versetz dein schwarzes  
Rofs!

Erretten kannst du mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Mein schwarzes Rofs versetz ich  
nicht,  
Dein junges Leben errett ich nicht.  
Ach Schifflein fahr zu Grund!  
Es soll und mufs zugrund.

Ach Schiffsmann, du feinslieblicher  
Mann,  
Halt du das Schiff, so lang wie du  
kannst.

Ich hab eine Mutter, die liebet mich;  
Erretten wird sie mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Und als die Mutter gegangen  
kam,

Da sah sie ihn so traurig an.  
Ach Mutter, versetz dein schwarzes  
Kleid!

Erretten kannst du mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Mein schwarzes Kleid versetz ich  
nicht,  
Dein junges Leben errett ich nicht.  
Ach Schifflein fahr zu Grund!  
Es soll und mufs zugrund.

Ach Schiffsmann, du feinslieblicher  
Mann,  
Halt du das Schiff, so lang wie du  
kannst.

Ich hab einen Bruder, der liebet mich;  
Erretten wird er mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Und als der Bruder gegangen kam,  
Da sah er ihn so traurig an.

Ach Bruder, versetz dein goldnes  
Schwert!

Erretten kannst du mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Mein goldnes Schwert versetz ich  
nicht,  
Dein junges Leben errett ich nicht.  
Ach Schifflein fahre zu Grund!  
Es soll und mufs zugrund.

Ach Schiffsmann, du feinslieblicher  
Mann,  
Halt du das Schiff, so lang wie du  
kannst.

Ich hab eine Schwester, die liebet  
Erretten wird sie mich [mich;  
Hier von dem schönen Schiff.

Und als die Schwester gegangen  
kam,

Da sah sie ihn so traurig an.  
Ach Schwester, versetz deinen  
grünen Kranz!

Erretten kannst du mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Meinen grünen Kranz versetz ich  
nicht,  
Dein junges Leben errett ich nicht.  
Ach Schifflein fahr zu Grund!  
Es soll und mufs zugrund.

Ach Schiffsmann, du feinslieblicher  
Mann,  
Halt du das Schiff, so lang wie du  
kannst.

Ich hab einen Schatz, der liebet  
Erretten wird sie mich [mich;  
Hier von dem schönen Schiff.

Und als der Schatz gegangen kam,  
Da sah sie ihn so traurig an.

Ach Schatz, versetz deinen gold-  
nen Ring!

Erretten kannst du mich  
Hier von dem schönen Schiff.

Meinen goldnen Ring versetz ich ja,  
Dein junges Leben errett ich ja.  
Ach Schifflein fahr zu Grund!  
Es soll und mufs zugrund.

## 4. Köln.

Köln am Rhein, du schönes Städt-  
chen,  
Köln am Rhein, du schöne Stadt.  
Und darinnen mufs ich lassen  
Dich, herzallerliebster Schatz.

Schatz, ach Schatz, du thust mich  
kränken,  
Vieltausendmal in einer Nacht,  
Könntest du mir Freiheit schenken,  
Bei dir zu bleiben eine halbe Stund.

Diese Freiheit sollst du haben,  
Bei mir zu bleiben eine halbe  
Stund,  
Wenn du versprichst, mir treu zu  
bleiben  
Bis an die allerletzte Stund.  
Droben am Himmel stehn zwei  
Sternlein,  
Die leuchten heller als der Mond,

Der eine leucht' nach meinem Schatz  
Liebchen,  
Der andere leucht' meinem Schatz  
nach Haus.  
Pulver und Blei, das mufs man haben,  
Wenn man Franzosen schiefsen will;  
Hübsche junge Mädchen mufs man  
lieben,  
Wenn man sie einst heiraten will.

## 5. Der Seemann.

Der Seemann auf dem wilden Meer,  
Er reist die ganze Welt umher.  
Was nützt dem Seemann eine Braut,  
Wenn er sie niemals wiederschaut?  
Was nützt dem Seemann auch sein  
Geld,  
Wenn er damit zu Grunde fällt?  
Die stürmisch wild bewegte See,  
Sie hebt wohl Schiffe in die Höh.

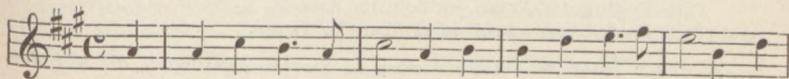
Ihr unermefslich tiefer Schlund,  
Zieht sie hinab in tiefen Grund,  
Die Menschen mit vom Erdenrund.

Der Seemann läuft ja wie der  
Wind,  
Er steigt auf den Mast geschwind.  
Der ruft um Hülfe auch fürwahr,  
Befindet er sich in Gefahr.

Das Schifflein leis und leiser sinkt,  
Mit ihm der Seemann auch ertrinkt.  
Versunken ist nun Mann und Maus,  
Und jetzt ist auch mein Liedlein aus.

## D. Litauische Lieder.

## 6. Der Soldat.



Asz wis wiens sal - nie - ru - kas asz wis wiens sal - nie - ru - kas i  
Sol - dat nur bin und bleib ich, Sol - dat nur bin und bleib ich, und



swie - ti - mas sza - lis i swie - ti - mas sza - lis.  
wei - le nie zu Haus, und wei - le nie zu Haus.

Soldat nur bin und bleib ich  
Und weile nie zu Haus.  
Der Sohn hat den Vater verlassen,  
Die Eich' im Garten draufs.  
Die Eiche blüht im Garten,  
Der Vater weint um ihn.  
Er wird vergeblich weinen,  
Ich mufs ja weiter ziehn.

Soldat nur bin und bleib ich,  
Und weile nie zu Haus.  
Der Sohn hat die Mutter verlassen,  
Den Birnbaum im Garten draufs.  
Der Birnbaum blüht im Garten,  
Die Mutter weint um den Sohn.  
Sie wird vergeblich weinen,  
Ich mufs ja weiter schon.

Soldat nur bin und bleib ich  
 Und weile nie zu Haus. [lassen,  
 Der Bruder hat die Schwester ver-  
 Die Nelke im Garten draufs.  
 Die Nelke blüht im Garten,  
 Die Schwester weint um ihn.  
 Sie wird vergeblich weinen,  
 Ich muß ja weiter ziehn.

Soldat nur bin und bleib ich  
 Und weile nie zu Haus.  
 Der Bruder hat den Bruder verlassen,  
 Die Bjone im Garten draufs.  
 Die Bjone blüht im Garten,  
 Der Bruder weint um ihn.  
 Er wird vergeblich weinen,  
 Ich muß ja weiter ziehn.

Soldat nur bin und bleib ich  
 Und weile nie zu Haus.  
 Ich hab die Braut verlassen,  
 Die Rose im Garten draufs.  
 Die Rose blüht im Garten,  
 Die Braut weint immer fort.  
 Du wirst vergeblich weinen,  
 Ich muß von Ort zu Ort.

## 7. Der Besuch.

Zwischen Johanni  
 Und Michaeli  
 Sprachen zwei Schwestern,  
 Zwei junge Mädchen:  
 Wo werden wir beide,  
 Bleiben am Abend?  
 Wir wollen wandern des Gutes Steg,  
 Steigen dann über den Zaun hinweg.

Dafs Hunde nicht bellen  
 Und Menschen erschrecken,  
 Wollen wir klopfen.  
 Vielleicht, dafs Peter,  
 Lauscht und öffnet,  
 Die Gäste begrüßend.  
 Sitzen wir auf dem Stuhle dann,  
 Fangen wir zu erzählen an.

## 8. Die Waise.

Es flog die Amsel, es flog die Amsel,  
 Es flog die Amsel wohl über die Berge.

(In dieser gedehnten Weise werden 16 Strophen gesungen, die mit Vermeidung der Wiederholungen also lauten):

Es flog die Amsel wohl über die Berge,  
 Am Fuß des Berges wand sich ein Bächlein,  
 Mitten im Bächlein wirbelt ein Strudel,  
 Mittel im Strudel ein schwarzes Bötlein  
 Und in dem Schiffelein zwei junge Mädlein,  
 Das eine Mädlein kämmt die Haare,  
 Weniger kämmd, als bitter weinend.  
 Das andere Mädlein flocht sich die Zöpfe,  
 Weniger flechtend, als bitter weinend.  
 Hab keinen Vater, Erbteil zu zahlen,  
 Hab keine Mutter, Aussteuer schaffend,  
 Hab keinen Bruder, die Rosse zu satteln,  
 Hab keine Schwester, das Kränzlein zu flechten.  
 Ein Wolf der Vater, Erbteil zu zahlen,  
 Ein Bär die Mutter, Aussteuer schaffend,  
 Ein Hase der Bruder, die Rosse zu satteln,  
 Ein Fuchs die Schwester, das Kränzlein zu flechten.

## 9. Kind und Eltern.

## Lied.

O Ahornsträuchlein,  
 Du junges Bäumchen,  
 So lang du grünest,  
 So lang du schimmerst,  
 So lang du blühest  
 Und Sprossen treibst,  
 Hab ich entlassen  
 Mein liebes Söhnlein,  
 Den jungen Pflüger.  
 Komm nun wieder,  
 Mein junges Söhnlein,  
 Komm zum Pfluge,  
 Kehre zurück!  
 Nimmermehr, Vater,  
 Komme ich wieder,  
 Nimmer als Pflüger  
 Kehre ich zurück.  
 Hier ist für mich ja  
 Nimmermehr Eisen  
 Und Egge fürwahr.  
 Selber nun hab ich  
 Egge und Ochsen  
 Und stählernes Schar.

## Gegenlied.

O Ahornsträuchlein,  
 Du junges Bäumchen,  
 So lang du grünest,  
 So lang du schimmerst,  
 So lang du blühest  
 Und Sprossen treibst,  
 Hab ich entlassen  
 Die liebe Tochter,  
 Die junge Weberin.  
 Komm nun wieder,  
 Du liebe Tochter,  
 Komm zum Webstuhl,  
 Kehre zurück!  
 Nimmermehr, Mutter,  
 Komme ich wieder,  
 Nimmer als Weberin  
 Kehre ich zurück.  
 Hier ist für mich ja  
 Zum Weben am Webstuhl  
 Nimmermehr Zeit.  
 Selber nun hab ich  
 Webstuhl und Webschiff,  
 Den Webkamm von Seid'.

## 10. Zurückgewiesen.

Auf der grünen Feldflur mähen  
 Junge Burschen weissen Klee.  
 Stecken an die Mütze Blumen,  
 Blütenweiß, wie Schnee.

Locke nur, du lieber Knabe,  
 Lächeln im Gesicht.  
 Locke, macht es dir Vergnügen,  
 Doch ich mag dich nicht!

„Weiß ich doch, du liebes Mädchen,  
 Wo du schläfst zur Nacht.  
 Wo man dir dein weißes Bettlein,  
 In der Swirne macht!“

Mutter in der hohen Klete,  
 Hört und sieht wohl klar.  
 Zahlt für jedes deiner Worte  
 Mit der Birke bar!

Merkst du nicht, du Schelmenbursche,  
 Dafs ich dich nicht will.  
 Setz dich auf dein Gockelhähnchen,  
 Reit zum Galgen still!

## 11. Kein Brautschatz.

Drunten im Thale  
 Rauscht im Flusse  
 Der Strudel am Riff,  
 Am Rande segelt  
 Mit Seidensegeln  
 Ein schwarzes Schiff.

Und drinnen sitzen  
 Und strahlen die Haare  
 Zwei Mädchen voll Leid.  
 Flechten die Zöpfe,  
 Winden sich Kränzlein,  
 Schmücken sich beid'.

Hab keinen Vater  
Und keine Mutter,  
Kein Brautschatz ist mein.  
Kein Bruder zäumt mir  
s' Röslein, nicht hilft mir  
Ein Schwesterlein.

Wer giebt als Vater,  
Wer wohl als Mutter  
Den Brautschatz mir,  
Wer schirrt das Röslein,  
Wer steht zur Seite  
Mir wohl und dir?

## 12. Abgeblitzt.

Aus dem Hörnchen trinkend, hab  
ich nachgedacht,  
Wo doch soll ich bleiben diese  
lange Nacht?

Vallerivallera, vallerallala,  
Bleiben diese lange Nacht?

Wo doch soll ich weiden wohl  
mein Röslein?

Auf dem Rain? Ich geh zum  
Mädchen mein?

Vallerivallera, vallerallala,  
Ich geh zum Mädchen mein.

„Öffne liebes Mädchen, der Geliebte  
harrt!“

Nein, die Schlüssel klirren, und die  
Thüre knarrt.

Vallerivallera, vallerallala,  
Schlüssel klirren, Thüre knarrt.

„Halte fest den Schlüssel, dafs er  
stille wird,  
Heb die Thür, dafs die Angel nicht  
mehr klirrt.

Vallerivallera, vallerallala,  
Dafs die Angel nicht mehr klirrt.“

„Mich zu lehren, Bürschlein, bist  
du viel zu jung,

Doch dein Rofs zu zügeln, bist du  
alt genug.

Vallerivallera, vallerallala,  
Rofs zu zügeln, alt genug.“

„Lafs es trinken, an der Krippe  
stehn,

In die Schwemme reiten, aber von  
mir gehn.

Vallerivallera, vallerallala,  
Schwemme reiten, von mir gehn.“

## 13. Befreiung.

Ich will die Magd zum Vater senden,  
Er soll mich befreien aus fremden Händen.  
Er kommt mit 100 Joch Ochsen daher,  
Und kann mich erlösen doch nimmermehr.

Ich will die Magd zur Mutter senden,  
Sie soll mich befreien aus fremden Händen.  
Sie brachte 100 Ballen Lein,  
Und kann mich doch nimmermehr befrein.

Ich will die Magd zum Bruder senden,  
Er soll mich befreien aus fremden Händen.  
Er kam mit 100 Rossen daher,  
Und kann mich befreien doch nimmermehr.

Ich will die Magd zur Liebsten senden,  
Sie soll mich befreien aus fremden Händen.  
Käm sie mit ihrem Kränzelein,  
Sie könnte gewißlich mich befrein.

## 14. Nicht zurück.

## Lied.

Durch den Garten ging ich einst übers Rosenbeet,  
Schrieb aufs schwarze Stieflein dort, wo die Raute steht.

Als ich auf das Röslein sprang, fiel mein Mützchen nieder,  
Komm, mein Vater, reich mir zu meine Mütze wieder.

Als er reichte, konnte er nicht den Thränen wehren.  
 Still, mein Vater, weine nicht, will zurück ja kehren.  
 Aber keh' ich auch zurück, wirst mich doch verlieren,  
 Denn mit meinem trauten Schatz geh' ich dann spazieren.

## Gegenlied.

Durch den Garten ging ich einst übers Rautenbeet,  
 Schrieb aufs bunte Schühlein dort, wo die Raute steht.

Als ich auf den Wagen sprang, fiel mein Kränzeln nieder,  
 Liebe Mutter, reiche mir doch mein Kränzeln wieder.

Als sie's reichte, konnte sie nicht den Thränen wehren.  
 Still, o Mutter, weine nicht, will zurück ja kehren.

Aber keh' ich auch zurück, wirst mich doch verlieren,  
 Denn mit meinem Liebsten traut geh' ich dann spazieren.

## 15. Der irdene Krug.

Sprach die Mutter: Geh zum Strande,  
 Wasser hol' im Krug herbei. —  
 Ritt ein Reiter durch die Wiese,  
 Schlug den irdnen Krug entzwei. —  
 Reiter, Reiter! Warum schlug  
 Er entzwei den irdnen Krug?

Weine dir, du schmucke Nelke,  
 Nicht die Äuglein aus dem Kopf!  
 Einen halben Groschen geb' ich  
 Dir für deinen irdnen Topf. —  
 Reiter, Reiter! Ei, der Tropf,  
 Was zerschlug er mir den Topf?

Zarte Nelke, weine nimmer,  
 Dieses Gütlein geb' ich dir.  
 Ach behalte du dein Gütlein,  
 Was soll denn das Gütlein mir? —  
 Reiter, Reiter! Warum schlug  
 Er entzwei den irdnen Krug?

Liebe, schmucke, zarte Nelke,  
 Weine nicht, hier hast du mich.  
 Ach, ich will ein ganzes Krüglein,  
 Niemals will ich dich. —  
 Reiter, Reiter! Ei, der Tropf,  
 Was zerschlug er mir den Topf?

## 16. Die Schützerin.

Hohe Berge, ebne Wiesen, Blüten, weiß wie Schnee,  
 Auf den Blumen geht ein Mädchen durch den grünen Klee.

Und sie wandelt und sie windet wohl ein Kränzeln sich.  
 Flicht ihn oder laß das Flechten, flichtst ihn nicht für dich!

Werd' ich auch den Kranz nicht tragen, soll's nicht leid mir sein.  
 Will ihn meiner Schwester geben. Trag ihn, Schwesterlein!

Schmück das Haupt dir, wenn der Liebste, Schwester, kommt zu dir.  
 Will er dir den Kranz zerreißen, komm' er nur zu mir. Rosen, Silber, daidaila.

## 17. Glücklich.

Ich armer Bursche  
 Im fremden Lande,  
 Kind guter Leut', ja,  
 Hopsa valera,  
 Im fremden Lande.

Geh ich des Weges,  
 Sing ich ein Lied mir,  
 Sitze im Krug, ja,  
 Hopsa valera,  
 Am Tischesende.

Am Tische sitz ich  
 Beim vollen Glase,  
 Beim Aluskrug, ja,  
 Hopsa valera,  
 Hab keinen Heller.

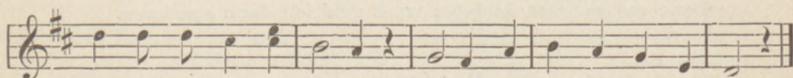
An Gold ein Bettler,  
 Beim Mädchen lustig,  
 Habe kein Heim, ja,  
 Hopsa valera,  
 Schlaf unterm Bänklein.

## E. Lettische Lieder.

## 18. Die Nonne.



Es staw ufs aukstiem Kalniem un skatus ju-rin-ga es  
 Ich stand auf hohem Ber-ge und sah zum Meere hin, ein



reds wieno Laiwing nakot, nakot, tur bus mans brutgamins.  
 Schifflein sah ich fahren, fahren, mein Liebster safs darin.

Ach Mädchen, schmuckes Mädchen,  
 So zierlich und so fein,  
 Ach dafs du reich doch wärest,  
 Mein eigen sollst du sein.

„Und willst du mich nicht nehmen,  
 Weil ich so arm nun bin,  
 So werd ich eine Nonne,  
 Und geh ins Kloster hin.“

Ach geh doch nicht ins Kloster,  
 Wo's keine Liebe giebt,  
 Ach denk doch, liebes Mädchen,  
 Wie wir uns einst geliebt.

„Ich denk an keine Liebe,  
 Ich denk an keinen Mann,  
 Ich denk an Gott alleine,  
 Der mich ernähren kann.“

## 19. Das kurische Mädchen.

Hei, ich flieg ins Gärtchen klein,  
 Zupf mir weiße Blumen aus,  
 Pflücke frische Röselein,  
 Mache mir ein Kränzle draus.

Hab geflochten mir den Kranz,  
 Wind ihn in den blonden Zopf,  
 Geh entlang des Meeresstrands,  
 Grünes Kränzle auf dem Kopf.

Fliegen her zwei Täublein grau,  
 Graue Täublein sprechen klar,  
 Eine listig, klug und schlau,  
 Doch die andre, die spricht wahr.

Ach, es kam der böse Wind,  
 Warf den Kranz hinein ins Meer,  
 Wellen, werft mir doch geschwind  
 Werft mir wieder 's Kränzle her!

## 20. Der Kranz.

Werd ich in dem Gärtlein wohl  
 Weiße Rosen finden?  
 Möchte einen Blütenkranz,  
 Einen duftgen Blumenkranz,  
 Mir am Strauche winden.

Hei, wie steht das Kränzlein mir?  
 Nun hinab zum Strande!  
 Ach, da fährt der Ostwind jach,  
 Über Wald und Feld und Bach,  
 Her vom fernen Lande.

Kränzlein schwimmt schon in der  
 Weinend muß ich stehen, [Flut,  
 Und ich schaue auf und ab,  
 Und ich wandre auf und ab,  
 Kränzlein suchen gehen.

Strömt ihr Wellen, strömt herzu,  
 Strömt von Land zu Lande!  
 Winde, werft mir's Kränzlein zu,  
 Strömt ihr Wellen, strömt mir zu,  
 Trag't's zum trocknen Strande.

## 21. Der Dienst.

Ich diene meinem Herrn ein Jahr,  
Da bracht er mir ein Kücklein dar,  
Das Kücklein legte Eierlein,  
Zart und fein, fein und zart, zart  
und fein.

Ich diene ihm ein zweites Jahr,  
Da bracht er einen Hahn mir dar,  
Der lief den Hennen hinterdrein,  
Die Hennen legten Eierlein,  
Zart und fein, fein und zart, zart  
und fein.

Ich diene ihm das dritte Jahr,  
Da bracht er mir ein Entlein dar.  
Die Ente schrie pliru, plaru darein,  
Der Hahn lief den Hennen hinter-  
Die Hennen legten Eierlein, [drein,  
Zart und fein, fein und zart, zart  
und fein.

Ich diene dem Herrn ein viertes Jahr  
Da bracht er eine Gans mir dar.  
Die Gans schrie gicku, gacku drein,  
Und pliru, plaru das Entelein.  
Der Hahn lief den Hennen hinter-  
Die legten weiße Eierlein, [drein,  
Zart und fein, fein und zart, zart  
und fein.

Ich diene dem Herrn das fünfte  
Jahr,  
Da bracht er mir ein Schweinchen  
dar.

Krunku, ruku grunzte das Schwein,  
Die Gans schrie gicku, gacku drein,  
Und pliru, plaru das Entelein.  
Der Hahn lief den Hennen hinter-  
drein,

Die legten weiße Eierlein,  
Zart und fein, fein und zart, zart  
und fein.

## F. Kurische Sprichwörter.

1. Schulden sind keine Wunden, sie heilen nicht.
2. Eine reiche Krankheit, eine arme Gesundheit.
3. Laß nicht den Wolf die Schafe hüten!
4. Bevor du nicht wie ein Kalb geschrien hast, wirst du nicht wie ein Ochse schrein!
5. Wer hinter der Thür horcht, macht sich selbst Schande.
6. Der Gleiche ist des Gleichen Freund.
7. Wie der Vater, so der Sohn; wie die Mutter, so die Tochter.
8. Das Schweigen ist teuer; wer viel spricht, schadet sich selbst.
9. Eignes behalt, Fremdes begehrt nicht!
10. Besser einen Sperling in der Hand, als zehn auf dem Dach.
11. Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst in diese.
12. Enthalt dich zu sprechen, und du weißt viel!

## G. Das lettische Vaterunser.

Das älteste Vaterunser in der rechten „Lyffländischen (Lettischen) Sprache“ bietet, nach dem „erfahrenen Johann Hasentödter, so manch jar in Lyfflandt an den Herren Höfen und Cantzleyen gewesen und viel erfahren hat“, 1541, S. Münster (Texte abweichend in Ausgaben von 1550, 1559, 1598).

Die von alten Historikern gern gebrauchte Gleichstellung der in Ostpreußens Gegend ehemals erwähnten Hirri mit den Herulern, die ferner beliebte Gleichstellung der Heruler mit den Letten und die u. a. von Lazius (*De gentium aliquot migrationibus etc.* Basel 1557) beliebte Gleichstellung der Heruler mit den Werlern, hat diesen veranlaßt (S. 628), das lettische Vaterunser mit einigen Fehlern als herulisches auszugeben. Vgl. auch Burmeister, Sprache der Obotriten-Wenden, S. 16.

Tetzner, Die Slawen in Deutschland.

## 1. Lettischer Text nach Sebastian Münster (Basel 1598, S. 1154).

Täbes mus kas tu es eckschan debbessis. Schwetitz tows waartz, Vater unser der du bist in Himmeln. Geheiligt werde dein Name. enack mums tows walstibe, tows praats bus ka eckschkan Debbes, Zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe wie in Himmeln ta wursan semmes. Musse denische Mäyse duth mums schodeen, also auf Erden. Unser täglich Brot gieb uns heut, pammate mums musse gräke ka mes pammat musse parradueken. vergieb uns unsre Schuld als wir vergeben unsern Schuldigern. Ne wedde mums louna badeckle, pett passarga mums nu wusse loune. Nicht einführe uns bösen Versucher, sonder behüt uns vor allem bösen.

## 2. Angebliches „herulisches“ Vaterunser.

Tabes mvs kas tv es eckschan debbessis. Schwetitz tovs vvaartz. Enak mvms tovs vvalstibe. Tovvs praatz bvska eckschan debbes ta vvrstan symmes. Mvsse denische mayse dvth mvms schoden. Pammate mvms mvsse grake ka mess pammat mvsse patra dveken, ne weddemvms lovna badeckle. Pett passarza mvms nv vvyssse lovne. Amen.

## 3. Das heutige lettische Vaterunser.

(Mitgeteilt von Dr. Bielenstein-Doblen.)

Mūfu Tēws debefis, fwētits laj tōp taws wārds, laj nāk pee mums tawa walstiba, taws prāts laj nōteek, ka debefis, tā aridfan wirs femes. Mūfu deenfchku maifi dōdi mums fchōdeen. Peedōdi mums mūfu grēku parādus, kā mēs peedōdam laweem parādneekeem, ne-ewed mūs kārdināfchanā bet atpefti mūs no wifa launa, jo tew peeder walstiba, spēks un gods mūfchīgi mūfcham.

## 4. Das lettische Vaterunser im Niddener Dialekt.

(Mitgeteilt von Pfarrer Jopp. Die ostpreussischen Letten beten übrigens litauisch.)

Taite musu, kurs esi Danguj. Buk swetiz tawo wards. Lai nak tawo karalyste. Lainūsi dūd tawo wale ka danguj ta ir uz zeme. Maise musu dienszka dūd mums ir szūdien. Ir atlaid mums musu kaltes, ka ir mes atlaizdam sawo kaltamjam. Ne wed mums is pagundima. Bet ledze mums nū wiso pikto. Nes tawo ir karalyste ir syla ir slawe nū amziū lidz amziū. Amen.

## 5. Das lettische Vaterunser im Melneragener Dialekt.

(Nach Fr. Blode.)

Anrede. Tehws musu debesis, 1. B. Lai swetits top tawe wards, 2. B. Lai nak pee mus tawa walstiba, 3. B. Taws prats lai noteek ta debesis ka wirs semes, 4. B. musu deenisku maisi dod mums ir scho deen, 5. B. un atlaid mums musu skalas, ka mes atlaischam musu skalaneekams, 6. B. ir newed mus eeksch pagundima, 7. B. bet isglab mus no launa.

Schluss. Jo tew peeder ta walstiba, taws spehks un taws gods muschu muscham. Amen.

DIE  
WESTSLAWISCHEN VOLKSSTÄMME  
IN  
DEUTSCHLAND.

(Masuren, Philipponen, Tschechen, Mährer, Sorben, Polaben,  
Slowinzen, Kaschuben, Polen.)

---

WEST LANSING, MICHIGAN

DEPT. OF HEALTH

## Die Masuren.

### Literatur.

- Braun: Alte und neue Bilder von Masuren. Rastenburg 1888.  
Hensel: Masuren. Königsberg 1896.  
Lucanus: Preußens uralter und heutiger Zustand (1748). Lötzen 1901.  
Schmidt: Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia. Lötzen 1895 ff. Bis 1900: 6 Hefte (1. Heft herausgegeben von Gerfs).  
Toeppen: Geschichte Masurens. Danzig 1870. — Aberglaube aus Masuren, 2. Aufl. Danzig 1867.  
Zweck: Masuren. Stuttgart 1900.

### I. Das masurische Sprachgebiet in Deutschland.

Der Ausdruck „Masuren“ wird so verschiedenfältig gebraucht, daß eine genaue Begriffsabgrenzung zur Beseitigung mancher Irrtümer unerläßlich ist. Beispielsweise bezeichnen die einen alle Bewohner des südlichen Ostpreußens, gleichviel ob polnischer Herkunft und Sprache oder germanisierter Abstammung, mit dem Namen und trennen die angrenzende polnische Bevölkerung gleicher Mundart streng davon. Diese geben die Zahl der Masuren mit einer halben Million an. Andere wieder berücksichtigen nur die Mundart, schließen mitunter die slawische Bevölkerung des Osteroder und Neidenburger, wohl auch des Ortelsburger Kreises aus und unterscheiden zwischen polnischen und ostpreussischen Masuren, letztere auf 200 000 bis 300 000 schätzend. Eine dritte Ansicht stützt sich auf die eigenen Angaben der Bevölkerung in den Volkszählungslisten. Da haben nun willkürlich die nächsten Verwandten sich bald Polen, bald Masuren genannt, und nur so war es möglich, daß beispielsweise A. v. Fircks in seiner wertvollen Arbeit im Johannsburger Kreise 36,96 Proz. Masuren und 39,59 Proz. Polen namhaft macht, im Lycker 29,44 Proz. Masuren und 34,61 Proz. Polen, im Ortelsburger 27,75 Proz. Masuren und 47,93 Proz. Polen, im Neidenburger 19,8 Proz. Masuren und 54,37 Proz. Polen, im Sensburger 25,76 Proz. Masuren und 34,54 Proz. Polen, im Osteroder 3,98 Proz. Masuren und 48,44 Proz. Polen, im Lötzener 25,56 Proz. Masuren und 22,37 Proz. Polen, im Oletzkoer 24,27 Proz. Masuren und 21,49 Proz. Polen, im Angerburger 3,12 Proz. Masuren und 4,03 Proz. Polen, im Goldaper 0,83 Proz. Masuren und 1,35 Proz. Polen. Nach

A. v. Fircks leben in Preußen 102 941 (48 623 männliche und 54 318 weibliche) Masuren und 5627 (2919 männliche und 2708 weibliche) Personen masurischer und deutscher Nationalität. Diese Zahlen sind denn auch in unsere Konversationslexika übergegangen, die übereinstimmend etwa 105 000 Masuren zählen. Masurische Agitatoren dagegen reden von einer halben Million Masuren; ja eine Zeitung rechnet auf Ostpreußen eine Million evangelische Masuren und 216 000 katholische Polen.

Die Zahl der Polen, Masuren und der wenigen Kaschuben in Ostpreußen zusammen giebt Neumann, wohl nach A. v. Fircks, mit 327 696 an. Von den ostpreussischen Masuren fallen bei der Angabe v. Fircks 34 160 auf den Königsberger, 68 596 auf den Gumbinner Regierungsbezirk. Unter diesen sind neben 101 792 Evangelischen (96,25 Proz.) 2749 Katholiken (2,6 Proz.), 918 Baptisten (0,87 Proz.) und 191 jüdische und Andersgläubige. Außer 32 Russen und 11 Österreichern und Ungarn waren alle Deutsche. 102 656 wohnten in Ostpreußen, 1800 in Westfalen, 236 in Westpreußen, 207 in Berlin, die übrigen waren zerstreut. Auf den Königsberger Regierungsbezirk entfielen 31 375 evangelische und 1989 katholische, auf den Gumbinner 67 784 evangelische und 944 katholische Masuren.

Dafs jene willkürliche Nationalitätsangabe zur Feststellung der Volkszahl ungeeignet ist, liegt auf der Hand und hat darum einzelne Statistiker veranlaßt, mit dem Namen Masuren die seit Errichtung des Herzogtums im südlichen Ostpreußen ansässigen evangelischen Slawen polnischer und masurischer Zunge zu bezeichnen. Ihr Wohnsitz sind die oben angegebenen Kreise; die wieder katholisch gewordenen oder neu dazu gekommenen Masuren sind an Zahl gering. In diesem Sinne ist hier von Masuren die Rede. Der Landschaftsname Masuren mag daneben immer bestehen, wie der Preussisch-Litauens. Zur Zeit des Großen Kurfürsten bildete folgende Linie in Ostpreußen die Grenze zwischen der litauisch und polnisch sprechenden Bevölkerung: Königsberg, Preussisch-Eylau, Bartenstein, Dombrowken, Angerburg, Buddern, Benkheim, Szabienen, Goldap, Dubeningken.

Die fortgesetzte Germanisierung hat nicht nur die geschlossenen Sprachgebiete mit deutschen Inseln durchsetzt, sondern auch einen breiten Keil deutscher und germanischer Bevölkerung eingeschoben. Die nördliche Linie dieses Keils bildet die litauische Sprachgrenze, die südliche die masurische.

Die oben angegebenen Kirchspiele bedienten sich früher aller drei Sprachen beim Gottesdienst, jetzt wird nur noch in Dubeningken jährlich einigemal polnisch und litauisch gepredigt. Masurische Mundart spricht nur das Volk; die Schrift- und Kanzelsprache ist polnisch. In Bartenstein wurde beim Gottesdienst 1562 polnisch, preussisch und deutsch gesprochen, in Dombrowken erlosch 1824 die polnische, 1844 die litauische Sprache, in Szabienen 1849.

Folgende Nordgrenze schließt jetzt das rein deutsche Gebiet von der Landschaft ab, die ihren evangelischen Einwohnern neben der deutschen auch polnische Predigt gewährt. Von Dubeningken zieht sich die Linie westwärts über Gurnen, Grabow, Benkheim, Buddern, Angerburg und Engelstein bis an die Grenze des Gumbinner Regierungsbezirks. Im Königsberger Regierungsbezirk setzt sich die Linie in den ziemlich reindutschen Grenz Kirchspielen Drensfurt und Rastenburg fort und umfaßt dann den gesamten Ortelsburger, Neidenburger und Osteroder Kreis, nämlich nördlich bis Bischofsburg, Wartenburg, Locken, Liebemühl, Provinzgrenze. In diesem masurischen Gebiete liegen (auf Grund von Harnochs Aufzeichnungen) etwa 100 doppelsprachige evangelische Kirchspiele mit cirka 455 000 Bewohnern, von denen etwa 40 Proz. = 176 000 deutsch sind. Die Zahl dieser evangelischen Masuren würde also 279 000 betragen und 60 Proz. der Bevölkerung ausmachen. Der nördliche Teil dieses Gebietes ist überwiegend deutsch und umfaßt die acht Angerburger, die vier Heilsberger, die drei Rastenburger, die drei Goldaper, sowie drei Osteroder, fünf Lötzenener und vier Oletzkoer, zusammen dreißig Kirchspiele mit 135 000 Seelen, von denen 29 000 (cirka 21 Proz.) polnisch sprechen.

Der südliche Teil des Gebietes ist überwiegend masurisch. Er umfaßt vollständig die Diözesen Neidenburg (zwölf Kirchspiele), Ortelsburg (elf), Sensburg (zehn), Johannsburg (neun), Lyck (neun); außerdem von Osterode zwölf, von Lötzen vier, von Oletzko drei Kirchspiele mit zusammen 320 000 Bewohnern, von denen 250 000 (über 78 Proz.) Masuren sind. Die Nordgrenze dieses Gebietes beginnt drei Stunden südlich von Dubeningken beim Dorfe Mierunskan, läuft südlich bis Wielitzken, westlich über Schwentainen nach Orlowen, südlich über Jucha nach Grabnik, südwestlich über Arys nach Eckersberg, nordwestlich über Schimonken nach Rhein, südwestlich über Sensburg, Warpuhen, Sorquitten nach Kobulten im Königsberger Regierungsbezirk. Die Linie bleibt bis Rheinswein an der Grenze und wendet sich dann südwestlich nach Mensguth, Passenheim, Kurken, Seelesen, nordwestlich nach Hohenstein, Manchenguth, Osterode und verläuft dann südwärts an der Grenze.

In beiden Teilen wird regelmäsig in beiden Sprachen gepredigt, im nördlichen Teile aber findet infolge der Germanisierung der polnische Gottesdienst immer seltener statt. Die Sprache weicht von der polnischen nicht unbeträchtlich ab, besonders die Mundart östlich von Kurken, Lindenwalde und Seelesen an der Osteroder Ostgrenze. Die Bewohner sprechen fast sämtlich beide Sprachen, dort erhält sich das Masurische weit zäher als das Litauische. In der Schule lernen die Kinder ziemlich gut Deutsch; sobald sie der Schule entwachsen sind, vergessen sie es allmählich mehr und mehr. Das liegt nicht etwa an einer Abneigung gegenüber dem Deutschen. Der evangelische Masure ist Deutscher und Preufse mit Leib und Seele und scheidet sich streng

von den katholischen Polen ab. Das liegt vielmehr an der Abgeschlossenheit der Gegend. Jetzt erst, seitdem Bahnen das Land durchziehen und Masuren seiner landschaftlichen Schönheit wegen immer mehr von Deutschen besucht wird, nimmt unsere Sprache überhand. Sprachen doch beispielsweise im Kirchdorf Weifshnen 1897/98 von 197 schulpflichtigen Kindern bei der Aufnahme 173 nur polnisch und 24 deutsch und polnisch. In Opalenietz standen 2000 Masuren nur 50 Deutsche entgegen. Aufser der evangelischen Lehre ist der Baptismus hier und da verbreitet, so in Neidenburg und Muschaken, in Ortelsburg und Schöndamerau, Theerwisch, Willenberg; in Osterode, Borzymmen bei Lyck, Sorquitten, Dubeningken, Benkheim. In Monethen (Oletzko) ist eine kleine Swedenborgische Gemeinde, in Sensburg eine apostolische, in Johannsburg eine sozinianische. Als Insel mitten im masurischen Sprachgebiet ist die russisch-sprechende philippinische Kolonie zu betrachten.

Etwas anders gestaltet sich die masurische Sprachkarte, wenn wir die Nachweise von Schiermann und Hirsch (1897) und neuere Nachrichten zu Grunde legen, aus denen sich gleichzeitig ergibt, wie schnell trotz allen zähen Festhaltens am masurischen Volkstum deutsches Wesen und damit deutsche Sprache überhand nimmt. Die alte Sprachgrenze ist zwar im großen und ganzen geblieben, aber es hat sich zunächst ein Streifen abgesondert, in dem die slawische Kirchensprache erloschen ist. Danach würde die Sprachgrenze der gemischtsprachigen Gemeinden den Verlauf haben, wie ihn unsere Karte (Abb. 60) andeutet: Dubeningken, Grabowen, Kuttan, Angerburg, Lötzen, Stürlack, Rhein, Sensburg, Warpuhnen, Sorquitten, Kobulten, Grofsbartelsdorf, Allenstein, Altschöneberg, Locken, Liebemühl. Viel weiter zurückgedrängt worden ist die Grenze des überwiegenden Masurentums. Sie beginnt bei Wielitzken, südöstlich von Marggrabowa, geht über Gonsken, Jucha, Stradaunen, Ostrokollen, Baitkowen und Grabnick um Lyck herum, dann über Arys, Eckersberg, Schimonken, Nikolaiken nach Sensburg. Ein Stück deckt sich jetzt die Grenze des überwiegenden Masurentums mit der Sprachgrenze überhaupt, in der Gegend Sensburg, Warpuhnen, Sorquitten, Kobulten. Dann aber schneidet unsere Grenze weit nach Süden über Rheinswein, Mensguth, Passenheim, Bartelsdorf, Kurken, Seelesen, Mühlen, um Hohenstein herum nach Manchengut, Reichenau, um Osterode herum, nach Kraplau, Schmückewalde, Leip, Geierswalde, Marwalde, Gilgenburg, um Rauschken und Neidenburg herum, über Skottau, Muschaken, Saberau, Grofs- und Klein-Koslau, Schornau, Soldau, Usdau, Grofs-Koschlau und Heinrichsdorf an der Landes- und Provinzialgrenze. Unter etwa 443 507 Seelen des gemischtsprachigen Gebietes evangelischer Kirchspiele befinden sich 260 300 Masuren, knapp 59 Proz.

So gut wie erloschen ist das Masurentum im Kreise Rastenburg, wo in den Kirchspielen Rastenburg, Bäslack und Schwarzstein unter

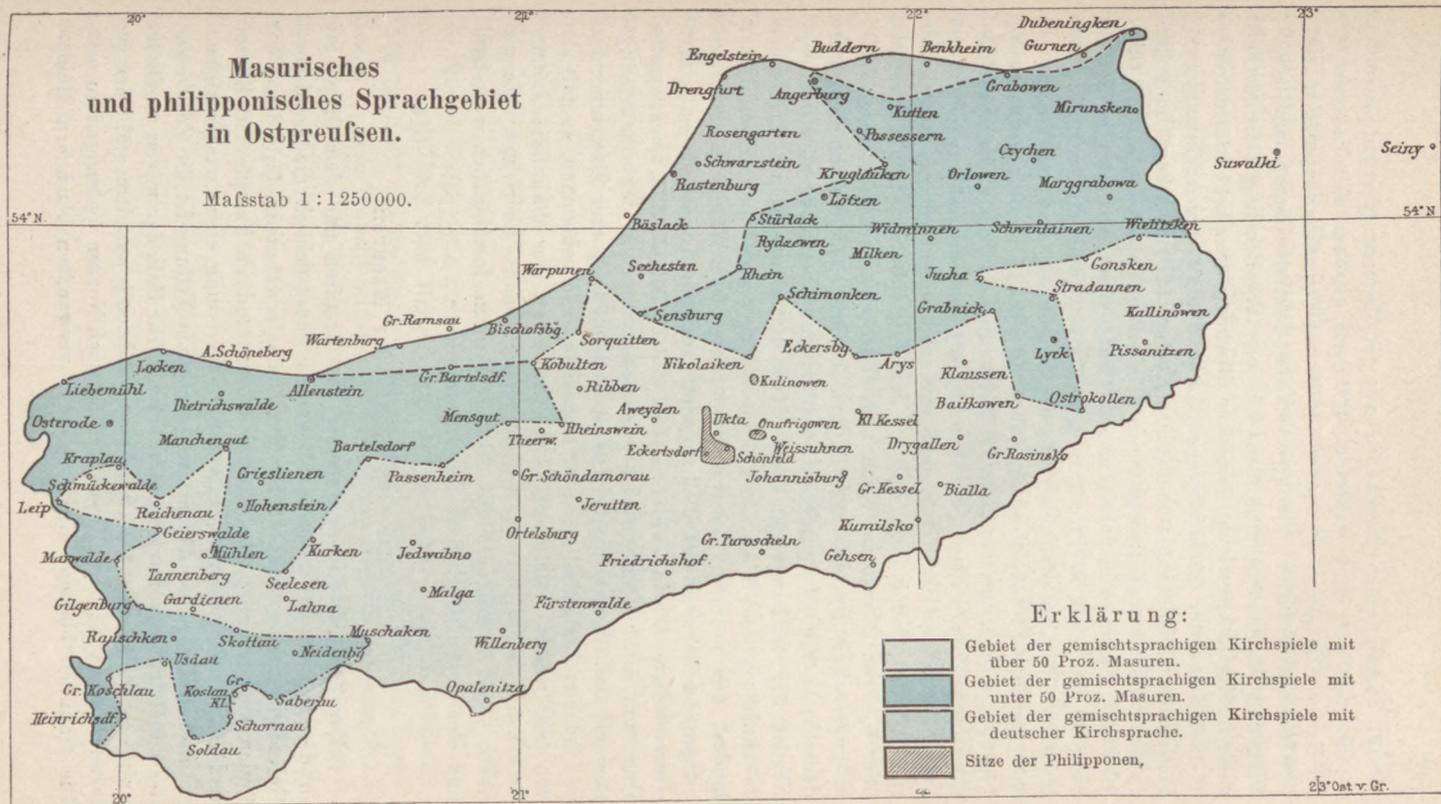


Abb. 60. Masurisches Sprachgebiet.

17 071 evangelischen Bewohnern nur 92 Masuren, im Kreise Goldap, wo unter 10 450 Grabowenern und Dubeningkernern 270 Masuren und im Kreise Allenstein, wo unter 6867 Allensteinern und Bartelsdorfern 500 Masuren wohnten. Nicht gezählt sind dabei 40 Masuren in Bischofsburg und Wartenberg und 30 in Gurnen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Kreise Angerburg, soweit er überhaupt gemischt ist; in diesem Teile leben unter 19 170 Evangelischen 1060 Masuren, besonders in Possessern (600), Kruglauken (250), Kutten (120) und Angerburg (90). In den wirklich masurischen Kreisen leben in Ortelsburg 53 082 (über 82 Proz.) Masuren, in Johannisburg 42 220 (über 81 Proz.), in Neidenburg 40 138 (über 77 Proz.), in Lyck 34 750 (über 69 Proz.), in Sensburg 28 870 (über 63 Proz.). In der Minderheit sind die Masuren in Osterode bei 31 830 Masuren (über 49 Proz.), in Marggrabowa bei 14 080 (36 Proz.) und in Lötzen 13 500 (über 32 Proz.). Im sprachlich gemischten Teile Goldaps (drei Kirchspiele) sind etwas über 2 Proz., in dem Allensteins (vier Kirchspiele) und in dem Angerburgs (vier Kirchspiele) etwas über 5 Proz. und in dem Rastenburgs (drei Kirchspiele) über  $\frac{1}{2}$  Proz. Masuren. Nach menschlicher Voraussicht werden also in kurzer Zeit Rastenburg, Goldap, Angerburg und Allenstein reindeutsch, Lötzen, Marggrabowa, Osterode und Sensburg aber dem vom Norden her vordringenden Deutschtum unterlegen sein. Ortelsburg, Johannisburg und Neidenburg könnten wegen des polnischen Hinterlandes, der wenigen Eisenbahnen und großen Wälder länger Hochburgen des Masurentums bleiben, wenn auch die Kreisstädte bald überwiegend deutsch sein werden. Die Stadt Lyck, als Sitz eines Gymnasiums und einer Garnison, ist jetzt schon eine rein deutsche Stadt zu nennen; das Grenzkirchspiel Ostrokollen hat in kurzer Zeit, besonders seit Ausbau der Bahnlinien, deutsches Gepräge bekommen, so daß das von Nordwesten kommende Deutschtum an der Bahnlinie Lötzen-Prostken, also bis zur russischen Grenze, bereits überwiegt. Es verbleibt somit in Zukunft eine kleine Masuren-Insel östlich von Lyck und eine große westlich an der Landesgrenze.

## II. Zur Geschichte der Masuren.

Zur Zeit der Kriege zwischen den Preussen und dem Orden lag in der Gegend des heutigen Masurens hauptsächlich die Landschaft Galindien und Sudauen. Schon Ptolemäus erwähnt die Galinder. Wir finden sie im ersten christlichen Jahrtausend im Kampfe mit Russen und Polen. Ebenso rätselhaft wie die Verödung eines westpreussisch-polnischen Teiles vor der ersten polnischen Teilung ist die Zerstörung des angeblich so volkreichen Galindien. Die Galinder waren zweifellos preussischen Stammes, doch scheinen frühzeitig aus dem südlicher gelegenen Masovien, der „Masau“, Polen nach Norden gedrungen zu sein. Die Galinder blieben wie ihre stammverwandten Nachbarn Heiden,

und es war genügender Grund zu steten Kriegen mit den christlich gewordenen benachbarten Masoviern geboten. Der Herzog Konrad von Masovien schenkte 1222 einen großen Teil des den Preußen abgenommenen Landes dem Bischof Christian, und 1226 bestätigte Kaiser Friedrich II. dem deutschen Orden dies Land und das noch zu erobernde als Besitztum. Die aufreibenden Kämpfe schlossen mit der Unterwerfung der Preußen und der völligen Verwüstung der Landschaften Schalauen, Nadrauen, Sudauen und Galindien. Dusburg sagt 1325: „Und es ist jene Gegend bis auf den heutigen Tag eine Wüstenei geblieben.“ Der Wald wuchs über den zerstörten Hütten und wucherte weiter und weiter, jahrhundertlang. Nur selten war hier und da eine vom Orden gelittene oder angelegte Niederlassung, aber die alten Erinnerungen erhielten sich doch. Und als die Philipponen nach Jahrhunderten in die Johannisburger Wildnis einwanderten und auch das Dörfchen „Schlößchen“ anlegten, behielten sie den alten Waldnamen bei; früher hatte hier eine befestigte Anlage zur Zeit des preußischen Besitzes bestanden.

Wenn die Wege durch die Wildnis auch nicht völlig menschenleer waren, so konnte doch von einer wirklichen Bevölkerung nicht die Rede sein. Nun baute der Orden seine befestigten Anlagen, aber die Siedelungen lagen vereinzelt. Inzwischen suchten Masovier in der Waldwüste Fuß zu fassen, und es kam deshalb zwischen den masovischen Herzögen und dem Orden wiederholt zum Streit. Der Herzog Johann von Masovien klagt von 1409 bis 1413 wiederholt, wie gewalthätig seit 1370 der Orden mit Masoviern in unserer Masurei umgegangen sei. Der Orden berief sich zwar darauf, daß das angegebene Gebiet durchaus ihm gehöre, aber es ist doch aus den Verhandlungen zu ersehen, daß eine sichere Grenze zwischen den beiden Mächten nicht bestand. Sie ward erst 1422 im Friedensschluss am Melnosee festgelegt und blieb seitdem im allgemeinen unverändert. Deutsche, Preußen und Masovier saßen hier meist bei kulmischem Recht; aber die Slawen waren, wie aus allen Handfesten hervorgeht, in der Mehrheit. 1450 wird dem Hochmeister in polnischer Sprache gehuldigt, 1506 bis 1507 hat der Orden in Ostpreußen „fast eitel Polen zu Unterthanen“. Man braucht seit dem 16. Jahrhundert die Ausdrücke Polen und Masuren für die evangelischen Slawen des südlichen Ostpreußens nebeneinander, ohne an große Unterschiede zu denken. Das Polnische gilt nur für das feinere, edlere, das Masurische für das gewöhnliche. Herzog Albrecht läßt an „etzlichen Masuren“ wegen Wilddieberei ein Strafericht ergehen. Die Lycker Fürstenschule ward nach Hennenberger „für die Polen und Masuren“ angelegt, ihre Visitatoren beschließen an ihr „die verderbte masurische Sprache abzustellen und dafür die reine polnische zu introduzieren“. Dann kamen amtlich die „polnischen Ämter“ auf. Und erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Ausdruck Masuren allgemeiner. Toeppen meint, er sei

wohl zum Unterschiede von dem durch die polnischen Teilungen neu erworbenen katholischen Polen gebraucht worden. Er trifft, wie das Beispiel der Slowinzen und Lebakaschuben beweist, sicher das Richtige.

### III. Masurische Wanderungen.

Bei der Bahnstation Gurnen, zwischen Insterburg und Lyck, beginnen die polnisch-deutschen evangelischen Kirchspiele. Das landschaftliche Gepräge, Reichtum an Seen, Wäldern und Hügeln, tritt sofort scharf hervor.

Es ist im Hochsommer, der Kornschnitt ist vorüber, die Gerste wurde eingefahren, mit dem Kranz zogen die Mäher vor das Haus des Bauern. Das gegenseitige Wasserbegießen endete mit Lärm und Lust. Aus den Kirchen ertönt das mit Hochgefühl gesungene Leiblied der Masuren: „Die Felder sind schon weiß“ (Pola juz biale). Üppig stehen Kraut und Kartoffeln, auf den Äckern tummeln sich Schweineherden. An den kleinen grünblauen Waldseen erheben sich Torfsodenschichten. Dort bracht man eine Wiese, hier errichtet man ein schönes steinernes Wohngebäude; neben der Stofsner holländischen Windmühle steht eines jener im ganzen Osten heimischen Holzhäuser. Im Gersafs gebaut, auf der einen Seite der Thür 6 m, auf der anderen noch 2 m breit, hüben und drüben mit je einem Fenster versehen, liegt es inmitten eines Gärtchens. Die Feuerleiter lehnt auf dem Schindeldach. Im Inneren ist links neben dem Hausflur die Wohnstube, rechts hat man einen Wirtschaftsraum oder eine Altsitzerstube abgegrenzt. Selten schmückt eine Holzzier den Giebel, wie in Westmasuren. Spärlicher mit Kiefern bestandener Sandboden wechselt mit üppigen Lupinenfeldern. Wo die litauische mit der polnischen Sprache kämpfte, hatte die deutsche den Vorteil. Überall herrscht sie hier, an allen Orten ist der Segen der Germanisierung zu merken. Und radebrecht man in diesen Gegenden alle drei Sprachen, so ist doch unzweifelhaft, daß aus dem geradebrechten Deutsch noch ein wohlklingendes, richtiges wird. Östlich von Kowahlen liegt der Marktflecken Mierunskan, der in regem Verkehr mit dem litauisch-polnischen Grenzorte Filipowo im Gouvernement Suwalki steht. Hier ist schon mancherlei von den alten, immer mehr absterbenden Gebräuchen der Masuren zu sehen. Freilich, das Hauptkennzeichen, die masurische Frauenkleidung mit dem eigentümlichen Kopfputz (vgl. Abb. 61), ist selten noch anzutreffen. Das Familienleben aber hat manches Eigene. Kirmes und Düngerfuhrschmaus giebt es nicht, aber ein Fest nach dem Roggenschnitt, wenn der Schnitter, der „den Letzten“ bekommen hat, Kranz oder Krone zum Herrn schafft. Das Wasserbegießen findet in einigen Orten nach dem Schnitt, in anderen nach der Einfahrt statt. Der den Letzten hat, wird begossen; aber in manchen Gegenden begießen sich Mäher und Rafferinnen, ohne an den Letzten zu denken, und wieder in anderen Orten gießen die

Kinder des Gutsherrn mit einem Wassertöpfchen nach den Kranzbringern. Die Herrschaft giebt dann ein einfaches Mahl, außerdem Schnaps und Bier, tanzt wohl auch bei dem folgenden Feste mit. Es ereignet sich aber auch, daß die Feldarbeiter das harmlose Begießen von seiten eines Pastorensohnes mit Geschimpf und Schlägen vergalten, den alten Brauch als nicht vorhanden kennzeichnen, aber ihren Endschnaps in

Abb. 61.

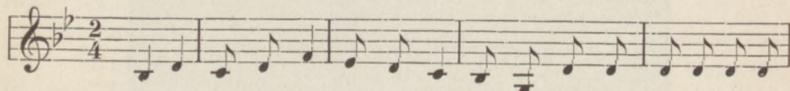


Masurin mit altem Kopfschmuck. (Nach Photographie von Eichler-Lötzen.)

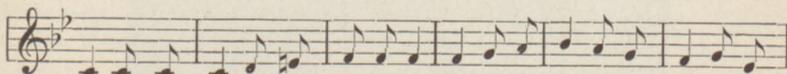
Empfang nehmen wollten. In Eckertsdorf wiederum ist es vorgekommen, daß die Mäher ihren Genossen, der den Letzten hatte, so lange in dem Dufssee untertauchten, bis er im Wasser erstickte. Die Eckertsdorfer Russensitte begnügt sich nicht mit Besprengen und Begießen, sondern fordert Untertauchung. Der Taufgebrauch ist hier maßgebend.

Kornblumenkränze bindet man auch zu Johanni, schmückt damit die Stuben, sowie die Hörner der Rinder. An demselben Tage oder vielmehr Abend brennt man wie in Litauen Ragos, umwundene Stangen, an, oder errichtet Freudenfeuer mit Stroh und Teertonnen, man sammelt Zauberkräuter, wirft Orakelkränze in die Bäume und singt die eigentümlichen weichen Lieder, deren Gepräge die Mitte zwischen den litauischen und polnischen hält.

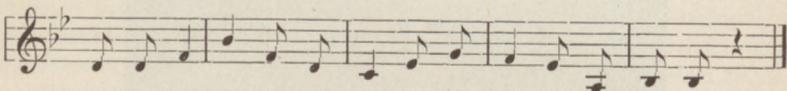
## 1. Rockenlied.



Gdy śniezek po-bie-li te zie-lo-ne po-la, te-dy się zej-



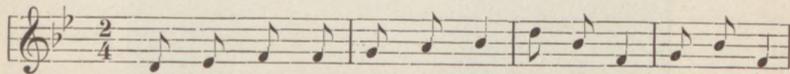
dziemy wi-co-rem zka-dze-ló, gdy kołka zawarco, niech się śpiewy



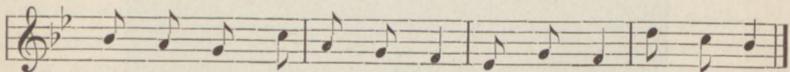
wzno. Nić tniejsa nad iedwabb', to nasza ro-zko-sa.

Wenn der Schnee diese grünen Fluren bleicht, dann versammeln wir uns zu Rocken. Wenn die Rädchen schnurren, lafst unsre Gesänge sich erheben. Der Faden sei feiner als Seide, das sei unser Vergnügen.

## 2. „Ich ging im Walde.“



A kwia-tu-sek, w cieniu stał, la la la la la la  
Blümelein im Schatten stand,



spojrzał, jakoj o-cki miał, o-cki miał, o-cki miał.  
Sah, als ob es Änglein hätt', Änglein hätt', Änglein hätt'.

- |   |  |
|---|--|
| 2. Chce go urwać, prosi się.<br>Ja ci zwiędnje, nie rwij mie.   | 2. Will es brechen, bittet sehr:<br>„Ich verwelk dir, brich mich nicht.“ |
| 3. Więcem go zkorząkiem wziół.<br>Wsadził, polał, az się 'joł.  | 3. Grub es jetzt mit Wurzeln aus,<br>Pflanz es, netzt es, bis es wuchs.  |
| 4. Dziś w ogrodku, prosto drzwi<br>Rośnie, kwitnie, pachnie mi. | 4. Heut im Garten vor der Thür,<br>Wächst es, blüht es, duftet mir.      |

(Mitgeteilt von R. Römer-Jerutten.)

## 3. Die Jungfrau.

Mägdlein hütet im Thal die Herde,  
Bis der Abend sinkt zur Erde.

Treibt in der Ferne und kann nicht sehn,  
Wie ihr die Stiere verloren gehn.

„Wer mir die Stiere bringt zur Stund,  
Ich würde ihn küssen aus Herzensgrund!“

Hänschen hört's und eilt zu Thal,  
Bringt ihr die Stiere allzumal.

„Gieb mir zum Kufs dein Mündchen her!“ —  
„Ach, ich fürchte die Mutter so sehr!“

„Wie kannst du fürchten die Mutter dein?  
Ewig werd ich treu dir sein!“ —

„Ach meinem Glauben ward schlimmer Lohn,  
Meine Wangen erleichen schon!“

„Trink du Wasser, dafs wieder erglühn,  
Deine Wangen in rosigem Blühn!“

„Und färb ich mit Rosen selbst mein Gesicht,  
Was einst ich gewesen, das werde ich nicht!“

## 4. Untreue.

„Hänschen, wohin auf dem hellbraunen Pferd?  
Komm und kehre doch bei mir ein!“

„Am Fenster vorüber, ich weile nicht,  
Es fangen mich sonst deine Äugelein!“

„Du hieltest sicherlich bei mir Rast,  
Wär deine Liebe erloschen nicht!“

„Ich habe dich ja nie geliebt,  
Das sag ich dir ins Angesicht.“

„Du sagtest nur Lügenworte zu mir,  
Und hast mich bethört die ganze Zeit.  
Nun mufs ich sterben, es bricht mein Herz  
Vor Weh und Gram und bitterm Leid.“

## 5. Fundgeld.

„Vier der Jahre dient ich treulich einem Ackerwirt,  
Selber weiß er, wie schon früh das Häckselmesser klirrt. —  
Alles that ich, weil fürs Liebchen ich in Lieb gelebt.  
Und wie Harz war mir mein Herzlein fest an sie geklebt.  
Nimmer wagt ich sie zu fragen, ob sie gut mir sei.  
Ihre Mitgift war zu stattlich: Küh und Ochsen zwei,  
Ein mit Gold gezielter Becher, auch ein Ringelein,  
Eine Schürze, silberfädig, buntgewoben fein. —  
Sieh, da trug sich auf der Wiese einst ein Unfall zu,  
Als mit Jakob ich geweidet draussen Ochs und Kuh.  
Aufser Atem kam gesprungen, sie, mein süßes Lieb:  
„Stachus, hilf, die Herden sprengte mir der Wolf, der Dieb.  
Stachus, ach, ich sterb vor Ängsten.“ Und da fragte ich:  
„Welches Fundgeld willst du geben?“ „Ich, ich geb dir mich!  
Willst du, nimm mich und den frischen Kranz von Rosmarein,  
Oder willst du mehr von einem armen Mägdelein?“

Dies Lied kommt in allen Sprachen und Dialekten des slawisch-deutschen Westens vor, es entstammt der Zeit, da der Wolf noch ein vielgesehener Gast der masurischen Wälder war. Die schalkhafte Frage nach dem Fundgeld ist für die dortigen Verhältnisse nicht un-  
 zart gemeint und kehrt in Dainos und deutschen Volksliedern öfter wieder. Eine andere Fassung des Liedes endet mit der Untreue des Geliebten und der Klage des verlassenen Mädchens. An solchen Tönen ist die masurische Liederdichtung reich, wie auch das folgende zeigen mag.

Mägdelein klagte sehr, wo doch ihr Hänschen wär,  
 Stand drin im Gärtlein: „Käm doch das Hänschen mein!“  
 Ach, da bemerkt sie ihn zu einer andern ziehn,  
 Weinte das Mägdelein, ward ihr das Herz zu Stein.  
 Kummer erfüllt den Sinn, stirbt voller Sehnsucht hin.  
 Wo sich die Birke wiegt, drüben das Mägdlein liegt.  
 Trauer und Klaglaut klingt, dort, wo das Vöglein singt.

An Gesang sind auch die übrigen Festtage reich. — Zu Pfingsten setzt man Birken ins oder vors Haus, zu Ostern färbt man Eier. Das Flachsbrechen findet gemeinsam statt, und zwar nimmt es die erwachsene Dorfjugend erst einen oder zwei Tage bei dem ersten, dann bei dem zweiten Bauer vor, bis alle durch sind. Der Masur hat ein mehrdeutiges Sprichwort vom Flachs, das lautet: „Je länger man fährt, desto länger wächst der Flachs.“ Hier seien noch einige andere Sprichwörter erwähnt: Wie der Verstand, so die Seligkeit. Verheißung tröstet, den Dummen erfreut sie. Nicht immer ist St. Johannis (24. Juni, Festtag). Bartholomäus (24. August) habe den Samen. (Man säe um diese Zeit.) Michael (29. September) stößt die Leute hinaus (Wohnungswechsel). St. Adalbert (24. April) des Ochsen Freude (Ruhetag). Zu St. Matthäi (24. Februar) legen die Gänse Eier. Zu St. Gregor (12. März) geht der Winter zum Meer. Mit der Grütze ängstigt man die Kinder. Sag nicht hopp, wenn du nicht übergesprungen bist. — Der Glaube an den Kobold (Kolbuk)<sup>1)</sup>, an die kleinen, weißen Leutchen (Graumännchen), an den schwarzen Mann, an Wassernixen, an Mar, Alp und Roggengespenst, an Herzwurm (Macica) und Werwolf, an das Todankündigen, an Vampire und bösen Blick, an die Versprecher, Behexer und Verzauberer ist noch allgemein, und mittels der Bibel und des Erbschlüssels will man auch hier Diebe entdecken, mit Zauberformeln Krankheiten vertreiben und Bösewichter festmachen. — Hinterm Wirbelwind steckt der wilde Jäger und die Windsbraut, hinterm Irrlicht und Flammenschein luttert Geld. Der Glaube an geheimnisvolle Mächte, die das menschliche Leben in allen Einzelheiten beeinflussen, herrscht weit und breit. Das Tagewählen,

<sup>1)</sup> Vergl. auch Sembrzycki: Über masurische Sagen. Altpr. Mon. 23, 601 bis 612. — Sitten und Gebräuche, ges. in Burdungen. Altpr. Mon. 21, 662 bis 673. — Heyer: Masurische Volkslieder. Altpr. Mon. 1877, 1879.

das Beseitigen unheilbedeutender Zeichen beim Beginn eines Werkes, das Ausdeuten gleichzeitiger Zufälligkeiten und noch andere ähnliche Arten des Aberglaubens fehlen in Masuren ebensowenig als anderwärts. Auch Sonne und Mond üben im Glauben des Volkes bedeutenden Einfluß auf die Menschen ein. Eine Sache, die gefördert werden soll, wird man immer bei zunehmendem Mond vornehmen, eine allmählich zu endende bei abnehmendem Lichte. — In den Geschichten und Erzählungen, die in den Spinnstuben heimisch sind, spielt der dumme Hans, der sich schliesslich „schlauer als der Teufel“ entpuppt, eine große Rolle, List und Schlaueit sind gepriesene Eigenschaften. Von harmloseren Erzählungen sind die verschiedenen Tiergeschichten, voran die Vogelhochzeit, zu erwähnen.

Ähnliche Freuden wie das Flachsbrechen und Spinnen gewährt die Fastnacht, nur ruht an dieser jede Arbeit. Am Fastnachtsdienstag, das ist der Feiertag der Herrschaft, bäckt man Krapfen, am Mittwoch, dem Feiertag der Bauern, Puffer. Da besuchen sich die Bauern gegenseitig und schmausen. In den Zwölfnächten herrschen, wie überall, eigentümliche Gebräuche. Der Spinnrocken muß ruhen, es darf nichts gedreht werden, die Bäume werden mit Strohseilen umwunden, Kreuze werden an die Thürschwelle gemacht; es wird Blei gegossen, und in eine Wasserschüssel wirft man Holzkohlenstückchen und dreht die Schüssel. Kommen die Stückchen zusammen, so verheiratet sich der Orakelfrager in dem Jahre. — Nach dem 6. Januar beginnt die Spinnstube. — Die Taufe, zu der in der Regel vier Paten gezogen werden, dauert zwei Tage, ebenso die Hochzeit. Der Hochzeitsbitter erscheint hoch zu Ross und ladet den einen Tag zur Braut, den anderen zum Bräutigam ein. Der Totenschmaus findet noch so ausgeprägt wie möglich statt. Man glaubt der Ehre des Toten ein ganz besonderes Fest schuldig zu sein. Das Gejammer und Geklage am Todestage und vor der Beerdigung steht im lebhaften Gegensatze zum darauf folgenden Schmaus. Während der Totenschau brennen beständig Lichter, und alle Verwandten, Freunde und Nachbarn kommen, klagen, weinen und sehen, wie schön die Leiche ist. Die im frühen Mittelalter aus jener Gegend gemeldete Rauda der Angehörigen lautet: „Ach, warum bist du nur gestorben und von uns gegangen, du hattest es doch so gut, es fehlte dir an nichts, du hattest eine so gute Frau und einen Stall voller Rinder u. s. w.“; diese und ähnliche Raudos durchhallen jeden Trauerraum.

Beim Tode einer Mierunskener Bauerntochter schlachtete man kürzlich ein Rind, zwei Schafe und zwei Schweine; Bier, Schnaps und Brot waren in Fülle vorhanden. Man meinte, das Mädchen müsse sein Erbteil bekommen.

Die erste Stadt im masurischen Grenzgebiet ist Oletzko oder Marggrabowa, eine Gründung des Herzogs Albrecht, der der Stadt 1560 den Namen gab. Wie das Litauische aus Goldap, so ist das Masuren-

tum aus Oletzko fast vollständig verschwunden. Marggrabowa liegt an dem langen Oletzkoer See und ist eine alte Ordensburg, in der Anlage wie Allenstein, Gnesen, R. Crottingen. Auf dem Burgberge erhebt sich die Kirche. Rund um den Berg herum zieht sich ein breiter Ring, jenseits dessen die eigentliche Stadt mit einem Häuserkreis und strahlenförmig vom Marktring ausgehenden Strafsen liegt. Auf dem Ring finden die großen Wochenmärkte statt, zu denen die Bauern der ganzen Umgegend erscheinen. Die kleinen zierlichen Häuser in den Gassen stehen meist mit dem Giebel nach vorn, haben Seiteneingang und Hausstufen. Die weißgetünchten starken Mauern sind mit welligen Dachziegeln gedeckt. Die Treppe im Erdgeschofs, unweit des Hausflurs, führt auf einen kleinen Dachkammerraum.

Marggrabowa mit seinen eingepfarrten Dörfern hat etwa 10 000 Einwohner, darunter drei Fünftel Deutsche. Außer der evangelischen Kirche hat es eine katholische. Die kleine Gemeinde ist aber doch noch stärker als die 100 Seelen zählende des Kirchspiels Mierunskan, das im übrigen dieselben Verhältnisse bei halber Einwohnerzahl aufweist. Die kleinen Landstädte und Marktstellen sind trotz ihrer geringen Bewohnerzahl des regen Marktverkehrs wegen weit wichtiger als gleich große Städte im Industriegebiete Mitteldeutschlands. Marggrabowa hatte, wie fast ganz Masuren, 1656 unter den einfallenden Tataren sehr zu leiden, auch der Beginn des Siebenjährigen Krieges war hier blutiger und schrecklicher als im übrigen Ostpreußen. Später blieb die Gegend von größeren Drangsalen verschont.

Ein wichtiges Kennzeichen, wie weit sich eigentümliches Volkstum gegenüber der von Bazaren und Fabriken begünstigten Gleichmacherei erhalten hat, bieten die Kirchhöfe mit ihren Grabplatten und Inschriften. Mögen die letzteren auch deutsch sein; wie kehrt sich aber in Glowitz, Schwarzort, Bitehnen, D. Crottingen, Eckertsdorf Eigenartiges hervor gegenüber den städtischen Fabrikserzeugnissen auf den Gräbern aller deutschen Städte und der meisten Dörfer. Auch Oletzko, Lyck und andere masurische Orte bieten keine Ausnahmen; dieselben steinernen Grabplatten und schwarzen Eisenkreuze wie überall. Einige Grabinschriften aus Oletzko lauten: „Der Glaube, den mich Gott gelehrt, die Hoffnung, die mein Herz verehrt, und Liebe, welche ewig währt, die leiten mich an treuer Hand, durch Welt und Zeit ins Vaterland.“ — „Das Höchste, was ein Mensch auf Erden sich erwirbt, das ist ein Grab, betaut mit Liebesthränen.“ — „Dir ist das beste Los beschieden, drum ruhe sanft in Gottes Frieden.“ In Lyck las ich folgende: „Dort auf jenen lichten Höhen giebt es ein frohes Wiedersehen.“ — „Zu früh für uns entschiefst du, Gott geb uns Trost, dir süße Ruh.“

Vier Stunden südöstlich von Marggrabowa, ebensoweit nordöstlich von Lyck, liegt Kalinowen, der Wirkungskreis Pogorzelskis.

Lyck, die Hauptstadt Masurens, spiegelt sich in einem langgestreckten See, in den sich der Vogelsche Garten herrlich halbinselartig

vorschiebt. Lyck ist eine Ordensanlage, ward 1398 gegründet, hat 10 000 Einwohner und besitzt Garnison, verschiedene höhere Lehranstalten, Behördensitze und einen reichen Marktverkehr. Das Kirchspiel hat 14 000 Einwohner, von denen ziemlich die Hälfte deutsch ist. — Als der Komtur von Balga, Ulrich von Jungingen, das Schloß Lyck inmitten der Waldwüste baute, war noch lange nicht an eine Stadt zu denken. Aus einzelnen Ansiedelungen entstand schließlic ein Dorf und später die Stadt. 1472 finden wir eine Pfarre hier. Paul Speratus sorgte mit Beginn der Reformation für eine neue, schönere Kirche; in ihr ward 1551 das erste Mal gepredigt. Der Gottesdienst war damals der rein masurischen Bevölkerung wegen rein masurisch, erst 33 Jahre später verstand man sich auch zu deutschen Predigten. Als 1656 nach der Schlacht bei Prostken die Tataren einfielen, wurde die Stadt niedergebrannt und die Bewohnerschaft gefangen fortgeführt. 1710 wütete die Pest, 1757 der Krieg, Ende des Jahrhunderts aber blühte die Stadt unter dem trefflichen General Günther in jeder Weise auf. Um jene Zeit lebte Lycks bedeutendster Sohn, der Geschichtschreiber Baczko.

Lyck hat viel Verkehr, aber es mangelt die Industrie. Als ich abends 10 Uhr die Stadt betrat, brannte nirgends eine Straßenslaterne; still und ruhig lagen die Gassen, nur zuweilen tönte ein Trompetensignal aus der Kaserne. Mit Interesse verfolgte ich anderen Tages das Leben und Treiben auf dem Marktplatze und auf der Hauptstraße. Kleine, gurtgeschirrte, braune Rosse an unschönen Wagen mit niedrigem, oben sehr breitem, vierseitigem Korbe kamen von allen Landstraßen dahergetrabt. Die Landleute stellten die Wagen auf der Hauptstraße dicht nebeneinander auf, und zwar auf beiden Seiten so, daß die unausgeschirrten Pferde nach der Häuserseite, die Wagen nach der Straßennitte zu standen. Die Bauern verblieben als Verkäufer auf dem Wagen, der Käufer tritt von der Hinterseite hervor. Von dem, einem Kälberwagen ähnlichen Gefährt nimmt der Besitzer einen Ständerkasten mit einem Gemengsel von Heu, Gras, Klee, Stroh, Spreu und stellte ihn vor das Pferd. Die weiße, grofsdächige Mütze auf dem Kopf, den langen, grauen Feldrock oder die kurze Joppe zugeknöpft, lange Stiefel an den Füßen, wartet er eine Weile und geht dann in den Krug oder in den Geschäftsladen. Währenddessen verkauft die Ehehälfte die Ladung: Sauerkirschen, das Liter zu 10 Pfennigen, Butter, Eier, Geflügel, Küchengemüse.

Mit ihren weißen Kopftüchern, langen, dunkelfarbigem Röcken, dunkelbunten Leibchen, buntkantigen Schürzen unterscheiden sie sich wenig von den deutschen Bauernfrauen überhaupt; viel mehr von den modisch gekleideten feinen Stadtdamen.

Auch Schweine und Hühner, Torf und Holz, Heu und Kartoffeln, Fleisch und Obst wird feilgeboten. Haben die Bäuerinnen ihren Vorrat verkauft, so gehen auch sie in die Bazare und Verkaufsläden, Gegen-

stände einhandeln. Da giebt es gleich auf dem Markte: Muschelkörbe und Besen, Kleider und Hüte, Küchengeschirr und Möbel, Zierat und Schmuck. Und an den Handwerkerhäusern bekundet ein Schild mit Brezeln den Bäcker, mit Fleischstücken den Fleischer, mit Sarg den Tischler, mit Schuhen den Schuhmacher, mit Mütze den Mützenhändler. Ein Rad auf einer Stange, mit Gläsern behangen, kündigt den fleißig besuchten Reihausschank, ein paar hebräische Zeichen den Treffpunkt der Juden an. Neben dem zuweilen angebrachten „Schrittfahren“ steht *po woli*, wie auf manchen Grabplatten die Bezeichnungen für geboren und gestorben in polnischer Sprache zu lesen sind; sonst sieht man deutsche Straßenschilder, deutsche Anschläge. Die masurische Sprache selbst ist mehr Familiensprache. Sie tritt auf dem Markte zurück und macht dem neugelernten Hochdeutsch Platz. Dies klingt mild und einschmeichelnd, fast unterwürfig, und ganz anders wie die rauhe unmetallische südwestlichere Mundart. Sie tönt singend, der letzte und vorletzte Ton sind eine Sexte voneinander entfernt. Die dumpfe ostpreussische Aussprache (a für e): Barg, meine Harren, hat etwas Patriarchalisches angenommen. — Durch die Stadt ziehen die Ulanen mit Gesang zum Feldmarsch; hier sehen wir Kinder in die Beeren gehen, dort fahren Bauernwagen aufs Dorf zurück; an die Pumpbrunnen klebt man Ankündigungen. — In den Buchläden sieht es wie in allen mittleren Städten aus. Ein paar Gymnasiastenschulbücher, einige Probenummern, Geschäfts- und Gesangbücher, Patenbriefe und Ansichtspostkarten decken das Bedürfnis der Leute, selbst provinzielle Literatur fehlt fast ganz.

Von Lyck geht der Weg durch fruchtbare Felder nach Johannsburg. Diese am Pissekflusse liegende, 1345 angelegte Burg ist erst im 16. Jahrhundert Stadt geworden und ist die einzige, die dem Tatareneinfall erfolgreich begegnete. Heute sind die Festungswerke nicht mehr sichtbar. Seit der Aufgabe der Garnison, deren Befehlshaber 1797 bis 1799 York war, hat die Stadt ihre Bedeutung verloren.

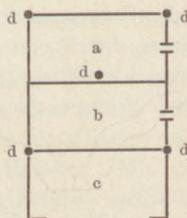
Sie zählt heute etwa 3000 Einwohner, das Kirchspiel 12 000, von denen ein Drittel Deutsche sind. Als die Philipponen im Johannsburg Forst Fuß faßten, bestand für deren geistige Bedürfnisse eine russische Druckerei in der Stadt; jetzt ist sie eingegangen.

Unsere westliche Fahrt führt uns nun durch die große Johannsburg Heide, die ziemlich 1000 qkm groß ist und 14 Oberförstereien umfaßt. In Rudezany verlassen wir die Eisenbahn, um diesen merkwürdigen Ort zu betrachten, der uns mitten im Urwalde wie ein Stück „im wilden Westen Nordamerikas“ anmutet. Der Ort ist herrlich zwischen dem Nieder- und dem Guszinsee gelegen. Wie es hier vor Regulierung der Seen und vor Einführung der Bahn ausgesehen haben mag, davon zeugen noch einige der ärmsten masurischen Holzhäuschen. Auch der Bahnhof ist noch einfach und nicht vom Puppener oder Schwentainer unterschieden, in welchem letzterem Orte er den Glanzpunkt

bildet. In Rudczany aber liegt gegenüber dem Bahnhof schon ein richtiges Touristenhotel mit allen Bequemlichkeiten. Daneben baut man steinerne Häuser, und unweit der Holzschneidemühlen und Bretterschragen glänzen inmitten zierlicher Gärten die schönsten Villen. Ein Ausflug in den Forst führt uns in die echte Masurei. Wir wandern auf sandigem Wege durch den Wald nach Niden. Kiefern und Laubbäume stehen durcheinander, Wacholdersträucher, wie kleine Cypressen aussehend, machen das niedere Holz aus. Die Menge der lockenden Erd- und Schwarzbeeren wird von den Dörflern wenig beachtet. Stein- und Holzfahrer begegnen uns, bald wird der Wald lichter, wir sehen Felder mit jenen eigentümlichen Stroheimen (Abb. 62), wie sie in ganz Ostdeutschland heimisch sind. In die vier Winkelpunkte eines etwa 8 m langen Quadrates sind 8 m hohe Holzstämmen eingerammt. Ein Holz- oder Schindeldach ist so befestigt, daß es auf und nieder geschoben werden kann und immer auf dem Stroh aufliegt. Das auf Berg und Hügel, im Thal und am See gelegene Dorf Niden breitet sich vor unseren Augen aus. Alle Häuser sind von Holz, denn das ist hier das billigste Baumaterial; meist sind acht bis zehn glattgehobelte Stämme im Gersafs übereinander gelegt. Am Schindeldach prangt als Giebel-

zier ein Kreuz, Stern, Gesicht, Reichsapfel, Eichenblatt, eine Krone oder ein einfaches Brett (vergl. die Abbildungen 63, 64 und 70). Vor den gedielten, reinlichen Häusern, denen die Wolkenvorhänge selten mangeln, ist ein Gärtchen mit Kartoffeln, Bohnen, Mohn (zu Mohnstriezeln), Blumen gelegen, ein Bretterzaun umgiebt es. — Das Gerüst der Heufeime besteht aus drei pyramidenartig zusammengestellten Stangen. Die Feldeinfassung ist einfach; in Entfernung von etwa 8 m sind  $1\frac{1}{2}$  m hohe Pfähle eingesetzt, die mit zwei Latten oder Schwarten untereinander verbunden sind. Bei den Zugängen stehen Zwieselpfähle enger, und man kann aus den Gaffeln die Latten herausnehmen. Auf den Wiesen grünt üppiger Klee, die Sommersonne liegt über der Flur; Königskerzen und Pechnelken, Glockenblumen und Fingerhut, Katzenpfötchen und Löwenzahn, Klee und Schafgarbe, Gänseblume und Rainfarn färben den Wiesen-

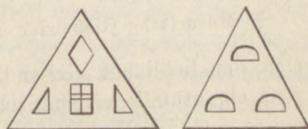
Abb. 62.



Masurischer Strohspeicher.

a b steinerner Unterbau, 4 m lang und breit. — a Raum für Wagen und Gerät. — b Kuhstall. — c angebauter hölzerner Schuppen. — d 6 m hohe Holzstämmen mit auf-schiebbarem, pyramidenförmigem Dach.

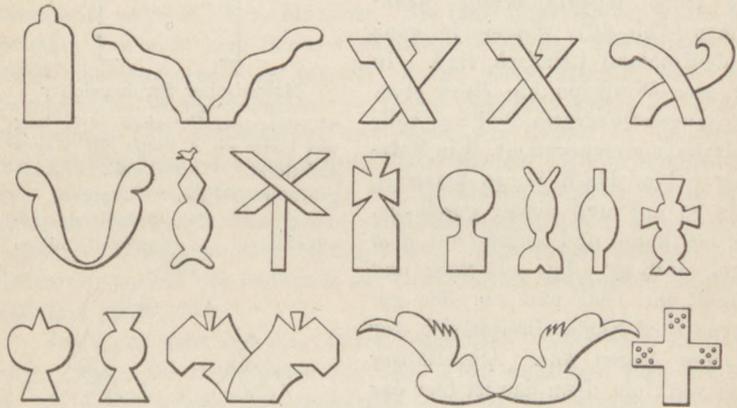
Abb. 63.



Giebelfenster in Masuren.

teppich. An Kartoffelfeldern vorbei gelangen wir an den idyllischen Niedersee. Inmitten prächtiger Laub- und Nadelwäldungen gelegen, zieht sich dieser sichelförmig mehrere Kilometer lang durch den Forst. Die gewaltige, ungestörte Ruhe, die grüne, blühende Umgebung, die malerischen Waldinseln machen den fischreichen See zu einem beliebten Ausflugsorte. Im Sommer befährt ein Dampfer allwöchentlich den See. Die Fischerei, die sich besonders auf Maränen erstreckt, ruht in den Händen eines reichen philippinischen Pächters, der den gewonnenen Segen in die Umgegend und nach Polen verkauft. Nach Norden steht der Niedersee durch eine Schleuse mit dem Guszinsee in Verbindung, an dem das freundliche Guszianka mit seinen Schneidemühlen liegt. Unter jenen Königseichen weilte einst Friedrich Wilhelm IV. und er-

Abb. 64.



Masureische Giebelzier in der Sensburger Gegend.

freute sich der lieblichen Gegend. Ein Ausflug in die Philipponendörfer, jene eigentümlichen russischen Kolonien, die vor 60 Jahren wie ein Paradies aus der Waldöde entstanden, bringt viele Merkwürdigkeiten. Ein Holzfahrer nimmt mich mit auf sein schütterndes Gefährt und erzählt mir, wie dereinst hier alles undurchdringlicher Wald gewesen sei, wie dann unter Friedrich Wilhelm IV. jene russischen Siedler kamen, denen Ausübung ihres vom griechisch-katholischen nur wenig abweichenden Glaubens zugestanden ward. Sie legten auf die Adiaphora aber einen solchen Wert, daß Streitigkeiten unvermeidlich waren. In der Nähe sah ich ein seltenes Naturschauspiel. Ein 3 bis 4 m hoher und breiter Stein ist in der Mitte durchsprengt; eine Linde hat sich, die Spalte erweiternd, ihren Weg gebahnt, hat das Licht erreicht und den Stein durchwachsen. Der Stein ist ein erratic Block, den die skandinavischen Gletscher in der Eiszeit nach Masuren beförderten.

In der Umgegend von Weisuhnen und von Lyck spielen auch die Novellen Skowronneks. Wie Wichert die Litauer, so hat Skowronnek

die Masuren mit Meisterschaft gezeichnet. Sie haben beide mehr die Schattenseiten ihrer Völker gesehen, aber sie sind doch Künstler genug, den Hintergrund getreulich abzumalen. Und Skowronnek hat ja seine Jugend in Masurenlande zugebracht (Fritz Skowronnek, Masurenblut, 1899. — Polska Maria, 1888 etc.). Da sehen wir, wenn wir seine Novellen lesen, den alten wackeligen Wegweiser an der Straßengabelung. Die Kinder machen daselbst Kreise oder Kaulchen und spielen Klippe oder schlagen an, — um Knöpfe. Wer kleine Hände und kleine Spannen hat, verliert natürlich leichter, und alle feinen vergoldeten Glücksknöpfe, die das 30fache der gewöhnlichen gelten, gehen flöten. Der Knabe bekommt, da er die Knöpfe von den Kleidern abgeschnitten hat, zu Hause noch den Strick zu kosten. Dann macht man Räuber und Soldaten oder Indianerkampf in den benachbarten Wäldern, fischt auch und legt Reusen. Mit zärtlicher Liebe hängen die erwachsenen Kinder an den Eltern, selbst wenn sie Geld zu Schnaps von den Kindern beanspruchen und von ihnen ernährt sein wollen. Die Alten suchen die Arbeit gern zu meiden, gehen lieber als Schäfer mit Schalmei und Klingerstock oder sitzen am Rande und singen geistliche Bettellieder um Geld, Speck, Schnaps, Brot. Der Schnaps ist natürlich eine Hauptlabe; jung und alt, Mann und Weib trinken ihn in Masse, denn „Gott hat ihn geschaffen, und weshalb ist der Winter so kalt und der Weg so weit?“ Holz- und Felddiebstahl ist keine Sünde und ein paar Wochen im „roten Haus“ keine Schande. Die Subalternbeamten sind kleine Götter und dünken sich gleich den alten Panen wie Herren über Leben und Tod, weniger die „Herren Wohlthäter“. Aber der Masur weiß sich zu helfen. Mit einer slawischen Unterwürfigkeit küßt er die Hand des Herrn Wohlthäters und thut ganz zerknickt und bittet schließlich doch um eine Wohlthat und dreht dann hinterm Rücken dem Herrn Wohlthäter eine Nase, maust ihm seinen Hund, verkauft das dem Herrn gestohlene Holz und kommt den anderen Tag mit genau derselben Unterwürfigkeit zum Herrn Wohlthäter, und auch vier Wochen danach wieder, nachdem er gegessen hat. In seiner bilderreichen Sprache häuft der Masur Sprichwort auf Sprichwort und dichtet Redensart auf Redensart mit den anheimelnden Verkleinerungssilben, mein Gottchen, mein Pferdchen. Sein ganzes dürftiges Wissen ist eigentlich nur eine ziemliche Menge Schlaueit und Unverfahrenheit, aber er hält sich für hoch erhaben gegenüber dem Polen von drüben her; er flieht niemals hinüber, wohl aber kommt mancher von drüben zu ihm. Das junge Mädchen wird wie die Blume verehrt, das alte Weib gescholten, geschlagen, scheußlich behandelt und mit Arbeit belastet. Aber das alte Weib ist schlau und witzig genug, mit dieser Thatsache zu rechnen, sie weiß ihren Vorteil trotzdem zu ziehen, ein Kleid zu erangeln, unbeobachtet zu faulenzeln, die Kohlen für sich aus dem Feuer holen zu lassen und — Schnaps zu trinken. Für eine Beleidigung würde es die alte Jungfer ansehen, kein Kind in der

Jugend gehabt zu haben, im Gegenteil, „einen jungen Edelmann“ und „ich bin doch nicht etwa so häßlich gewesen, daß mich keiner gemocht hätte“. Da ziehen sie vor uns vorüber: das Nähmädchen, die allmählich in allen Familienklatsch und in alle Familiengeheimnisse der kleinstädtischen Gesellschaft eingeweiht wird und dem geistigen Hochmut und der Cliquenwirtschaft ihrer Brotgeber ebenso gewachsen ist wie deren Prüderie; die alte Bettelfrau mit der Schnapsflasche im Brotkorb, die sofort zu singen aufhört, wenn der Vorübergehende keinen geberhaften Eindruck erweckt; der tödlich beleidigte Vater, der nur im Mord des Todfeindes die rechte Rache sieht; die Sekte des Gromadki und der Wassertrinker, die mit ihren guten Grundsätzen mehr Schaden als Nutzen anrichten und den alten Adam nicht einmal in ihrer eigenen Haut mit allen Sünden und bösen Lüsten ersäufen können; der verbummelte Akademiker, der hülfbereite Oberförster, die kulturbringenden Chausseebauer, der milde Herr Pastor, der nie die Hoffnung aufgibt. Wir sehen die undurchdringlichen Wälder, durchheult von der Windsbraut („der Eilung“), die fischreichen Seen, wir sind zugegen beim Erntefest. „Es war doch von alters her Brauch. Einige Schüsseln mit geschmortem Fleisch, ein Berg Kartoffeln dazu. Dann kam das Hauptgericht: Fisch. Es gehörte aber eine gewaltige Menge Fische (die „Erntefische“) aller Art dazu, um diesen Gang zu bestreiten, denn es waren immerhin 10 bis 12 Familien, natürlich einschließlichs sämtlicher Sprossen, die satt gemacht werden mußten. Zum Schluß gab es noch ein paar mächtige Schüsseln Reis mit Zimt und brauner Butter. Brot, Kuchen und Schnaps vervollständigten das Menu. — Und dann wurde auf dem glatten Boden des Hofes nach dem Klange einer Fiedel oder Handharmonika getanzt.“ — Wir sehen die Weiber vor einer eben vom Blitz erschlagenen Frau. „Strafe Gottes, Frau Wohlthäterin, Strafe Gottes! Haben Sie nicht gesagt: Geht nicht voraus, wartet das Gewitter ab? Aber Frau Wohlthäterin, das war ihr bestimmt, sie mußte gehen, der Schwarze wartete schon auf sie. Der liebe Gott hat sie gestraft, alle drei! Der Pietsch sitzt, der Burdeyko fault in Frankreich“ (1870 gefallen), „und sie hat der Blitz erschlagen.“ Nun war der Strom entfesselt: Die eine hatte gesehen, wie eine große schwarze Kugel von dem Munde der Toten blitzschnell, als der Wagen hielt, über die Straße rollte und in der Schonung auf der anderen Seite verschwand; eine andere behauptete steif und fest, das wäre ein Tier gewesen, wie ein Eichkater so groß, aber von der Gestalt einer Eidechse; die dritte versicherte, deutlich gesehen zu haben, wie die Tote sich kurz vor den Pferden ganz umgedreht hatte. Wir sehen den Masuren bei der Sonntagstoilette. „Jan Gerlitzki hatte sein Rasiermesser auf dem Leibriemen geschärft und ging gegen die 14 Tage alten Bartstoppeln so energisch vor, daß er sich das Gesicht mit Schwammstückchen bekleben mußte. Dann schmierte er die langen Stiefel mit Thran, daß sie glänzten, band sich ein schwarzes Tuch

um den Hals und zog sich den langen, grauen Wandrock an. — Sie warf das schmutzige Kopftuch ab, salbte die grauen Haarsträhne mit Fett und zog sich einen Scheitel. In düsterem Schweigen wanderte das Paar zur Försterei. — Das wäre so eine Schonung für dich, wenn du mit einem Stof Schnaps schlafen gehen willst (sprach er). — (Sie:) Du kannst recht haben.“

Wir sehen auch den verkommenen Reichen, den Tagedieb, sterben, wie er erst Männerchen tanzen sieht und, bevor sie ihn nach der Anstalt bringen, sich am Halstuch an den Nagel hängt.

Und dann steht der Schweinedieb wieder vor uns, der eben abgeführt werden soll. „Onkelchen (sagt Jan), wohin führen sie den Vater?“ — Das ist ja nicht dein Vater ... der ... — Da ging's los: „Lieber Herr Wohlthäter, weshalb schlagen sie den Jan? Der Jan, das ist ein dummer Junge ... nicht wahr, Frau Bobrowska? Das hab ich ja immer gesagt, der Jan, der wird noch einmal mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Aber Herr Wohlthäter, ein blindes Huhn findet manchmal auch ein Korn, und der dümmste Ochse giebt auch einen Braten ab. Und, Herr Wohlthäter, ich bitte viel tausendmal um Entschuldigung, weshalb soll der Junge nicht sagen, was alle sagen? Jan, küß dem Herrn Wohlthäter die Hand, er wird dich das nächste Mal nicht aufschreiben, wenn du Holz geholt hast ohne Zettel.“ Es ist zwar kein erfreuliches Bild, was Skowronnek in seinem „Masurenblut“ und in anderen Novellen von seinen Landsleuten entwirft, aber ein farbreiches und durchaus kein abscheuliches, wenn man bedenkt, dafs er im allgemeinen die untersten Schichten zeichnet.

Das Kirchspiel Altukta ward erst 1846 gegründet, ist also jünger als die Philipponenkirchen, und die häßlichen Streitigkeiten, die der so wackere Pfarrer Kandziora mit den fremden Glaubensgenossen über den Dezem führte, wären gewifs nie zu solcher Höhe gediehen, wenn die Ansiedelungsbedingungen sicherer festgelegt worden wären. Wenn auch das Endurteil gesetzlich gegen die Philipponen entschied, so konnte es ihnen doch nicht einleuchtend sein. Sie hatten keine Ahnung von einer Klausel, die ihr selbst gegründetes Kirchspiel einem später gegründeten evangelischen unterordnen würde.

Unser Dampfer aber trage uns weiter über den Beldahnsee zu den Örtchen Wigrinnen und Schwignainen. Gegenüber liegen die ersten philippinischen Gründungen Piasken und Onufigowen. Den ganzen Süden der benachbarten Kreise füllen grofse Waldungen aus; einzelne Kirchspiele zählen aufser den paar Beamten fast nur Masuren, so an der Grenze Opalenietz bei Willenberg. Unter 2045 Seelen sind 1993 Masuren. Das Kirchspiel hat fünf Schulen mit sieben Lehrern. Einige Gebräuche, wie sie gerade hier herrschen, seien erwähnt. Hier gehen noch überall ein oder zwei Hochzeitsbitter, oder sie reiten, die Mütze mit Bändern geschmückt, um ihre Einladungsverse herzusagen. Bei der Brautfahrt sitzt der Bitter auf dem letzten Wagen und knallt

mächtig mit seiner Bänderpeitsche. Beim Hochzeitsmahle sorgt er dafür, daß jeder gut bewirtet wird.

Bei Begräbnissen legt man eine Axt vor die Schwelle der Hausflur. Das Leichenwaschwasser wirft man mit dem Gefäß gegen das Rad des Leichenwagens oder läßt es überfahren. Beim Leichenfortfahren läßt man des Verstorbenen Haustiere aus den Ställen.

In der Adventszeit gehen die Dorfbewohner auch hier mit dem Stern. Eine bewegliche Papierlampe in Sternform, mit rotem oder buntem Papier beklebt und durch eine Schnur zum Bewegen geeignet gemacht, wird an einem Stängchen getragen. Zwei bis sechs Personen ziehen mit einem solchen Stern vor das Schulhaus, begleitet von einer Menge Menschen. Auf dem Zuge singt man geistliche Lieder und ebenso vor der Schule. Dort hält wohl der Lehrer noch eine Ansprache; dann werden die Lämpchen ausgelöscht und es geht nach Hause.

Vom Beldahnsee gelangen wir in den großen Spirdingsee und nach dem malerischen Nikolaiken, das die besten Maränen in den Handel bringt. Es hat 2500 Einwohner, das Kirchspiel 8000, die Hälfte ist deutsch. Hoch sind die Ufer des Sees, an den sich die kleinen Häuschen anschmiegen.

Vom Taltersee erreichen wir, durch den Löwentinsee fahrend, Lötzen. Dies kann als Mittelpunkt des Seengebietes gelten. Von hier aus gehen die Veranstaltungen, Masuren dem Fremdenverkehr zu erschließen.

1337 wurde in dieser Gegend eine Ordensburg gegründet, nach anderen wurde das Schloß schon 1285 erbaut. 1361 brannte Großfürst Keistutt von Litauen die Stadt nieder, 1573 erhielt sie Stadtrecht. Von den Tataren und der Pest blieb sie ebensowenig verschont wie die anderen Städte, dann aber blühte Lötzen auf und hat gegenwärtig 7000 Einwohner, das Kirchspiel 11 000, davon sind zwei Drittel Deutsche. Progymnasium, Präparandenanstalt und Militär heben die angenehm gelegene Stadt noch mehr. — Bei einer Fahrt durch den Mauersee mit seinen lieblichen Inseln erblicken wir die Angerburger Türme. Hier sind nur noch Reste des Masurentums zu finden. Auch das Litauische ist vollständig verschwunden, der Gottesdienst wird nur noch selten in polnischer Sprache abgehalten. Die Stadt hat etwa 5000 Einwohner, ist gleichfalls eine alte Ordensburg und nennt den Gelehrten Georg Andreas Helwing unter seinen berühmten Söhnen.

Ein Ausflug nach der masurischen Schweiz und dem Tannenberger Schlachtfelde führt uns über Kutten, wo Pogarzelski als Rektor wirkte, und über Pillacken nach dem 200 m hohen Turmberge. Hier überblickt man das schöne, seenreiche Land.

Pogarzelski genießt nicht den literarischen Ruhm eines Donalitus oder Rhesa, aber er ist bei seinen Landsleuten noch heute volkstümlich. Deshalb sei einiges über ihn mitgeteilt.

Michael Pogarzelski wurde am 4. September 1737 zu Lepaken, eine Meile westlich von Lyck, zwei Meilen östlich von seinem späteren Wirkungskreise Kalinowen, geboren. Das Geschlecht der Pogarzelski oder Pogarselius hatte dem Lande schon mehrere Priester gegeben. So unterschrieb einer, Hieronymus, 1579 die Konkordienformel, ein anderer, Nicol, starb 1602 als Angerburger Diakonus, ein dritter, Johannes, war 1625 Pfarrer in Wielitzki. Nach der Sitte jener Zeit hatte er viele Taufzeugen, nämlich sechs, darunter war der Landschöffe Roggon, der Student Wengoborski und andere Bekannte und Verwandte, die am 8. September, am 12. Trinitatissonntage, der Taufrede des Pfarrers Andreas Wedeke in der Grabniker Kirche lauschten. Die Mutter hiefs Maria Dolenga; der Vater, von dessen Nachkommen noch kürzlich einer in Lepaken lebte, führte den Namen Albert und war ein Kölmer oder Freibauer. Freilich war er ein armer Kölmer, wie des Donalitus Vater. Wenn auch frei von drückenden Abgaben und dem lästigen Scharwerk, bewirtschaftete er doch mit eigener Hand sein Gut und pflegte wie die unbemittelten kaschubischen Pane und litauischen Bojaren seine Scholle, um dem ärmlichen Boden mit jedem neuen Jahre kärglichen Ertrag zur Fristung des Lebens abzugewinnen. Die Kinder wuchsen in der Wirtschaft und beim Vieh ohne Schulunterricht auf, und nur ein höheres Streben hat den oder jenen Kölmersohn vermocht, die Schranken kleinlicher Verhältnisse zu durchbrechen und die gebildete Welt um ein brauchbares, kräftiges Glied zu vermehren. Wie schwer damals diese Schranke zu überwinden war, lehrt ein Hinblick auf die gesamten wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse Masurens. Das südliche Ostpreußen, Masuren, war im allgemeinen immer noch, was es zur Ritterzeit war, eine große Waldwüste. Als Friedrich Wilhelm I. 1723 hier Posten einrichten wollte, stellte das Generalfinanzdirektorium vor, dies sei kaum möglich: „In den öden von Raubtieren durchstreiften Heiden sei oft auf 10 bis 12 Meilen Weges kein Haus anzutreffen, an ordentlichen Strafsen, Brücken und Dämmen gebräche es fast gänzlich, Raubgesindel mache namentlich in der Nähe der polnischen Grenze die Gegenden unsicher, und die Posten in den pfadlosen Dickichten und Sümpfen bei Nacht gehen zu lassen, daran sei gar nicht zu denken.“ Außer wenigen Strafsen führten durch die Wildnis nur Wege, die wenig betreten und schwer zu finden waren. Wenn sich auch nicht mehr ganze Heere, wie zur Ordenszeit, in den Wäldern verirren und nach mehrtägigem ziellosen Wandern mit Feinden, Wegelagerern, Strutern zusammengeraten konnten, so vermochte doch auch jetzt der einzelne nur schwer fortzukommen, Lebensmittel mußte man für Tage mitnehmen und war immer dem Überfall von Räubern und Raubtieren ausgesetzt. Nachdem man in den Waldlichtungen Stubben gerodet, Teer geschwelt, Kohlen gebrannt und das Land geebnet hatte, gab es wohl Feldgrundstücke; aber noch 1817 berichtet Rosenwall, der Boden sei doch durchaus schlecht, bringe nur Roggen, Hafer und

Heidekorn hervor, Vieh und Pferde seien sehr klein. Die Dörfchen selbst lagen meilenweit auseinander, und ein Kirchspiel war mehrere Quadratmeilen groß.

So unwirtlich der dichte Wald für den Menschen war, so wohl fühlte sich die Tierwelt darin. Und wie reich war diese. Wilde Pferde werden ein Jahrhundert vorher noch erwähnt, die letzten sollen erst vor 100 Jahren gefangen worden sein. 1883 ward noch ein Auerochs an der Szeszuppe, 1804 ein Bär im Puppener Forst, 1869 ein Luchs bei Jakunowken erlegt. 1819 wurden noch viele Wölfe in Ostpreußen geschossen, und auch heute verirrt sich wohl einmal noch Freund Isegrim von den polnischen in die masurischen Wälder. Die Elche sind zwar nicht mehr Jagdtiere, werden jedoch noch in einer Stärke von 400 Stück in ostpreussischen Wäldern gehegt. Im achtzehnten Jahrhundert aber waren alle diese Tiere noch in Hülle und Fülle vorhanden.

Unter Friedrich Wilhelm I. war nun allerdings viel für die Kultur Masurens und ganz Ostpreußens geschehen. Wie er trotz des oben erwähnten ungünstigen Berichtes Posten in Ostpreußen einführte, so war er auch unermüdlich darauf bedacht, neue Ansiedler zur Kultivierung des Landes herbeizuziehen, sie durch Steuererlaß, Zuwendung von Ackergeräten, Samen, Freiholz im Lande festzuhalten und ihnen Teilnahme an den Segnungen der Kultur zu erleichtern. Der Schaden, den die Tatareneinfälle 1656 brachten, war schon teilweise überwunden, die Verluste im Pestjahre 1709/10 wurden durch Herbeirufung der Salzburger wett gemacht; für den Unterricht des masurischen Volkes und zur Gewinnung von Predigern und Lehrern hatte er 1728 das polnische Seminar in Königsberg gestiftet; Friedrich der Große weilte als Kronprinz oft mit seinem Vater in Ostpreußen.

Pogorzelski wuchs nun im väterlichen Hause auf. Noch erinnerte ein Tatarenpfeil in der Kirchenfahne an jene trostlose Zeit, wo die wilden Horden Tausende um Hab und Gut, Eltern und Heimat brachten. Michael selbst sollte bald ähnliche traurige Zeiten sehen; vorläufig ging es ihm ja gut. Der Pfarrer Drigalski in Stradaunen, der seine musikalische Begabung und seinen Lerneifer erkannte, setzte es durch, daß der Knabe in die Lycker Schule gehen konnte. Diese Schule, 1546 gegründet, 1707 neu aufgebaut, bereitete zur Universität vor und pflegte neben klassischen besonders die polnische Sprache. Lyck war schon damals der Mittelpunkt Masurens. Bei Einführung der Reformation durch Paul Speratus war die Bewohnerschaft noch ganz polnisch, erst 1584 wurde deutsche Predigt neben polnischer eingeführt. „Es ist ein offener und schlecht gebauter, aber doch nahrhafter Ort“, sagt Hartknoch 1684. Nach der Pest 1710 hatte es von 2000 Einwohnern nur noch 700, aber trotz mehrerer Feuersbrünste hob sich die Stadt, die einen reichen Marktverkehr hat, bald wieder. Pogorzelski selbst hat über seinen Lycker Aufenthalt nichts erwähnt. Er

wird wohl freudvoller gewesen sein als der Königsberger, von dem er erzählt: „Nach dem Tode meines Vaters begab ich mich aus innerlichem Triebe nach Königsberg. Zuerst war ich bei den Studenten auf dem Collegio Albertino, allwo ich viel Not ausstehen mußte, hernach kam ich in das Altstädtische Pauperhaus und im Jahre 1761 qua civis Academ. inscribiret h. t. Rector Acad. fuit Prof. Roescias Bock u. Theol. Decanus Herr Consistorialrath Bock.“ Dem Lepakener Kölmer- sohn ging es wie dem Lasdinehlener. Die geistige Metropole Ostpreußens übt einen unwiderstehlichen Zauber aus. Das Collegium Albertinum und das Pauperhaus bietet beiden so wenig körperliche und so viel geistige Nahrung; wahrscheinlich gaben beide Privatstunden, denn es bleibt doch eigentümlich, daß sie die Universität so spät bezogen. Pogarzelski hat sich übrigens in seinen Aufzeichnungen geirrt, der Immatrikulationsvermerk lautet wörtlich: „25. Aug. 1762. Michael Pogarzelski Lycca Bor.“ Die Studienzeit unseres jungen Theologen fällt also in jene Jahre, die Hasenkamp in seinem Werke, „Ostpreußen unter dem Doppelaar“ so trefflich geschildert hat. Der russische Doppeladler prangte an den öffentlichen Gebäuden, das Volk feierte auf Befehl des Petersburger Hofes die russischen Siegesfeste und Familientage der kaiserlichen Familie, die Königsberger Gesellschaft fühlte sich im Umgang mit den russischen Offizieren geschmeichelt und ertrug das milde Regiment des Eroberers, wie Friedrich der Große meint, lieber, als daß es zu seinem angestammten Königshause gern zurückgekehrt wäre. So vorteilhaft auch die Lage des im Frieden befindlichen Landes gegenüber den anderen, den Kriegsunfällen ausgesetzten Provinzen war, so fanden sich aber doch auch in Preußen und in Königsberg genug Leute, die im Herzen und auch öffentlich ihrem Könige die Treue wahrten. Das Beispiel von Donalitus ward bereits S. 53 erwähnt. In Königsberg selbst predigte am 22. August 1759, den die Russen als Sieg von Kunersdorf feierten und der in Königsberg durch Gottesdienst begangen werden mußte, der Hofprediger Arnold über die Pflicht der Sieger und Besiegten, warnte jene vor Trotz, letztere vor Verzagtheit und rief aus: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich daniederliege.“ Als er widerrufen sollte, schriehen die Studenten bei Beginn des Widerrufs in der Kirche „Feuer!“ und alles flüchtete aus der Kirche, so daß der Widerruf unterblieb. Drigalski rottete sich sogar mit seinen Stradauner Bauern zusammen, um die Plünderer zu vertreiben.

So fleißig Pogarzelski studierte, die deutsche Sprache erlernte er nie richtig, er radebrechte fort und fort und erhielt trotz vollendeten Studiums, da er nur polnisch verstand, keine Pfarre. Da nahm er 1769 die Ragniter Organistenstelle an. Weil er besser Orgel spielte als der Kantor und ein geschätzter Unterhalter war, konnte er die brotlose Stelle leicht ertragen. Drigalskis Schwager, der Erzpriester Fiedler in Ragnit, der selbst eine Masurin zur Frau hatte, verschaffte

ihm Freitische. Mit der Frau Erzpriester konnte er nach Herzenslust masurisch sprechen, und die deutsch-litauischen Ragniter ergötzen sich über seine Schnurren. Er äußerte einmal, saurer Kumpst, die masurische Nationalkost, sei seine Liebesspeise. Überall, wohin er nun kam, setzte man ihm Sauerkraut und Schweinefleisch vor, und der Organist langte wacker zu. „Anno 1769 im Januar erhielt ich die Vokation als Schulcollega und Organist nach Ragnit, von da wiederum 1772 qua Rector wider meinen Willen durch falsche Briefe nach Kutten bei Angerburg versetzt.“

Es ist merkwürdig, daß er die Kuttener Berufung durchaus nicht freudig erwähnt. Hier gerade entfaltete er sein Masurentum ganz, hier sprach man noch durchaus seine Muttersprache. Hat ihm vielleicht die höhere deutsche und städtische Kultur in Königsberg und Ragnit nicht doch besser gefallen?

Als Pastor hatte hier B. Drigalski, wohl ein Verwandter des Stradauner Pfarrers, seines Gönners, gelebt. Noch erinnerte ein Epitaph an ihn, das er seinen drei Frauen hatte setzen lassen, noch war im Chor jenes eigentümliche Bild zu sehen, das Drigalski zum Andenken an seine während der Pest verstorbene Frau hatte malen lassen. Inmitten frisch gegrabener Gräber und zahlloser Leichen reitet der Tod mit der Sense auf hohem Rofs; ein Leichenzug daneben erhöht den grausigen Eindruck.

Neben seiner Schulthätigkeit predigte Pogarzelski vielfach und versah auch die Wirtschaft. Im Winter, Spätherbst und Frühling war der Verkehr mit der Außenwelt so ziemlich abgeschnitten. Man darf selbst jetzt bei schlechtem Wetter nur einen masurischen Dorfweg im Herbst sehen, und man wird die Verse des Dichters Wort für Wort nachempfinden, der um jene Zeit von den Dörfern an der Rominter Heide sang:

Seht, wie die Sonne, von uns sich wieder entfernend, dahinrollt,  
 Und sich weiter und weiter von uns zum Abend hinabsenkt.  
 Seht, mit jedem Tage verbirgt ihre Strahlen sie mehr uns,  
 Und es strecken die Schatten mit jedem Tage sich länger.  
 Schon beginnen die Winde allmählich die Flügel zu rühren,  
 Fegen das letzte von Wärme hinweg, hohl sausend und brausend,  
 Also daß auch die Milde der Luft gar schnell sich verliert,  
 Und es das Alter mahnt, hervor die Pelze zu suchen.  
 Mütterchen schickt's mit dem zitternden Greis an den wärmenden Ofen.  
 Andre auch treibt die Kälte hinein in die trauliche Stube,  
 Um sich an warmer Suppe und anderem Heißen zu laben.  
 Überall ist die Erde durchweicht, und Thränen vergießt sie,  
 Reissen ihr unsere Räder entzwei den wäsrigen Rücken.  
 Wo vorher zwei Klepper bequem fortzogen die Lastfuhr,  
 Ist es zur Zeit nicht eben leicht zu fahren mit Vierspann.  
 Knarrend dreht sich das Rad auf der Achse schwer und mühsam,  
 Reißt zähflüssige Stücke heraus und läßt sie dann fallen.  
 Sehet, die Ackerrücken sind ganz im Wasser verschwunden.  
 Schwere Tropfen des Regens zerklopfen den Leuten den Rücken;

Bastschuh und alte Stiefel saugen von Wasser sich voll ganz  
Und durchkneten den Kot wie Teig beim mühsamen Schreiten.

(Donalitiŭs, Gaben des Herbstes, V. 1 ff. — Passarge, S. 83 f.)

So sah es auch 1778 in Kutten aus, als der vierspännige Wagen eines inspizierenden hohen Beamten im ellentiefen Morast des dortigen Dorfweges stecken blieb und zerbrach. Pogarzelski sprang herzu, besserte das Rad aus, bewirtete den Herrn, unterhielt ihn in seiner originellen Derbheit und bekam dann Anwartschaft auf eine Pfarre. Schon als Rektor predigte er und dichtete für sein Volk. Die masurische Volksliederdichtung ist nicht umfangreich, weist aber dennoch eine Anzahl hübscher Lieder auf. In ihrer weichen Art stehen diese mitten inne zwischen den litauischen und polnischen. Die zahlreichen Verkleinerungssilben, die Bilder aus dem Tierleben und den einfachen Vorgängen in Haus und Hof verleihen diesen Liedern einen natürlichen Reiz. Wenn der Masure die Vogelhochzeit oder die zurückgewiesene oder angenommene Werbung schildert, wenn er eine Entführung, die Untreue oder den Verlust der Geliebten besingt, klingt überall das weiche zurückhaltende Gemüt durch die bilderreiche Sprache. Im Gegensatz zur Volkslieddichtung ist die poesiereiche deutsche Dichtung des masurischen Präsentors unbeholfen. Man vergleiche die folgenden Dichtungen! Im richtigen Gebrauche der deutschen Grammatik sind diese zweisprachigen Grenzbewohner sehr schwankend, und selbst studierten Leuten ist bei langem Leben inmitten der masurischen Landbevölkerung das gute Deutsch verloren gegangen. Zum Sprachengemisch gesellt sich eine eigene Verquickung der Konfessionen. Pogarzelski läßt ruhig den heiligen Xaverius, den Genossen Loyolas, eine Rolle bei der Auferstehung spielen. Der Gottesdienst ist ceremonieller, das Einhalten der Heiligtage war früher an der Tagesordnung, und 1834 benutzten beispielsweise Evangelische und Katholische in Ortelsburg dieselbe Kirche. — Es folgen nach zwei Volksliedern Dichtungen Pogarzelskis.

#### Verlangen.

„Schönes Mädchen, ich liebe dich,  
Bleib bei mir, erhöere mich.“

„Als goldne Ente entflieg ich dir,  
Und such ein Nest im Walde mir.“

„Ich folg dir als goldner Enterich bald,  
Zum fernen Nest im düstern Wald.“

„Ich fahre als Fisch in den See hinein,  
Ich kann ja nimmer die Deine sein.“

„In einen Fischer verwandle ich mich,  
Mit Netzen und Angeln fang ich dich!“

„Ich springe als Hase im schnellen Lauf,  
Das Thal hinab, den Berg hinauf.“

„Ich folg dir als Windhund hinterdrein,  
Denn mein, o Mädchen, mußt du doch sein!“

## Hans und Käte.

Aus fremdem Lande kam er herein,  
Bethörte so schnell ein Mägdelein.

Sie spannt die Rosse dem Wagen vor,  
Die aber wollen nicht durchs Thor.

„Und nimm des Silbers in Fülle, o Maid!“ —  
Sie zogen wohl 30 Meilen weit.

Sie zogen wohl 30 Meilen fort  
Und sprachen nicht ein einziges Wort.

»Ist denn dein liebes Ländchen noch weit?«  
Sprach Kätchen zu Hänschen voller Leid.

„Was fragst du nach dem Ländchen mein?  
Bald wirst du im Röhricht der Donau sein!“

Da kamen sie an im neuen Haus,  
„Nun zieh den fränkischen Putz mir aus!“

Und er nimmt ihr den Ring vom Fingerlein,  
Und wirft sie in die Donau hinein.

„Hilf, Hänschen«, so ruft sie mit jammerndem Mund.  
„Ich warf dich ins Wasser, nun miß mir den Grund!“ —

Das hört auf dem Schlofs ihr Bruder nur,  
Der läßt sich herab an seidener Schnur.

„Was hast du gethan, o Schwesterlein,  
Entflohest dem Vater, der Mutter dein?“

„Ach, bricht die ganze Welt nicht ein,  
So kehre ich noch heute zum Mütterlein.«

Leichenpredigt Pogarzelskis <sup>1)</sup>.

O weh dir, Ortelsburgs Gemein!  
Du hast verloren den Pfarrer dein!  
Maul zu, was hat gelehret Gott,  
Geschlossen ist das Auge, tott.  
So blüht' im Garten Rosenstock,

Springt zu, frisst ab der Ziegenbock:  
So fraß auch mittn im Lebenslauf,  
Der Tott den seelgen Pfarrer auf.  
Nun liegt er da auf Gottesacker,  
Pfui, Tott — du Rackjer!

Kreuz Jammer und Hellend sind die drei Windhund menschlichen Lebens, mit was wird Mensch geätzt und gejaget, wie Asen auf Bartolomäus Jagd. Sobald uns Feuermörser mütterlichen Leibes an das Welt schmeißt, so lassen wir vor uns hergehen Klagen und Angsttrillers; da laufen die Thränen von Dachrinnen unserer Augen, wie Buttermilch aus zerplatzt Butterfals, und wenn wir sich haben lang genug wie kleines Maußkätzchen gewärmt an Feuerherd dieser Erde, kommt zuletzt Koch Tott, schmeißt uns in Kessel des Grabes, wie polnische Krebse, da wir müssen so lange verkuliren, bis nicks mehr is von uns wie And voll Dreck.

Quid est vita humana? Was ist menschlich Lebben? Menschlich Lebben is Wind — — zu, Pur! consummatum (!) est. — Quid est vita

<sup>1)</sup> Leichenpredigt für Pfarrer Ragowski in Ortelsburg († 9. April 1780). Vgl. Neue preufs. Prov. Bl. V, 185. Königsberg 1848.

humana? Was ist menschlich Lebben? Menschlich Lebben is Theerpudel am Wagen: schlicker un schlacker, schlicker un schlacker: Bums! liegt auf Erde. Item quid est vita humana? Was is menschlich Lebben? Menschlich Lebben ist baufällig Strohdach, kommt Wind, berdaucks fällt's um.

Lenken wir unsere Gedanken zu selig verstorbenen, was Wunder wenn wir lassen halb Battaljon Seufzer aufmarschieren aus Corps de Garde unseres Herzens. War er gleichsam Wegweiser auf Kreuzweg des Lebens schmalen Weg zeigend, und sein purpurfärbiges Antlitz glänzte wie Pamuchelskopf im Mondschein. War er gleichsam Lusthaus von unsere Gemein, darinn wir sich kunnten nach herzenslust verlustieren. War er gleichsam Brotpfanne, darein das feine Mehl wahren Glaubens wurde gebacken; er erhob seine Stimme wie alter Garnisons Drummel, und seine Worte durchdrangen alle Ohren, wie schön ausgespieltes Brummtopf. Nun lassen wir unsern selig Verstorbenen in seinem hölzernen Schlafrock, wie ein Katz im Windelhemde, so lange ruhn, bis heiliger Xaverius ihn reißen wird mit den Zangen des Verdienstes aus seinem dusteren Grabe. Amen. —

Humorvoll zeigte er sich auch beim Bewerbungsgesuch und Examen.

Im Todesjahre des Donalitiis, am 5. September 1780, wurde Pogarzelski, nach seinen eigenen Aufzeichnungen, als Pfarrer in Kalinowen vom Erzpriester Gisevius im Beisein verschiedener Pfarrer der Umgegend und des Deputierten vom Justizkollegium eingeführt. Mit einem kurzen Gebet bittet er in der Kirchenchronik, Gott möge ihn in seiner Güte erhalten und schreibt ins Trauregister die Verse:

Zuvor gethan, hernach bedacht,  
Hat mancher viel davon geklagt.  
Drum eile nicht, erwäge doch,  
Wenn du schon gehst, so sinne noch:  
Ist auch die reine Liebe da?  
Ist das? So sag mit Freuden ja.

Das Sterberegister 1781 beginnt er mit den Worten:

„Kein Kraut vorm Tod gewachsen ist,  
Bedenk dies, o mein treuer Christ,  
Und schicke dich zum Sterben an,  
So hast du gut und wohl gethan.“

Diese wenigen Zeilen beweisen, daß Pogarzelski auch gut deutsch schreiben konnte, und daß bei den angeführten Stücken die Aussprache und die mündliche, fortgesetzte Überlieferung ihr Teil beigetragen haben, den Worten des Pfarrers eine neue Schattierung zu geben.

Kalinowen war damals fast rein masurisch, es werden noch heute, da doch der Ort nahe an die Sprachgrenze gerückt erscheint, unter 13 890 Bewohnern 7200 Polen gezählt. Aufser dem Kirchendienst hatte er auch der Oberaufsicht über die Schulen zu genügen, deren

Zahl jetzt auf 22 gestiegen ist. Die Einnahme bestand in den Erträgen des großen Pfarrgutes, das 69 ha und 20 a umfaßt, so daß leicht ersichtlich ist, wie eifrig der neue Pfarrer nicht nur geistlich, sondern auch in platter Wirklichkeit Säemann sein mußte.

Die Kalinowener Kirche hatte ihre Geschichte. Sie stammte aus der katholischen Zeit, Markgraf Albrecht dotierte sie 1561 reichlich, 1656 brennen sie die Tataren nieder und führen den Pfarrer Baranovius mit Familie fort. Sie sollen ihm die Kopfhaut heruntergeschnitten, eine Schafbockskopfhaut mit Hörnern aufgenäht und ihn zum Schafhirten bestimmt haben.

Fürst Radziwill soll ihn auf einer Reise nach Konstantinopel getroffen und in seine Dienste genommen haben, die Hörner aber habe Baranovius zeitlebens behalten. Nach anderen ist Baranovius auf Kreta als Sklave gestorben. Der damalige Lehrer Zaborovius entkam der Gefangenschaft der Tataren und wurde Pfarrer in Kalinowen. Ein späterer Amtsgenosse, Bernhard Rostock (1730 bis 1759), ist als polnischer Liederdichter bekannt. Welcher Art die Gedichte unseres Pogorzelski waren, möge das folgende zeigen. (Neue Preufs. Prov.-Bl. V, 184 bis 186. Königsberg 1848.)

Ich saß in Dunkelheiten  
Und dacht an Ewigkeiten,  
Da kam ein Wanzker bunter,  
Ganz kühn an Wand herunter;  
Kam nah mir vors Gesicht,  
Da macht' ich dies Gedicht.

Wir Menschen sind, wie Wanzker,  
Oft keck, oft kein Courage,  
Sind oft recht dumme Hansker,  
Und doch von hoch Etage:  
Sich gerne mögen zeigen,  
Als wären Wunder was;  
Und ist doch still zu schweigen  
Von solchem Hoheits (Hochmuts?)  
Spafs.

Heißt mancher groß und edel,  
Gar stolz herumspaziert  
Und hat doch nichts im Schädel,  
Von Tugend nicks passiert;  
Denn wenn man recht drauf achtet:  
Ist kein Johann'swurm nicht!  
Vielmehr nahbei betrachtet,  
Kommt Wanzker vors Gesicht.  
Drum laßt Euch gar nicht blenden  
Von solcher Gloria;  
Merkt ab, bis sich wird enden,  
Die ganz' Historia.  
In kurzem gehts bergunter,  
Denn Menschenleben rennt,  
Oft ist man fix und munter:  
Und wie siehts aus am End?

#### Moral.

Einst kommen Ewigkeiten!  
Wohl dem, der, wenn Tod winkt,

Hat gut Geruch bei Leuten  
Und nicht wie Wanzker stinkt.

Von der Predigtart Pogorzelskis legt auch der Anfang einer Predigt Zeugnis ab, der erhalten geblieben ist: „Liebe Gemeind! Ich will euch heute predigen von Nufs, nicht von Haselnufs, auch nicht von Wallnufs, auch nicht von Betrübnuß und Ärgernuß und Kümmernuß, sondern vom heiligen Johannes.“

Über 18 Jahre wirkte Pogorzelski in seiner Gemeinde. Er wurde von seinen Bauern über alles geliebt und geehrt, denn er verstand, ihre Herzen auszuforschen und ihnen die rechte geistige Nahrung zu

reichen. In einem Alter von 60 Jahren und 7 Monaten starb er, nach halbjährigem, schwerem Krankenlager, am 29. April 1798. Der Schlag hatte ihn gerührt, darauf folgte Wassersucht. Er hat es noch erlebt, daß die Grenzen seines Vaterlandes weit über Polen hin ausgedehnt wurden. Es gab überhaupt kein Polen mehr, und preussischer Kriegerschritt erhallte am Mittellauf der Weichsel und des Njemen. — Die darauf folgende vaterländische Schmach erlebte Pogarzelski nicht mehr. An einem Bettage, am 5. Mai, bei herrlichem Wetter, bei Lerchengeschmetter und Blütenduft unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge wurde er bei der Sakristei begraben. Noch heute, nach 100 Jahren, lebt er im Herzen seiner Volksgenossen, und wer seine Schritte einst nach den herrlichen Wäldern und Seen Masurens lenkt und abseits der Gasthöfe sich mit der Eigenart der Bevölkerung vertraut machen will, wer in Kutten und Kalinowen, Grabnich und Angerburg von alten Sitten und Begebenheiten hören will, der wird bald auch den Namen des Mannes vernehmen, den seine Gemeinde einst so liebte.

#### IV. Das masurische Vaterunser.

##### 1. (Mitgeteilt vom Superintendenten Schulz-Lyck.)

„Das masurische Vaterunser wird im allgemeinen genau nach Matth. 6, 9—10 gebetet. Soweit kleine Varianten (außer der abweichenden Aussprache der Zischlaute) gebräuchlich sind, beschränken sie sich auf folgende unwesentliche Veränderungen:

Oycze nasz, któryś jest w niebiesiech, święć się imię twoje; przyidz (Panie) krolestwo twoje; bądź wola twoja (święta), jako w niebie, tak i na ziemi; chleba naszego powszedniego daj nam dzisiaj; i odpusć nam nasze winy, jako i my odpuszczamy naszym winowaycóm naszym; i nie w wódz nas na pokuszenie, ale nas wybaw ode (wszego) złego. Albowiem twoja jest krolestwo i moc (i cześć) i chwała (od wilkow) az na wieki. Amen.“

##### 2. (Mitgeteilt vom Pfarrer Rogalsky-Alt-Ukta.)

Oycz nasz, któryś jest w niebiesiech. Święć się imię Twoje. Przyidz Panie krolestwo Twoje. Bądź wola Twoja, święta, jako w niebie, tak i na ziemi. Chleba naszego powszedniego daj nam dzisiaj. I odpusć nam nasze winy, jako i my odpuszczamy naszym winowojcom. I nie w wódz nas na pokuszenie, ale nas zbaw ode złego. Albowiem Twoje jest krolestwo i moc i cześć i chwała odtąd az na wieki. Amen.

## Die Philipponen.

- Schulz: Einiges über die Philipponen und deren Ansiedelung in der Nikolaiker und Crutinner Forst. Preufs. Prov.-Bl. 1883, 661 bis 668.
- Gerfs: Mitteilungen über die Philipponen im Kreise Sensburg. Neue preufs. Prov.-Bl. 1849 II, 50 bis 68; 1850 I, 376.
- Titius: Die Philipponen im Kreise Sensburg. Neue preufs. Prov.-Bl. 1864, 192 bis 215; 1865, 1 bis 50, 281 bis 320, 385 bis 421; 1866, 449 bis 484.
- Umfänglichere eigene Notizen bieten ferner: Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen. Leipzig 1874, S. 463 bis 475.
- v. Saltzwedell: Statistische Darstellung der Kreise Sensburg; gefertigt im Jahre 1865. Königsberg 1866, S. 6 bis 16.
- Toeppen: Geschichte Masurens. 1870.
- Gerfs: Etwas über die sogenannten Philipponen in Masuren. Von der Verheiratung und der Ehe. In „Beiträge zur Kunde von Masuren“. 1895, S. 35 bis 46. (Ist für die Zeit der Einwanderung zutreffend.)
- Hensel: Masuren. Königsberg 1896, S. 32, 101, 102, 104 (Aburteilend).
- Weifs: Preufsisch-Litauen und Masuren 1878/79. S. 180 ff.
- Zweck: Masuren 1900. S. 180 bis 189.

Wertvolle handschriftliche Arbeiten von Gerfs, in meinem Besitz, sind:  
Die Philipponen 1836. X u. 400 u. 19 Seiten, 28 Kapitel.  
Die Philipponen 1839. XVI u. 424 Seiten u. 5 Blatt Abbildungen der Trachten, 38 Kapitel. Daraus gedruckt: die obigen Arbeiten und eine solche im „Boten aus Preußen 1838“.

Die Philipponen 1849. 34 Kapitel. Ohne Seitenzahlen, aber stärker als die vorigen; das Konzept dazu weicht hier und da ab. Diese drei Bearbeitungen desselben Stoffes sind von einem gründlichen Kenner und Beobachter. Die letzte Umarbeitung geht besonders auf die Dogmatik und Liturgie auf Grund der heiligen philipponischen Bücher ein. Die ethnographischen Ausführungen sind deshalb so wertvoll, weil sie für die heutige Zeit in den meisten Punkten nicht mehr zutreffen. — Außerdem hat Gerfs folgende Arbeiten geschrieben, abgesehen von Auszügen aus historischen Werken und Akten über die Philipponen:  
„Auszüge und Übersetzungen aus dem Buche des Cyrillus.“  
„Übersetzungen aus dem Potrebnik.“  
„Auszüge und Übersetzungen aus der slawonischen Bibel.“

### I. Geschichte.

Die Philipponen haben ihren Namen von dem Zellenaufwärter Philipp Pustofwiät, der um 1700 aus dem großen Pomorianerkloster am Wygfluß, unweit des Weissen Meeres, mit 50 Mönchen auswanderte und ein neues Kloster in der Nähe gründete. Jenes Pomo-

rianerkloster war von einem Teile der Starowierczen erbaut worden, die 1666 gegen die Nikonischen Verbesserungen der altslawischen Liturgie und Bibel auf der Moskauer Kirchenversammlung protestierten und dann in Gegenden auswanderten, die den Behörden die Nachstellung erschwerten.

Wie die nach Polen geflohenen Raskolniken, von denen die meisten unserer ostpreussischen abstammen, zu dem Namen der Philipponen kommen, ist nicht völlig aufgeklärt. Einige derselben meinen, Philipp sei ein erfolgreicher Gegner Nikons gewesen und verwechseln ihn wohl mit Nikita Pustofwiät, den bedeutenden Wortführer der Opposition. Er ist als starowiercziische Autorität neben Bischof Paul von Kolomna, Erzpriester Neronow von Moskau und Priester Awakum von Tobolsk der am meisten genannte Glaubensheld. Andere sagen, Philipp sei ein gewöhnlicher Bauer gewesen und habe die Auswanderung von Rußland nach Polen geleitet. Von jenem Philipp Pustofwiät aber, den man nicht für würdig hielt, Nachfolger des gelehrten pomorianischen Kloostervorstehers Andrei Denisow zu werden, wissen sie nichts. Es steht fest, daß die strengen Altgläubigen, inolge Annahme der fanatischen Forderungen Philipps, von den Umwohnern den Namen Philipponen erhielten.

Philipp war ein Feind der Popen und der Priesterweihe, er trat für die freie Predigerwahl ein, verwarf Eid, Ehe, Kriegsdienst, Gebet für den Czaren, Theater, Kaffee, Thee, Tabak, Medizin, Verkehr mit Andersgläubigen, die Führung von Geburts- und Totenregistern, — alles auf Grund der Bibel und Kirchenväter. Er empfahl Fasten und Beten und pries den Märtyrertod, den er dann selbst im Feuer wählte. So fanatisch anfänglich seine Anhänger an allen diesen Forderungen festhielten, so gaben sie dieselben in der nun einmal bestehenden „Welt des Antichrists“, die trotz aller Hoffnung auf Untergang ruhig fortbestand, allmählich bis auf Fasten- und Betgebräuche auf. Sie unterscheiden sich also bis auf einige Äußerlichkeiten, wie die Kreuzinschrift, nicht von den Altgläubigen, deren Glaubensgenossen sie sich nennen.

In Ostpreußen führen sie den Namen Philipponen, in der Bukowina Lippowaner, in Polen Kaczagy. Als ein Glied im ostpreussischen Völkerreigen haben sie ihre Eigenart gehabt und eine neue entwickelt. Ihr Gebiet liegt inmitten des masurischen Teiles von Ostpreußen. Die Philipponeninsel reicht nicht in das Gebiet hinein, wo die Deutschen überwiegen.

Nach Einführung der Nikonischen Verbesserungen und Unterdrückung des Strelizenaufstandes flohen 1676 in den nikonianischen Verfolgungen zu Moskau viele Starowierczen in das Witebsker Gouvernement, besonders in die Gegend von Rzezycza und Lojewo, wo sie als fleißige Arbeiter sehr geschätzt wurden. Später kamen auch solche hierher, die sich erst nach der Insel Wjetka und in die Gegend von

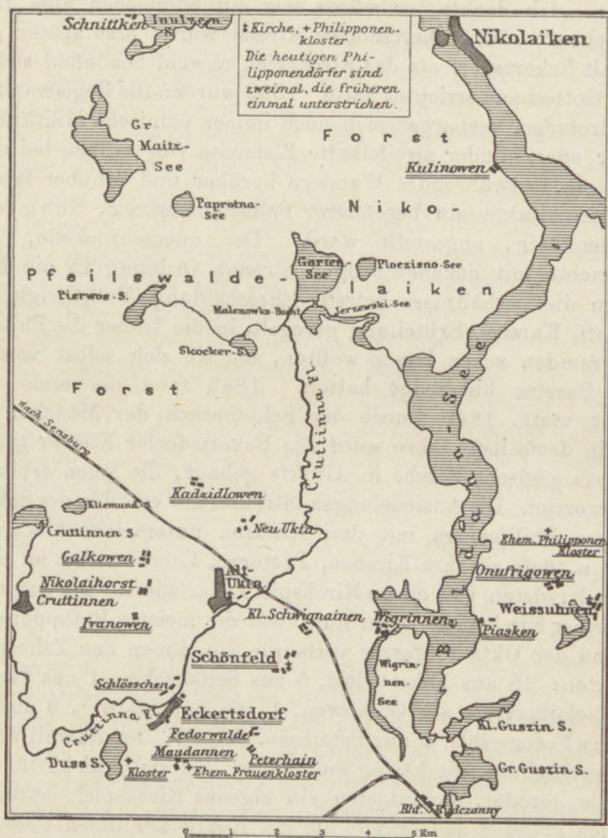
Olonez und vom Wygfluß gewandt hatten. Andere waren nach Sibirien, nach der Bukowina und nach Polen, in die Gegend von Lomza, Suwalki, Augustowo, Sieny gezogen. 1733 bezeichnet Kulczynski, der Philipp Pustofwiät mit Nikita Pustofwiät verwechselt, die Starowiercen mit dem Namen Philipponen. Nach und nach entstanden bedeutendere Gemeinden und Klöster in Moskau, Petersburg, Kiew, Wilna, Minsk, Riga, Jakobstadt und in vielen Orten Polens, die alle untereinander in Verbindung stehen. Als ein Teil Polens neostpreufsisch wurde, fühlten sich die neostpreufsischen Philipponen, die ihre alten fanatischen Sitten längst aufgegeben hatten, besonders glücklich. 1798 waren 955 philipponische Familien unter preufsischer Herrschaft, wie Jackstein in der Neuesten Berliner Monatsschrift 1799 (S. 408) in einer Arbeit über sie hervorhebt. Ihre Hauptsitze waren die Kirchspiele Pogorzelice und Glebokirow bei Suwalki. Da sie nach dem Tilsiter Frieden polnische Unterthanen wurden und nun Personalregister führen und 1821 Kriegsdienst leisten sollten, hielten sie ihre Religion für gefährdet und gedachten mit Sehnsucht der glücklichen Zustände vor 1807, wo man sie vorläufig unbehelligt gelassen hatte. Als dazu der Pogorzelicer Geistliche sich auf Seite der Regierung stellte und von ihr Sold bekam, der Glebokirower aber, Jafim Borissow, der Bruder des späteren Eckertsdorfer Schulzen, Druck und Verfolgung über sich ergehen liefs und in keine Neuerung willigte, stellten sich die meisten Philipponen auf Seiten des glaubensstarken Fanatikers Jafim Borissow, der sich einen Freund des preufsischen Königs nannte. Man knüpfte 1824 Unterhandlungen mit der preufsischen Regierung behufs Einwanderung in Ostpreußen an. 1825 genehmigte der preufsische König dieselbe, und zwar „auf unkultivierten Grund und Boden“ in Litauen oder Ostpreußen unter Erlafs des Kriegsdienstes für die erste Generation und gegen Beibringung der Pässe. Infolge Schwierigkeiten der polnisch-russischen Behörden zog sich aber die Einwanderung in die Länge. Das zuerst ins Auge genomene Gut Schnittken wurde anderweit verpachtet. Der erste Pafs wurde im August 1827 für Onufri, die meisten anderen von 1829 bis 1832 ausgestellt. Von 1828 bis 1832 wanderten nach abgeschlossenen Kontrakten 38 Familienoberhäupter mit den ihrigen (213 Köpfe) ein, erhielten aufer den oben erwähnten Zusagen die Gewährung von sechs Freijahren, von freier Religionsausübung und mancherlei Erleichterung und bekamen Landstrecken im Nikolaiker und Crutinner Forst zugemessen, auf denen sie die ersten Dörfer Onufrirowen, Piasken, Kadzidlowen, bis 1832 noch Eckertsdorf, Schönfeld, Schlöfschen, Gal-kowen, Nikolaihorst, 1833 Fedorwalde, Peterhain, in den 1840er Jahren Iwanowen gründeten. Vgl. Abb. 65 und statistische Tabelle S. 217.

Die Einwanderer stammten aus dem Witebsker und den an Ostpreußen angrenzenden Gouvernements. 1832 kamen die meisten Kolonisten, 1833 entwirft Schulz ein lebhaftes Bild ihres Fleißes, und

1836 schrieb Gerfs sein erstes Werk über ihre bürgerlichen, religiösen und volkstümlichen Verhältnisse. 1837 ward der Zeugeneid eingeführt. 1838 am 16. Juni besuchte Kronprinz Friedrich Wilhelm Eckertsdorf, wurde mit „Vivat, es lebe der König“ und Gesang und unter Darreichung von Brot und Salz begrüßt und besichtigte dann unter Glockengeläut die Betstube mit den Heiligenbildern. Er hinterließ den freudigsten Eindruck und wurde von den berittenen Philipponen bis zum Wigrinner Wäldchen begleitet. Der Starik aber sagte heimlich zu Gerfs: „Ich dachte, er würde mir ein Sümmchen zum Bau der Kirche geben.“ Die Eckertsdorfer Kirche wurde erst später gebaut; jedoch galt Eckertsdorf als das Kirchspiel, obwohl Schönfeld sich schon 1837 ein Gotteshaus errichtet hatte. 1839 wurden die Registranden eingeführt, trotzdem verbargen sich noch immer polnische Militärflüchtige und mehr oder minder zweifelhafte Elemente von drüben bei den Ansiedlern; ein fortwährendes Wandern herüber und hinüber fand statt, bis 1842 in Altukta ein besonderer Polizeikommissar, Schmidt, der Philipponenkönig, angestellt ward. Der unerschrockene, tüchtige Mann brachte mit liebenswürdiger Strenge Ordnung in die Kolonie; es wurden die Verhältnisse betreffs Ehescheidung, Volljährigkeit, Vormundschaft, Kuratel, Erbteilung geregelt, in die früher die Philipponen keinen Fremden sehen lassen wollten, bis sie sich selbst vom Werte strenger Gesetze überzeugt hatten. 1843 fand die erste Militäraushebung statt, 1847 wurde der Schulbesuch der Mädchen durchgesetzt, in demselben Jahre ward das Eckertsdorfer Kloster gegründet und die evangelische Kirche in Altukta gebaut, die jenen erbitternden Streit hervorrief. Die Ansiedelungskontrakte, die von den des Schreibens unkundigen Philipponen mit drei Kreuzen unterzeichnet waren, besagten u. a., dafs sie ihre Kirchen, Pastoren, Lehrer selbst zu bezahlen hätten und redeten von einem Kirchspiel Eckertsdorf. Bei Umgrenzung des Altuktaer Kirchspiels lagen nun auch die meisten Philipponendörfer darin, und der Uktaer Pfarrer verlangte von ihnen den Zehnten. Sie protestierten: 18 aus Eckertsdorf, 5 aus Schlöfschen, 1 aus Iwanowen, 5 aus Nikolaihorst, 4 aus Galkowen, 1 aus Kadzidlowen, 9 aus Schönfeld, 5 aus Fedorwalde, 5 aus Peterhain. Onufri, der überall Vertrauen genofs, entgegnete, sie hätten die Wälder für sich, nicht für fremde Kirchspiele gerodet, sie bildeten ein eigenes Kirchspiel, hätten nicht für fremde Priester zu sorgen; als der König bei ihnen gewesen sei, habe er keine Verpflichtungen gegen benachbarte, zu errichtende Kirchspiele gekannt. Darum ersuchte die Behörde den Pastor, die Klage zurückzuziehen, und die Philipponen, die Entscheidungskosten zu tragen. Hierauf ging keine Partei ein, der Streit dauerte fort, am 2. Juli 1849 ward er zu Ungunsten der Philipponen entschieden; das allgemeine Landrecht setze „Realzehnte, grofse und kleine Kalende ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Glaubens“ fest und „Kirchspiel Eckertsdorf“ sei nur lokal, nicht gesetzlich, am wenigsten gleich-

berechtigt gemeint. Dumper Groll erfüllte die Gemüther, man glaubte, betrogen worden zu sein; aber allmählich legte sich die Unlust. Man lernte einsehen, daß die Staatsgesetze doch großen Schutz gewährten, besonders als im Revolutionsjahre 1848 aufständische Begehrliche nach den Gütern der reichen Philipponen blickten und ernten wollten, wo die fleißigen Hände jener gesäet hatten. Waren ja auch mit Übernahme des Klostergrundstückes durch den gelehrten Krakauer Geist-

Abb. 65.



Die ostpreussischen Philipponendörfer.

lichen Chowronin, der später zugleich Starik von Eckertsdorf wurde, und mit der Auswanderung der fanatischen und reichen, angesehenen Unruhestifter Sidor Borissow und Fama Iwanow die Häupter des Widerstandes gewichen. Denn wenn diese auch bitter enttäuscht zurückkehrten, so war doch ihre Autorität geschwunden.

1853 wurde die Impfung, 1857 das Aufgebot eingeführt. 1864

Die Philipponendörfer.

Name des Dorfes	Größe der phil. Siedelungen		Kauf- geld	Einwohner									Zahl der Philipponen	
	Morgen	□ Ruten		1831	1832	1833	1834	1835	1838	1839	1849	ca. 1895	1899	Proz.
Onufrigowen . . . . .	789	132	566,42 <sup>1)</sup>	28	—	44	38	38	55	88	85	139	20	15
Piaskan . . . . .	189	159	2066,50	—	—	—	21	21	27	29	26	210	31	15
Schönfeld . . . . .	722	27	4192,00	—	—	—	64	86	122	169	152	403	45	12
Eckertsdorf . . . . .	1504	54	9217,66	—	—	—	126	126	285	311	332	433	145	34
Fedorwalde . . . . .	448	163	2922,50	—	—	—	42	42	65	94	134	315	30	10
Peterhain . . . . .	248	94	1526,84	—	—	—	15	16	28	56	78	131	20	15
Schlöfschen . . . . .	438	164	2920,84	—	—	—	53	53	75	100	129 <sup>2)</sup>	ca.100 <sup>3)</sup>	40	ca. 20
Nikolaihorst . . . . .	241	5	1490,66	—	—	—	22	27	61	52	96	133	52	40
Galkowen . . . . .	233	38	1374,84	—	—	—	31	30	43	68	105	289	44	15
Kadzidlowen . . . . .	230	20	1721,18	—	—	—	21	21	23	21	24	ca. 30	15	?
	5045	166	27433,02	—	213	220	433	460	784	988	1188	2183	442	20
										490 Phil.	848 Phil.	500 Phil.		

<sup>1)</sup> Erbpacht. — <sup>2)</sup> 27 Iwanowen. — <sup>3)</sup> In Iwanowen, Maudannen, Kulinowen, Schlöfschen.

Besitz der Philipponendörfer zur Zeit der überwiegend russischen Bevölkerung.

Jahr	Bewohner			Gebäude			Rinder	Pferde	Schafe	Schweine
	Überhaupt	Philipponen	Familien	Wohnh.	Badeh.	Überhaupt				
1834 . . . . .	246 M. u. 187 Fr.	ca. 400	59	ca. 50	?	ca. 100	241	138	106	424
1836 . . . . .	472	ca. 450	78	75	8	164	237	137	113	536
1838 . . . . .	447 M. u. 337 Fr.	ca. 100	151	125	26	297	450	157	481	451
1839 . . . . .	988	790	141	117	?	ca. 270	431	159	529	511
1849 . . . . .	1188	848	256	183	?	ca. 300	410	177	411	362
1855 . . . . .	1261	874	ca. 300	188	?	386	397	162	300 <sup>1)</sup>	236
1865 . . . . .	697 M. u. 640 Fr.	905	ca. 300	205	?	410	463	188	490	336 <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Und 1 Ziege. — <sup>2)</sup> Und 32 Bienenstöcke.

bis 1866 geben der Rektor Titius und der Landrat v. Saltzwedell umfassende Nachrichten von den Philipponen. Seit 1878 besuchen die Kinder die Staatsschule, den Religionsunterricht erteilt das Haus. 1884 verlassen die Mönche das Kloster, das von den Maudanner Nonnen erworben und noch jetzt bewirtschaftet wird. 1887 findet die Ausweisung nichtdeutscher Staatsangehöriger aus den Kolonien statt. Im folgenden Jahre schildert Skowronnek in seinen masurischen Dorfgeschichten wiederholt unsere Kolonien. 1895 trennt sich ein Teil der Peterhain-Fedorwalder Philipponen von den Eckertsdorfern, indem sie eine eigene Betstube errichten und alljährlich ein- oder zweimal das Abendmahl aus der Hand des kaiserlich russischen Gesandtschaftspropstes A. v. Maltzew mit Gottesdienst nach vornikonischem Ritus genießen. Nach Angabe desselben sind die Eckertsdorfer „richtige Philipponen, bezw. Bespopowzi“ (Priesterlose), die Fedorwalder aber „Altgläubige“ schlechthin. Der Eckertsdorfer Geistliche nennt seine Pfarrkinder „griechisch - katholische“, die Fedorwalder „russisch-katholische“.

Ich war im Juli 1897 in den Philipponer Kolonien und schildere in den folgenden Abschnitten auf Grund von eigener Anschauung, von Mitteilungen der dortigen evangelischen und philipponischen Beamten und Privatleute, insbesondere des Eckertsdorfer Popen.

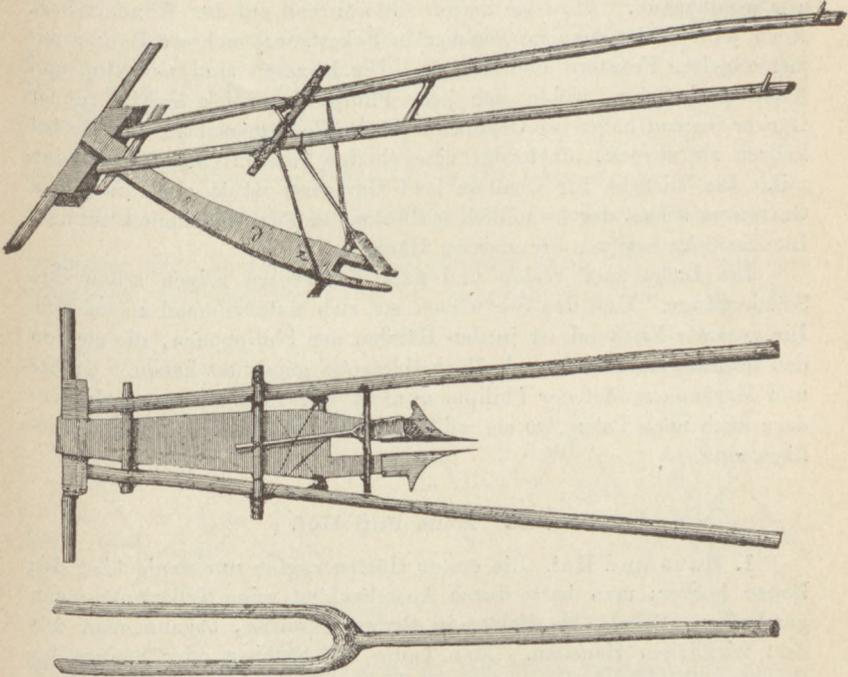
Der letzte Philipponenforscher, Martin Gerfs, veröffentlichte leider, der ungünstigen Verhältnisse halber, nur wenig von seinen Studien. Gerfs wurde am 23. Oktober 1808 in Kowalken im Goldaper Kreise geboren, sein Vater war Hirt; der Knabe wurde, wie Rhesa, beim Lesen angetroffen, als er sein Vieh hütete, und erhielt vom Pfarrer und vom Schulrevisor Mittel und Wege gewiesen, das Lehrerseminar in Karalene besuchen zu dürfen. Er war dann Kantor in Nikolaiken (1828 bis 1835) und machte hier seine umfassenden Philipponenstudien, dann war er in Seehesten und 1838 bis 1848 Rektor in Grofs-Stuerlack. Politische Gründe veranlaßten die Aufgabe seines Amtes; er lebte nun in Lötzen seinen Studien und seiner Arbeit. Er war langjähriger Stadtverordnetenvorsteher, Gründer des Vereins für Kunde Masurens und starb, allseits geehrt, am 25. März 1895. Aufser polnischen Schriften und einem deutsch - polnischen Lexikon schrieb er noch chronikalische Arbeiten und Gedichte.

## II. Besiedelung.

1. Anbau. Die Philipponen durften ihre Geräte zollfrei einführen. Sie brachten gute Wirtschaftsgegenstände mit, errichteten sich Hütten in einfachster Form, nachdem ihnen ihr Land zugemessen war und gingen dann sofort an die Urbarmachung. In lebhaften Farben schildert diese Schulz. Man hatte ihnen bis zum Frühjahr 1833 5047 Morgen Land zugewiesen; die Wege und Strafsen waren

öffentlich; die Zahl der Mitglieder betrug 274. „Sobald den Philipponen das Land vermessen ist, so beginnt die Urbarmachung des Bodens mit einer Thätigkeit und Schnelligkeit, die fast ans Unglaubliche grenzt. Mit ihrem einfachen, mit einem Pferde bespannten Pfluge (vgl. Abb. 66) stürzen sie zwischen vielen noch vorhandenen Stubben

Abb. 66.



Alter Philipponenpflug (1833), Seiten- und Oberansicht. Gabel.  
(Nach Zeichnungen von Gerfs.)

den wild durchwurzeltten Boden, machen ihn durch einfache, von Tannenzweigen verfertigte Eggen mürbe und besäen den Acker mit Sommergetreide, so daß nach vier bis fünf Wochen mehrere hundert Morgen mit grünen Saaten bedeckt sind. Nach diesen für den Lebensunterhalt getroffenen Vorrichtungen schreiten sie zur Bearbeitung des Holzes behufs Erbauung der Wohnungen, die sie tüchtig zu erbauen verstehen.“ Heute bietet der Feldbau nichts charakteristisches, die alte Ergiebigkeit hat abgenommen, da nicht gedüngt ward.

2. Beschäftigung. Sie kamen alle als Landbauer her, und erzielten anfangs reichen Ertrag. Dieser verminderte sich aber, da sie den Boden nicht düngten. Jetzt hat der Eifer in der Feldwirtschaft nachgelassen. Sie lenkten übrigens gleich anfangs ihre Aufmerksamkeit auf Obstbau, Fischerei, Waldwirtschaft, Gärtnerei, Radmacherei, Brett-

schneiderei, Teerschwelen, Strafsenbau. Da sie gleich auf freiem Felde aus den Stubben Teer brannten, hatten sie zunächst mancherlei Klagen von den Umwohnern zu hören. Beim Kunststraßenbau waren sie äußerst tüchtig. Ein gewisser Malowany beschäftigte als Leiter bei einem solchen Bau in den ersten Jahren 300 Arbeiter, teils in Polen, teils in Preußen. Mäßigkeit und Verabscheuung des Genusses machte alle wohlhabend. Aber sie waren fortwährend auf der Wanderschaft. Noch jetzt findet man im Sommer in Eckertsdorf mehrere Häuser mit zugenagelten Fenstern und Thüren. Die Insassen sind mit Kind und Kegel nach Osten, wohin sich jedes Philipponen Blick lenkt. In der Lycker Gegend haben sie Obstgärten und Alleen gepachtet. Im Herbst kehren sie zurück, oft bringt eine einzige Familie 1500 Mk. Gewinn mit. Die Vorliebe für Obstbau und Gärtnerei ist ja auch an jedem Garten zu sehen, der freundlich in Blüten- und Fruchtschmuck prangt; Bienenstöcke besitzen die meisten Häuser.

Die Liebe zum Walde und zum Forstwesen zeigen schon ihre Spaziergänge. Und den See wissen sie sich nutzbringend zu machen. Die gesamte Fischerei ist in den Händen der Philipponen, die sie von den besitzenden Ständen als Höchstbietende gepachtet haben. Krebse und Maränen sendet der Philippone nicht nur in die Umgegend, sondern auch nach Polen, wo sie willkommene Fastenspeise für die Katholiken sind.

### III. Haus und Hof.

1. Haus und Hof. Die ersten Hütten ragten nur wenig über den Boden hervor; man hatte durch Ausschachten reine Kellerwohnungen geschaffen. Sobald die Felder in Ordnung waren, begann man mit dem wirklichen Hausbau. Man baute auf Stubben oder Steinen im Gersafs. Während der größte Teil der litauischen Häuser südlich vom Njemen in Ständern mit Füllholz errichtet ist, bevorzugt das südliche Ostpreußen die gegenseitige Verschränkung der Balken an den Eckseiten (Abb. 67). Die Balken sind meist vierkantig behauen, doch

Abb. 67.

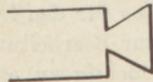
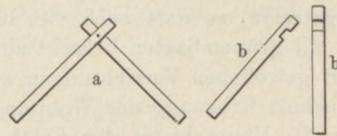
Gersafs-  
balkenende.

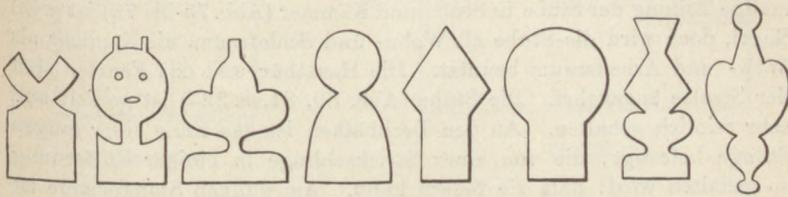
Abb. 68.

Firsthalter ( $1\frac{1}{2}$  m lang).  
a mit Nagelung; b mit Kehle.

bieten ältere Häuser auch noch Rundholz. Sechs bis zehn Balken liegen übereinander. Das Schilfschindeldach ist ebenso hoch als die etwa 3 m hohe Wand. Die Schindeln werden mit eigentümlichen Holzwinkeln festgehalten, die dem First aufgedrückt sind und 1 m lang zu

beiden Seiten des Daches herunterliegen (Abb. 68). Eine ähnliche Strohverflechtung, wie sie beispielsweise in Litauen und in der Kaschubei den First festklammert, sieht man hier nicht. Eine Feuerleiter, eine Wetterfahne in Fisch- oder Pfeilgestalt, eine Giebelzier in Kreuz-, Reichsapfel-, Kopf- und Horngestalt fehlen selten (Abb. 69). Die

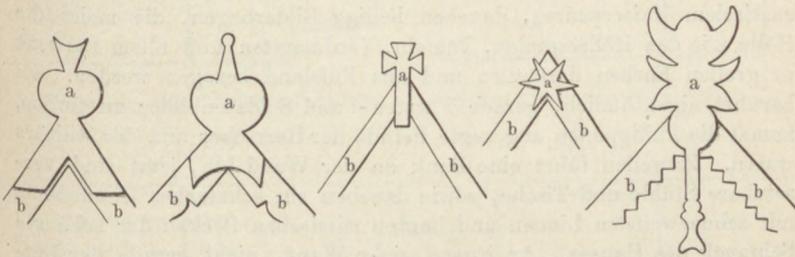
Abb. 69.



Giebelzier im philippinischen Gebiete bei Philipponen und Masuren.

Giebelzier hält die beiden Dachgiebelbretter (Abb. 70), die mit verschiedenen Schmucklinien (Abb. 71) ausgeschnitten sind. Das Holz

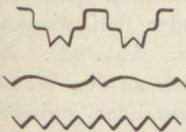
Abb. 70.



Giebelzier (a) mit Giebelbrett (b).

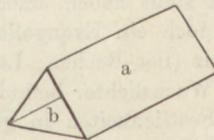
ist naturfarben, die Balken sind oft mit Moos verstopft und innen weiß getüncht. Vor der Thür ist meist ein Laubenvorbau mit Stufen

Abb. 71.



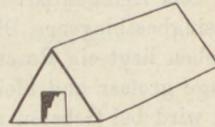
Drei Zierschnitte der Giebelbretter.

Abb. 72.



Fischerhütte.  
a Schilfdach; b offene Seite.

Abb. 73.



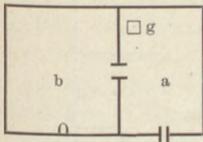
Keller.

und Bänken; diese Laube ist, wie das Haus, mit Blumen oder Schlingpflanzen umrankt. Das einfachste Wohnhaus ist zweiteilig (Abb. 74, S. 223). Man tritt zur einteiligen Hausthür in den geräumigen Hausflur ein, von diesem führt links eine Seitenthür in die Stube, nach hinten eine in den Hof, nach oben die Treppe. Daneben ist der Herd zum großen Ofen in der Stube.

Diesem Zustande des Hauses ging, abgesehen von Hütte und Keller (Abb. 72 und 73 a. v. S.), ein anderer vorher, wo Hausflur und Stube ungetrennt waren, ihm folgte der jetzt am meisten verbreitete, nämlich die Dreiteilung des Hauses, in der Art, daß der lichtlose Flur nochmals in der Richtung der beiden Thüren geteilt und so Raum für den Altsitzer oder den Stall geschaffen ward. Die nochmalige Teilung der Stube in Stube und Kammer (Abb. 75 bis 79) ist wohl Regel, doch wird die Stube als Wohn- und Schlafraum, die Kammer als Web- und Arbeitsraum benutzt. Die Hausthür und das Fenster sind der Straße zugekehrt. Die Stube (Abb. 80, 81, S. 224) ist gediebt und sehr reinlich gehalten. An den Deckbalken ist das Ende einer langen Stange befestigt, die von einer Strickschlinge in einiger Entfernung so gehalten wird, daß sie federn kann. Am dünnen Stangenende ist an einem vierteiligen Seile ein Wiegenkorb angehängt, in dem die Kinder geschaukelt werden. Zur linken Seite (Abb. 80) steht ein riesiger Koffer zur Aufbewahrung der Kleider, darüber ein Bücherbrett mit russischen Gebetbüchern, deutsche sieht man nicht. Der Wandschmuck ist eigenartig, außer Familienbildern trifft man die Bilder unseres und des russischen Kaiserpaares, daneben heilige Bilderbogen, die meist die Hölle mit den Höllenqualen, Teufeln, Verdammten und allem Beiwerk in grellen Farben darstellen und aus Rußland bezogen werden. Es berührt eigentümlich, gerade Fürsten- und Soldatenbilder zu finden, zumal die Philipponen abgesagte Feinde der Herrscher und des Militärs waren. Zuweilen führt eine Bank an der Wand hin, jetzt sind verstellbare Stühle und Tische, sowie daneben ein schmuckes Himmelbett mit schneeweißem Linnen und bunten russischen Decken der schönste Schmuck des Hauses. An irgend einer Wand, nicht gerade der Ostwand, ist ein Heiligenschrank mit einem Heiligtisch angebracht. In jenem hängen Marien- und Heiligenbilder, von Papierblumen umkränzt, ferner Messingkreuze, Öllämpchen etc.; ein Weihrauchkessel fehlt nie, sein Duft giebt dem ganzen Philipponenhause ein stockiges Aroma. Auf dem Heiligtische aber steht neben einer prächtigen gold- oder messingbeschlagenen Bibel noch ein Evangelien- oder Perikopenbuch, daneben liegt ein Rosenkranz (Bet-Rechen; Lesinka. Abb. 82). Eine Menge großer und kleiner Wachslichter befindet sich an den Wänden und wird bei Gebeten und Festlichkeiten in größerer oder geringerer Anzahl angebrannt. Am Heiligenschranke erscheint der gläubige Philippone mindestens dreimal, beim Aufstehen, Schlafengehen und zu Mittag und hält seine Andacht. Ich habe beobachtet, wie einer frühmorgens etwa zwei Stunden lang Gebete sagte, Rosenkränze abbetete, aus den Büchern las, niederfiel, sich unter Verneigung bekreuzte (Abb. 83), wieder aufstand, die Kleider wechselte und wieder aufs neue las; abends dauerte seine Andacht nur eine halbe Stunde. Die gelben Lichter fertigt der Starik und verkauft sie für je einen Groschen. Die Rosenkränze (vgl. auch Abb. 86, S. 227) werden wie die Heiligen-

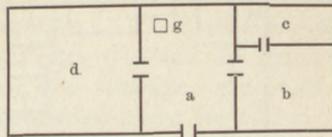
bilder jetzt aus Rußland bezogen, sie bestehen aus 109 kleinen Lederrippen oder Lederstiften, Ledas, auf einem breiten Lederbande und enden herzförmig oder in einem Dreieck. Die 2., 16., 55., 89. und 108. Rippe ist stärker. Sie haben auch selbstgemachte, aus Perlen

Abb. 74.



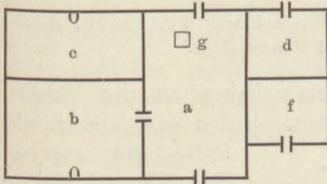
Schaluppe.

Abb. 75.



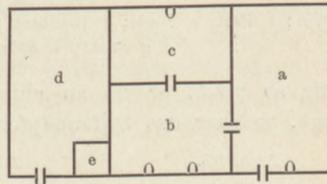
Wohnhaus.

Abb. 76.



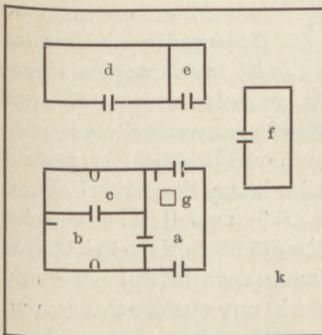
Wohnhaus mit niedrigem Anbau.

Abb. 77.



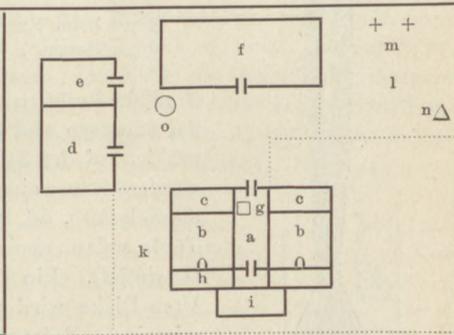
Wohnhaus mit hohem Anbau.

Abb. 78.



Kleines Gehöft.

Abb. 79.



Größeres Gehöft.

Abb. 74 bis 79. Philipponenhäuser. a Hausflur; b Stube; c Kammer; d Stall; e Abort; f Wirtschaftsraum; g Treppe; h Vorbank; i Hausstufen; k Mohngarten; l Lindengarten; m Bienenstöcke; n Keller; o Brunnen.

zierlich geflochtene Rosenkränze, die gleichfalls morgens, mittags, abends, nachts gebraucht werden. Rechts von der Stubenthür stehen meist die geräumigen Öfen, schöne Kachelöfen mit einer großen oberen Fläche, auf der Holz getrocknet wird und die Kinder und Alten schlafen. Neben dem Ofen fehlt nie der Samowar und ein

Schrank oder Brett mit Tischgerät. Ein eigentümlicher, messingener Handwaschapparat (Rukomojka = Handwäsche) vervollständigt das Hausgerät. Dieser kleine praktische Kessel ist etwa  $\frac{1}{4}$  m hoch und

Abb. 80.

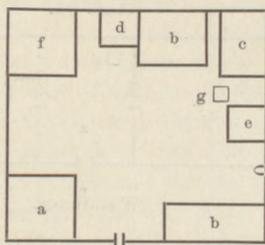
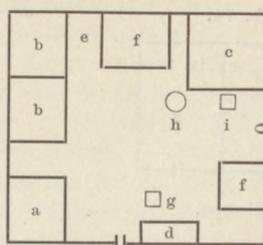


Abb. 81.



Philipponenstuben.

a Ofen; b Bett; c Tisch; d Topfbrett; e Heiligenschrank; f Koffer oder Schrank;  
g Stuhl; h Spinnrad; i Nähmaschine.

knapp so breit, er ist an einem Messinghaken an der Wand befestigt, welcher das Seifennäpfchen trägt. Unten endigt er in einem

Abb. 82.

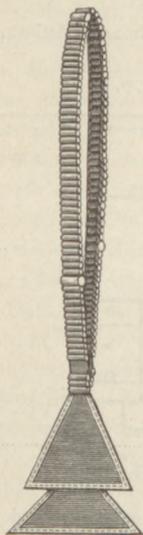
Rosenkranz  
der Philipponen.

Abb. 83.

Hand beim Kreuz-  
schlagen<sup>1)</sup>.

Stifte, den man so in die Höhe schiebt, daß man Wasser in die Hand bekommen kann. — Dort steht friedlich die Nähmaschine neben dem Spinnrade. Im Hausflur ist noch manches eigen-

tümliche Gerät zu finden, beispielsweise die auch bei Litauern und Kaschuben verbreitete Schrotmühle, auf der Schrot und Brotmehl hergestellt werden, ferner eine 2 m lange Ofengabel (Uchwat, ähnlich Abb. 66, S. 219) zum Herausholen der Töpfe, sodann eine eigentümliche Kartoffelstampfe (Lewetjof). Ein Baumstamm in 1 m Höhe und  $\frac{1}{4}$  m Dicke wird nach unten abgeschrägt und mit einem Fusse versehen, oben wird er bis zu 0,5 m Tiefe ausgehöhlt. Mit einem Stempel werden die gekochten Kartoffeln zermalmt, zur Herstellung von Piraggen. Ein Deckel verschließt die Öffnung. Merkwürdig ist, daß im Vogtlande die Piraggen als Paroggen-Hans (vgl.

Oldenburgisch Bokweetenjanhinerk = Buchweizenhansheinrich = Pfannkuchen) wiederzufinden sind. Daneben steht die Flachsbreche, auf einem

<sup>1)</sup> So aus einem philipponischen Buche mitgeteilt von Iwan Borischewitz. Es folgen von unten nach oben: Daumen, fünfter, vierter, dritter, zweiter Finger.

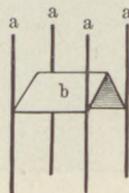
Kreuzbein liegt ein starker Klotz, der oben mit einer Kante zwischen zwei Fugen versehen ist. Wo der Klotz auf der Erde auftrifft, ist ein in die Fugen kommendes Brett befestigt. Mit dem Griffe auf seiten der Kreuzbeine kann das Brett auf und nieder gehoben und der darunter gelegte Flachs gebrochen werden.

Zum Wasserholen dient ein  $\frac{1}{3}$  m hohes, kegelstumpfförmiges Bügelgefäß aus Holzdauben. Ein geflochtener Kober wird als Brotkorb von den Leuten benutzt, die im Freien arbeiten. Er ähnelt der kaschubischen Lischke, ist aber höher und schmaler. Alte hölzerne Salzgefäßchen in Gestalt unserer Pfeffermühlen zieren jeden Tisch.

Vor dem Hause lehnt wohl auch ein auf Kufen befestigtes 1 m hohes Fafs, das bei ausbrechender Feuersgefahr zu Händen sein muß. Im Hofe aber steht der hochrädige, mit niedrigem Sitzkorb versehene Wagen. Der Hinterseite des Hauses gegenüber liegen die Wirtschaftsgebäude und die Stallungen, das Gehöft wird teilweise mit Planken umgeben, die Planken sind meist oben zugespitzt. Sonst dient zur Abgrenzung größerer Stücke ein einfacher Bretterzaun, bestehend aus Schranken, die aus je zwei Pfählen mit je zwei angenagelten Querbrettern zusammengesetzt sind. Der Eingang erfolgt, indem man die zwei Latten aushebt.

Der Hausbau blieb nicht auf derselben Stufe stehen. Zunächst war ja schon ein Unterschied zwischen Reichen und Armen geboten. Die Größe und Vielteiligkeit der Wohnung gründete sich darauf, anfänglich; nicht das Baumaterial. Holz war und ist in diesem Waldlande billig und leicht zu bekommen, das Herbeischaffen der Feldsteine kostete größere Schwierigkeiten. Heute giebt es schon hier und da schöne philippinische Steinhäuser. Ich habe die Anordnung einiger älterer Philipponenhäuser aufgezeichnet. Abb. 74 hat rechts Hausflur, links Stube; dies ist eine einfache Schaluppe, Abb. 75 hat in der Mitte Hausflur, rechts Stube mit Kammer, links Stall. Abb. 76, rechts Hausflur, links Stube mit Kammer. Rechts vom Hausflur ist Stall mit Abort angebaut. Ähnlich ist Abb. 77. — Abb. 78 hat rechts Hausflur, links Stube mit Kammer, gesondert findet sich hinten gegenüber der Stall, zur rechten Seite des Hofes der Wirtschaftsraum. Abb. 79 hat hinten gegenüber die Wirtschaftsräume, links vom Hofe den Stall, in der Mitte des Hofes Ziehbrunnen mit Kette, daneben den unentbehrlichen Mohngarten, der sich als Blumen- und Gemüsegarten ums ganze Haus herumzieht, rechts vom Wirtschaftsgebäude stehen Linden. Vor den Fenstern sind Bänke angebracht. Eigenartig ist, wie bei so vielen Philipponenhäusern, der seitliche Eingang, der sogar hier Laubenvorbau aufweist. Hinter den Linden sah ich Bienenkörbe, puppenförmig aus Stroh gebaut. In einiger Entfernung steht

Abb. 84.



Heuschützer.

a Holzbalken;  
b Verschiebbare  
Schindeldächer.

der eigentümliche dachförmige Keller (Abb. 73, 79 n); dahinter der Garten mit dem hölzernen Badehaus (Banja), im Felde hinten das in ganz Ostdeutschland gebräuchliche Feingestell: bestehend aus vier Holzsäulen auf quadratischem Grundrifs, ungefähr 3 m entfernt, 6 m hoch, darauf ein ab- und aufschiebbares Dach (Abb. 84 a. v. S.).

2. Klöster. Klöster gab es drei. Das Onufrigowener Mönchskloster brannte nieder. Das Maudanner Nonnenkloster wurde von den Nonnen verlassen, weil diese das schönere Eckertsdorfer Mönchskloster, dessen Mönche nach Rußland gingen, inzwischen erworben hatten. Das Eckertsdorfer besteht noch und hat seine Geschichte, es ist das erste und letzte Philipponenkloster in Deutschland. Kurz nach der Einwanderung ward am malerischen Dufsee eine Einsiedelei auf einem Hügel erbaut; echtes Mönchskloster wurde es erst, als 1847 Chowronin mit seinen Genossen kam. Aber der Zuwachs blieb aus. Schließlich vermachten es die Mönche einem ihrer Wohlthäter, der es für 40000 Mk. an die Maudanner Nonnen verkaufte und nach Kulinowen zog.

Abb. 85.



Pope im Eckertsdorfer  
Nonnenkloster.

(Nach einer Photographie von  
Gebhardi-Sensburg.)

Der früher bei den Nonnen thätige Pope ward später entlassen und wohnt jetzt in Fedorwalde. Kürzlich erhielt ich das Bild eines neuen (Abb. 85).

Das Kloster liegt abseits des Weges Eckertsdorf-Maudannen. Wir gehen bei ein paar Philipponenhäusern rechts ab und sehen inmitten des Obstgartens ein Steinkirchlein mit zwei Glocken. Rechts davon befindet sich das von einer Mauer umgebene Klostergehöft. Über dem Thore ragt ein Muttergottesbild. Man öffnet die Pforte und befindet sich in einem Vorhofe. Wütend bellen uns zwei Hunde als Wächter entgegen; einige Schritte vorwärts, und wir gelangen auf einen großen Hof mit elenden Holzhäusern, Ställen und Wirtschaftsgebäuden, links ragt ein ärmliches Holzhaus hervor. Auf einer Seitenstiege gelangt man an die Thür. Eine 60 Jahre alte Nonne empfängt uns freundlich, da sie aber nur russisch spricht, ruft sie die jüngere Irina. Ein paar alte Nonnen liegen — es ist nachmittags 3 Uhr — im Bett. Vor der

Hausthür sonnt sich ein lebensmüder Greis auf einer Matte; ein anderer Klosterinsasse, dem die Nonnen Aufnahme gewährten, hütet draussen auf dem Felde die Kühe. Die Nonne führt uns in das schmuck aussehende Kirchlein, das, wie jede Philipponenkirche, mit zahlreichen

Heiligenbildern geziert ist. Drinnen predigt zuweilen eine russische Nonne; mit einem männlichen Priester hatte man schlechte Erfahrungen gemacht und ihn abgesetzt. Die Zahl der Nonnen soll 8, die aller zum Kloster gehörigen Personen etwa 25 betragen. Die Nonnen (Abb. 86) legen nicht immer ihre Trachten an; sie arbeiten in der Wirtschaft, in den Ställen, auf dem Felde, meist barfuß. Zum Eintritt in das

Abb. 86.



Philipponin, philipponische Nonnen mit Rosenkranz.  
Bekreuzigung des Philipponen.

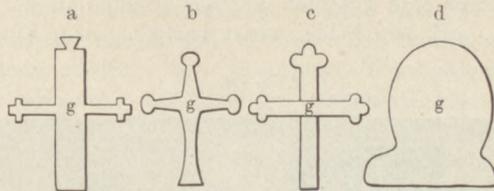
(Nach einer Photographie von Gebhardi-Sensburg.)

Kloster gehört nur der gute Wille; wer nicht bleiben will, kann wieder austreten. Gelübde und bindende Ceremonieen giebt es nicht. Der Andrang ist nicht groß, der Philipponen liebt doch zu sehr die Freiheit. Die Nonnen bauen wenig Getreide und suchen einen Käufer für ihr Grundstück. Jetzt sollen sie wieder einen Popen haben (Abb. 85).

3. Kirchhöfe. Meist besitzen die Philipponendörfer zwei Gottesäcker, einen evangelischen und einen philipponischen. Die evangelischen sind besser gepflegt (Abb. 87 a. f. S.). Der Eckertsdorfer philipponische Friedhof befindet sich rechts vom Klostereingang und ist notdürftig in der Weise eingefriedigt, daß Pfähle in größerer Entfernung rundum eingeschlagen sind, die durch zwei schwache Querlatten verbunden werden. Ähnlich ist es auch in Schönfeld und Onufrigowen. Diese Kirchhöfe liegen auf Hügeln, sind von hohen Birken, Föhren, Kirschbäumen und zahlreichen Sträuchern bewachsen, so daß sie ziem-

lich verwildert erscheinen. Die Reihen sind schwer zu erkennen, dichtes Gestrüpp wuchert. Auf den meisten Gräbern liegen Granitsteine, die in Masuren nicht mangeln. Hier und da erhebt sich ein

Abb. 87.

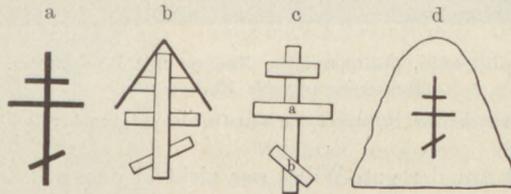


Evangelischer Grabschmuck in Philipponendörfern.

a, b, c von Holz, ähnliche auch von Eisen. — d ( $\frac{1}{2}$  m hoch) Seitenschliff eines schwarzgefärbten weißrandigen Feldsteins; g Name und Lebenszeit.

Philipponenkreuz, einigemale ist es bedacht wie in Litauen. Kleine Kreuze von 0,5 m und 0,10 m Breite und Stärke wechseln mit solchen von 2 m Länge. Sie sind naturfarben oder blau angestrichen und tragen weisse, russische Inschriften, wie „Jesus Christus, König der Ehren“, „Der Könige der Könige ist Gottes Sohn. — Iwan Bobagai“, „Herr der Welt, Jesus Christ, der Sohn Gottes. — Iwan, ein Kind, 1897“. Ein weisses Kreuz mit brauner Inschrift giebt auch Geburts- und Todestag an (Abb. 88 a bis c). Ein vorn abgeschliffener Feldstein weist ein eingemeißeltes Kreuz auf (Abb. 88 d). Blumen und Immergrün

Abb. 88.



Philipponischer Grabschmuck.

a 2 m hoch von Holz. — b  $\frac{1}{2}$  m hoch von Holz, 1 cm breit und dick. — c 2 m hoch von Holz (a Gottes Sohn, König der Ehren; b Name, Geburts- und Sterbetag). — d Seitlich geschliffener Stein mit eingraviertem Kreuz. — a, d Eckertsdorf; b Schönfeld; c Onufrigowen.

ist nur auf wenigen Gräbern zu sehen. Die Kirchhöfe sind alle sehr schön gelegen, der prächtige Dufsee und der liebliche Crutinnenflus rauschen am Fusse des Eckertsdorfer, ein herrlicher Wald am Rande des Onufrigowener, eine belebte Landschaft liegt am Fusse des Schönfelder Gottesackers.

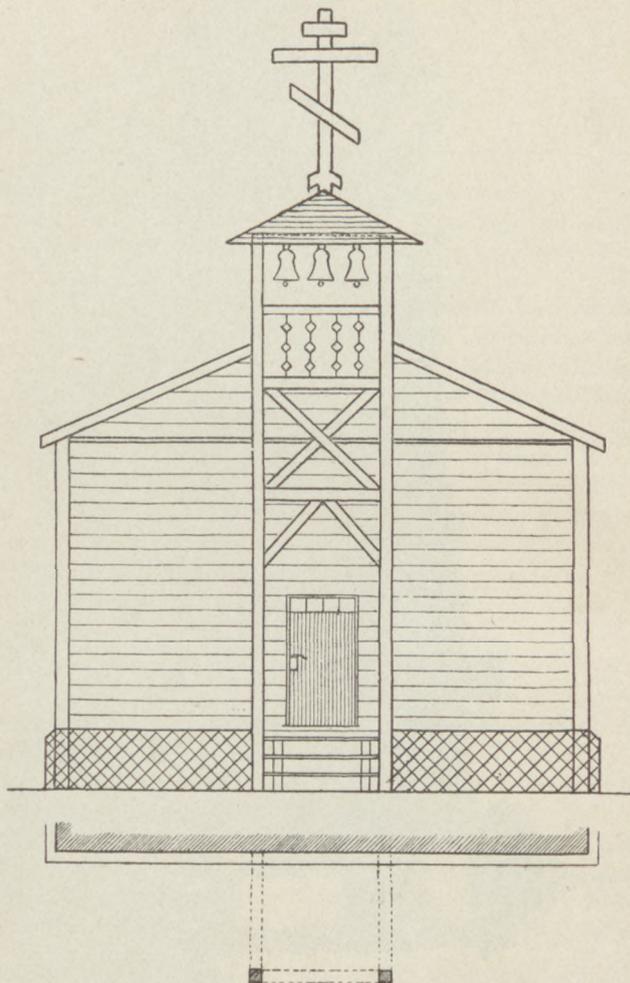
Reicheren Schmuck an Gold- und Marmorkreuzen sollen die russischen Philipponenfriedhöfe aufweisen.



Abb. 89. Schönfelder Philipponenkirche. (Nach einer Photographie von Gebhardi-Sensburg.)

Das philipponische Kreuz hat über dem Querbalken noch einen kleineren, und einen eben solchen, nur meist von links nach rechts aufsteigenden, auch noch am unteren Ende. Die Philipponen legen

Abb. 90.



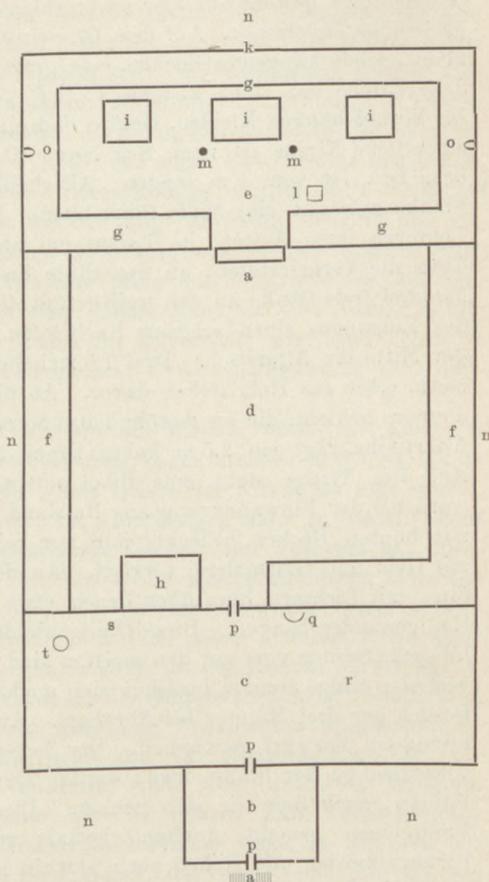
Vorderseite der Eckertsdorfer Philipponenkirche.  
(Nach einer Zeichnung des Popensohnes Iwan Borischewitz.)

auf diese Kreuzform, wie alle Altgläubigen, einen großen Wert. Auch die Inschrift haben sie zum kennzeichnenden Merkmal gemacht; sie lautet niemals „Jesus von Nazareth, König der Juden“, sondern, wenn sie überhaupt vorhanden ist, etwa: „Issus Christus, König der Ehren“.

Dabei wird noch besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Schrift und Aussprache von Jesus nicht die allgemein gültige ist, sondern Issus lautet. Auch hierüber, wie über die drei Holzarten, aus denen eigentlich die Kreuze bestehen müßten, haben sie besondere Lehrsätze in ihren Glaubensbüchern aufgestellt. Die bei den ostpreussischen Philipponen gebräuchlichen Kreuze sind meist von Holz, selten vergoldet; die gewissermaßen als Amulette geltenden sind von Messing. In Rußland soll man auch Goldkreuze haben.

4. Kirchen. Die Philipponen haben fünf Kirchen. Erwähnt ward schon die Klosterkirche. Die Fedorwalder Kirche ist ein einfacher Betsaal im massiven Hause eines reichen Philipponen und den eigentlichen Kirchen nicht zuzuzählen. Dagegen sind die anderen Holzkirchen zu Eckertsdorf, Schönfeld (Abb. 89) und Onufrigowen wirkliche Philipponenkirchen. Sie ähneln sich sehr, nur fehlt der Onufrigowener der Glockenturm, auch dient die rechte Hälfte derselben einer Familie als Wohnung. Regelmäßig benutzt wird nur die Eckertsdorfer Kirche, die beiden anderen halbverfallenen ausnahmsweise in der Not oder bei großen Festen. Die Philipponen machen gern den weiten Weg nach ihrem Mekka. Die Eckertsdorfer Kirche (Abb. 90, 91), von einem verschlossenen Garten umgrenzt, ist ein Holz-

Abb. 91.



Grundriß der Eckertsdorfer Philipponenkirche.

a Holzstufen; b Glockenturm; c Vorhof; d Heiliges (für die Gemeinde); e Allerheiligstes (für den Prediger); f Sitzbänke; g Polsterbänke für Bücher; h Ofen; i Altartisch; k Bilderwand; l Lesepult für den Kniznik; m Leuchter; n Gartenraum vor der Kirche; o Fenster; p Thür; q Schlüsselsschrank; r Aufgang zum Turm; s Kleiderwand; t alte Glocke.

weise in der Not oder bei großen Festen. Die Philipponen machen gern den weiten Weg nach ihrem Mekka. Die Eckertsdorfer Kirche (Abb. 90, 91), von einem verschlossenen Garten umgrenzt, ist ein Holz-

haus im Gersafsstil mit Ziegeldach, die anderen Kirchen haben Schindeldach. Sie ist 6 m breit, 10 m lang, Dach und Wand sind je 5 m, der Glockenturm 12 m hoch. Er wird von einem Kreuz gekrönt; ein solches findet sich auch auf dem Dachfirst in der Gegend des Altartisches. Der Glockenturm besteht aus vier senkrechten Balken, zur Thür führt eine dreistufige Holzterrasse. Auf dem Glockenstuhl des Turmes hängen drei kleine, schön klingende Glocken, eine große liegt zerbrochen im Vorhof. Jede Kirche hat einen kleinen Vorhof mit Treppe zum Glockenstuhl. Im Vorhof hängen Kleider, Geräte und ein Schlüsselschränkchen. Die eigentliche Kirche ist noch 8 m lang. Das Heilige, für die Kirchenbesucher, ist vom 3 m langen „Allerheiligen“ durch eine meterhohe Planke getrennt, eine Stufe führt hinan. Hier walten die Priester und Lektoren ihres Amtes; im Laienraum aber versammeln sich an der Thür die Verheirateten, an der Stufe die Jugendlichen. Das Heilige hat drei feste Bänke an den weißgetünchten Wänden, und in der Nähe des Einganges einen schönen Kachelofen. Im Allerheiligen steht in der Mitte ein Altartisch. Drei 1,5 m hohe Leuchter, zwei aus Kupferblech, einer aus Holz stehen davor. An die starken Wachskerzen sind dünnere geklebt, die an gewöhnlichen Sonntagen brennen. Hinter dem Altartische ragt ein 2,5 m hohes Kreuz mit einem Lämpchen davor. Auf dem Tische steht eine Bibel mit metallverziertem Deckel; sie ward bei der Einwanderung aus Rußland mitgebracht. Der Tisch ist mit bunten Decken bedeckt, ihm zur Seite sind Marienbilder, reich mit Gold und Glasmalerei verziert. An der Hinterwand zieht sich ein Sims mit Lichtern hin, über denen etwa 24 große und 15 kleinere Heiligenbilder hängen. Diese Heiligenbilder stellen zum größten Teil biblische Szenen vor; auf den meisten sind Christus und Maria mit dargestellt; einige wenige beziehen sich auch aufs alte Testament, so der Besuch der drei Männer bei Abraham. Aus dem Heiligenleben ist nur selten ein Vorwurf genommen. Der heilige Georg und Nikolaus, der Schutzheilige der Philipponen, werden gern dargestellt; niemals aber Philipp, nach dem sie sich nennen. Diese Bilder sind sämtlich von Philipponen gemalt, durften ehemals von keinem Andersgläubigen berührt werden und stehen noch jetzt in hohem Werte. Jede Familie besitzt in ihrem Heiligenschränke solche Bilder, verwehrt aber keinem Freunde die genaue Betrachtung. Die Lichter und Ölgläser vor den Bildern werden in ihrer Gesamtheit nur an großen Festen angebrannt, desgleichen der große zwölfarmige vergoldete Deckenleuchter, dessen Preis mit Stolz auf 75 Mk. angegeben ward.

Auf den Seitenbänken des Allerheiligen liegen Kniekissen für die Beter, Weihrauchkessel und zahlreiche Bücher. Die meisten dieser Bücher sind sehr wertvoll, ihres Alters, ihrer Ausstattung und ihrer Seltenheit wegen. Außer den Büchern, die man aus Rußland mitbrachte und noch jetzt dort hält, hat man solche aus der früheren russischen Buchdruckerei zu Johannesburg und außerdem feine, in Mönchs-

weise von Philipponen geschriebene Bücher. Aufser vornikonischen giebt es nachgedruckte vornikonische und einige wenige nach-nikonische von Altgläubigen abgefaste, den Glauben und die Glaubensgeschichte der Starowierczen darstellende Werke. Jene sind sämtlich in kirchenslawischer Sprache geschrieben. Sie sind aus sehr starkem Papier hergestellt und dauerhaft gebunden, die Blätter haben seitlich kleine Streifen zum Umblättern. Die wichtigsten Bücher sind die Ostrogsche Bibel (1581), daraus die Evangelien (1596), der Psalter und die Apostel (1596); besonders die Evangelienerklärung des Johannes Chrysostomus oder Zlotoust (1629); das einem Katechismus gleichende, aber von Schmähungen gegen Andersgläubige erfüllte Buch des Kyrill (1644); der Potrebnik oder die Ordnung für Taufe, Beichte und Begräbnis; das Stundengebetbuch, Lobgesangbuch, Fasten- und Verbeugungsbuch; die Geschichte von den Vätern und Märtyrern von Solowick. Es mögen 40 heilige Bücher sein. Jedes Haus hat eine Anzahl selbst; weltliche Bücher hielt man früher für ketzerisch; jetzt sind polnische und deutsche Schul- und Lehrbücher, Unterhaltungswerke und Zeitschriften nichts Seltenes.

Meist kommen nur Erwachsene zur Kirche, doch fehlt auch die Jugend nicht ganz. An gewöhnlichen Tagen erscheinen 20 bis 30, an Festtagen die zehnfache Zahl. Das Innere der Kirche ist sehr sauber, die Diele ist schön geschouert, im Allerheiligen sind zu beiden Seiten Fenster, denen nie Wolkenvorhänge fehlen. Der Vorraum hat ebenfalls zwei kleine Fenster. Die Schönfelder Kirche mit ihrem morschen durchlöcherten Strohdache ist, wie die Onufriowener, ganz ähnlich eingerichtet. Aber die viereckigen Balken dieser ältesten, schon 1837 gebauten Kirche sind noch echt russisch, an den Kanten hervorragend. Das Haus ruht auf vier Ecksteinen, der Giebelschmuck ist kelchförmig, das Giebelbrett mit hübschen buchtigen Ornamenten ausgeschnitten. Ich zählte darin sechs Altartische und 14 Heiligenbilder, die, wie überall, mit Papierblumen umkränzt sind. Das Innere war mit Kalk beworfen. Die Onufriowener hat die gleiche Zahl Heiligenbilder. Findet in den letzteren Kirchen Gottesdienst statt, so kann er als privater gelten. Anders in Eckertsdorf, das noch seine Staryks und Knizniks hat.

Früher nannte man den Geistlichen Staryk, jetzt nennt man ihn Pope. Die Popen waren immer Laien, doch fängt man schon an, den Vorzug gelehrter Priester einzusehen. Damit verläßt man aber auch die alte Forderung Philipps. Die Fedorwalder, deren Oberleitung einem orthodoxen Propst zuerkannt worden ist, nennen sich aber doch noch Philipponen, der alten Bücher und Riten wegen. Aber auch die eigentlichen Philipponen sehen es gern, wenn ihr Pope reich an Wissen ist. Er wird von seiner Gemeinde gewählt, meist aus ihrer Mitte. In älterer Zeit liefs man ihn auch aus Rufsland kommen. Er mufs unbescholten, in der Schrift bewandert und von vorbildlichem Lebens-

wandel sein. Ehemals durfte er kein Fleisch genossen, kein berauschendes Getränk getrunken, keinen Tabak geraucht, kein Weib berührt haben. Der jetzige, Mikifer Borischewitz, 1833 in Eckertsdorf geboren, ist verheiratet. Er ist trotz aller Religiosität nicht gegen gute Neuerungen, meidet aber wie alle alten Philipponen Tabak und Spirituosen. Eine besondere Tracht hat er nicht, bezieht auch kein festes Gehalt, sondern bekommt für seine Diensthandlungen freiwillige Gaben, die aber nicht karg bemessen werden. Predigten im evangelischen Sinne giebt es nicht. Den Hauptteil des Gottesdienstes bilden die Vorlesungen aus einigen der oben erwähnten Bücher. Ehemals erteilte er den religiösen Unterricht, jetzt liegt er in Händen der Familie. Er hält Gottesdienst Sonnabends von 4 bis 6 Uhr, Sonntags von 7 bis 9 und 5 bis 6 Uhr. An allen größeren Festtagen ist nachts Gottesdienst von 12 bis 4 Uhr, zu Ostern die ganze Nacht. Er leitet die Taufe, das Begräbnis und nimmt die Beichte ab.

Der philipponische Schulze in Eckertsdorf hat jetzt dieselben Obliegenheiten wie jeder ostpreussische Dorfschulze.

Der Kniznik oder Beter übernimmt beim Gottesdienst einen Teil der Vorlesungen; bei den langen Gottesdiensten wechseln sich mehrere ab. In Eckertsdorf sind sechs Knizniks.

Philipponische Lehrer giebt es seit Einführung der Staatsschulen nicht mehr. Der letzte war der jetzige Pope. Die früheren Lehrer zogen von einem Gehöft zum anderen, unterrichteten die freiwillig kommenden Kinder und erhielten jährlich für jedes Kind drei bis vier Thaler, und Kleidung, Nahrung, Wohnung in der Familie. 1835 legte einer sein Amt nieder und handelte mit Teer, weil das einträglicher war. Als die Schule in Eckertsdorf gebaut ward, wurde Unterricht in Religion, Lesen, Russisch, Polnisch erteilt.

5. Dörfer. Der Mittelpunkt der philipponischen Kolonien war von Anfang an Eckertsdorf. 1832 zog hier Isidor Borissow, der Bruder des fanatischen Glebokirower Stariks Jafim Borissow, an der Spitze mehrerer Glaubensgenossen ein. Dieser thatkräftige Führer ward Schulze im neuen Ort und hat neben Fama Iwanow nachmals meist die Forderungen der Behörden als nicht im Einklange mit dem philipponischen Glauben bezeichnet, so daß Eckertsdorf immer als Sitz der Unzufriedenheit galt. Borissow nannte den Ort Weynowo nach seinem im Gouvernement Witebsk bei Rzeczyca gelegenen Geburtsorte, die Kolonisten hielten an dem Namen fest, obgleich der die Einwanderung beaufsichtigende Forstmeister Eckert das Dorf Eckertsdorf (Eckertowo) taufte. Heute ist der letztere Name durchgedrungen. Die Ansiedler waren wohlhabend, Famas Haus war gleich damals mit Dachziegeln gedeckt worden. Dieser Fama war auch der einzige, der deutsch verstand, er war nicht wenig stolz und sagte zu dem reichsten Masuren ruhig: „Wenn der König uns beide trifft, wird er dich kaum ansehen, mit mir aber ein längeres Gespräch führen.“

Dem Dorfe waren 1504 Morgen für 3072 Thaler zugemessen worden, und es hatte 1837 schon 12 Grundbesitzer, 23 Familien, zusammen 126 Einwohner, 70 männlichen und 56 weiblichen Geschlechts. Man zählte 36 Pferde, 51 Rinder, 121 Schweine, 30 Schafe. Die Gebäude waren recht hübsch gebaut und setzten sich aus 20 Wohnhäusern, 15 Scheunen, 8 Ställen und mehreren Badehäusern zusammen. Da eine Kirche noch nicht gebaut war, wurde in eines Besitzers Sommerstube der Gottesdienst abgehalten. Ein Geistlicher und ein Lehrer wirkten gleich von Anfang an.

Die Einsiedelei ward 1836 angelegt, die Kirche in den vierziger Jahren gebaut. In dieser Zeit fanden die Prozesse mit dem Staate wegen Entschädigung statt, weil die Behörde das Holz nicht weggeschafft und so den Verdienst der Philipponen geschmälert hatte. Dazu kamen die Klagen wegen Aufnahme von Verbrechern und militärpflichtigen Polen, so daß 1847 halb Eckertsdorf auswanderte. Der ruhigen Entwicklung, die im behaglichen Sichauleben des Philipponentums in den folgenden Jahrzehnten sichtbar ward, folgte die Zeit der zunehmenden Verdeutschung. 1895 zählte es 481 Einwohner in 90 Haushaltungen, von denen die größere Hälfte deutsch ist. Die Viehzählung wies 1897: 64 Pferde, 109 Rinder, 14 Schafe, 119 Schweine, 2 Ziegen, 29 Gänse, 30 Enten, 400 Hühner auf.

Den Mittelpunkt bildet, abgesehen von der deutschen Schule, die Kirche, zu der sich nach Angabe des Popen aus Eckertsdorf etwa 25 Familien halten, fünf gehen nach Fedorwalde. Außerdem kamen aus Fedorwalde 2 (2 nach F.), aus Schönfeld 8 (7 F.), Nikolaihorst 15 (1 F.), Galkowen 20 (3 F.), Kadzidlowen 3 (1 F.), Iwanowen 4, Kulinowen 2, Piasken und Onufrigowen 17, Peterhain 0 (3). Die Philipponen von Schlöfchen haben vor 15 Jahren ihre Güter verkauft und sind nach Polen zurückgewandert.

Von Äußerlichkeiten, wie der Kreuzinschrift, abgesehen, giebt es keine Unterschiede zwischen den Philipponen und übrigen Altgläubigen.

Onufrigowen, das Skowronnek in seinen masurischen Dorfgeschichten wiederholt erwähnt, liegt idyllisch neben dem Walde zwischen Piasken und Weisuhnen. Charakteristisch ragt besonders das mit einem Postkasten versehene Haus auf. Schule und Wirtshaus fehlen, eine breite moorige Strafe führt nach dem Kirchdorfe Weisuhnen. Die Holzschaluppen liegen zu beiden Seiten der Strafe, von kleinen Gärtchen umgeben, in denen Mohn und Blumen blühen. Die Onufrigowener und Piaskener Philipponen schicken 18 Kinder in die Weisuhner Schule, fünf erhalten zu Haus Religionsunterricht. Insgesamt verstanden bei der Aufnahme 173 nur polnisch, 24 deutsch und polnisch. Eine Mutter, die einen Philipponen heiratete, hat es durchgesetzt, daß die Kinder evangelisch getauft worden sind.

Einer der dortigen Philipponen erzählte mir, wie 1830 sein Vater  $\frac{3}{4}$  Meilen von jenseits der Grenze eingewandert sei, nicht des Glaubens

wegen, sondern weil Platz hier war. Früher sei auch eine philippinische Schule gewesen, da habe man russisch und polnisch gelernt, seit Einführung der deutschen Schulen radebreche jeder alle drei Sprachen, aber keiner spreche eine richtig. Singen und tanzen könne jeder, aber der alte Glaube zerbröckele.

Daneben wohnt der reichste Philippon, „der hat Jeld genug“. Ein rittergutähnliches Landhaus mit Samtmöbeln und Zierat, Prachtgärten und Glaskugeln, Steingebäuden und Zäunen wird sichtbar. 360 Morgen Land gehören dazu. Des Besitzers Vermögen schätzten die einen auf  $\frac{1}{5}$  Million, die anderen auf eine ganze. Er fuhr gerade in einem einfachen Kälberwagen an. Ein wohlbeleibter graubärtiger, rüstiger Mann hielt vor mir. Er kam von den masurischen Seen, deren Fischereipacht er übernommen hat. Er wufste ganz genau zu erzählen, wie sich die Geschichte der Philipponen abspielte, wie Nikon die Spaltung veranlaßt und im Jahre 1829 Onufri als erster Siedler hier Onufriowen angelegt habe; wie dieser in hoher Achtung bei seinen Glaubensgenossen und auch bei den Behörden gestanden, viel Herzeleid an einem seiner Kinder erfahren und endlich nach Eckertsdorf übergesiedelt sei. Nach ihm hat der Ort seinen Namen, nach seinen Aussagen regelte die Behörde ihre gesetzlichen Maßnahmen im Verhalten gegen die Philipponen. Er ist auch der Mitbegründer Piaskens. Er konnte weder schreiben noch lesen und hatte über die Bildung dieselben Ansichten wie unser Erzähler, der im Offizierburschen sein Bildungsideal, in der Kenntnis des Deutschen neben dem Russischen und Polnischen genug Wissen sah. Wer militärischen Gehorsam und Schnitt gelernt hat und Eingaben selbst schreiben kann, dem steht die Welt offen. Unweit seines herrlichen Obstgartens mit dem Badehause erhebt sich die verfallene Kirche. Onufriowen hat heute rund 150 Einwohner.

Piasken besitzt neben einigen Schaluppen auch ein schönes Steingebäude unweit des Beldahnsees. Es gehört dem Philipponen Schlachziz, dem angesehensten unter den 200 Bewohnern. Er ist 1822 bei Sieny geboren, wanderte 1832 als zehnjähriger Knabe mit nach Eckertsdorf, wurde Lehrer, 1891 bis 1896 Prediger in Jakobstadt bei Riga und kehrte dann ins preussische Philipponenland zurück, wo er noch jetzt in Onufriowen zuweilen Gottesdienst hält. Eine markante Gestalt (Abb. 92) in alter Philipponenart, mit langem Haar und Bart, beweglich und stolz, fromm und gastfrei. Gewöhnlich ist er mit dem langen schwarzen Mantel bekleidet. Seine Wohnung ist auf dem linken Teile seines Gebäudes; den rechten bewohnt sein Sohn, der auch schon wieder große Kinder hat, und, wie alle besseren Philipponen, einmal Rußland besucht hat. Seine Wohnung ist ein kleiner Tempel, rein und schön, mit drei Heiligenbildern und einigen Bücherbrettern verziert. Die 30 Bücher rühren zum guten Teil von der Hand des Besitzers her. Einige sind in der Art der Mönchshand-

schriften auf Pergament ausgeführte, mit Initialen verzierte, schön gebundene Codices, deren geringsten er nicht unter 30 Mk. verkaufen wollte. So andauernd, inbrünstig und fromm habe ich selten Rosenkranz beten sehen. Er legte bei der Andacht ein Kissen (Patruschnik) auf den Boden, daß er nicht die Erde berühre, dann bekreuzte er mit drei Fingern Stirn, Mund, rechte und linke Brust, fiel auf die Knie und berührte mit den Händen das Kissen, den Kopf bis zur Erde beugend.

Am Abend wollte man mich des Windes wegen nicht über den See setzen, sondern lud mich zu bleiben ein; ich blieb. Freilich bedeutete man mir, es sei Fasten. Aber ich bekam Brot, Schwarzbeeren, Milch, zwei gekochte Eier, Thee mit Rum, Zucker und Erdbeersaft. Er selbst genoß nur Thee und Brot. Milch, Butter, Fische, Fleisch sind beim vierzigtägigen Fasten verboten, nur Öl ist am Dienstag, Donnerstag, Sonnabend, Sonntag gestattet. An den übrigen Tagen werden Kartoffeln, Brot, Salz genossen, Bier und Schnaps eigentlich nicht. Mittwoch und Freitag sind stets Fasttage. An gewöhnlichen Tagen gelten als Hauptspeisen: Kartoffeln und Brot, ebenso derb, fest und schwarz, als kräftig; Hafermus und Milchgrütze; Hering und Seefisch; mit Weizen abgequirlte Milch und frischer Quas, der aus gegohrenem Brot gewonnen wird; Piraggen, kleine Röhrenkuchen aus Kartoffeln oder Mehl, gefüllt mit Quark oder geriebenen Möhren, Sauerkraut oder Fruchtmus.

Als ich mit Lächeln meinen Thee mit Rum trank, den mir die liebenswürdige Wirtin in Toleranz gereicht hatte, und dem Saryk, mit dem Finger fächelnd, bedeutete, daß ich ja vollständig am philippinischen Leben und Fasten teilnehmen wolle, lächelte er selbst; das nächste Glas Thee aber war ohne Rum. Er erzählte mir, wie er wiederholt von Forschern aufgesucht, befragt und mit den Seinen photographiert worden sei. Er wollte jedem seinen Glauben lassen und bedauerte nur, daß die philippinischen Kinder ohne Religionsunterricht aufwachsen.

Jeden Morgen, Mittag und Abend betete er wiederholt den Rosenkranz ab: Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist möge ihn nicht strafen. Vor dem Essen bekreuzte er sich vor dem Marienbilde.

Als Nachtlager bezog ich ein Himmelbett, er den Ofen. Schönes Hausgerät, russische Decken und Gefäße, ein eichener Naturspazierstock, reinliche Dielen zierten die Stube.

Beim Bekreuzen legte er nach philippinischer Sitte die Fingerspitzen des ersten, vierten und fünften Fingers der rechten Hand zusammen, der zweite und dritte Finger bleiben leicht gebogen. Bei der Ansiedelung wurde nach staatlicher Regelung in Preußen dieselbe Art des Handhebens bei den Philipponen eingeführt, wobei „Ja, ja“ einzig und allein zu sagen war; jetzt ist nach Angabe des Altuktaer Gemeindevorstandes der Eid genau wie von Deutschen zu leisten. Die Finger-

haltung gilt als philippolisches Kennzeichen; sie ähnelt der armenischen, nur gilt bei dieser der zweite und dritte Finger.

Wie Onufriowen (poln. Onufriewo) haben noch andere Philipponenorte ihren Namen nach dem ersten Besiedler, so Fedorwalde (poln. Fedorowo; 315 Einwohner), Peterhain (poln. Pietrowo; 131 Einw.), Iwanowen (poln. Iwanowo), ein erst in den vierziger Jahren entstandener Ausbau, der wie Maudannen, Kulinowen und Kadzidlowen nur wenige Wohngebäude und mit diesen zusammen nur etwa 100 Bewohner zählt. Wie Piasken (poln. Piaski = Sandort), das ein alter Forstname ist, hat man auch für einige andere Philipponenorte diesen beibehalten, so für Schlöfchen (poln. Zamczysko), Galkowen (poln. Galkowo; 289 Einw.), Kadzidlowen (poln. Kadzidlowo = Weihrauchort), Kulinowen (poln. Kulinowo); Nikolaihorst (poln. Nikolaiewo; 133 Einw.) hieß ursprünglich Moszczysko nach dem Forstort, dann Ignaszewo nach dem ersten Besiedler. Nach dem die Einwanderung leitenden Forstmeister Eckert ist Eckertsdorf, nach dem Forstrat Schönfeld das Dorf Schönfeld (poln. Ladnepole; 403 Einw.) genannt. Letzteres Dorf ist von der breiten Landstraße seitwärts gelegen und zeichnet sich durch schöne Steinwohnungen aus. Alle diese Dörfer sind Längsdörfer und sind so angelegt, daß die Häuser mit der Vorderseite nach der Straße gerichtet sind.

Bei Wanderungen durch die philippolischen Orte ist man der Gnade der Dorfbewohner ausgeliefert, da manche Orte überhaupt gar kein Gasthaus besitzen. In Eckertsdorf, Schönfeld und Fedorwalde giebt es solche. Wie alle slawischen Krüge im Deutschen Reiche, zeichnen sich auch die philippolischen durch Wohlhabenheit aus. Die Besitzer sind reiche Leute, verhandeln aufer Spirituosen auch Materialwaren und hunderterlei Bedürfnisse des täglichen Lebens. Treten wir in einen ein. Äußerlich durch das Wort Gastwirtschaft oder durch ein paar roh angepinselte Gläser und Flaschen kenntlich gemacht, erhebt sich das Haus unauffällig neben den anderen. Wir steigen die drei Stufen des Laubenvorbaues hinauf, lassen links die Wohnstube liegen und treten von kleinen Hausflur rechts in die Gaststube ein. Zur Linken steht die bekannte lange Tafel, davor eine Bank, auf der die Zecher, der Tafel abgekehrt, sitzen. Früher besuchten nur die Masuren die Krüge, jetzt fangen auch einzelne Philipponen an, den Spirituosen Geschmack abzugewinnen. Wenn aber ein Reiseführer sagt, jene seien arge Trunkenbolde, so hat er ebenso unrecht wie die, die sich leider auf ihn berufen. Zur Rechten läßt sich ein quadratisches Dielenstück ausheben; in der Tiefe des kleinen Kellers können Bierflaschen und der Kühlung bedürftige Nahrungsmittel aufbewahrt werden. Der Thür gegenüber prangt die Ladentafel, dahinter sind Schränke mit Kolonialwaren. Eine Thür führt seitwärts in eine Nebenstube. An den Wänden hängen die mit Papierblumen umwundenen Bilder des Kaiserpaares und eine Geige. Da tritt ein Jude ein

und verzehrt auf einer abseits stehenden Bank, was er in seinem Doppeltopfe mitgebracht hat: Kartoffeln und Fisch. Er kommt von Polen herüber, um Wolle und Federn zu verhandeln. Der Wirtin wendet er nicht viel zu. Den Unterschied zwischen Masuren und Deutschen kennt er nicht, die Philipponen nur sind ihm Russen.

Im Gärtchen nebenan hängt an einer 4 m hohen Stange eine aufgehängte Krähe.

Gegen Abend kommen Gasthausbesucher, um bei Lärm und Gespräch des Tages Mühe zu vergessen. Als ich abends  $\frac{1}{2}$  9 Uhr im Fedorwalder Krüge anlangte, verweigerte man mir, wie einst in den abgelegensten litauischen und slowinzischen Winkeln, Unterkunft. Man rief mich zwar voller Entschuldigungen zurück, ich aber war schon auf dem Wege nach Ukta. In einem solchen Kirchdorfe ist natürlich ein anderes Unterkommen zu finden. Da giebt es eine oder mehrere gute Stuben, der vornehme Fremde wird ins Herrenstübchen geführt, wo Pastor, Lehrer, Apotheker, Schneidemühlenbesitzer und Forstbeamte zusammenkommen. Da giebt es schöne Gastzimmer, reinliche und gute Speisen, Kultur und erhöhte Preise.

In einer Gegend, wo vor 200 Jahren nur schmale Pfade Beutnern, Jägern und Händlern durch den Urwald sich boten, ragen in friedlichen Dörfern neben Villen und Schneidemühlen schon Modehotels und Bahnhöfe. Die Einsamkeit des Waldes durchhallt das Signal des Salondampfers und der Pfiff der Lokomotive.

Die ganze philipponische Gegend bietet in ihrer Abwechslung von Berg und Thal, Föhren und Laubwald, Garten und Feld, See und Fluß so viele Naturreize, daß ihr Besuch in trockener Jahreszeit jeden belohnt. Herbst und Frühjahr freilich machen mit den masurischen Sümpfen vertraut.

#### IV. Gebräuche.

1. Kleidung. Heute unterscheidet sich der Philippone von Deutschen und Masuren nicht mehr hinsichtlich der Kleidung, bis auf wenige alte Leute. Ehemals hielt man sehr streng an der Tracht fest, Abweichung galt für Abfall vom Glauben. Gerfs hat im Jahre 1839 nicht weniger als 16 Typen philipponischer Tracht gezeichnet. An keinem Gewandstück war ein Knopf, Knöpfe hielt man für Teufelsaugen. Man band, da alles Mäntel trug, die Kleider über der Hüfte mit einem Gurt. Pope, Kniznik, Einsiedler, Mönch und Nonne trugen keinen Gürtel, sondern Heftel; ihr Mantel reichte bis an die Knöchel. Mönch und Nonne hatten außerdem eine Art Kaputze oder Skapulier. Auch der Winterpelz reichte bis beinahe zur Erde. Die Kopfbedeckung der Männer war baretartig, die Frauen trugen Kopftücher. Heute ist der Rock der Frauen lang und schlicht, nicht vielfarbig. Ich sah blau- und weißgestreifte, aber auch einfarbige. Sie gleichen offenen breiten

Säcken mit zwei Achselbändern. Ein Leinengürtel wird um die Hüfte geschlungen, so daß die Hemdärmel frei sind; um den Kopf ist ein russisches Tuch geschlungen. Farbige Bauschröcke sieht man nie, ebensowenig die breiten, fast rockähnlichen Schürzen, wie sie in Litauen und der Wendei Mode sind. Die bunte schmale Schürze und das bunte Kopftuch herrschen vor. Der Mann hat kurze Leinen- oder Tuchhosen an, die beim Marsch in langen weichen Stiefeln stecken. Das weiße Hemd reicht offen über die Hosen weg und ist entweder

Abb. 92.



Philipponenhaus. Philipponen in jetziger Tracht.  
(Nach einer Photographie von Professor Dr. Schmidt-Lötzen.)

mit einem Gürtel an den Hüften befestigt, oder es wird die Hose allein festgeschnallt und eine Weste über das Hemd gezogen (Abb. 92). Die Zipfel des Shawls gucken dann kreuzweise unter dem unteren Westensaume hervor. Ein guter langer schwarzer Rock wird bei festlichen Angelegenheiten gebraucht. Haar und Bart tragen nur noch die Alten lang.

Die Gestalt ist groß und kräftig, die Haarfarbe blond, die Augen sind blau, die Haut ist zartrot. Die Kinder und Mädchen sehen aus wie Milch und Blut. Die Masuren dagegen sind klein, braun, von kräftiger Hautfarbe.

2. Taufe. Die Taufe ist das wichtigste Sakrament. Sie weicht in ihren Formeln etwas von der russischen ab und wird in der Regel 40 Tage nach der Geburt vollzogen, bei schlechtem Wetter in der Kirche unter Gebrauch eines Holzgefäßes, bei schönem Wetter in den

Fluten des Crutinnenflusses, des Beldahn- oder Dufssees. Das Wasser wird dreimal mit Weihrauch gesegnet. Der Pope, die Eltern und Taufzeugen begeben sich an den Taufplatz. Nach Gebeten und Bekreuzigungen, Gesängen und Vorlesungen, bei denen der Taufpate den Knaben, die Patin das Mädchen auf dem Arme hält, stellt der Pope dreimal die Frage: „Entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken, seinem Dienst, seinen Engeln und allem Bösen?“ Die Paten oder der erwachsene Täufling bejahen dies und spucken den Teufel dreimal an. Dabei hat der Täufling die Hände gehoben und das Gesicht nach Osten gewendet; das Haar der Mädchen darf nicht geflochten sein. Dann dreht der Pope den Täufling nach Osten, spricht — oder die Paten sprechen für ihn — dreimal das Glaubensbekenntnis und der Pope ruft dann aus: „Der Knecht (die Magd) Gottes N. N. wird getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dabei hält der Priester den Täufling nach Osten, sich zugekehrt, und taucht ihn dreimal unter das Wasser, ihm den Mund zuhaltend. Dann heftet er ein neues Messingkreuz (Abb. 93) an schwarzem Bande auf das neue Taufhemd. Beides sind Patengeschenke, das Kreuz trägt der Philippone zeitlebens. Es folgen wiederum Sprüche, Gebete (32. Psalm; Röm. 6, 3 bis 11; Matth. 28, 16 bis 20), kurze Gesänge und ein Schlußspruch. Dann beginnt ein kleines Gastmahl. Wiedertaufe giebt es nicht, wie Skowronnek in seinen masurischen Dorfgeschichten glaubt. Wer Philippone werden will, muß aber aufs neue getauft werden. Das kommt jetzt sehr selten vor. Auch die evangelischen Mädchen, die einen Philipponen heiraten, bleiben meist ihrem alten Glauben treu.

Die genaue Taufhandlung ist im Potrebnik aufgezeichnet, das Glaubensbekenntnis unterscheidet sich nicht viel vom nicäischen.

Taufnamen sind: Onufri, Iwan, Mikifer, Gregor, Fedor, Piotr, Fama.

Die Namengebung weicht jetzt nicht von der deutschen ab. Ehemals wechselten bekanntlich die Philipponen ihre Namen nach Bedarf, die Frauen trugen des Mannes Namen und hängten die Endung a, die Knaben die Endung wicz an.

3. Hochzeit. Vor der Hochzeit setzt man die Braut auf einen Stuhl, dann teilt man ihr die Zöpfe, und legt unter Gebet ein Brot auf ihren Schofs. Das soll bedeuten, in der Wirtschaft soll nie Mangel sein. Beim Einzuge werden die Neuvermählten nach russischer Sitte mit Brot und Salz empfangen. Die standesamtliche Vermählung erfolgt einige Tage vor der kirchlichen Einsegnung. Wagenfahrten

Abb. 93.

Patenkreuz  
der Philipponen.

und Gastmahle, Brautgeschenk und Beglückwünschung sind auch hier Kennzeichen. Dagegen ist die Zeit des Brautraubes vorüber. In den ersten Jahren kam er noch hier und da vor. Auf Jahrmärkten trafen die Burschen die jungen Mädchen. Einigemal fuhr der Jüngling im Einverständnis mit der Braut ins väterliche Haus, die Eltern des Mädchens erhoben zwar bei der Behörde Widerspruch; es stellte sich aber heraus, daß alles abgekartet war und die Eltern des Mädchens gern nachgaben.

4. Begräbnis. Wenn ein Erwachsener stirbt, so wird ein Kniznik ins Haus geholt. Er betet nicht frei, sondern liest Gebete vor dem Heiligenschanke ab. An Festtagen brennen Olivenöllampen samt Kerzen. Das Beten geschieht Tag und Nacht ununterbrochen. Alle zwei Stunden erfolgt Ablösung. Die Nachbarn der Umgegend kommen alle ins Sterbezimmer und beten halb singend aus Büchern. Häufig hört man „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“, „Gott sei mir Sünder gnädig“, „Herr, erbarme dich“. Am dritten Tage vormittags ist das Begräbnis. Da kommt der Pope mit dem Myrrhenweihgefäß, betet kurz, bekreuzt mit dem Weihrauch die Leiche, die dann in weißes Linnen gehüllt und in einen einfachen rohen Brettersarg gelegt wird. Alles ist schlicht, auch die Kleidung der Leidtragenden und des Predigers, die Nichtigkeit des Irdischen soll äußerlich veranschaulicht und bekundet werden. Dann giebt der Pope ein Zeichen mit dem Rauchgefäß; da nehmen die Angehörigen klagend Abschied, küssen den Toten, schliessen den Sarg, und unter kurz abgerissenen Gesängen tragen die Frauen den Sarg einer Frau, die Männer den eines Mannes. Auf dem Friedhofe segnet der Pope die Gruft mit Weihrauch. Der Sarg wird eingesenkt; drei Hände voll Erde darauf; Zuschüttung. Gesungen wird dabei nicht; die Angehörigen verteilen Geld an die ärmeren Glaubensgenossen vor ihrer Thür; die Verwandten und Freunde werden zu einem einfachen Mahle eingeladen. Die Philipponen sitzen an einem besonderen Tische. Spirituosen meidet man.

5. Beichte. Die Beichte geschieht wie die Taufe und das Begräbnis genau nach dem Potrebnik. Das Formular ist so raffiniert ausgedacht und bezieht sich auf eine solche Menge der Hauptsache nach geschlechtliche Verirrungen, daß die Philipponen selbst behaupten, sie kennten viele der daselbst angeführten Sünden gar nicht. Die Ohrenbeichte ist jedenfalls, selbst im Dienste eines einwandfreien Popen, eine heikle Angelegenheit, und die Fragen müssen jedem ernst Denkenden ein Kopfschütteln, jeder nicht völlig verdorbenen Frau Schamröte erwecken. Gewöhnlich hält man die Beichte in der Kirche, bei Kranken auch zu Hause ab. Eine Sündenvergebung hat nicht statt, sondern die Zuerteilung einer Strafe, bestehend in Fasten und Beten. Mit der Abbüßung der Strafe glauben die Philipponen Sündenvergebung erlangt zu haben.

6. Feste. Dreimaliger Gottesdienst und Sonntagsruhe kennzeichnen alle philippinischen Feste: Mariä Geburt 8. September, Kreuzerhöhung 14. September, Johannes Ev. 26. September, Mariä Weihung 1. Oktober, Demetrius 26. Oktober, Michael 8. November, Chrysostomus-Zlotoust 13. November, Mariä Opferfest 31. November, Mariä Erscheinung in Nowgorod 27. November, Nikolaus 6. Dezember, Weihnacht 25. und 26. Dezember, Neujahr 1. Januar, Hohes Neujahr 6. und 7. Januar, Basilius Gregorius und Chrysostomus 30. Januar, Betttag 2. Februar, Mariä Verkündigung 25. März, Georg 23. April, Johannes Ev. 8. Mai, Nikolaus Wunderwerk 9. Mai, Johannes der Täufer 24. Juni, Peter Paul 29. Juni, Elias 20. Juli, Allerheiligster Festtag 1. August, Verklärung 6. August, Verehrung Mariä 15. August, Von keiner Menschenhand ist Jesu Bild gemacht 16. August, Enthauptung Johannes 29. August, Ostern (6 Tage), Himmelfahrt und Sonntage.

Gegenüber dieser Feststellung von Saltzwedell werden in Eckertsdorf folgende Feste gefeiert aufser den Sonntagen, dem sechstägigen Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und zweitägigen Hohen Neujahrsfest: 13. und 18. Januar, 6. April, 20. und 21. Mai, 16. Juli, 18. August, 20. und 26. September, 13. Oktober, 25. November; Himmelfahrt.

Zu Weihnachten beten sie 8 Tage lang. Konfirmation und Abendmahl giebt es nicht. Gefastet wird sechs Wochen vor Ostern und Weihnachten und jeden Mittwoch und Freitag. Die alten strengen Fastgebräuche, nach denen an einzelnen Tagen überhaupt nichts gegessen ward, sind milder geworden. Gottesdienst ist am Vorabend von 4 bis 6, am Festtage von 7 bis 9 und von 5 bis 6, an den großen Festtagen von 12 bis 4 Uhr. Das Osterfest wird ganz in russischer Weise gefeiert, der Gottesdienst dauert die ganze Nacht, früh ruft man sich zu: „Christus ist auferstanden!“ „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden!“

Während der freien Zeit besichtigen sie ihre Fluren, gehen in den Wald oder versammeln sich vor ihren Thüren. Sie ziehen auch auf die nächsten Dörfer bei Gesang deutscher und russischer Lieder, wie: „Es schwankt eine Blume im Winde“, „Es flogen drei Tauben wohl über ein Thal“. Wie andernorts, sind auch hier die Mädchen Träger des Gesanges. Ihre zu große Schüchternheit erschwert die Aufzeichnung ihrer Lieder. Solche gemeinschaftlichen Ausflüge werden besonders zu Jahrmarktstagen unternommen. Am 24. Juni bindet man den Kühen Kornblumenkränze aufs Haupt, hängt auch solche in die Stube. Am Schlusse des Roggenschnittes bringt der letzte Schnitter der Herrschaft den Kranz und wird mit Wasser begossen. Das geschieht mit solcher Ausgelassenheit, daß man einst ein Bürschchen gleich in den Dufsee führte und so lange untertauchte, bis es ertrunken war. Am Andreasabend wird Blei gegossen. Zur Fastnacht wird allerlei Scherz getrieben. Im Sommer macht sich die Jugend Schaukeln im Walde, an den Bäumen oder auf Stämmen, auf die man quer ein Brett legt.

Die Kinder aber spielen Suchen und Verstecken. Auch stellen sie einen hölzernen Rehbock auf, und einer, der auf den Schultern eines anderen sitzt, muß ihn zu treffen suchen. Oder man schlägt sieben oder neun Pfähle ein und wirft aus der Ferne danach. Wer die meisten herausschlägt, hat gewonnen.

Man grüßt: „Gott gebe dir guten Abend!“ „Seid gesund!“ „Gott gebe dir Glück!“ und erwidert: „Danke!“ „Gott vergelts!“ Freunde begrüßt man deutsch „Gut Abend“ mit Betonung auf der letzten Silbe. Dieser Gruß wird zu jeder Tageszeit gebraucht.

In der Spinnstube aber erzählt man außer den täglichen Ereignissen auch alte Fabeln und Geschichten.

7. Unterschiede von der russischen Kirche. Man verwirft die Priesterweihe, weil Nikon nicht von einem lebenden, mit Bewußtsein begabten Patriarchen geweiht und damit fürderhin die Fähigkeit, zu weihen und als wirklicher Priester zu walten, verwirkt worden war. Von den Sakramenten erkennt man nur Taufe und Beichte an, weil aus eben jenem Grunde nur diese beiden von Laien verwaltet werden dürfen. Kreuz und Kreuzesaufschrift, Art der Bekreuzung und Eid wurden schon früher erwähnt. Beim Kreuzmachen sagt man nicht: „Jesu Christe, unser Gott, erbarme dich unser!“ sondern „Issus Christus, du Sohn Gottes, erbarme dich unser.“ Die alten Riten, so der Gesang des doppelten Halleluja statt des dreifachen, der Mangel der Predigt, der Sängerkhore, Feierkleider, Prozessionen, Segnungen, die Benutzung der alten Agende und Kirchenbücher gestalten den philippinischen Gottesdienst einfacher. Einzelne Festtage, wie der 6. und 18. Oktober, der 30. November u. s. w. fehlen.

## V. Geistiges Leben.

1. Charakter. Die alten Philipponen waren stolz, besitzfroh, mächtig, arbeitsam, intelligent, religiös, glaubenstreu. Lebenskraft und strotzende Gesundheit zeichnet alle noch heutigen Tages aus. Ihrem Glauben bleiben sie mit wenigen Ausnahmen treu. Das altgermanische blühende Äußere ist auch den Jungen geblieben, aber diese schneiden den Bart und das Haar, wollen Soldaten sein, bezeichnen die polnischen Überläufer als Verbrecher und befördern die widerspenstigen einfach über die Grenze. Sie gehen zum Arzt und glauben nicht mehr, daß dies Sünde sei. Und obwohl sie noch fasten und beten und Tabak und Spirituosen verschmähen, halten sie diese Adiaphora doch nicht für Glaubenssätze, wie die Alten. Sie wissen den Wert der Bildung in forstlichen und öffentlichen Angelegenheiten zu schätzen und kehren nicht den fanatischen Pharisäer heraus, der jeden Fremden für unrein hielt, und mit dem zu essen Schande war. Sie wollen im Gegenteil nicht Anstoß erregen und essen mit, wenn man sie bittet. Sauberkeit und Kunstliebe zeichnet sie aus. Gern gehen sie einmal nach Rufs-

land und suchen sich Stellen, die etwas einbringen. Ein Gelehrter oder Künstler ist aber noch nie aus ihrer Mitte hervorgegangen.

Die alte Gewaltthätigkeit ist ganz gewichen. Als sich mancherlei Gesindel in den vierziger Jahren in die Kolonie hineindrängte, mußten die Behörden natürlich die Besitzer verantwortlich machen. In den gegenseitigen Reibereien nun hatten die Philipponen oft Strafe zu erleiden. Es mag dabei ihr Rechtsgefühl manchmal gekränkt worden sein; sie mögen geglaubt haben, nun auch ihrerseits nach Belieben handeln zu können. Jedenfalls sind heutzutage geordnete Zustände eingezogen. Wenn es in einem Buche heißt, sie seien die größten Diebe, so ist die Behauptung für die Allgemeinheit unwahr. Der Philippone würde nie mit dem Diebe, der aus dem Hause des Nachbarns Eigentum stiehlt, etwas zu thun haben wollen. Holz- und Wilddiebstahl aber herrscht überall, wo Holz und Wild ist. Wenn einmal ein philipponischer Bursche einer Mutter einen Topf ins Gesicht warf, oder der Schwiegersohn den Schwiegervater zum Schlachtfest einlud, nachdem er ihm zuvor das Schwein dazu gestohlen hatte, so sind das wohl schlimme Einzelfälle, aber die Allgemeinheit kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Ehemals liefs man keinen Fremden in der eigenen Pirte baden, liefs ihn kein Buch berühren, sah ohne Mithilfe sein Haus verbrennen, verbat sich die Schlichtung der Nachlaßstreitigkeiten und Beaufsichtigung durch die Behörden, heute aber hat man sich willig den deutschen Gesetzen gefügt. In einem Reisehandbuch sind sie der Lässigkeit in der Bewirtschaftung ihres Eigentums geziehen, „die sie auf keinen grünen Zweig kommen läßt“. Die reichen philipponischen Besitzer, die angesehenen Bauern, fleißigen Pächter und Wirte bekommen das freilich nicht zu lesen. Ich weiß nicht, ob der Beurteiler die Besitztümer der Krymof, Malenka, Kolasznik, Slowikof, Kraszowski, Jakobowski, Danowski, Borischewitz, Philippowski, Szirpalkowski, Jaroch u. s. w. gesehen hat.

2. Geschichten. An erster Stelle seien hier die Geschichten erwähnt, die nicht von den Philipponen herrühren, sondern über sie geschrieben worden sind, ich meine Skowronneks masurische Dorfgeschichten. Skowronnek schildert die Philipponen vom Standpunkte des herabblickenden Deutschen aus. Wie der fremde Stolz lieber die eigenen Tugenden überschätzt und die Fehler der Nachbarn im schlechteren Lichte sieht, so hat auch der Dichter geschildert. Es seien einige charakteristische Stücke angeführt, die nach Berücksichtigung des obigen wohl beachtenswert sind: „Ulas Jawor war sozusagen aus der Art geschlagen. Früh verwaist, war er vater- und mutterlos in der Philipponengemeinde aufgewachsen, hatte bei den Bauern die Schweine gehütet und in dem königlichen Forst Holz gestohlen, just wie die anderen auch. Eines Tages war er jedoch dem Schulmeister des Nachbardorfes W. in die Hände gefallen, und dieser hatte an dem aufgeweckten und hübschen Burschen Gefallen gefunden. Er nahm

ihn zu sich und lehrte ihn —; es genügte, um Ulas die Anschauung beizubringen, daß der Mensch nicht erst beim Philipponen anfangen, wie er es zu Hause vom Patriarchen in der Kirche gehört hatte, der alle Andersgläubigen kurzerhand für unreine Schweine erklärte. So war er denn nach dem Tode seines Wohlthäters nicht wieder nach Onufrigowen, der Siedelstätte seiner Glaubensgenossen, zurückgekehrt, sondern hatte in der weiten Welt sein Glück versucht, erst als Brettschneider und schließlich als Arbeiter an der neuen Eisenbahn, der ersten, die in Masuren gebaut wurde. Schließlich kam es, daß er sich als Flößer verdingte und nun von einem Ende des großen Spirdingsees zum anderen fuhr (um seiner Jugendgespielin näher zu sein). Eines Tages hatte er von dem Patriarchen die Weisung erhalten, sich für den ersten Osterfeiertag in der Gemeinde zu stellen u. s. w.“ „Die Leute erzählten, daß der oberste von den Philipponen, der eigentliche Pächter in O., ein großes Hofgut haben sollte, aber der Mensch war schmutziger in seinem Geiz als ein Gewürzkrämer. Er zählte beim Zuge förmlich die Stinte und scharrte aus den Flügen jeden Fisch, der doch eigentlich den Netzschleppern gehört, mit dem Kescher zurück, und im Sommer und Herbst, da zog er im Lande umher und verhökerte die Äpfel und Birnen metzenweise.“ „Es half auch nichts, daß das ganze Philipponendorf vor Gericht geladen wurde. Die Leute hängen zusammen wie die Kletten, und es war aus ihnen nichts herauszubringen. Schließlich, nachdem fast ein halbes Jahr vergangen war, kam der Russe vor die Geschworenen. Sie sprachen ihn aber frei, da ihm nichts bewiesen werden konnte.“

Die von den Philipponen erzählten Geschichten entstammen meist ihren Religionsbüchern, so folgende:

Vom Bart. Früher trugen auch die Katholiken Bärte. Da verliebte sich ein Papst in ein schönes junges Mädchen, die aber wies ihn zurück und sprach: „Wie kann ich dich lieben, du mit deinem langen Barte.“ Da schnitt sich der Papst den Bart ab. Das Mädchen aber sprach: „Nun kann ich dich ja erst recht nicht lieben, da du das Gesetz übertreten hast.“ (Dabei belachen sie die Schlaueit des Mädchens und rechtfertigen das Barttragen.) „Der Papst aber überredete nun alle, die Bärte abzulegen.“ (Cyrill.)

Vom Hopfen und Tabak. Als Gott die Welt schaffen wollte, sprach er zu dem obersten Engel: „Hol mir die Erde aus der Tiefe des Wassers.“ Nach drei Tagen brachte dieser eine Handvoll und hatte auch ein wenig in den Mund genommen, denn er wollte sehen, was Gott thäte. Gott streute sie aus und sprach: „Es werde!“ Da wuchs die Erde im Munde des Engels. Er schrie, bat Gott um Hülfe und spie auf Gottes Wunsch die Erde aus. Daraus aber erwuchs Tabak und Hopfen.

An legendarischen Stoffen ist der philippinische Volksmund reich.

3. Lieder. Die Philipponen singen meist russische Lieder, in der Schule lernen sie die deutschen Volkslieder, hier und da wird auch ein masurisches gesungen. Sie singen im allgemeinen nicht häufig, nur in der Spinnstube und bei Ausflügen kann man ihre weichen Gesänge hören. Auch eigene geistliche Gesänge haben sie. In der Kirche brauchen sie kein Musikinstrument, zu Hause vereinzelt eine Ziehharmonika oder eine Geige; ältere Instrumente habe ich nicht gesehen.

## I.

## Trauergesänge.

## 1.

Des Propheten Wort gedachte ich: Sieh, ich bin Staub und Asche.  
Das Grab habe ich betrachtet und sah die Gebeine des Fleisches bar.  
Und ich sprach: Ist das ein König oder Bettler, ein Armer oder Reicher,  
ein Frommer oder ein Bösewicht? Herr! gieb deinem Diener Ruhe unter den Gerechten.

## 2.

Es beut des Lebens kurze Zeit  
Zur Freude Zwist und Traurigkeit.  
Und aller Erde Ruhm und Glanz  
Ist Traum, welkt gleich dem Blumenkranz.

Das Grab ist aller Welt Gewinn,  
Es kommt der Tod und mäht uns hin.  
Mit den Erwählten, Herr mein Licht,  
Führ du mich vor dein Angesicht!

## 3.

Muß klagen und muß weinen,  
Gedenk ich an den Tod!  
Du warst vor wenig Tagen  
Noch morgenfrisch und rot.  
Da liegst du nun im Sarge,  
Und Ruhm und Schönheit schwand,  
Du Ebenbild der Gottheit  
Aus seiner Schöpferhand.

Es ist ein wunderbares  
Geheimnis, riesengroß:  
Des Schöpfers Werk vermodert  
Im dunkeln Erdenschofs.  
Das macht, er hat verkündet,  
Dafs nach des Lebens Zwist  
Noch eine Ruh vorhanden  
Dem Volke Gottes ist.

## II.

## Der Kosak und sein Mädchen.

„War zur trüben Donau Wogen  
Ein Kosak zu Rofs gezogen,  
Reitet noch einmal zum Liebchen,  
Sagt ihr Lebewohl.“

„Ach, Kosak, reit nicht von hinnen,  
Deines Mädchens Thränen rinnen.  
Wenn ich hier verlassen bleibe,  
So gedenke mein.“

„Ringe nicht die weissen Hände,  
Mach dem Weinen nun ein Ende,  
Ruhmbeladen kehrt ich wieder  
Aus dem Kampf zu dir.“

„Keinen Ruhm darfst du mir bringen,  
Kann ich, Trauter, dich umschlingen,  
Möge alles rings vergehn,  
Bleibst du mir nur treu.“

„Kriegespflicht, der Dienst des Czaren,  
Ruft zur Weichsel unsere Scharen,  
Um zu schützen unsere Grenzen  
Vor dem wilden Feind.“

„Bleib, es werden unsere Feinde  
Leicht besiegt durch deine Freunde,  
Ziehe, Liebster, nicht zum Streite,  
Ach, verlaß mich nicht.“

„Darf ich solchen Frevel wagen?  
Würden die Kosaken sagen,  
Dafs ich schändlich meinen Kaiser  
Und mich selbst verriet.“

„Zieh, Geliebter, wenn der Himmel  
Es gebietet, ins Getümmel,  
Schlage wacker unsere Feinde,  
Doch vergifs mich nicht!“

„Dein vergessen werd ich nimmer,  
Denke dein beim Sternenschimmer,  
Doch, wenn ich im Kampfe falle,  
Dann beweine mich!“

„Thränen werd ich dir nicht weihen,  
Fällst du in der Krieger Reihen;  
Denn der Stahl, der dich einst tötet,  
Trifft zugleich mein Herz.“

(Von Gerfs mitgeteilt.)

## VI. Philipponisches Vaterunser.

### 1. (Mitgeteilt von Dr. Łęgowski.)

Otcze nasz, ize jesji na njebiesjeh, daswjatcji sja imja twoje, daprydjet carstwije twoje, dabudjet wolja twoja jako na njebiesji i na zjemli. Chljb nasz nasuszczny dażdż nam dnjes i ostawi nam dołgi nasza, jakoże i my ostawljem dołżnikom naszym i nie wjedzi nas wojskuszenije, no izbawi nas ot lukawago.

### 2. (Mitgeteilt von einem Philipponen aus Eckertsdorf.)

Otcze nasz, jze iesi nanebesieh, daswiacitsia imia twoie, daprydet carstwije twoie, dabudet wola twoia jako nanebesi j nazemli, chlieb nasz nasuszczny dażdż nam dnes, j ostawi nam dołgi nasza, jakoże j my ostawlaiem dołżnikom naszym, j newwedzi nas wojskuszenije, nojzbawi nas otlukawago.

### 3. (Mitgeteilt vom Propst A. v. Maltzew.)

Ottsche nasch, ige\*) jessi na nebessjeh, da swjatitsja imja twoje, da priidjet zarstwije twoje, da budjet wola twoja, jako na nebessi i na semli. Hleb nasch nasustschnij daschd nam dnjess, i ostawi nam dolgi nascha, jakoge\*) i my ostawljem dolschnikom naschim, i nje wjedzi nass wo iskuschenije, no isbawi nas ot lukawaho. — Jako twoje jest zarstwo i sila i slawa otza i syna i sswjatoho ducha, nynje i priso i wo wjeki wjekow. Amin.

---

\*) In den Worten ige und jakoge muß man g als das französische g aussprechen. Zwischen der orthodoxen und der philipponischen Form des Vaterunsers giebt es keinen Unterschied. A. v. Maltzew.

## Die Tschechen.

### Literatur.

- Lutsch: Beschreibendes Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens. I. bis IV. Breslau 1886—94. — Das Wohnhaus der Grafschaft Glatz. Centralblatt für Bauverw. 1887, S. 358 bis 376.
- Maetschke: Geschichte des Glatzer Landes. Breslauer Dissertation 1888.
- Partsch: Schlesien. Breslau 1895 ff.
- Schematismus des Bistums Breslau. Breslau 1895.
- Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge.
- Schroller: Schlesien. Glogau (ohne Jahr).
- Die Čechen in Preussisch-Oberschlesien. Stimme eines Rufenden aus Preussisch-Oberschlesien. Von einem Slauen. Prag 1875.
- Volkmar und Hohaus: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. 1888.
- v. Zeschau: Die Germanisierung des vormals tschechischen Glatzer Landes im 13. und 14. Jahrhundert. Vierteljahrsschrift VII. 1887/88.

### I. Zur Geschichte der Tschechen und ihrer Siedelungen.

1. Die oberschlesischen Slawen geben ihren böhmischen und den aus Böhmen eingewanderten Stammesgenossen den Namen Tschechen; sie belegen die verwandten Slawen im Süden der Kreise Leobschütz und Ratibor nach deren ehemaliger Landeszugehörigkeit mit dem Namen Mährer und nennen die gleichfalls nahe verwandten nordungarischen, meist evangelischen Slawen Slowaken. Die sprachlichen Unterschiede der drei Stämme sind nicht bedeutend, nur das Tschechische hat sich in seiner Entwicklung zur Literatursprache von den Volkssprachen entfernt. Bedeutender sind die durch die Geschichte und die geographische Lage bedingten Sondertümlichkeiten. In Schlesien — und damit in ganz Deutschland — wohnen nur Bruchteile von tschechischer und mährischer Bevölkerung in Gemeinden. Die tschechischen Sitze liegen verstreut, höchstens ein katholisches Stück der alten Hummelsherrschaft kann als alter Tschechensitz gelten; der Hauptteil, die evangelischen Kolonien, sind im großen und ganzen Schöpfungen Friedrichs des Großen. Die mährischen Gebiete grenzen nicht an die tschechischen, sie bilden im Südwesten Schlesiens eine Insel, die mit Mähren zusammenhängt. — Die Literatur über diese Tschechen und Mährer ist nicht groß und geht kaum über gelegentliche Äußerungen in größeren Werken hinaus.

Die tschechische Bevölkerung Deutschlands zerfällt in drei Teile. Die größte Zahl lebt vereinzelt und im Reiche zerstreut; sie kamen als Sachsengänger, machten sich nach einem oder mehreren Gängen selbsthaft und bilden in manchen Klein- und Großstädten ansehnliche Bruchteile der Bevölkerung. Noch jetzt wandern im Frühjahr aus Böhmen Maurer und auch Landarbeiter in Scharen nach Deutschland, viele kehren im Herbst zurück und bringen im folgenden Lenze neue Bekannte mit. Die Menge dieser zäh an der Sprache haltenden Tschechen ist unbekannt. Langhans schätzt 1890 die Zahl der Tschechen und Mährer zusammen auf 0,06 Millionen; die Schätzung ist zu niedrig. A. v. Fircks giebt für Preußen allein 76 078 Tschechen und Mährer an, von denen er 17 670 zu den Tschechen zählt. Leider fehlen die Angaben für die einzelnen Kreise. Etwa 4300 davon wohnen außerhalb Schlesiens, in Berlin allein 719, in Westfalen 538, in Sachsen 568, in Brandenburg 665. Von den 13 369 Tschechen Schlesiens entfällt immer noch ein ziemlicher Teil auf die zerstreut lebenden, kürzlich eingewanderten Tschechen; so die 1246 des Liegnitzer Regierungsbezirkes und die in Breslau lebenden.

2. Den zweiten Teil der Tschechen bilden die alten, bodensässigen slawischen Bewohner der Hummelsherrschaft in der Grafschaft Glatz. Sie sind wie der erste Teil katholisch und besitzen heute noch ein Kirchspiel, Tscherbeney, mit dem abgezweigten Brzesowie. Die Zahl dieser katholischen Tschechen der Hummelsherrschaft beträgt 5000. Ihr Gottesdienst in Tscherbeney ist deutsch und tschechisch.

3. Der dritte Teil der Tschechen setzt sich aus einer Anzahl alter „hussitischer“ Kolonien zusammen, die inmitten deutscher, polnischer und tschechisch-katholischer Umflutung ihre Sprache und ihren Glauben bis heute bewahrt haben. Ihre Anfänge gehen auf die hussitische Bewegung zurück. Die Einwohner jener Kolonien sind meist Nachkommen böhmisch-mährischer Brüder oder doch vertriebener Evangelischer aus Österreich-Ungarn, die unter Friedrich dem Großen Aufnahme in Schlesien fanden. Die alten evangelischen Kolonien liegen weit voneinander entfernt. Die älteste Gemeinde, Straufseney, grenzt im Süden an Tscherbeney. Sie ist hussitischen Ursprungs und war schon 1465 vorhanden (Anders, Kirchliche Statistik von Schlesien, S. 195), wie Herr Pastor W. Poppe von dort mitteilt. Merkwürdigerweise scheint sie bald überflügelt worden zu sein, da nach Beheim-Schwarzbach zur Zeit der fridericianischen Besiedelung der böhmische Prediger aus Hussinetz jährlich nur zweimal daselbst predigte. Die anderen fünf Kirchspiele sind Großfriedrichstabor im Großwartenberger Kreise, Friedrichsgrätz mit der Filiale Sacken bei Poppelau im Oppelner und Hussinetz im Strehlemer, Petersgrätz im Großstrehlitzer Kreise. Die tschechische Bevölkerung dieser fünf Kirchspiele mag reichlich 7000 betragen. Vgl. Abb. 94.

4. Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, die zerstreut und

als Sachsengänger im Deutschen Reiche lebenden Tschechen mit zu schildern. Es verlohnt sich nur, im allgemeinen darauf hinzuweisen, daß die Zahl der evangelischen Tschechen in Preußen nach A. von Fircks 7932 (44,89 Proz.), die der katholischen 9593 (54,28 Proz.), die der jüdischen 123 (0,69 Proz.) beträgt, und daß zwei Drittel deutscher, ein Drittel österreichisch - ungarischer Staatsangehörigkeit sind, die mit den Mähnern im Großwarthenberger Kreise 2,57, im Strehlemer 8,09, im Glatzer 5,55, im Oppelner 1,65 Proz. der Bevölkerung ausmachen, auch daß in diesen Kreisen dieselbe Zahl für die Muttersprache der Schulkinder gilt. Von diesen konnten im Großwarthenberger Kreise alle deutsch, im Strehlemer von 536 nur 100 auch deutsch, im Glatzer von 665 tschechischen Schulkindern 234, im Oppelner von 94 keines; im Großstrehlitzer, der keine einzige Gemeinde mit überwiegend tschechischer Bevölkerung besaß, sprach von 157 tschechisch-mährischen Kindern, wohl der Petersgrätzer Gemeinde, keines deutsch.

5. Die Frage: „Wie kommt es, daß sich das katholische Tschechentum so lange in der Hummelherrschaft erhalten hat?“ ist

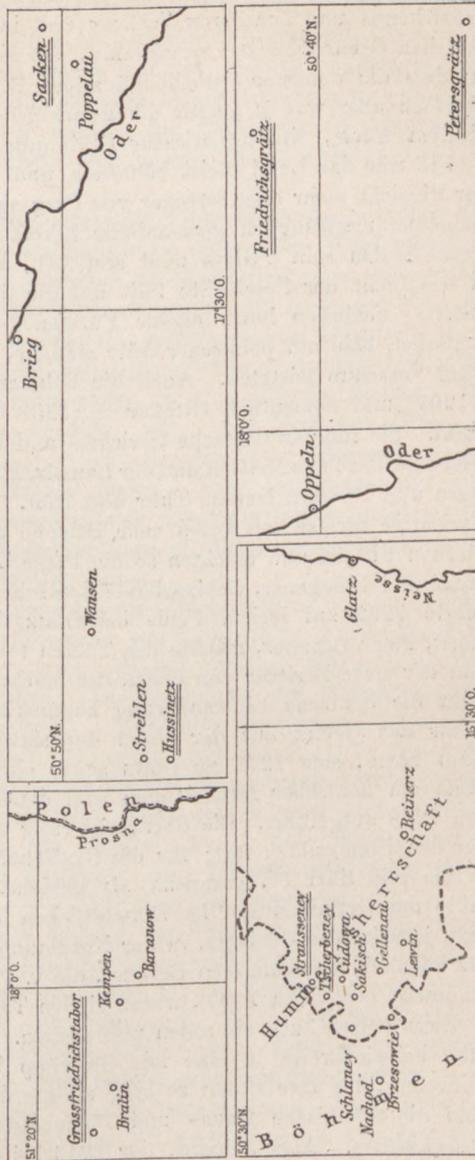


Abb. 94. Die tschechischen evangelischen (—) und katholischen (—) Kirchspiele in Oberschlesien. Maßstab 1 : 500 000.

leicht durch einen Blick auf eine historische und physikalische Karte zu beantworten. Auf der böhmischen Seite des trennenden Heuscheuergebirges gelegen, ein Anhängsel des großen tschechischen Hinterlandes, geschäftlichen und familiären Verkehr und immer neue Zuflutung der slawischen Grenznachbarn vermittelnd, bot dies Gebiet keine Gelegenheit, daß die deutsche Sprache günstigen Boden fassen konnte. Geschichtlich aber war ja gerade die Hummelsherrschaft Sitz tschechisch gesinnten Adels, Sitz hussitischer Gesinnung. Vom 10. Jahrhundert bis 1742 war das Land meist böhmisch und in kirchlicher wie politischer Hinsicht mehr oder weniger von Prag abhängig. Ob jenes große Waldgebiet ursprünglich germanische Bevölkerung besaß, wird kaum zu entscheiden sein. Glatz wird erst 981, Lewin um 1200 erwähnt, und das Licht der Geschichte fällt auf die Gegend erst im 13. Jahrhundert. Schlesien hatte eigene Fürsten bekommen, die bald auf böhmischer, bald auf polnischer Seite standen, der Germanisierung aber kräftig Vorschub leisteten. Auch die Böhmenkönige Wenzel I. (1230 bis 1253) und namentlich Ottokar II. (1253 bis 1278) waren deutsch gesinnt. Sie führten deutsche Gerichts- und Umgangssprache ein und öffneten Siedlern aus Meißen und der Lausitz, Minoriten und Johannitern, Rittern und Bürgern freudig Thür und Thor. Sie besetzten namentlich die wichtige Straße von Polen nach Böhmen über Glatz mit ergebenen deutschen Rittern und machten so die Pässe im Glatzer, wie im Trautenauer und Elbogener, Gebirgslande deutsch. Berthold v. Regensburg predigte 1262 auf freiem Felde bei Glatz deutsch, ein böhmischer Minorit, Peter Odranez, machte den Tolken für die slawischen Zuhörer. Schon der erste Besitzer von Glatz, der mächtige Gallus von Lemberg, scheint die deutsche Einwanderung begünstigt zu haben. Nachdem Ottokar das Gebiet aus der Hand des slawischen Edelings zurückerlangt hatte, saß 1278 zu Glatz sogar ein deutscher Burggraf; es waltete ein deutscher Landrichter; drei deutsche Pfarrdörfer werden schon 1269 aufgeführt. Die Germanisierung und Kultivierung dauerte unter den Premysliden fort; für die Grafschaft Glatz gilt die folgende Zeit bis mit Karl IV. geradezu als goldene. Weniger Fortschritte machte das Germanentum im südwestlichen Teile der heutigen Grafschaft, jenseits des Gebirges, in der Nordhummelsherrschaft. Ihre von Glatz ziemlich unabhängigen Besitzer, die v. Pannwitz (seit 1322) und v. Janowitz (seit etwa 1400), waren eifrige Tschechen.

Zwar ließen auch sie roden und siedeln. Die Bauern von Lomnitz sollten beispielsweise in eine mit Gestrüpp bedeckte Wiese so weit hineinroden, bis ihre Hufen so lang als die der anderen wären; auch suchte die fränkische Haus- und Dorfanlage siegreich Raum neben der slawischen. Aber Johann, der 1346 bei Crecy fiel, und Karl IV. hatten in ihrem Bestreben, deutsche Bürger, Ritter und Bauern gegen den slawischen Adel zu schützen, nicht so viel Gewalt, zwingenden Einfluß auf die Hummelsherren auszuüben. Diese suchten im Gegenteil

die Bauern in völlige Unterthänigkeit zu bringen. Titzko v. Pannwitz setzte 1350 bei den deutschen Priestern durch, daß die Tschechen bedeutende kirchliche Rechte erlangten. Aus dem deutschen Reinerz (Reinharcz 1324) wurde 1366 ein tschechisches Dussnik, Tscherbeney (1354 Žrmney) wurde tschechisch benannt, Schloß Landfriede (Landfrede 1366) wurde zur Homole der Hummelherrschaft. Einer von den Reinerzer Geistlichen mußte des Tschechischen kundig sein, Dittrich von Janowitz machte zu diesem Ziele im Jahre 1406 eine Stiftung.

Dietrich von Haugwitz setzte die Tschechisierung mit aller Kraft fort. Jobst von Mähren begünstigte sie aufs neue. Wohl schufen die Glatzer Bürger durch ihr deutsches Schöffengericht, dem sich auch die Bewohner der Hummel zuweilen unterwarfen, ein Gegengewicht. Aber die Abgeschiedenheit des Landes, das fremdsprachige böhmische Hinterland, der tschechische Adel ließen das Deutschtum nicht aufkommen. In das dichtbewaldete Gebiet riefen sie von Böhmen Siedler. Diese gründeten eng zusammengebaute, selten von größeren Höfen und Gärten umgebene Gehöfte, die an schmalen, gewundenen Straßsen zu beiden Seiten des Dorfbaches lagen. Vom Dorfplatze aus gehen mehrere Straßsen und verzweigen sich, meist die Gehöfte umklammernd. Die handtuchartige Waldhufenflur kannten die slawischen Ankömmlinge nicht, ihre Äcker lagen in Gewannen.

Im Hussitenkriege hausten die kriegerischen Scharen auch in unserer Gegend. Hynko Krussina von Lichtenberg wurde sogar Herr von Glatz, das 1453 der neue hussitische Besitzer, König Georg Podiebrad, zur Grafschaft erhob. Die Gründung der Hussitengemeinde Strauseneu fällt in seine Zeit. — Nun teilte die Hummel die Geschieche des Glatzer Landes, das 1471 wieder katholisch, 1526 durch Graf Johann von Bernstein lutherisch und 1630 nochmals katholisch ward. Die Hummelsburg war ein altes Raubnest gewesen und diente zur Beunruhigung Schlesiens, bis am Ende des 15. Jahrhunderts mit dem Sachsen Hildebrand von Kauffung, dem Lehnsmanne König Georgs, ruhige Zeiten eintraten. Seit 1595 liegt die Burg wüst.

1742 am 20. Februar leisteten die Stände Friedrich dem Großen den Eid der Treue, 1763 kam das Land endgültig in seine Hand. Ein neuer Aufschwung begann, besonders für die Evangelischen. Aber die Tscherbeneyer Gemeinde erhielt sich auch. Zu ihr gehören Jacobowitz und Bad Cudowa. Sie zählt etwa 5300 Seelen. Jetzt ist ein deutscher Kaplan thätig, der indes auch tschechische Beichte abnimmt, so daß das Verlangen nach einem Tschechen unnötig war. Die Schulsprache ist deutsch. Es gehören zur Kirche 2748 Katholiken aus dem Kirchdorfe, aus Jacobowitz und aus Bad Cudowa, 347 aus Strauseneu mit Bukowine, 812 aus Schlaney, 476 aus dem nun abgezweigten Brzesowie mit deutschem Gottesdienste. Aber außer den Beamten und Geschäftsleuten spricht der gewöhnliche Mann zu Hause noch tschechisch; dies

wird durch die Heiraten über die Grenze noch mehr begünstigt. Das Deutschtum gilt eben überall als das Höhere und Erstrebenswerte. Es wurzelt fest, trotz der kirchlichen Zugehörigkeit zu Prag. Die Zeit scheint nicht mehr fern, daß die ganze Hummel wieder deutsch ist, und daß die letzten Trümmer der Ruine Landfried den fremden Namen überleben und das alte deutsche Wesen völlig hergestellt sehen.

6. Die Geschichte der evangelischen Tschechen beginnt da, wo die der katholischen aufhört. Die hussitische Gründung Strauseneý, zu der 426 Evangelische aus Strauseneý mit Bukowine, 157 aus Tscherbeneý, Jacobowitz und Cudowa, 16 aus Schlaney, 6 aus Brzesowie, insgesamt aber über 600 Seelen gehören, ist heute rein evangelisch, auch die alte Gemeinde Mehltheuer hat sich der evangelischen in Podiebrad-Hussinetz untergeordnet.

a) In Strauseneý wird alle 14 Tage tschechischer Gottesdienst abgehalten. Die neue Kirche ward 1848, Schule und Pfarre 1876 erbaut, das evangelische Pfarramt 1830 eingerichtet. Die evangelische Schule zählt 85, die in Cudowa 19 Kinder. Zuerst siedelten nur vier hussitische Ankömmlinge, deren Name noch heute vorherrscht, später kamen vier böhmische Familien hinzu, schließlicly wurde die Gemeinde stärker. Der jetzige Pfarrer ist deutsch, sein Vorgänger war Tscheche und arbeitete angeblich dem Deutschtume entgegen. Die Namen sind größtenteils tschechisch, so die Ortsnamen Strauseneý von stroužinka = Bächlein, Bukowine von buk = Buche, Cudowa von chudoba = Armut, Tscherbeneý von červeny = rot, Schlaney von slany = salzig, Brzesowie von březá = Birke, Jacobowitz von Jacob, Nauseneý von nouze = Not.

Die übrigen Kolonien sind Schöpfungen Friedrichs des Großen. Dieser nahm zunächst bedrängte Evangelische aus den Landen der Maria Theresia einzeln auf; in Rixdorf bestand unter dem Prediger Liberda eine blühende Kolonie. Der große König hatte den Wunsch, solche Kolonien auch in Schlesien zu gründen und betraute jenen Prediger mit den ersten Aufgaben. Ihm gelang es, daß 1742 gegen 1200 evangelische Böhmen und Mährer nach Münsterberg kamen. Dieselben Unzuträglichkeiten, die zwischen Salzburgern und Litauern erwachsen, begegnen uns auch hier. Dazu kam, daß Friedrich zwar den guten Willen seines Vaters, aber nicht dessen reiche Mittel besaß. Im August 1742 wurden 190 Familien mit 614 Köpfen über 30 Dörfer des Münsterberger und 6 des Strehleener Kreises verteilt. Von den Zurückbleibenden wurde ein Teil in den Großwartener, ein anderer in den Tarnowitzer Kreis berufen.

Der schlechte Boden aber sagte niemandem zu, und viele entflohen vom lästigen Geschenke. Durch Sammlungen in Holland und der Schweiz kam eine Summe zusammen, von der man zwei Strehleener Vorwerke am 2. Juli 1749 kaufte. Das ward die lebensvollste Ansiedelung. Im ganzen haben sich fünf solche deutsch-tschechische

Kirchspiele erhalten und entwickelt, die auf Friedrich den Großen zurückgehen. Im „Schematismus des Breslauer Fürstbischofs 1895“ werden die Strehlemer „Protestanten“ genannt, die von Großfriedrichstabor „Taboriten“, die Friedrichsgrätzer „Hussiten“. In Wirklichkeit sind die Taboriten Reformierte und die Friedrichsgrätzer Lutheraner; alle aber erzählen ihre Geschichte mit leuchtenden Augen, wie die Salzburger in Litauen. Man habe ihren hussitischen und evangelischen Glauben mit Füßen getreten, Amos Comenius sei ihr letzter und tüchtigster Bischof gewesen, unter der Kaiserin Maria Theresia sei ihr Los immer härter geworden, und der große Friedrich habe ihnen eine neue Heimat gewährt.

b) Die wichtigste und stärkste Kolonie ist das Kirchspiel Hussinetz, deren Pastor Chlumsky heißt. Sie liegt im Presbyterat Strehlen, das neben 14 193 Protestanten 2981 Katholiken zählt. Die Umgebung ist also stark evangelisch. Die Seelenzahl beträgt 4000 und setzt sich aus den deutschen und tschechischen Evangelischen der Orte Hussinetz, Ober-, Mittel- und Neupodiebrad, Mehltheuer, sowie den Tschechen aus Strehlen und Umgegend zusammen. Auf Hussinetz entfallen 1502, auf Mehltheuer, das schon vor der neuen Einwanderung als tschechische Kolonie bestand, 121, auf Podiebrad 928 Evangelische. Mehltheuer liegt mit dem Schulorte Mittelpodiebrad im Gemenge. Die Bewohner entstammen mit Ausnahme der alten Mehltheuerer dem Czaslauer und Braunauer Bezirke. Sie flohen im fünften Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ohne obrigkeitliche Genehmigung und kamen ganz arm in Schlesien an. Wo ihre hussitischen Ahnen 1429 als Feinde vor Strehlen lagerten, bauten sie 1749 ihren Herd in der neuen Heimat, sie nach ihrem ersten Reformator benennend. Am 8. Juni 1749 predigte ihr Pastor Blanitzky das erstmal in ihrer Sprache zu Strehlen in der uralten Altstädter Marienkirche. Die Gemeinde gedieh, der Zuwachs ward stärker, so daß das Vorwerk Mehltheuer 1764 die Ankömmlinge aufnehmen mußte. Dies geschah so. Die Hofgärtner wurden abgelöst und bildeten eine Gemeinde, der Wald blieb königlich und machte einen neuen Forstgutsbezirk unter dem alten Namen aus. Das übrige Land bekamen die Böhmen in Erbpacht. Die wichtigsten Punkte des Vertrages vom 7. April 1766 bestimmten: „Die Königl. Kriegs- und Domänenkammer giebt den 70 böhmischen Familien, die sich bittweise an dieselbe gewandt haben, das Königl. Vorwerk Mehltheuer mit sämtlichem Inventar in Erbpacht. Das Vorwerk ist 1014 Morgen groß. Der Acker ist vollständig bestellt, und es wird sowohl für die Bestellung, als auch für den vorhandenen Viehbestand keine Entschädigung gefordert. Jede Familie erhält zum Bau der nötigen Gebäude 20 Stämme Bauholz aus dem Königl. Walde. Bausteine können dem auf dem Vorwerke vorhandenen Bruche entnommen werden.“ Das neue Dorf sollte Neupodiebrad heißen, aber man legte der Ausdehnung wegen drei Dörfer an.

Für die Realitäten waren 1315 Thaler 8 Groschen an das Strehlener Amt zu zahlen, sonst waren die Ansiedler frei von Steuern und Frondiensten. Bei der Wahl der Schulmeister sollte auf eine Person gesehen werden, die das Spinnen und Wirken kannte und alle Tage darin unterrichten mußte. Die Richter und Ältesten mußten die Bewohner zum fleißigen Spinnen anhalten und mit gutem Beispiele vorangehen. Bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht waren sie vom Militärdienste befreit, doch sollen sie sehr wenig von diesem Vorrechte Gebrauch gemacht haben, da alle gern, eingedenk hussitischer Tapferkeit, Soldaten und — preussische Patrioten waren. Die Muttersprache aber erhielt sich, weil Heiraten nach aufsen selten stattfanden. Erst in neuer Zeit, da sich auch Deutsche bei ihnen einbürgern, die Schul- und Geschäftssprache deutsch, die Kirchensprache wenigstens an jedem dritten Sonntage deutsch ist und die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Kreisstadt deutsche Umgangssprache bedingt, ist die völlige Germanisierung nur eine Frage der Zeit. Schon nimmt die Familiensprache Worte wie „spazirowat“ auf, und mengt deutsche Worte mit slawischen Endungen ein, schon versteht jeder Erwachsene beide Sprachen. Als der jetzige Hauptlehrer in Mittelpodiebrad vor 17 Jahren sein Amt antrat, wurde wöchentlich noch zwei Stunden im böhmischen Gesangbuch gelesen. Früher war der ganze Religionsunterricht tschechisch, seit 16 Jahren ist aber die deutsche Schulsprache völlig durchgeführt. Ein deutscher Gesang- und Unterhaltungsverein, ein Darlehnskassenverein nach dem Muster Raiffeisen, deutsche Vorträge des Lehrers sind Zeichen zunehmender deutscher Kultur. Die Beschäftigung ist neben Ackerbau Ziechen-, Leinwand-, Kattun-, Inlett-, Schürzen- und Rofshaarweberei.

Ihre ehemalige Leidensgeschichte muß sie natürlich von den alten Sprachgenossen trennen. Und selbst die unverständige, grundlose Aufreizung, wie sie „von einem Slaue“ 1875 in Prag unter dem Titel „Die Čechen in Preussisch-Oberschlesien“ ins Werk gesetzt ward, machte an diesen braven Leuten Halt und fand überhaupt keine Narren. Der „Rufende aus Oberschlesien“ meint, mit Anstrengung und allen Mitteln habe die Regierung die schlesischen Tschechen und Mährer vergewaltigt; das Gegenteil ist wahr, sonst wären ja die zerstreuten Gemeinden längst germanisiert. Aus „bekannten Tendenzen“ trenne man Mährer und Tschechen. Schade, daß der „Slaue“ nicht die bekannten Tendenzen angegeben hat. Die Mährer im Ratiborer und Leobschützer Kreise haben sich 1900, da die tschechische Agitation ja überall angepocht hatte, immer als mährisch, nie als tschechisch bezeichnet, soweit ich hören konnte. Der „Slaue“ verlangt tschechische Orthographie der südschlesischen Ortsnamen und verweist auf die redlichen, nüchternen slowakischen Drahtbinder; er scheint nicht zu wissen, daß die Orte ihren Ursprung und Wohlstand zum größten Teile deutscher Thatkraft, deutschen Fürsten, deutschen Bauern, deutschen Verhält-

nissen verdanken. Die „wohldenkenden ober-schlesischen“ Slawen aber haben den „Slauen“ weder vor-, noch nachher zu ihrem Vertreter gemacht. Er sagt auch: „Die Bildung macht nicht nur keinen Fortschritt, im Gegenteil, sie sinkt immer tiefer herab; die ober-schlesischen Tschechen sind so beschränkt, daß sie bei den politischen Wahlen stets mit den Feinden gegen ihr eigenes Wohl stimmen.“ Nun läßt sich zwar immer über politische Reife streiten, daß aber die Tschechen besser wußten, woher ihnen Wohlstand und Vorteil kam, brauchte jenen nicht zu der Klage zu stimmen: „Sie vegetieren ohne Leben.“ Aus eigener Anschauung kann ich mit Freude bekunden, daß ich von einer Beschränktheit nichts gemerkt habe, daß aber mit zunehmendem Deutschtume die Dörfer immer freundlicher, reinlicher, sauberer, lichtvoller werden. Übrigens scheint unser Oberschlesier, „der Slawe“, die Tschechen seiner Heimatsprovinz gar nicht gekannt zu haben. Sein ganzes Buch bezieht sich trotz des Titels auf die Mäher.

c) Großfriedrichstabor ward von Friedrich dem Großen 1749 angelegt unter ähnlichen Umständen. Ein Graf Wrthba war 1770 bis 1777 Kantor, er soll von der Kaiserin Maria Theresia seines Glaubens wegen der Güter verlustig erklärt worden sein. Da sich der Boden als ungenügend erwies, fand vor einigen Jahren eine Verlegung des Dorfes  $\frac{3}{4}$  Meilen weiter südöstlich hinter den Wald statt. Das ist noch nicht auf allen Karten vermerkt. Zu beiden Seiten der sehr breiten Dorfweise stehen nun die Häuser, am Ende die schöne neue Kirche mit der Pfarre und dem Schulhause. Der Pfarrer, dessen Vater schon im Dienste dieser versprengten Glaubensgenossen stand und aus der Königgrätzer Gegend stammt, wußte durch Bitten die Unterstützung der Evangelischen für eine würdige Kirche zu erhalten. Denn die arme Gemeinde hatte ein Drittel der Kosten zu zahlen, der Patron der Kirche, Biron von Kurland, zwei Drittel. Wenn der Boden auch besser ist, so sind doch die meisten Einwohner Sachsengänger.

Zur Zeit meiner Anwesenheit, Palmsonntag 1900, war die Kirche mit Blumengewinden seit der letzten Kircheninspektion geschmückt und der Boden mit Tannenzweigen, des Palmsonntages und Einsegnungstages wegen, bestreut. An Stelle des Giebelschmuckes befindet sich ein Stern. Ein Kelch durfte vielleicht im Gedenken an die Hussitenkriege, ein Kreuz in Hinsicht auf den gleichen Schmuck der dortigen katholischen Kirchen nicht gewählt werden. Denn die Leute halten fest an ihrem reformierten Glauben. Das Kirchspiel zählt 1500 Seelen, etwa 800 aus Groß- und Kleintabor, über 500 aus Tschermmin, die anderen aus Veronikenthal und der übrigen Umgegend. Monatlich wird einmal deutsch gepredigt, die Schule ist ganz deutsch. Die Nähe der Städte Bralin, Wartenberg, Kempen wird sicher auch hier bald die fremdsprachige Insel überfluten.

d) Das Friedrichsgrätzer Kirchspiel im Kreise Oppeln ist 1752 von Friedrich dem Großen angelegt worden und zählt 1700 Seelen.

Die Dorfanlage ist wie in Grofsfriedrichstabor: eine sehr breite Wiesenstrafse wird von einer schmälern durchquert. Die Gehöfte liegen eng aneinander und haben eine Art Vorhaupt. Der Friedrichsgrätzer Pastor Matthias Kmet, ein evangelischer Slawe aus Ungarn, hält abwechselnd in beiden Sprachen Gottesdienst. Als Filiale ist Sacken bei Poppelau zu betrachten, wo der Friedrichsgrätzer Pastor bei 400 Kirchengenossen bis zu diesem Jahre noch dreimal tschechischen Gottesdienst jährlich hielt.

e) Petersgrätz im Kreise Grofsstrehlitz aber hat sich unter dem Pastor Peter Schikora schon länger selbständig gemacht. Er wanderte 1830 aus Friedrichsgrätz ein. Jährlich wird hier achtmal in der Muttersprache gepredigt.

f) Auf der Sprachenkarte von A. v. Fircks befindet sich rechts von der Oder am Nordende der Stadt Ratibor eine mährische oder tschechische Sprachinsel. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob sie noch besteht.

## II. Sitten und Gebräuche.

Die Tschechen bilden sämtlich nur Inseln im Deutschtume, die allmählich überschwemmt werden. Damit gehen auch die alten Gebräuche verloren. Am ehesten halten sie sich bei den Katholiken, über deren Sitten ich besonders in Schlaney mancherlei erfahren konnte. Die Leute sind alle kleine Bauern und Weber.

1. Hochzeit. Die Tschechen führen, wie es im „Führer durch die Grafschaft Glatz“ heifst, ein einfaches, treuherziges, fleißiges, frommes, bescheidenes, ärmliches Dasein. Dementsprechend sind ihre Sitten.

Haben sich Bursche und Mädchen über die Heirat geeinigt, so wird eine Verlobung gefeiert, bei der auch ein Druschba des Bräutigams als Redner thätig ist. Am ersten Sonntag oder Donnerstag des Aufgebotes, meist 14 Tage vor der Hochzeit, laden Bräutigam und Druschba die Jungesellen und Jungfrauen, dann den letzten Sonntag vor der Hochzeit die gewöhnlichen Gäste ein. Die Braut wählt sich eine Hochzeitsfrau (Starosvatka). Am Hochzeitstage holen nochmals die Jungesellen die Gäste, die schon vorher Kaffee, Butter, Gänse, Eier, Fleisch zur Bereitung des Hochzeitsmahles geschickt haben. Bei der Bereitung der Hochzeitsspeisen helfen Braut und Bräutigam nicht mit. Früh sammeln sich nun die Hochzeitsgäste im Brauthause zum Kaffee; vermögende Bauern haben 10 bis 15 Paare eingeladen. Nach der Trauung kehren sie zurück in das Brauthaus zu einem Frühstück, zu dem auch die Nachbarn kommen. Auf dem Nachhausewege aber hat der Brautzug erst die Schnurzieher zu überwinden. Ein oder zwei als Narren angezogene Vermummte mit verschiedenfarbigen Rockärmeln und Hosenteilen, mit Haarschweif und Bänderschmuck halten die Schnur

oder stehen vor einem Ehrenthore und suchen mit scherzhaften Abweisgründen den Zug zurückzuhalten. Der Druschba muß schlagfertig auf die Reden erwidern. Nach Zahlung einer Summe wird der Zug durchgelassen.

Die Burschen setzen sich nun in den Brautwinkel, und der Druschba, der wie bei den Sorben mit Bänderstock, Rockscheifen und Rosmarinzweig geschmückt ist, muß allen seinen Witz aufwenden, um den Platz für das Paar freizukaufen. Die Braut hat beim Essen zwei Teller aufeinander stehen; „was das bedeuten soll, verstehe ich nicht, aber alle machen es so“. Es wird vom Essen etwas für die Armen geschickt, auch geht eine Büchse für die armen Schulkinder, ferner für die Köchin und endlich für das Paar herum.

Nach dem Essen kommen die Musikanten, spielen erst draussen, dann drinnen, nun dem Brautzuge nach, hin zum Tanzsaale. Bis nach Mitternacht dauert der Tanz, bei dem getrunken und gegessen wird. Auch die Zuschauer bekommen ihren Teil. Schliesslich bezahlt der Druschba die Kosten, zu denen der Bräutigam die Hälfte, die Junggesellen und Jungfrauen ein Drittel und die Gäste den Rest bezahlen. Zur Mitternacht geht die Hochzeitsfrau mit ein paar Jungfrauen und dem nötigen Branntwein in eine Stube, sie nehmen der Braut den Kranz ab und setzen ihr die Haube auf. Dann tanzt sie drei Stücke, und das Paar verläßt den Saal, während für die anderen der Tanz fort dauert, auch nachdem die lange Schleife des Druschba verschwunden ist. Die Hochzeit ist meist Dienstags, nie Freitags.

Nach der Hochzeit erst wird die Brautausstattung gemacht. Und es soll oft vorkommen, aber doch meist jenseits der Grenze, daß von den versprochenen schönen Ausstattungssachen der Bräutigam nicht viel zu sehen bekommt. Auf einen bekränzten Leiter- oder Rollwagen wird die Gerätschaft gepackt; Jungfrauen und Gäste gehen mit dem Hausrat, Töpfen, Äschen, Geräten nebenher. Die Braut wird im neuen Hause willkommen geheissen, und nun erst ist das Paar dauernd vereint.

2. Taufe. Man wählt gewöhnlich vier Paten, zwei Männer und zwei Frauen. Ausser dem Patenbriefe legt man etwas Geweihtes in die Täuflingshülle, einen Rosenkranz, geweihten Zweig u. dergl. Die Mutter muß den ersten Schritt über die Gasse nach der Kirche thun und darf nach Sonnenuntergang nicht ausgehen, sonst laufen ihr die bösen Geister nach, und das Kind stirbt. Geweihte Kräuter sind immer im Bettchen; sie halten Krankheiten zurück. Diese Kräuter hat man am Johannistorabend gesammelt, unter den Tisch gelegt, einen Tag darauf getrocknet und dann zum Teil aufbewahrt, zum Teil dem Vieh zu fressen gegeben. Oder man hat am Fronleichnamsfeste Rosen und andere Pflanzen in der Kirche weihen lassen, oder man bedient sich geweihter Osterzweige.

3. Begräbnis. Wer sein Ende nahen fühlt, begehrt neues Stroh

und läßt die Unterbetten entfernen. Die Leiche legt man auf ein Brett, besprengt alles mit geweihtem Wasser, macht mit dem Brette auf der Schwelle dreimal das Zeichen des Kreuzes und sagt dem Vieh: „Der Wirt ist euch gestorben.“ Ledige begräbt man mit der Bahre, Verheiratete mit Wagen. Die Leichenbank wird umgeworfen, „dafs man ihn eher vergiftet, und dafs die Trauer nachläßt“. Drei Hände voll Erde und einmalige Bekreuzigung gelten als letztes Lebewohl. Ein großes Totenmahl und sofortige Nachlafsteilung folgen.

4. Weihnachten. Die Niklasumgänge am 5./6. Dezember sind verboten worden. Doch erscheint zuweilen der alte Weihnachtsmann in Stroh oder in einen umgekehrten Pelz gehüllt und maskiert. Auch den Schimmelreiter und Bärenführer sieht man. Echte Volksmusik folgt ihnen, erzeugt auf Blechstürzen, Blechtöpfen, Gieskannen, Kämmen mit Papierblatt, Rumpelhölzern, schmalen, brumbbafsartigen Instrumenten, Pfeifen und Tuten. Die Nacht vom 23. zum 24. Dezember heißt die lange Nacht, da bäckt man Mohnstriezel, schmückt den Christbaum, und junge Leute werfen mit Jauche gefüllte Töpfe, etwa wie beim Polterabend, in die Gehöfte. Am 24. früh gehen die Kinder mit Holzscheiten von Haus zu Haus an die Obstbäume und singen in ihrer Muttersprache:

Bäumchen, steh auf!  
Gieb Obst, gieb Frucht!  
Wasch dich ab, zieh dich an,  
Christabend ist da.

Am heiligen Abend werden viele Speisen gekocht und, was das ganze Jahr nicht vorkommt, der Tisch gedeckt. Die Menge der Speisen soll vorbedeutend für den Überflufs des folgenden Jahres sein: es muß viel übrig bleiben. Vom 24. bis 26. Dezember früh wird nicht abgeräumt, die Brocken bleiben liegen und werden am letzten Tage für die Vögel zu den Bäumen mit den Worten getragen:

Bäumchen, hier hast du vom Christfest ein Stück,  
Gieb es uns wieder, und bring uns Glück!

Wie fast in ganz Deutschland, beschert man jetzt auch beim Lichterbaume; ältere Leute halten die Gebräuche der Zwölfnächte, nicht zu dreschen, drehen, waschen, ringen, und glauben an die Zwölfsten als Wetter- und Glücksboten. Zu Sylvester wird viel getrunken. Am 2. Januar, dem Umzugs- oder Stürztage, ist das Fest der Dienstboten. Am Dreikönigstage kommen die drei verummten Könige, „wenn es der Gendarm nicht sieht“, und singen in ihrer Sprache:

Wir heiligen drei Könige kommen zu euch,  
Glück und Gesundheit wünschen wir euch,  
Glück und Gesundheit in langen Jahren.  
Wir kommen aus weiter Ferne gefahren,  
Und weit ist noch unser Weg von hier,  
Nach Bethlehem weiter wollen wir,  
Und wenig Pfennige haben wir. —

Du Schwarzer hinten, was kommt dir in' Sinn?  
Stößt auf uns dein kohlschwarzes Kinn?  
Wärst du nicht über die Sonne gerannt,  
Hättst du die Backen dir nicht verbrannt.

Hier bin ich, Schwarzer, und trete zu euch,  
Ein glückliches neues Jahr wünsch ich euch.  
Die Sonne ist ein teurer Stein,  
Es ward geboren das Christkindlein.  
Borgt doch Windeln der Mutter Marie,  
Wir wollen das Kleine einbinden für sie,  
Wir haben es oft schon gebunden und gepflegt  
Und haben es in die Krippe gelegt.  
Jesulein, schlaf in Gottes Namen,  
Von heut bis in alle Ewigkeit! Amen.

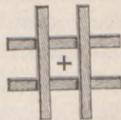
5. Ostern. Der Mummenschanz der Fastnacht mit dem „Anführen“ und den verkleideten Fastnachtsnarren, mit Musik und Gesang besteht wie bei den Sorben. Am Palmsonntag findet die Palmenweihe statt. Man bindet aus 20 bis 30 meterlangen Weidenkätzchenruten ein Bündel, und groß und klein läßt dies weihen, steckt einzelne Ruten auf das Feld, andere an den Spiegel und in die Stube. Die Ruten sollen vor dem Blitz schützen, wie auch die mit Kreuzchen versehenen Hölzer. Am Palmsonntag oder zu Lätare gehen auch die Mädchen singend von Haus zu Haus mit geputzten Bäumchen und singen deutsch:

Sommer, Sommer, Sommer  
(oder: Ich komm' und bring' den Sommer)  
Ich bin ein kleiner Pommer,  
Ich bin ein kleiner König,  
Gebt mir nicht zu wenig!  
Laßt mich nicht zu lange stehn,  
Ich muß ein Häusel weitergehn.

Die Mädchen bekommen dann Zuckergebäck. Am Montag gehen die Knaben mit Weidenruten schmackostern und bekommen gefärbte Eier.

Am Gründonnerstag hat früher in Lewin und Tscherbeney der Pfarrer dem Kaplan vor allem Volk die Füße gewaschen. Jenseits der Grenze, so in Nachod, besteht natürlich die Sitte noch. Die Scharen der Klapperer und Schnarrer ziehen auch hier zwischen Gründonnerstag und Karfreitag durch die Straßsen. Am Sonnabend legt jeder ein schönes, geweihtes Scheit bei der Kirche auf die vorhandenen im Viereck, in der Mitte brennt ein Feuer (Abb. 95). Der Scheiterhaufen verbrennt und soll die Strafe für den Verräter Judas bezeichnen. Am letzten April macht man Kreidekreuze gegen die Hexen mit geweihter Kreide an Thür und Fenster.

Abb. 95.



6. Pfingsten und andere Feste. Man schmückt zu Pfingsten Thüren und Fenster mit Lindenästen und setzt am 1. Mai den Mai-

baum auf den Düngerhaufen oder das Dach. Den Maibaum hütet man, da er scherzweise zu stehlen gesucht wird. Am Johannisvorabend ist außer dem Kräuterholen noch das Ausziehen mit feurigem Besen beliebt, das Schmücken der Gräber hingegen findet nur am Allerseelentage statt. Erntefeste und Erntebrauche haben sich nicht entwickelt, da die Feldmarken sehr klein sind. Die Kirmes wird zwei Tage lang gefeiert. Die Kuchensinger mit ihren schönen Gesängen über die Bestandteile des guten Kuchens kommen in Mengen.

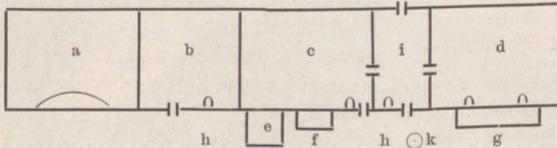
7. Spiele. Beliebt sind bei den Kindern: Klippe, Suchen, Fangen, Vogelverkaufen, Anschlagen mit Knöpfen, Lochkugeln, Knopfwerfen, Bohnenauskugeln. „Es regnet auf der Brücke“, „Seht euch nicht um, der „Brummsack“ geht um, er geht um den Kreis, dafs niemand was weiß“, Herstellen von Farzen (Frgatschki) und Dudelsack (Dudi) aus Weidenrinde, Backen von Hörnchen und kleinen Kuchen, Titscherle. Man spielt dabei bis zu einer gewissen Zahl; wer einen Wurfgegenstand mit beiden Händen auffängt, hat 10 gut, wer mit der rechten: 20, mit der linken: 30, mit der Mütze: 5 u. s. w. Wer die Zahl 500 oder 1000 zuerst erreicht, hat gewonnen. Rädchen wirft eine Partei der anderen, die in drei oder vier Paaren in Abständen hintereinander steht, zum Pariieren entgegen. In Grofsfriedrichstabor spielte man dies gerade am Palmsonntag-Nachmittag auf der Dorfstrafse.

8. „Hussitische“ Abweichungen. Die Festgebräuche sind bis auf die hochzeitlichen meist geschwunden. In Podiebrad wird um Mitternacht bei der Hochzeitsfeier der Bräutigam unter irgend einem Vorwande vom Hochzeitsdiener herausgerufen. Inzwischen wird der Braut Kranz und Schleier abgenommen und ein Häubchen aufgesetzt. Sie setzt sich nun unter die Frauen, und an den Brautplatz geht ein altes Weib. Wenn der Bräutigam kommt, muß er die Braut unter allgemeinem Ergötzen suchen. Am zweiten Tage gehen die Junggesellen und Jungfern mit dem zuletzt folgenden Brautpaar im Dorfe spazieren, möglichst in Hemdärmeln und ohne Jacke. Die Mädchen haben ein grofsblumiges Shawltuch um. Diese blumigen Tücher sind bei den Tschechen allerwärts verbreitet. Man singt beim Umzug religiöse Lieder. Am Nachmittag hilft die ganze Hochzeitsgesellschaft räumen, jeder trägt etwas, zuletzt kommt die bekränzte Kuh. An Winterabenden finden Federbälle statt. Auf Einladung einer Hausfrau versammeln sich bei ihr befreundete Jungfern. Sie setzen sich an den Tisch mit blofsen Armen und bunten Shawltüchern um die Achseln. Die Hausfrau bringt Federn zum Schleifen. Dabei wird gesungen. Zu Mitternacht wird Kaffee getrunken. Dazu giebt es Dolky, eine Art Pfannkuchen. Wenn noch junge Burschen kommen, werden Pfänderspiele gemacht.

## III. Haus.

1. Hausbau. Rechts und links des Dorfbaches liegen in zwei Teilen die Gehöfte, vor denen sich ein Pfad befindet. Zwischen den Gehöften durch führen schmale Zugänge zu der abseits liegenden Landstrasse. Die Gehöfte sind den fränkischen Anlagen nachgebildet, hier und da mit Bretterzaun umgeben. Häufig aber sind auch unter einem Dache nebeneinander Wohnung, Stall und Scheune vereinigt (Tabor, Schlaney, Abb. 96). Oftmals ist, besonders in der Strehleener Gegend,

Abb. 96.

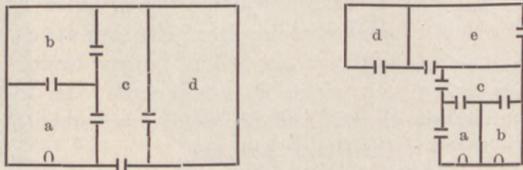


Haus in Schlaney.

a Tenne, b Schuppen, c Stall, d Stube, e Abort, f Bank, g Scheite, h Dorfweg, i Hausflur, k Kettenziehbrunnen.

wo Steinbau vorherrscht, auch die Wohnung seitlich an Stall- und Scheuerraum vorgebaut (Abb. 97). Auch hier walten Gersafs- und

Abb. 97.



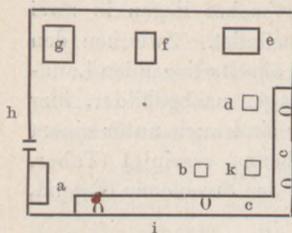
Podiebrader Häuser.

a Stube, b Kammer, c Flur, d Stall, e Scheune.

Ständerbau mit Füllholz vor. Brett- und Strohschindel werden von den Ziegeln überall verdrängt. Ein kletenartiger Schuppen steht hinter dem Hause. Das Dach hängt ohne Zier meist an allen Seiten etwas herüber, so daß ein regenfreier Umgang vor dem Hause entsteht. Ist das Giebelende abgescrägt, so fehlt natürlich die seitliche Decke. Mehr als ein Dachfenster einzufügen, ist nicht beliebt. Unter den hinteren Wohnfenstern (Schlaney) sind Holzscheite aufgeschichtet, darüber ist unterm Dach ein Taubenschlag. Zwischen Haus- und Stallthür steht eine Bank mit Stützen und Eimern. Zwischen Stallthür und Scheuenthor blinkt ein Fensterchen. Ans Scheuenthor ist gewöhnlich ein Holzkreuz angenagelt. Gegenüber der hinteren Stallthür liegt der Düngerplatz, daneben stehen Kirschbäume und eine Reihe grüner Reisigbündel neben dem Gartenzaun. Die Stuben haben den Eingang von der Haus-

flur aus, und die Geräte sind so angeordnet, daß rechts von der Thür der Glasschrank, links der Kachelofen mit Ofenbank und Gerätbrett

Abb. 98.



Schlaneyer Wohnstube.

a Glasschrank, b Stuhl, c Bank, d Wiege, e Webstuhl, f Bett, g Kachelofen mit Bank, h Hausflur, i Dorfseite, k Tisch.

und das Bett stehen. Dem Glasschrank gegenüber befindet sich der Tisch, dem Ofen gegenüber der Webstuhl, zwischen Webstuhl und Tisch: Wiege und Spulrad (Abb. 98). Die Wandbänke sind fest oder beweglich; in dem einen Falle hatte die Vorderseite zwei, die hintere ein, die Giebelseite drei Fenster. Spiegel und Bilder waren in der Nähe von Glasschrank und Tisch. Die Häuser mit ihrer Umgebung sind im allgemeinen reinlich und sauber gehalten und stechen vorteilhaft von denen über der Grenze ab.

bänke, Holzstische und Holzstühle, Wiege und Bett, Handmangel und der unentbehrliche Webstuhl sind wie in ganz Ost- und Mittel-

Abb. 99.



Schulzenstock.



Knopfschrift des Schlaneyer Schulzenstocks.

2. Gerät und Zierat. Das Hausgerät zeigt nichts Abweichendes. Wandgerät zeigt nichts Abweichendes. Wandgeräten hängen an einem Eisenstabe die Trichter, Nössel, Reib-eisen, Löffelgestecke. Ein Brett trägt Tischgerät. Heiligenbilder und geweihte Zweige zieren die Wand. Der Schulze ist im Besitze zweier Stöcke. Der Schulzenstock (Richtařowa hül) ist ein 1,5 m langer brauner Rohrstock mit einem Messingknopfe, der eine Inschrift trägt. Auf dem Schlaneyer steht Gem. Schlaney. Gr.-Glatz (Abb. 99).

Der Schulze trägt ihn als Abzeichen bei Feierlichkeiten, so der Einführung von Lehrern und Pastoren. Der Gemeindestock (Obecní hül) ist verschieden gestaltet. In Schlaney hatte man nach Abschaffung des mehrfordern-den Gemeindedieners einen neuen aus Buchenholz für 1 Mark machen lassen, es folgt hier seine Abbildung (Abb. 100). Der in Sackisch hat dieselbe Form.

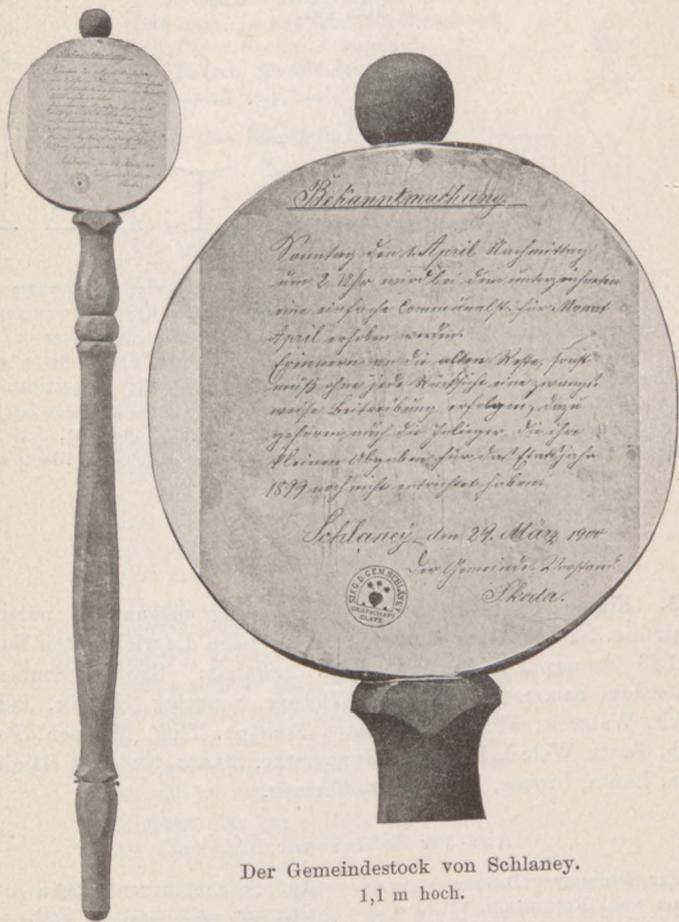
Giebelzier verwendet man nicht, da der Giebel meist zurücktritt oder das Dach über den Giebel hervorragt.

Auf den Kirchhöfen herrscht das Kreuz (Abb. 101). Auf einem Grabe standen zwei naturfarbene, zwei blaue und zwei grüne 25 cm hohe Holzkreuzchen, die am Ende wieder kreuzförmig gestaltet waren, daneben ragte noch ein 75 cm hohes schwarzes Zierbrett mit Porzellanscheibe und der Inschrift: Hier ruht in Gott unser lieber Sohn Paul R., geb. d. 26. Juni 1885, gest. d. 31. Juli 1897.

Als ich kam ins zwölfte Jahr  
 Und der Eltern Freude war,  
 Legt mir Gott ein Kreuzlein auf  
 Und nahm mich in den Himmel auf.

Sechs solcher Kreuzlein stehen zuweilen auf einem Grabe, auch ähnliche Zierplatten; doch machen sich allenthalben modische Marmor-

Abb. 100.



Der Gemeindestock von Schlaney.  
 1,1 m hoch.

platten und -kreuze Platz. In Podiebrad überwiegen die schrägen Marmorplatten, in Tabor Holzkreuze und -säulen. Hier herrschen die tschechischen Inschriften vor. Ein paar deutsche lauten: „Hier ruhen in Jesu Christo unsere lieben drei Kinder Wilhelm, geb. 18. Mai 1892, gest. 18. Febr. 1898, Erich, geb. 7. Febr. 1895, gest. 22. Febr. 1898, und Toni Hetmanek, geb. 30. Jan. 1897, gest. 5. März 1898. Ich weiß, daß mein Erlöser (u. s. w. bis) auferwecken. Hiob 19, 25.“

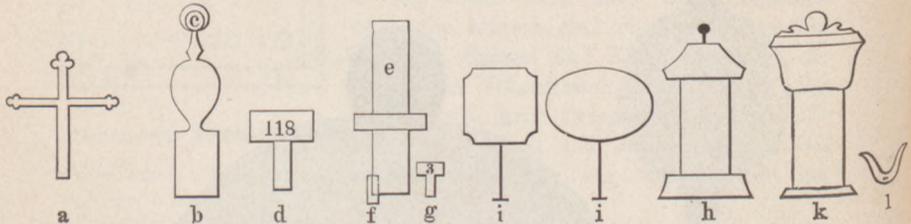
„Hier ruht in Gott Selma Kortinek, geb. 1. Novbr. 1890, gest. 23. März 1898.

Ein Mensch ist in seinem Leben (u. s. w. bis) Felde. Ps. 103, 15.

Rückseite:

Du Blume Gottes, wie so früh brach dich des Schöpfers Hand,  
Er brach sie nicht, er pflanzte sie in besseres Land.“

Abb. 101.



a Ein  $\frac{1}{4}$  m hohes, naturfarbenes, blaues oder graues Grabkreuz; b schwarze Holzplatte mit Porzellanschild (c) und Inschrift, Sackisch. ( $1\frac{1}{2}$  m hoch); d Grabnummer an Grofsriedrichstaborer Gräbern ( $\frac{1}{4}$  m hoch); e Grabplatte mit Halter (f) und Nummer (g) in Grofsriedrichstabor; Anstrich schwarz, Schrift weifs. Bei e steht: Marie Taube narozena 20. Dez. 1828, zemřela 15. Jan. 1898; mužestřiwu byti Kristusa umřiti z. Filipenským 1,21; h  $\frac{1}{2}$  m hohe schwarze Holzplatte mit Inschrift: „Hier ruht unser Vater Friedrich Tesars, geb. 11. Dez. 1831, gest. 31. Juli 1890. Grofsriedrichstabor“; i halbmeterhohe, quadratische und elliptische Blechplatten; k vgl. h; l Giebelzier daselbst.

#### IV. Volksdichtung.

1. Einige Volkslieder in Übersetzung mögen die poetische Befähigung des Völkchens darthun. Zuvor seien die wichtigsten Namen der 183 Steuerpflichtigen Schlaney's erwähnt: Skoda, Soutschek, Kopatschek, Sammeck, Kutschek, Wieteck, Schrutek, Hrudik, Jedeck, Lelleck, Watzeck, Flouseck, Tschap, Tschöpe, Tluk, Micksch, Posch, Wieth, Tautz, Welzel, Katscher, Kurschatke, Staara, Kudelka, Baudisch, Janda, Lanta, Prause, Pitschinetz, Bartack.

##### Auf der Schlaneyer Brücke.

Auf der Schlaneyer Brücke  
Wächst wohl Rosmarein,  
Es braucht ihn keins zu begießen,  
Er wächst und blüht allein.

Auf die Schlaneyer Brücke  
Geh ich, es kommt die Zeit,  
Da will ich begießen und pflücken,  
Wenn der Bursch sein Mädchen freit.

##### Hänschen.

Hänschen, welch ein Narr du bist,  
Der mit Anna gangen ist,  
Jagst mit ihr zum Scheunenthor,  
Nahmst noch Zuckerzeug hervor.

## Musik!

Ihr Herren Musikanten da!  
 Nun spielt mir hoch! Hurra.  
 Wie war mein Herz mir doch so schwer,  
 Ich mußte fort zum Militär.  
 Mein Lieb liefs ich zurück in Schmerz,  
 Und niemand tröstete mein Herz.  
 Das kann ja nur das Liebchen mein  
 Mit ihren blauen Äugelein.  
 Ihr Herren Musikanten da,  
 Nun spielt mir hoch! Hurra!

Volkstümlich ist das folgende Lied:

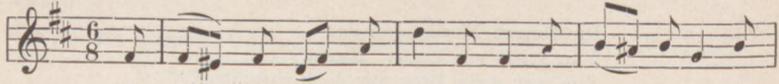
## Die Waise.

„Wo ist meine Mutter, o Vater mein?“  
 „Die Mutter liegt im Grabeschrein.“  
 Da eilt das Kind mit Hacke und Stab  
 Und will zu seiner Mutter ins Grab.  
 Es gräbt und weint am traurigen Ort,  
 „O liebe Mutter, o sprich ein Wort!“  
 „Mein Kind, mich deckt die Erde zu,  
 Störe nicht meine Grabesruh!  
 Auf meinem Herzen brennt ein Stein,  
 Hast ja ein neues Mütterlein.“  
 „O Mutter, du gabst mir Butterbrot,  
 Jetzt muß ich leiden bittre Not.  
 Du strichst mir die Haare und warst mir gut,  
 Jetzt fließt vom Kamm herab mein Blut.“  
 „O geh nach Haus und bete zu Gott,  
 Er wird nicht leiden Sünd und Spott.  
 Und will er erfüllen dir deine Bitt',  
 Dann schickt er mich, und ich nehme dich mit.“  
 Das Kind, es stöhnte den ganzen Tag,  
 Bis dafs es am Abend ruhig lag.  
 „O Vater, gieb mir das Festkleid mein,  
 Ich will zu meinem Mütterlein!“  
 Es glühte das lichte Morgenrot,  
 Das Kind lag verklärt und bleich und tot.

Am meisten singt man bei den Evangelischen folgende bekannten Lieder tschechisch: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“, „Harre meine Seele“. Ältere Leute singen gern das goldene *ABC*. Die Buchstaben *B* (Bedline-) und *T* (To-) lauten: „Beschütz fleißig deine Ehrbarkeit, thu keine Sünde, sei Gottes Tempel; wer einmal seine Ehrbarkeit verliert, der wird sie nie zurückgewinnen“, „Thu immer, was recht ist, wenn du auch nicht dafür gelobt wirst, niemand kann alles so thun, dafs es jedermann gefällt“.

Beliebt ist auch:

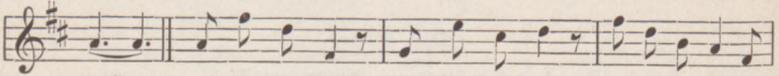
## „Die Rose von Saron.“



Vím je - dnu rů - ži spa - ni - lou, krás - něj - ší ne - má  
 Ich weiß ein herrliches Rö - se - lein, wie sonst auf Er - den



svět, v - pokor - ných srdcích pu - čí - vá lí - be - zný je - ji  
 nicht! Den keuschen Herzen erschließt's allein sein herrliches Blüten-



květ. Rů - ži - čko ctná, rů - ži - čko ctná, sa - ron - ská růže,  
 licht. Wärest du mein, o Rö - se - lein, Ro - se von Saron,



kěž jsi ty má, sa - ron - ska růže, kéž jsi ty má!  
 o wärest du mein, Ro - se von Saron, o wärest du mein!

Der Inhalt der anderen Strophen lautet etwa: Die Rose verwelkt und vertrocknet nicht und sticht auch nicht den Sucher. — Engel freuen sich ihres Duftes, Menschen sehnen sich nach keiner anderen, wenn sie die Rose kennen. — Sie blüht in allen Ländern der Welt herrlich, denn Christus selbst ist die Rose von Saron.

2. Tschechische Sprichwörter und Redensarten aus dem Kirchspiel Tscherbeney. Mit Gott fang jede Arbeit an, sie bringt dir reichen Segen. — Gott gab das Leben, Gott giebt auch Gesundheit. — Wo sich der Mensch befeißigt, hilft ihm Gott. — Wenn sich zwei Brüder ein Jahr nicht gesehen haben, sind sie doch in fünf Minuten mit reden fertig. Wenn zwei Frauen zusammenkommen, die sich täglich treffen, können sie einen Tag lang reden. — Der Hecht ist tot, die Zähne aber sind geblieben. — Selbst das Pferd springt nicht über die Kraft. — Das Pferd hat vier Füße und stürzt doch. — Das mutige Pferd ermüdet bald. — Den Löwen und den Bären erkennt man an den Tatzen. — Das durstige Pferd ist im Wasser nicht wählerisch. — Schütt dem Pferde Körner, so geht's mit dir ferner! — Jedes Lebewesen hat seine Weide. — Der kleine Wurm verzehrt die große Eiche nicht deshalb, weil er sehr beißt, sondern weil er oft bohrt. — Nicht einmal das Huhn scharrt umsonst. — Am Singen erkennt man den Vogel. — Selbst die Fliege wehrt sich. — Niemand kann der ganzen Welt Kuchen backen. — Schlechter Lohn, wenig Arbeit. — Nach dem Gefäls erkennt man den Handwerker. — Wohl dem Schmied, der mit beiden Händen schmiedet. — Mahle, solange du

Wasser hast. — Selbst der Meister Zimmermann hackt sich. — Führt der Blinde den Blinden, so fallen beide in die Grube. — Wer dem Feld nehmen will, muß dem Feld geben. — Gäb's keinen Acker, gäb's keinen Reichen. — Wo die Sonne nicht hingeht, geht der Arzt hin. — Begieb dich nicht ohne Ruder aufs Meer! — Rasche Arbeit fällt aus der Hand. — Selbst der alte Weber verwirrt manchmal den Faden. — Reifes Korn fällt selbst aus der Ähre. — Nach welcher Seite sich der Stamm neigt, nach der Seite fällt er. — Dem Hungernden schmeckt selbst das Haferbrot. — Am Dornstrauch wachsen keine Feigen. — Lösche das Feuer nicht mit Öl! — Schönes Wort öffnet eisernes Thor. — Wo du nicht geladen bist, da dränge dich nicht ein! — Der Diener ist seiner Speise wert. — Weiches Brot ist die Tasche aus. — Früher Sprung aus dem Bett führt zum Reichtum. — Wo viel Gastmähler, ist der Hunger nicht weit. — Wenn auch das Häuschen hölzern, wenn nur das Herz gesund. — Was zu Hause gekocht wird, soll auch zu Hause gegessen werden. — Die häßliche Wange liebt den Spiegel nicht. — Kleines Feuer verbrennt den großen Wald. — Die Wahrheit bedarf keiner Überlegung. — Rost frisst Eisen, und der Neider stirbt vom Neid. — Gewöhn dich ans Gute, so kommt dir nichts Böses in den Sinn! — Gutes Betragen ist Reichtum wert. — Thue gut, und es wird gut! — Schwindel und Betrug verraten sich selbst. — Tugend und Glück hängen an einem schwachen Faden. — Ehre, Gesetz und Auge dulden keine Späße. — Die Wahrheit ertrinkt nicht im Wasser und verbrennt nicht im Feuer. — Für die Wahrheit ärgern sich oft die Menschen. — Die Wahrheit lobt jeder, aber nicht jeder verteidigt sie. — Wer das Fremde begehrt, kommt um das Seinige. — Die Tugend überwältigt die Kraft. Die Tugend lobt sich selbst. — Armut ist die Erbin der Verschwendung. — Halt den Groschen, damit der Gulden nicht fortläuft! — Rühre die Hände, von selbst wird nichts! — Spare nicht den Nagel, daß du das Hufeisen nicht verlierst! — Je höher du steigst, desto breiter die Aussicht! — Das Elend findet den Menschen selbst nach Sonnenuntergang. — Wer gestern gelogen hat, dem glaubt man auch morgen nicht. — Die Schuld ist kein Bruder. — Wem Gott gönnt, dem kommt's im Traume, wem Gott mißgönnt, dem fällt's vom Löffel. — Im Traum gekommen, im Traum verschwunden. — Das Unglück kommt zu Pferde und geht zu Fulse. — Der Tod schont weder den Bettler noch den Kaiser. — Wer für weniges nicht dankt, dankt auch für vieles nicht. — Pflege die Arbeit, solange du Kraft hast, damit ein Andenken bleibt! — Der Narr säße unter den Weisen, wenn er schweigen könnte. — Öftere Übung, sicherer Fortschritt. — Verkaufe nicht eher das Leder, als du den Löwen getötet hast. — Was liegt dem am Monde, dem die Sonne scheint. — Das Glück ist wankend. — Die Hand wäscht die andere. — Die Fremde schärft den Verstand. — Die Gewohnheit hat ein eisernes Hemd. — Der Sparsame fürchtet nicht die Not. — Wenn das Spiel am schönsten

ist, hör auf! — Verräter des Geheimnisses verdirbt das Vertrauen. — Wen der Verstand nicht führt, den führt der Schaden. — Schlimm ist, wenn die Zunge vor dem Verstande flieht. — Stilles Wasser ist gewöhnlich tief. — Die Augen sind unersättlich. — Das Gesicht ist des Menschen Verräter. — Wer sich seiner Zunge schämt, verdient von allen verachtet zu werden. — Aus dem Kot kann man kein reines Wasser schöpfen. — Wie man sich bettet, so liegt man. — Wie man misst, so wird einem wieder gemessen. — Wer uns nützlich ist, dem kommen wir aus dem Gedächtnis. — Salze nicht die fremde Speise! — Es ziemt sich, bei gutem Mafs zu bleiben. — Herr ist jeder in seinem Hause. — Die Nadel im Sack kann sich nicht verheimlichen — Eisen schärft Eisen. — Den Verstand schärft die Übung. — Verschwiegenheit macht der Zunge keine Schmerzen. — Das Darlehn kommt mit Thränen ins Haus. — Je mehr man hat, desto mehr will man haben. — Niemand sieht seine eigenen Fehler. — Laß aus dem Lied kein einziges Wort aus. — Sprechen ist Silber, Schweigen Gold. — Bei gutem Wetter denke an den Sturm! — Am heiligen Tage soll die Arbeit schlafen. — Was du nicht hast, damit prahle nicht! — Großer Streit schadet der Wahrheit. — Verlasse nicht die Strafe einem unsicheren Fußpfad zuliebe! — Nicht jedem dient das Glück. — Das Vermögen kommt fädchenweise. — Ehrlichkeit währt bis in alle Ewigkeit. — Ob das Feuer dem Wasser widerwärtig ist. — Rühre nicht mit fremden Sparren! — Prahle nicht mit fremden Federn! — Hinterm Glück gehen die Freunde. — Fremdes Gut macht nicht reich. — Jede Wissenschaft kommt jederzeit zu statten. — Wie der Wind weht, so weht der Mantel. — Das Recht bleibt Recht. — Der Gesunde glaubt dem Kranken nicht. — Jeder zahlt dem Tod seinen Tribut.

3. Geister. Das Volk nennt und kennt in seinen Geschichten und Sagen den Tschert (Teufel), Djas (dämonisches Tier), Trak (Drache, wildes Tier), Plynik (feuriger Luftdrache), Hastermann (Wassernix), Palitschek (Däumling), Matthäus (er kommt, wenn ein Verschlafener oder Hühnerblinz einnicken will), die Melusine (Windsbraut, ein ver wünschtes Mädchen), Mura (Alp), Morawa rana (Pest), Smertnitza (Tod als Gerippe mit der Hippe, oder graue Frauengestalt, die sich drei Tage vorher anmeldet).

## V. Tschechisches Vaterunser.

Mitgeteilt vom Pastor Chlumsky in Hussinetz.

Otče náš kterýž jsi v nebesích; Posvět se jméno tvé; Přijď království tvé; Bud' vůle tvá jako v nebi tak i na zemi; Chléb náš vezdejší dej nám dnes; A odpusť nám naše viny, jakoz' i my odpouštíme našim vinníkům; J neuvod' nás v pokušení, ale zbav nás od zlého. Nebo tvé jest království i moc i sláva (až) na věky (věkův). Amen.

## Die Mährer.

### Literatur.

- Drzardźyński: Die slawischen Ortsnamen des Kreises Leobschütz. Gymnasialprogramm 1896.  
Kleiber: Geschichte der Stadt Leobschütz. Gymnasialprogramm 1864.

### I. Zur Geschichte des Volkes und seiner Siedelungen.

A. v. Fircks giebt die Zahl der Mährer in Preussen mit 58 408 an, von denen 56 964 auf Schlesien und davon 56 318 auf den Regierungsbezirk Oppeln kommen. Von den letzteren sind 25 637 Männer und 30 689 Frauen. Von den preussischen Mährern überhaupt bezeichneten 26 343 männliche und 30 859 weibliche Personen ihre Muttersprache als mährisch, 1327 männliche und 1085 weibliche als mährisch und deutsch. In Wirklichkeit sind wohl alle zweisprachig. Der römisch-katholischen Kirche gehörten 57 487, der evangelischen nur 863 an, außerdem zählte man 53 mährische Juden. Die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen 56 895, die österreichisch-ungarische 1510. Die meisten sind im Gegensatz zu den Tschechen sesshaft und bewohnen den Süden des Ratiborer und Südosten des Leobschützer Kreises, woselbst sie 34,68 bzw. 10,48 Proz. der Bevölkerung ausmachen. Von den Schulkindern gaben am 25. Mai 1891 im Ratiborer und Leobschützer Kreise 9668 ihre Familiensprache als mährisch oder tschechisch und 971 als zweisprachig an. Der Leobschützer Kreis weist eine zunehmende Germanisierung auf, der Ratiborer eine langsamere. Im Ratiborer Kreise hatten noch 76 Gutsbezirke, Landgemeinden und die Stadt Hultschin, im Leobschützer noch 14 Gemeinden über 50 Proz. mährische Bevölkerung. Die lange Dauer der mährischen Sprache in Deutschland hat ihren Grund in geschichtlichen Verhältnissen. Das Sprachgebiet umfaßt den nördlichen Teil des alten Oppalandes und des Olmützer Erzbistums seit 1063. Die Kreisgrenzen decken sich nicht mit den historischen oder sprachlichen.

Der nördlichste Teil des Ratiborer Kreises ist noch heute polnisch, die Grenze bildet im allgemeinen die Zinna und dann die Oder. Der Oberlauf bis Bauerwitz liegt im Oppaland selbst, die kirchliche Grenze scheidet Wernersdorf von dem zu Breslau gehörigen Ditmerau. Die

älteste Zeit des Landes gehört der mährischen Geschichte an. 1107 machte Herzog Otto von Olmütz am Flusse Hotzenplotz im Bezirke „nach Glubicich hin“ eine Schenkung zur Erbauung der Kirche des heiligen Wenzel in der Olmützer Burg. 1131 gehörte unser Leobschütz schon unter die Prerauer Kirche im Olmützer Bistum. 1233 bildete die Gegend von Hotzenplotz die Grenze zwischen Mähren und Schlesien. Mährische und böhmische Fürsten gaben Gesetze, niemals polnische. Leobschütz, das den böhmischen Löwen im Wappen führt, gehörte zur Provinz Holaschice, dem späteren Troppauer Lande (Ende des 13. Jahrhunderts), auch Opavia geheissen. Boleslaus Chrobry, der um 1000 die Krakauer und Breslauer Diözese bildete, von denen sich 1088 (1063) die Olmützer abzweigte, machte sich 1003 zum Herrn von Böhmen und Mähren. Während sich die Böhmen mit Hilfe der Deutschen wieder frei machten, blieb Mähren bis 1029 polnisch.

Dann eroberte es Brzetislaw zurück. Der Sohn des Böhmenherzogs Ulrich nannte sich 1037 Herzog von Mähren, und nun war das Land ein Teilfürstentum für die jüngeren Söhne des böhmischen Herrscherhauses, 1197 ward es zur Markgrafschaft. König Ottokar II. besaß sie als Markgraf Přemysl und gab der Stadt Leobschütz am 28. August 1270 in einer deutschen Urkunde deutsches, mit den flandrischen Stadtrechten nahe verwandtes Recht. Die Germanisierung und Siedelarbeiten des Königs sind bekannt. Ihnen ist nur aus der späteren Geschichte dieser Gegend die Thätigkeit des hohenzollernschen Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach an die Seite zu setzen, der seit 1323 die bedrückten Bauern gegen den Adel schützte, vertriebene Zipser Protestanten zur Rodung herbeirief und die deutschen Städte begünstigte. Als Ottokar am 26. August 1278 im Kampfe gegen Rudolf fiel, kam Mähren nach längeren Thronstreitigkeiten in die Hände eines natürlichen Sohnes Ottokars, Nikolaus. Dessen Sohn, Herzog Nikolaus II. (1318 bis 1365) fand Anerkennung von Seiten des Böhmenkönigs. Durch Heirat mit einer Ratiborer Herzogstochter war Ratibor mit dem Oppaland verbunden worden und ist seitdem schlesisch geblieben. Die Trennung des Oppalandes von Mähren fällt ins Jahr 1348. Als im 16. Jahrhundert die Ansbacher Hohenzollern über das Fürstentum Jägerndorf mit Leobschütz herrschten, wurde die ehemalige mährische Zugehörigkeit völlig verwischt. Bei Schlesien blieb das Oppaland auch nach Friedrichs des Großen Erwerbung.

Über die sprachlichen Verhältnisse urteilt Hans Lutsch (IV, 149) etwa so: Dieser Umstand (die Zugehörigkeit zum Olmützer Bistume) erklärt sich aus der früheren Zugehörigkeit des Gebietes zu Mähren und aus dem ihr zu Grunde liegenden Stammesverhältnisse der Einwohner, die namentlich im südlichen Teile und in der Richtung auf Ratibor, nach einer etwa von Branitz bis Katscher und von da ab nordwärts verlaufenden Linie ihrer mehr und mehr verschwindenden Sprache sich bedienen. Im übrigen Teile des Kreises wird neben dem

überwiegenden Deutsch ein mit deutschen Ausdrücken stark durchsetztes Polnisch gesprochen, sogenanntes Wasserpolnisch. Schon am Ausgange des 18. Jahrhunderts war das südlich der (nach Triests Angaben) festgesetzten Grenze gelegene Gelände auch von Polen und Deutschen bewohnt. Kleiber hält die Zinna für die Sprachgrenze, Idzikowski gar die Oder. Im 16. Jahrhundert fühlte sich, wie u. a. auch Grabsteininschriften darthun, der Adel noch nördlich der Sprachgrenze im Gegensatze zu den Städten tschechisch, dort wurde die Standeswillkür begünstigt. Das geschah im Gegensatze zu dem deutschen Markgrafen Georg. „Machte doch auch manchmal der tolle, durch Schweinichens Tagebuch bekannte Herzog Heinrich von Liegnitz von seiner sonderlichen Zuneigung zu den Polen kein Hehl, weil ihre fürstlichen Gnaden aus dem löblichen Stamme der Polen wären.“ Die Stände des Fürstentumes weisen denn auch 1564 das Begehren des Herzogs Georg von Brieg, des Vormundes des Markgrafen Georg Friedrich (1543 bis 1603), in ihren Verhandlungen sich der deutschen Sprache zu bedienen, zurück, denn das Fürstentum gebrauche die mährische Sprache, auch wäre ihrer eine große Zahl, die entweder gar nicht, oder nur wenig deutsch könnten und verständen; und so setzten sie denn auch durch, daß weiter in beiden Sprachen verhandelt werden durfte. Und an Markgraf Georg Friedrich selbst berichten sie, daß unter den Landsassen keine zwei Personen der deutschen Sprache, besonders wie sie von den Rechtsgelehrten gesprochen würde, kundig wären. Erst im Jahre 1662 erklären sie, daß die mährische Sprache im Fürstentume immer mehr und mehr abnehme, weshalb sie bei ihrem derzeitigen Landesherrn, dem Fürsten von Liechtenstein, um Einführung der deutschen Sprache als Verkehrssprache einkommen; ihre Verdrängung aus den Kanzleien zu Gunsten des Tschechischen hatte sich im 15. Jahrhundert in Ratibor, Troppau und sogar in Oppeln vollzogen. — Die Städte waren zwar Horte deutscher Kultur, ragten aber „noch lange wie Inseln aus unkultiviertem Gelände“ heraus. Der Holzbau der Bauernhäuser war auf die Kirche übertragen worden. Für die Germanisierung sorgten um 1204 besonders die Johanniter bei Gröbnig, sie erwirkten ihren Siedlern Befreiung von dem slawischen Rechte. Große kulturelle Thätigkeit entfalteten auch die Augustiner des Breslauer Sandstiftes und die Cisterzienser im 13. Jahrhundert. Vorher gab es im großen Waldgebiete nur wenig vom hölzernen Hakenpfluge der Slawen durchfurchtes Ackerland. Als in dem 15. Jahrhundert das Tschechentum immer anmafsender wurde, verschwanden sogar aus den deutschen Städten die deutschen Urkunden. Ja, im Gebiete der polnischen Sprache (Kloster Rauden) wurde in tschechischer Sprache geschrieben, nicht in polnischer. Die Oppelnsche Landesverordnung 1565 bestimmte, daß die Dokumente in beiden Sprachen abgefafst würden. Herzog Nikolaus von Oppeln, der 1497 enthauptet wurde, „war des Deutschen nicht mächtig“. „Die alten oberschlesischen Häuser aus

Schrotholz, oft nur aus Stube, Kammer und schornsteinloser Küche bestehend, machen erst seit kurzem Steinhäusern völlig Platz.“

Das mährische Sprachgebiet gehört drei Dekanaten des Olmützer Erzbistums an. Im Dekanat Leobschütz ist die mährische Kirchensprache völlig erloschen, auch in den Dekanaten Hultschin und Katscher fristet sie ihr Dasein nur als Familiensprache, weil sie noch durch die

Abb. 102.



Die mährischen evangelischen (—) und katholischen (—) Gemeinden Oberschlesiens.

Kirche gehalten wird. Überall predigt man aber auch deutsch; in einzelnen Gemeinden herrscht die deutsche Sprache ganz allein. Im Hultschiner Dekanat wird noch in folgenden Orten mährisch gepredigt: Hultschin, Haatsch, Piszcz, Kranowitz, Beneschau, Bolatitz, Köberwitz, Deutschkrawarn, Großshoschütz, Odersch, Zauditz, Grosspeterwitz; außerdem im evangelischen Kirchspiele Steuberwitz, dessen Filialen schon rein deutsch sind. Im Dekanat Katscher beschränkt sich die mährische Predigt auf Katscher, Pilsch, Nassiedel mit Hochkretschan, Liptin, Jakobowitz, Branitz, Bauerwitz, Posnitz (Abb. 102).

Seit 28 Jahren ist die Beichte überall deutsch. Der Unterschied zwischen tschechischer und mährischer Sprache ist im allgemeinen so anzugeben, daß die mährische altertümlich und einfach geblieben ist,

wohl aber deutsche Worte aufgenommen hat, während die tschechische sich durch Aufnahme neuer Abstrakta und Fachausdrücke weiter entwickelt und die kleine Kluft gegenüber dem Mährischen vergrößert hat. Die Namen der Gemeinden sind zum größten Teile nach den ersten Bewohnern benannt und haben die Verwandtschaftsendung der Sippe, so Leobschütz (von einem Namen mit klup = stultus), Bauerwitz (1296 Baurwitz von Bawor = Bayer), Jakobowitz (1377 von Jakob), Peterwitz (1267 Petrowitz von Peter), Bratsch (1377 Bratisch, zu Bruder), Posnitz (1377 Posenticz, von sut = zerstreut), Branitz (1278 Branicz, von einem Namen mit bran = Kampf oder brana = Thor), Luptin (1262 Luptyn, von einem Namen mit ljub = geliebt), Katscher (1266 Ketscher zu kaczer = Enterich). Andere sind Flurbezeichnungen, so Piltsch (1185 Belchiz = kleines Feld), Nassiedel (1253 Nasile = bei der Siedelung), Mocker (1377 Moocre = feucht), Hochkretscham (hohes Gasthaus) hieß 1223 Vduboue = Dom-bowa (Eichwasser).

## II. Sitten und Gebräuche.

Die Leute sind höflich und zuvorkommend. Gern sprechen sie den Fremden wie zum Grufse im Vorübergehen auf der Landstrafse an. „Wenn die Finken schlagen, wird's nun doch mal hübsch werden.“ „Das Wetter will sich doch gar nicht ändern.“ „Falb behält Recht.“

Das kurze, glattrasierte Gesicht der Männer hat einen Zug von Unterordnung. Neben der Weberei wird viel Ackerbau getrieben. Einzelne Dörfer halten sich ihre Dreschmaschinen.

Die Feste unterscheiden sich kaum von den in ganz Schlesien eigentümlichen. Einige hervorstechende Züge will ich schildern.

1. In der Fastenzeit ziehen Schimmelreiter und Bärenführer herum, als Vermummung nimmt man Erbsenstroh, ein Schwarm folgt hinterher. Die Rockenstuben haben mit dem Eingehen des Flachsbauens aufgehört. Zu Judica ist das Oster- oder Frühlingssingen gebräuchlich. Ärmere Kinder haben Tannenbäumchen mit bunten Bändern und bemalten ganzen Eierschalen behängt, gehen von Haus zu Haus, singen Frühlings- und Osterlieder und empfangen Eier und Zuckergebäck. Dieser Feier geht selbigen Sonntags oder zu Lätare hier und da das Todaustreiben voran. Die Mädchen tragen zwei menschengroße Puppen, die eine ist wie eine Braut, die andere wie eine Kränzeljungfer geschmückt. Von den Gewändern und dem Hauptschmucke wallen bunte Bänder; die Knaben tragen eine Mannspuppe. Eine solche Puppe heißt Mařenka. Nun bewegt sich der Zug die Dorfstrafse entlang und singt: „Wir danken dir, o Jesus Christ, und erweisen dir Lob und Ehre u. s. w.“ Früher zerrifs man die Puppen am Bache, jetzt trägt man sie wieder nach Hause.

2. In der Karwoche ist alles ruhig. Am Gründonnerstag umwickelt man die Bäume mit Strohseilen und schüttelt sie am Karfreitag, „das soll eine gute Obsternte versprechen“. Am Karfreitag gehen die Anwohner früh in die Zinna und waschen sich daselbst. Früher trieb man die Pferde und alle Haustiere auch in den Fluß. Wenn die Kinder in die Kirche gehen, das Kreuz Christi zu küssen, finden sie ein kleines Geldstück darunter, das von den Eltern natürlich erst dahin gelegt ward. Da die Glocken nicht tönen, ziehen die Knaben mit Schnarren (Cerkotka) und Klappern (Klapotki) (vgl. Abb. 147, S. 342) durch das Dorf, um die Stunden zu verkündigen.

3. Am Ostersonntage ging man früher mit acht- bis zehnfältig geflochtenen Ruten, an deren Spitze eine bunte Seidenschleife war, um zu schmackostern. Kinder und Geliebte suchten sich im Bette zu überraschen und mit der frischen Grünen zu berühren. Später zeigte man nur noch die Rute vor und beschränkte die Sitte auf Paten und Familienangehörige. Dann wurde die Sache ein Vorrecht bettelnder Knaben, endlich legte sich die Polizei ins Mittel, und dann verschwand die Sitte.

4. Am Ostermontage macht jeder einen kleinen Spaziergang zum Andenken an die Reise der beiden Jünger nach Emaus. Die Besitzer aber reiten mit Kreuz und Kirchenfahne unter frommen Gesängen und Gebeten um die Gemeindefeldmark. Früher stand in Großpeterwitz der Kaplan, später ein Ratiborer Religionslehrer, an der Spitze der Osterreiter, jetzt keiner von beiden. Am Ostermontage begießt die männliche Jugend die weibliche. Dabei bedienen sich die Knechte gegenüber den Mägden der Wasserkannen, die gewöhnlichen Knaben der blechernen Spritzen, die während der Zeit überall — wie die Schnarren und Klappern — zu kaufen sind. Knaben aus besseren Familien benutzen Fläschchen mit wohlriechendem Wasser.

5. Am Dienstage spritzen die Mädchen auf die Burschen. Während der Osterzeit ist man gern in Brot eingebackenen Schinken (Pleco).

6. Am Vorabend des 1. Mai pflanzen die Burschen nachts vor dem Hause der Geliebten auf dem Düngerhaufen ein Tannenbäumchen, geschmückt mit Bändern und Papierblumen. Die einen binden das Tannenbäumchen an eine hohe Stange fest, die anderen begnügen sich mit dem Bäumchen selbst, wieder andere bevorzugen grüne Weidenruten. Die bevorzugten Dorfschönen finden oft mehrere Bäumchen auf ihrem Hofe, dann ist die Eifersucht der Freundinnen groß.

7. Zu Pfingsten schmückt man neuerdings das Haus mit Pfingstmaien. Im Dorfe Ellgoth findet das Königsjagen (Kralahonič) statt. Auf einer großen Wiese wird eine Stange aufgestellt und ein Tuch daran befestigt. Hoch zu Ross jagen die Bauernsöhne an der Stange vorbei und suchen das Tuch im Fluge zu erfassen und dann in die nahe Oder zu tauchen. Wem das gelingt, der wird zum König ausgerufen.

8. Zu Johanni sammelt man Löwenzahn, Spitzwegerich, Lindenblüten und andere heilbringende Kräuter. Die Jugend zieht am Abend mit brennenden Pechbesen und langen, am Ende brennenden Strohstangen herum. In Katscher errichtet man einen großen Haufen von Holz, Stroh, Pechbesen und brennt ihn an.

9. Neben der jungen oder kleinen Kirmes, die einen Sonntag dauert, feiert man eine dreitägige große zu Martini. „Da kommt viel Bettelvolk.“ Das Erntefest ist ein reines Familienfest.

10. Am 5. Dezember abends geht der Niklas herum, eine schön angezogene Frauens- oder Mannsperson, die sich verumumt hat und Geschenke oder die Rute, je nachdem die Kinder gefolgt haben, verabfolgt. Zu Weihnachten aber bürgern sich allmählich die deutschen Sitten mit Lichterbaum und Geschenken ein. Am heiligen Abend wird geschossen, sobald es dunkel geworden ist. Man ißt gern am heiligen Abend Fische und Mohngebäck, steckt auch eine Kruste Semmel und Brot an ein Messer und läßt dies, in ein Tuch gehüllt, eine Nacht liegen. Wenn die Semmel einen größeren Rostfleck verursacht hat, gedeiht der Weizen weniger gut, wenn das Brot mehr Rost bewirkt, soll das Korn nicht geraten. — In besonderer Tracht ziehen drei 12- bis 16jährige Knaben als Hirten aus Bethlehem in der Weihnachtswoche von Haus zu Haus, singen Weihnachtslieder und empfangen eine kleine Gabe.

11. Am Epiphaniastage kommen, wie bei den Tschechen, „die drei Könige aus dem Morgenlande“, einer trägt den bunten erleuchteten Stern, eine Art Papierlampe, voraus.

12. Die Hochzeiten finden meist zu Fasching und nach Ostern, vor der Ernte und im Herbst statt, fast nie in der Advents- und Fastenzeit. Auch bei den Mähern waltet der Hochzeitsbitter und Druschba seines Amtes, oft zu Pferde. Sind die Einladungen ergangen, Kränzelherren, Brautbeistand (Starosta) und Brautfrau (Starosvatka) gewählt — die letzteren beiden gewöhnlich die Paten —, so schicken die Geladenen Brot, Fleisch, Milch, Butter, Wild, Eier ins Hochzeitshaus, Mehl nicht. Im Braut- wie im Bräutigamshause wird gebacken, meist zwei Tage vor der Hochzeit. Da fahren dann die Bäckerinnen auf geschmücktem Wagen mit Fahne vom Braut- zum Bräutigamshause und umgekehrt, zu kosten. Die Verwandten beteiligen sich, um zu sehen, ob alles wohl geraten ist. Hochzeiten zu 100 Gästen mit Musik und Gesang sind nicht selten.

Am Vormittage des Hochzeitstages wird der Bräutigam mit Musik von den Druschben abgeholt und ins Brautshaus gebracht. Aber die Thür ist verschlossen, und drinnen fragt der Starosta, was denn los sei. Der Bräutigam sagt in herkömmlichen Versen: „Ich suche eine weiße Taube.“ Der Starosta geht zurück und holt irgend ein Mädchen oder eine alte Frau, die zur Hochzeit eingeladen ist. Der Bräutigam sagt: „Das ist die Taube nicht.“ Nach scherzhaften Verhandlungen

holt der Starosta die Braut gegen ein Trinkgeld. Wer vom künftigen Ehepaare nun das andere zuerst erblickt, hat die Herrschaft in der Ehe. Unter den Klängen der Dorfmusikanten zieht der Hochzeitszug in die Kirche. Da erschallen auf dem Wege langgezogene Juchzer, und unter bekannte Zuschauer verteilt man Kuchen und Backwerk. Vermummte Individuen verlegen den Weg mit einer Querschur, die nur gegen ein Trinkgeld weggenommen wird. Gewöhnlich werden Bettler und Vagabunden dazu angestiftet. Starosta und Starosvatka sind die Trauzeugen, letztere legt die an Stelle der Trauringe üblichen Myrtenkränzchen den Brautleuten aufs Haupt. Nach der Trauung geht es sofort ins Wirtshaus zum Tanze, der zwischen 3 und 5 Uhr zum Hochzeitsmahle unterbrochen wird und bis Mitternacht dauert. Das Paar sitzt beim Mahle in der Hochzeitsecke; auch bei den Mährern gilt es als besonderes Kunststück, der Braut den Schuh zu stehlen, den sie dann auslösen muß. Den Dorfgenossen wird vom Hochzeitsmahle geschickt, wie auch die Gäste Hochzeitstorte mitnehmen müssen. Um Mitternacht wird der Schleier zerrissen, durch die Starosvatka der Kranz abgenommen und die Haube aufgesetzt. Am anderen Tage kehren die Gäste nach Hause zurück, die jungen Leute aber feiern auch noch einen dritten Tag. Da gehen sie verkleidet im Dorfe herum bei denen, die mit eingeladen waren, und fangen Hühner und Kaninchen weg, um sich selbst noch eine Nachfeier mit Festmahl zu gewähren. Die Deutschen machen dies übrigens auch und nennen den zweiten Tag den des Hühnererschlagens.

13. Bei Kindtaufen wird immer ein Paar zu Paten genommen. Vor dem Taufgange sagen die Paten: „Einen Heiden nehmen wir mit und bringen einen Christen wieder.“ In den Patenbrief legt man Geld und steckt ihn ins Taufbettchen, legt auch Zuckerzeug für die Geschwister bei. Die Wöchnerin soll den ersten Gang aus dem Hause in die Kirche thun und das Kind sechs Wochen lang nicht ohne eigene Aufsicht lassen, sonst kommt die Hexe (Tscharotenitza), nimmt das Kind und legt einen Wechselbalg (Podhodek) dafür hin. Und man zeigt auf verkrüppelte, wasserköpfige, triefäugige Menschen mit den Worten: „Den hat die Tscharotenitza vertauscht.“ Den Kindern giebt man allerwärts gute Regeln: „Wisch dir nicht die Nase mit der Hand, sonst wird sie krumm“, „setze dich nicht auf den Tisch, sonst bekommst du Schwären“.

14. Bei Todesfällen sagt man wie vielerorts den Bienen und dem Vieh, daß der Besitzer gestorben sei, „sonst stirbt es“. Abends singen die Nachbarn Sterbelieder und beten den Rosenkranz. Die Plachta ist seit 30 Jahren nicht mehr vorhanden. Die Altersgenossen tragen den Verstorbenen zu Grabe, an manchen Orten sogar die Jungfrauen eine gleichalterige Abgeschiedene. Nach dem Begräbnis geht es sofort ins Wirtshaus, die Begräbnisschmäuse sind sehr wenig im Schwang. Stirbt eine junge Frau, so setzen sich die jungen Mädchen

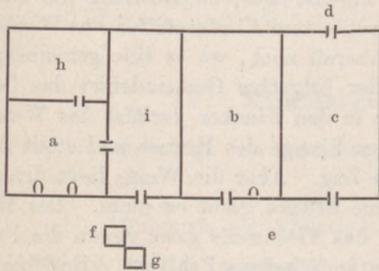
auf die Mohnstampe; „wer es zuerst macht, bekommt den jungen Witwer“. Bei Eltern trauert man ein Jahr, sonst je nach Umständen.

15. Von Kinderspielen habe ich am häufigsten die Klippe gesehen, ferner Anschlagen, Lochkugelwerfen auf eine andere Kugel, Abschlagen des dritten, Plumpsack, Hirsestampfen („wird auch gegen Hexenschufs angewendet“). Bei letzterem henkeln zwei Knaben Rücken gegen Rücken die Arme ein und heben sich gegenseitig.

III. Wohnung, Kleidung, Kunst, Volksglauben.

1. Die Häuser sind meist aus Stein. Auch hier hat man alles gern unter einem Dache (Abb. 103). In einzelnen Gegenden, so in

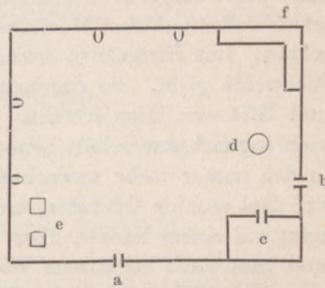
Abb. 103.



Haus bei Peterwitz.

a Wohnstube, b Stall, c Tenne, d Scheunthor, e Gärtchen, f Hundehütte, g Abort, h Kammer, i Flur.

Abb. 104.

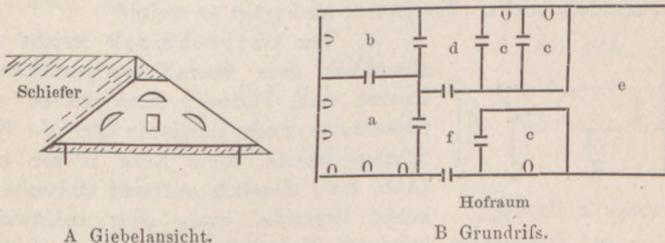


Saal in Großpeterwitz.

a Eingang aus der Hausflur, b Ausgang zur Küche, c Bierausgabe, d runder Tisch, e Ecktisch, f Musikantenecke.

Dirschkowitz, herrschen bei Schieferdächern am Ziegelgiebel eigenartige kreisförmige Öffnungen und Abschrägungen (Abb. 105 A).

Abb. 105.



A Giebelansicht.

Hofraum  
B Grundriss.

Dirschkowitz Haus.

(Wände massiv, Bedachung Schiefer; eine bis zwei Kammern benutzen die Dienstboten.)

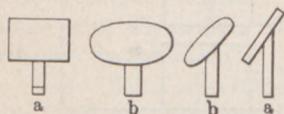
a Wohnzimmer, b Nebenzimmer, c Kammern, d Küche, e Stallungen, f Flur.

2. Die Kleidung weicht von der bäuerlichen deutschen wie der tschechischen kaum ab. Die Frauen tragen gern mützenartig ein schwarzes Tuch eng am Kopfe anliegend. Die Kleider sind blumig, und um den Nacken werden lange Shawltücher geschlagen. Blumige Kopftücher werden so um den Kopf gewunden und zusammengebunden, daß hinten die Zipfel herunter hängen. Die Leinwandverkäufer mit ihrer Rückenlast sind in ganz Oberschlesien in ihrer Eigenart zu sehen. Gesang und Tanz sucht man gern auf im großen Dorfgasthause, dessen eine Ecke den Verkaufsstand, die andere die erhöhte Musikerbank zeigt (Abb. 104).

3. Die Volkskunst zeigt sich, wo die Töpferei fehlt, neben dem Grabschmuck am ehesten bei der Giebelzier, in Musikinstrumenten und Hausgeräten. Giebelzier findet man bei den Mähren nicht häufig, auch das Hausgerät bietet nichts Eigenartiges, ebensowenig die allwärts volkstümlichen Musikinstrumente und Kinderpfeifen aus Weidenschale. Das Hirtenhorn erklingt überall noch, wo es eine gemeinsame Viehweide giebt. So durchzieht der Ellgothor Gemeindegirtel das Dorf und läßt sein Horn ertönen. Wie in den Klucken verläßt das Weidewieh sogleich das Gehöft beim ersten Klange des Hornes und stellt sich in den immer mehr anwachsenden Zug. Aber die Weide liegt drüben auf dem rechten Oderufer, und eine Brücke giebt es nicht. Der Hirt setzt auf einem Nachen über, und das Vieh weiß ganz genau die Furt und thut auch bei hohem Wasserstande keinen Fehltritt. Und klingt abends das Hirtenhorn zur Heimkehr, so geht es genau auf dem Wege wieder zurück, und drüben zweigt jedes Stück an seinem Gehöfte ab. Es braucht niemanden, der Bescheid geben müßte.

Wo die Gemeindeangelegenheiten nicht mit der Glocke ausgerufen werden, bedient man sich des Krummholzes oder der Klucka wie bei den Tschechen. Ein beliebiges Stück Holz, ein Zeitungshalter, ein Griffbrett wie eine Schiefertafel, ein Stock enthalten angeheftet oder aufgeklebt das amtliche Schriftstück. „Das Krummholz ist da“, ertönt es vor der Thür. Der Wirt kommt heraus, denn in die Stube darf das Krummholz nicht. Er liest es und trägt es weiter.

Abb. 106.



Grabzier in Katscher.

a Vorder- und Seitenansicht einer  $\frac{1}{2}$  m hohen Grabplatte.

b Desgl.

4. Der Grabschmuck weicht schon allmählich dem überall vorhandenen der Kreuze und Platten; doch haben einige Gottesäcker noch heimische dörfliche Kunst. Schrägstehende, 0,5 m hohe Hölzer tragen (Abb. 106) ziemlich aufrecht stehende oder schief liegende schwarze Holzplatten mit weißer deutscher Inschrift, etwa: „Hier ruht in Frieden unsere vielgeliebte Mutter Johanna Schatka, geb. Berg. Ruhe sanft.“ Manche haben noch Lebensdaten. Schöne schmiedeeiserne schwarze Zierkreuze mit goldener Inschrift sind seltener zu sehen.

5. Volksglaube. Volkstümlich sind eine Reihe Dämonen, so die Mittagsgöttin (Polednitza), die das Getreide verwüftet, von den einen als Wirbelwind, von den anderen als Hexe angesehen. Ein Weib, das auf dem Felde stiehlt, „geht um wie Polednitza“. Der Teufel spielt als Satan (Tschert), Schwarzer (Tscherny), Dämon (Djasek) noch eine Rolle, ein Schreckgespenst für Kinder heißt Bobak, der Drache Smij, der Alb Mora, der Wassernix Hassermann, der Tod Smertnitza. In Branitz kennt man dafür eine Mädchengestalt: Dsefidscha. Wer einnickt, den hat der Lorenz (Wawrin) im Nacken.

Nachträglich sei noch darauf hingewiesen, wie schwankend man schon früher in Schätzung der mährischen und tschechischen Volkszahl war. Das zeigt am besten Hundrich (Übersicht der Arbeiten und V. der schlesischen Ges. 1843 bis 1846), der 1834 für den Oppelner Regierungsbezirk 11 754 Mährer und 1366 Tschechen, 1846 für Schlesien 38 824 Mährer und 10 218 Böhmen angiebt.

#### IV. Mährisches Vaterunser.

Das mährische Vaterunser weicht nur unwesentlich vom tschechischen ab.

(Mitgeteilt vom Pfarrer E. Alker in Nassiedel.)

Otče naš, jenž jsi na nebesich. Posvět' se jmeno tvé. Přijď kralowštví tvé. Bud' vůle tvá, jako v' nebí tak i na zemi. Chleb náš vezdejší dej nám dnes. A odpust' nám naše viny, jakož i my odpustíme našim winníkům. A neuod' nás v' pokušení. Ale zbav nás od zlého. Amen.

In der oberschlesisch-mährischen Gegend lautet die Aussprache folgendermaßen, wobei die fettgedruckten sch milder auszusprechen und in Nassiedel für das erste Wort der zweiten Bitte die Worte „prijď k'nam“ zu setzen sind:

Otsche nasch, jensch si na nebesich. Poswiét' se meno tvé. Přschidsch kralowstvi tvé. Budsch vule tva, jako v' nebi tak i na semi. Chleb nášch vesdejschi dej nam dnes. A odpustsch nam nasche viny, jakosch y my odpustschime naschim vinnikum. A neuodsch, nas v' pokuscheni. Ale zbav nas ode slého. Amen.

## Die Sorben.

### Literatur.

- Andree: Wendische Wanderstudien. Stuttgart, J. Maier, 1874. (Mit Abbildungen und Karte.) — Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden. Prag 1873.
- Anton: Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse. Leipzig, Böhme, 1783/89. (Mit einem wendischen Trachtenbilde.)
- Crüger: Origines Lusatiae. Leipzig 1726.
- Fahlisch: Der Spreewald. Berlin, Goldschmidt, 1877.
- Frenzel: Von der alten und heutigen Wenden Heyraths-, Hochzeits- und etlichen häußlichen Gebräuchen. In den Arbeiten der verein. Ges. in der Oberlausitz zu den Geschichten und der Gelahrtheit überhaupt geh. Leipzig und Bautzen 1754 V, 49—70. — Histor. Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der Stadt und Herrschaft Hoyerswerda. Leipzig und Bautzen 1744.
- Haupt und Schmalzer: Volkslieder der Wenden, 2 Bde. (mit Karte und Abbildungen). Grimma 1842/43.
- Hoffmann: Die Sprache und Literatur der Wenden. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1899.
- Hortzschansky: Von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Wenden. Provinzialblätter, herausgegeben von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig und Dessau 1782 I, 1—16, 125—142, 249—263, 373—387. (Mit Noten.) Dazu Ergänzungen von M. Conrad, Beitrag zu den Abhandlungen von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Wenden. (Ebenda, 2. Bd. = 5. Stück 60—73.) Vgl. auch I, 482—484 (Sorbische Worte im Deutschen).
- Gräfe: Tracht der Sorbenwenden. N. Laus. Mag. XI, 342—347.
- Grosser: Lausitzische Merckwürdigkeiten. Budissin 1714.
- Haupt: Sagenbuch der Lausitz. 2 Bde. Leipzig 1862/63.
- Hundrich: Nachrichten über die polnischen und die anderen aufserdeutschen Sprachverhältnisse in der Provinz Schlesien. Übersicht der Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft. 1843 bis 1846.
- Knauth: Derer Oberlausitzer Sorbenwenden umst. Kirchengeschichte. Görlitz, Fickelscherer 1767.
- Knothe: Zur Geschichte der Germanisierung in der Oberlausitz. Archiv für sächs. Geschichte N. F. II. 1876.
- Kolbe: Handbuch der Kirchenstatistik für das Königreich Sachsen. N. F., 16. Ausg. Dresden, Wulffen, 1894.
- Kofsyk: Sserbska szwažba v. Blotach. Werben, Wenzel (ohne Jahr), 58 S.
- Kreufslor: Altsächsische und sorbenwendische Altertümer für die Jugend, 360 S. und 15 Taf.-Abb. Leipzig 1823.
- Leske: Reise durch Sachsen. Leipzig 1785. (Darin bunte wendische Trachten.)

- Liebusch: Sagen und Bilder aus Muskau. Muskau 1860.
- Lutsch: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, 4 Bde. Breslau (III, 585. — 1891).
- Mogk und Stumme: Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. Seit 1897.
- Mucke: Historische und vergleichende Laut- und Formenl. der nieder-sorbischen Sprache. Leipzig 1891. — Statistika lužickich Serbow. Bautzen 1884/86.
- Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz. Kottbus, H. Differt, 1894. (Mit Karte und Bildern.)
- Pech und Pypin: Das sorbisch-wendische Schrifttum in der Ober- und Niederlausitz von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen, sowie mit Berichten und Ergänzungen versehen von Traug. Pech. Separat-  
abdruck aus „Geschichte der slawischen Literaturen“ von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Leipzig, Brockhaus, 1884.
- Pestalozzverein der Provinz Brandenburg: Brandenburg in Wort und Bild. Berlin, Klinkhardt, 1900.
- Posse: Die Markgrafschaft von Meißen und das Haus Wettin bis Konrad. Leipzig 1881.
- Preusker: Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig, Hinrichs, 3 Bde., 1841/44. (Mit 530 Abbildungen.)
- Schlesischer Pestalozzverein: Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Breslau 1898.
- Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. (Bilder mit Text.) Dresden 1897.
- v. Schulenburg: Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig, Brockhaus, 1880. — Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin, Nicolai, 1882.
- Veckenstedt: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz 1880.
- Weinhold: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.
- Wuttke: Sächsische Volkskunde. Dresden, Schönfeld, 1900.

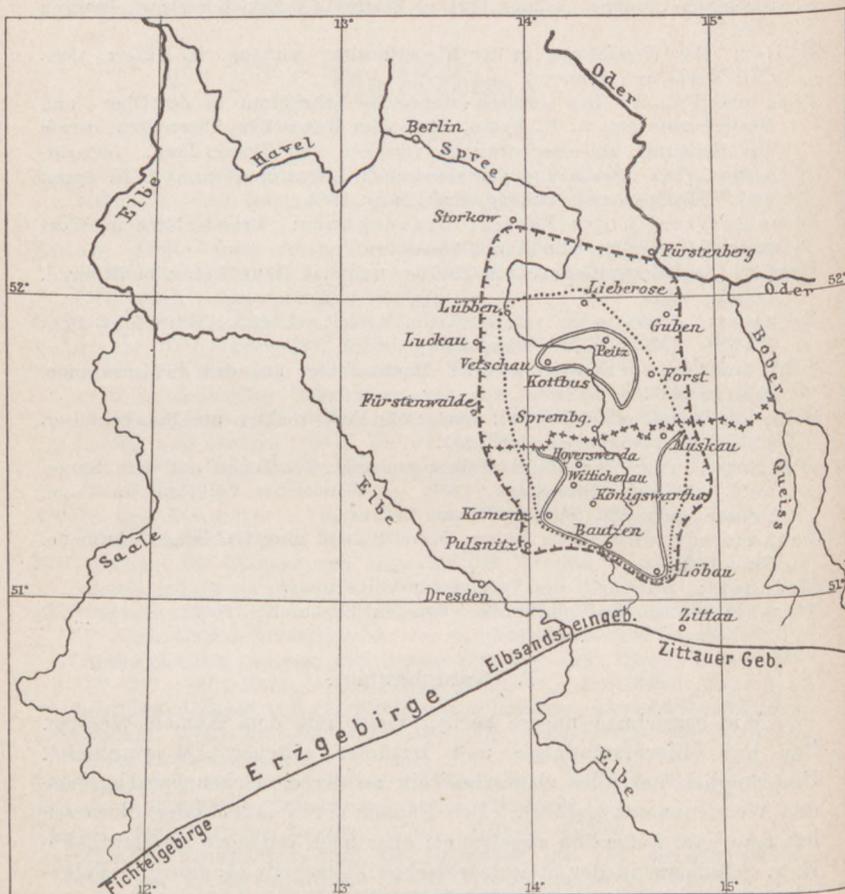
### I. Sprachgebiet.

Wir bezeichnen unsere Sorben meist mit dem Namen Wenden. Das hat Mißverständnisse und Irrtümer seltener Art veranlaßt. Ursprünglich hat alles slawische Volk an der deutschen Sprachgrenze den Wendennamen geführt. Den Namen der Winden oder Slowenen hat man jetzt äußerlich abgetrennt; aber noch unlängst veröffentlichte H. v. Schulheim in der Steiermärkischen Zeitschrift (4. Jahrg.) „Volkslieder der steiermärkischen Wenden“. Der Name der germanisierten hannöverschen „Wenden“ hat noch kürzlich einen Statistiker zu dem falschen Schlusse bewogen, in Lüneburg lebte ein abgetrennter Bruchteil slawisch sprechenden Volkes. Polaben und Slowinzen werden in der Literatur gleichfalls als Wenden bezeichnet; nannte ja Pontanus seinen Katechismus wendisch-deutsch. Man wird darum gut thun, den Namen als Volksnamen überhaupt fallen zu lassen. Er wurde in den ältesten Zeiten von den Deutschen für die benachbarten Slawen angewendet.

Das alte Gebiet unserer Sorben kann im großen und ganzen durch die Grenzen Saale, Erzgebirge, Bober, untere Spree und Havel bezeichnet

werden (Abb. 107). Mit der Besiedelung und Germanisierung unter den Sachsen und Saliern schmolz das Gebiet sehr zusammen. Noch 1387 saßen aber bei Köpenick, unweit Berlin, „wende vf dem Kitzte“. Nach Knauth hatten die Oberlausitzer Sorben im Jahrhundert der Refor-

Abb. 107.



Das sorbische Sprachgebiet.

Maßstab 1 : 2 750 000.

— — — Sprachgrenze um 1550.  
 . . . . . Sprachgrenze um 1750.

— Sprachgrenze 1900.  
 + + + Niedersorbisch-obersorbische  
 Sprachgrenze.

mation etwa folgendes Land inne: Zwischen Ruhland und Mücken-  
 berg zog sich die Grenzscheide südlich über die Kirhdörfer Lindenau,  
 Kroppen, Schmorkau, Schwepnitz, Bischheim bei Kamenz, Pulsnitz,  
 Burkau, Pohla, Schmölln, Gaußsig, Wilthen, Postwitz, Wendisch Sohland,

Krosta, Cunnewalde, Löbau, dann nördlich nach Tetta, Petershain, Daubitz, Pechern bei Priebus, Zibelle. Nach Norden setzte sich das Niederlausitzer Sprachgebiet, wie R. Andree erforscht hat, über Triebel, Pförten, Guben zur Neißemündung fort und von Fürstenberg über Beeskow nach Storkow und dann südlich über Buchholz, Ludkau, Sonnenwalde, Finsterwalde, Mückenberg.

200 Jahre später, etwa um 1750, war das Niederlausitzer Sorbenland, nach den Ermittlungen Andrees, bedeutend zusammengeschrumpft. Es hatte noch folgende Grenzen: Ruhland, Kalau, Lübben, Lieberose, Forst, die Neisse aufwärts bis ziemlich zur Grenze des Ober- und Niederlausitzer Sprachgebietes. Vom Oberlausitzer kann man auf Grund von Knauths Angaben die Fortsetzung nach Süden so angeben: Kirchspiel Zibelle bei Muskau, Pechern, Daubitz, Petershain, Kollm, Krischa, Tetta, Löbau, Kosel, Postwitz bei Schirgiswalde, Schmölln, Kamenz, Sprachgrenze im Ofslinger Kirchspiel. Andree hat mit großer Genauigkeit die Grenze nicht bloß nach den Kirchdörfern, sondern auch nach den eingepfarrten Grenzdörfern gezogen. Aus seiner Karte ergibt sich, daß das Niederlausitzer Sorbengebiet in 200 Jahren über die Hälfte, das Oberlausitzer hingegen an der Nordost- und Nordwestgrenze beträchtliche Einbuße erlitten hatte, die Südgrenze aber nur einen schmalen Streifen oder teilweise gar nichts nach innen geschoben war.

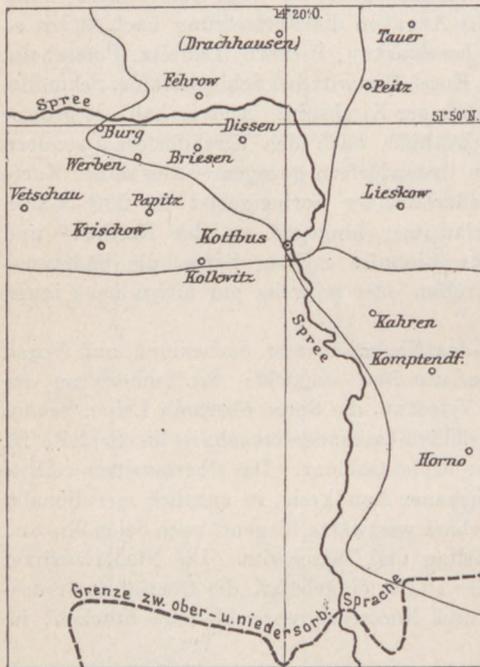
Für 1872 hat Andree das Niederlausitzer Sorbenland auf Grund genauer Nachrichten folgendermaßen umzirkelt: Senftenberg an der schwarzen Elster, Drebkau, Vetschau, die Spree oberhalb Leipe, Schönhöhe bei Peitz, dann die südlich laufende Grenzlinie bis Schleife im Oberlausitzer Gebiet und Kirchspiel Gablenz. Das Oberlausitzer reichte von dieser Gegend, dem Muskauer Landkreis, in ziemlich meridionaler Richtung bis Löbau, dann scharf westwärts biegend nach Schmölln und ziemlich geradlinig nach Ofsling und Tätschwitz. Die Niederlausitzer hatten also wieder die große Hälfte eingebüßt, die Oberlausitzer dergleichen an der Nordost- und Nordwestgrenze kleinere Stücken, im Süden nur wenig.

Einen noch viel größeren Verlust erlitt aber das Niederlausitzer Sorbengebiet seit dieser Zeit, denn heute hat es nur noch folgende Grenzen (Abb. 108 a. f. S.): Burg im Spreewald, Briesen, Dissen, Fehrow, Drachhausen (in Fehrow-Drachhausen-Briesen liegen die Verhältnisse eigentümlich: Fehrow ist Filiale von Drachhausen. Der Parochus predigt deutsch, und zwar in Fehrow dreizehnmal. Seit 1793 benutzen aber die Dörfer Schmogrow und Sakkasne, die eigentlich zu Briesen gehören, die Fehrower Kirche. Dafür predigt der Briesener Pastor die übrigen Sonn- und Festtage in der Fehrower Kirche wendisch, und alle vier Wochen deutsch), Tauer, Peitz, Lieskow, Kahren, Komptendorf, Hornow, Kottbus, Papitz, Krieschow, Werben, Vetschau, Burg. Ich habe immer nur die Kirchspiele genannt. Eine Anzahl von Kirchspielen, wie Jaensch-

walde, Kl. Döbbern, Gr. Glagow, wird noch von zahlreichen Wenden bewohnt, und im Spreewald unterhalb Burg hat sich noch bis heute, und wohl für lange, wendisches Wesen erhalten. Andererseits aber darf nicht vergessen werden, daß die Mittelpunkte, Kottbus, Vetschau und Peitz, trotz wendischen Gottesdienstes neben deutschen doch völlig deutsche Städte sind und daß selbst die Landbevölkerung beider Sprachen mächtig ist.

Viel widerstandsfähiger hat sich das Sorbentum der Oberlausitz erwiesen, das ja nun vom Niederlausitzer durch einen Wall deutscher

Abb. 108.



Die niedersorbischen Kirchspiele 1900.

Maßstab 1 : 500 000.

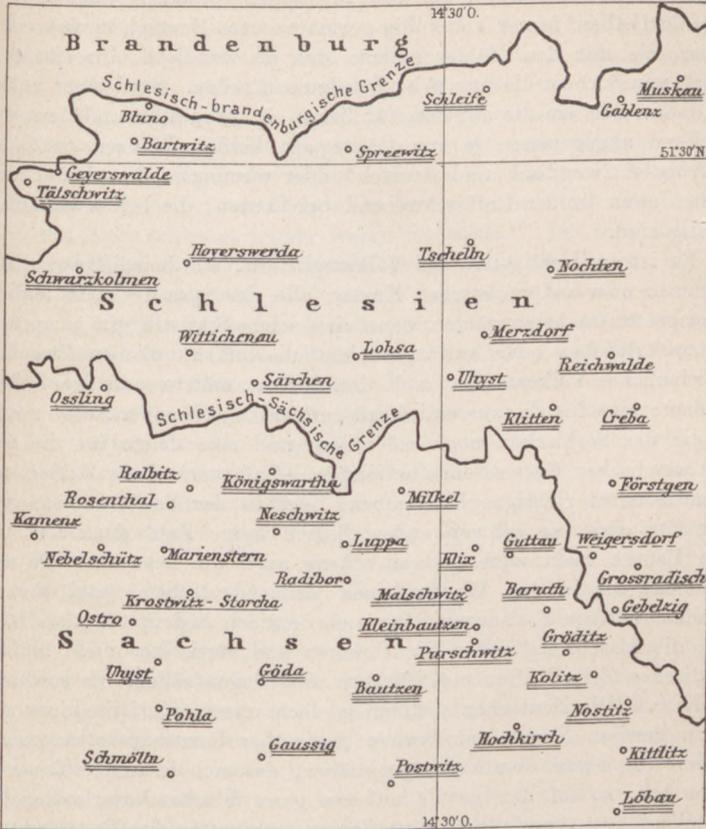
Kirchspiele getrennt ist. Es beginnt, wie vor 150 Jahren, bei Muskau und die Grenze zieht sich (Abb. 109) nach Schleife und südlich über Tschelln, Merzdorf, Nochten, Reichwalde, Creba, Weigersdorf, Gebelzig, Gröditz, Koltitz, Nostiz, Kittlitz, Löbau, Hochkirch, Postwitz, Bautzen, Göda, Schmölln, Pohla, Uhyst, Elstra, Krostwitz, Nebelschütz, Kamenz, Marienstern Rosenthal, Ralbitz, Ofsling, Wittichenau, Hoyerswerda, die schwarze Elster abwärts bis Tätschwitz, Geyerswalde und die schlesisch-brandenburgische Grenze. Verloren ging also nur ein Stück südlich der Muskauer Heide und ein schmaler Grenz-

saum. Gerade die vier äußersten Ecksäulen stehen am standhaftesten. Die Muskauer, Löbauer und Schmöllner Landbevölkerung hat 350 Jahre der Germanisierung getrotzt, trotzdem sie unmittelbar neben Deutschen wohnte; die in der Gegend von Hoyerswerda und Tätschwitz 150 Jahre. Nur der Keil Mückenberg, Tätschwitz, Schmölln ging verloren. Bei Muskau ist der Grund in der abgelegenen Heidegegend, südlich von Bautzen zum Teil in der Wirksamkeit des Pfarrers Immisch zu suchen, auf der Linie Löbau, Bautzen, Radibor, Ostro, Krostwitz - Storcha, Nebelschütz, Marienstern, Rosenthal, Ralbitz, Wittichenau, also im

Kirchspiele getrennt ist. Es beginnt, wie vor 150 Jahren, bei Muskau und die Grenze zieht sich (Abb. 109) nach Schleife und südlich über Tschelln, Merzdorf, Nochten, Reichwalde, Creba, Weigersdorf, Gebelzig, Gröditz, Koltitz, Nostiz, Kittlitz, Löbau, Hochkirch, Postwitz, Bautzen, Göda, Schmölln, Pohla, Uhyst, Elstra, Krostwitz, Nebelschütz, Kamenz, Marienstern Rosenthal, Ralbitz, Ofsling, Wittichenau, Hoyerswerda, die schwarze Elster abwärts bis Tätschwitz, Geyerswalde und die schlesisch-brandenburgische Grenze. Verloren ging also nur ein Stück südlich der Muskauer Heide und ein schmaler Grenz-

großen und ganzen auf dem südlichen und westlichen Grenzgebiet, in der katholischen Bevölkerung und den katholischen Kirchen- und Schuldienern.

Abb. 109.



Die obersorbischen evangelischen (—), katholischen (—), gemischten (—) und atlutherischen (—) Kirchspiele 1900.

Mafsstab 1 : 500 000.

Die Zahl der Sorben betrug nach Andree 1849: 141 649, 1869: 137 416, 1871: 128 040. Nach anderen Angaben kann man für 1864: 139 460, für 1867: 134 895, 1875: 136 000 (Pech, S. 13: 40 000 Niedersorben, 40 000 preussische Obersorben, 52 000 sächsische Obersorben), 1880: 160 000 (ebenda), für 1890: 118 000, für 1900: 110 000 feststellen. Mucke gab 1884: 173 469 an.

Der Streit über diese Zahlen ist müßig. Die einen wollen, da alle auch deutsch sprechen, am liebsten gar keine Sorben anerkennen. Die zweiten meinen, es komme auf die Abstammung an, die Sprache

der Mutter; da wird die Zahl unverhältnismäßig groß und besitzt keinen praktischen Wert; man könnte ja fast mit demselben Rechte noch eine Generation zurückgehen. Die dritten verlassen sich auf die Zähllisten und bekommen da eine Musterkarte von gut deutschen „hannöverschen Wenden“, die von sorbischer Sprache vielleicht noch nie gehört haben, ferner von völlig germanisierten deutsch sprechenden Sorben, die nur dem Zähler zuliebe sich als wendisch einzeichneten, endlich von Sorben, die nur nebenbei deutsch reden. Statistiker helfen sich damit, daß sie die auf den Zähllisten als „wendisch und deutsch“ sprechend angegebenen je zur Hälfte den beiden Völkern zuzählen. Die Angabe „wendisch und deutsch“ oder wendisch oder deutsch ist ja aber ganz in der Luft schwebend bei Leuten, die beider Sprachen mächtig sind.

Es ist am richtigsten, bei Völkersplittern, wie beispielsweise den Slowinzen oder ostpreussischen Kuren, alle der Sprache noch leidlich mächtigen zusammenzuzählen, denn eine solche Statistik gilt ja sprachwissenschaftlichen oder kulturgeschichtlich - volkskundlichen Zwecken. Bei wirklichen Völkern aber, z. B. den Sorben, müßte man drei Zahlen angeben; eine für die ausschließlich sorbisch sprechenden, eine zweite für die des Sorbischen noch mächtigen und eine dritte für die sich zum wendischen Gottesdienst haltenden. Daß auch diese Zahlen nur ein annähernd richtiges Bild geben, liegt in der Sache selbst; man kann für einen so schwankenden Begriff keine Zahl einsetzen, die allen Leuten recht wäre. Dann würde auch die leise Anklage verstummen, die in den Worten eines guten deutschen, jetzt für die Wenden thätigen Seelsorgers, lag und dem ich bedeutete, man hätte doch die wissenschaftlichen Forschungen und Statistiken nicht bloß in wendischen Zeitschriften und Büchern niederlegen sollen. Er erwiderte nämlich: „Die Deutschen nehmen ja doch unsere Statistik nicht an.“ Wenn gewisse Kreise den Sorben gegenüber Sprachausrottungssucht an den Tag legen, dem Volke gegenüber, das sich in seiner Treue erprobt hat, so ist das gewiß auf ein ganz falsches Vaterlandsgefühl zurückzuführen, und über diese Kreise kann ruhig zur Tagesordnung übergegangen werden. Aber die Zahl der Wendenfeinde ist wohl eine ganz geringe. Der beste Beweis, dünkt mich, ist die seit der Reformation fast unveränderte Sprachgrenze in Sachsen. Dem Staate aber zumuten wollen, ein paar Agitatoren zuliebe absterbende fremde Sprachreste an den Grenzen künstlich zu beleben und mit Kostenaufwand, wohl gar gegen den Willen der meisten Kirchspielangehörigen, zu erhalten, das wäre doch wohl die Ansicht eines nicht ernst zu nehmenden Menschen. Kein ehrlich denkender Deutscher wird grundlos einem wendischen Kirchspiel seine Muttersprache verbieten wollen. Es wäre aber auch zu viel verlangt, wenn er gegen die sich ganz von selbst vollziehende Verdeutschung Maßregeln anwenden sollte. Da bildet sich ein wendischer Burschenverein, der ganz gut den Vorzug der

deutschen Kultur erkannt hat, „um kein Wort wendisch mehr zu sprechen“. Ein Pastor, ein Wendenfreund und einsichtiger Mann, hat geglaubt, es hiesse „deutsch“ statt wendisch und sagte mir: „Die Thoren, da können sie nur in ihrem Dorfe sitzen bleiben, in Bautzen werden sie keinen Narren finden, der auf solche Thorheit einging.“ Das sagt derselbe Mann, der mir erzählt: „Wenn ein Wende zu mir kommt und radebrecht deutsch, so sprech ich zu ihm, kannnitverstan, dann weifs er, dafs er wendisch zu reden hat.“ In der Niederlausitz fuhr ich mit einem Bauer durch die Kottbuser Gegend. „Hier wird wendisch bis in alle Ewigkeit gesprochen, aber mit dem Wendischen kommt man gerade bis Kottbus, und das hiesige Volk ist viel zu aufgeklärt, etwa gar wendisch zu bleiben, wir sind doch alle Deutsche, und die Welt schreitet immer weiter vorwärts.“ Ich fuhr auf einem Spreewaldkahn und fragte meinem Fergen einzelne Worte ab. Viele wufste er gar nicht mehr, auf manche brachte ich ihn erst wieder, da rief er: „Hierher kommt auch immer einer, der kann böß werden, und der zankt, wenn wir deutsch reden; aber das Wendische hört doch auf. Soll denn das gar wieder eingeführt werden, das hat doch gar keinen Sinn, das war für die Alten, die Jungen lassen sich nicht verdummen.“ In den verschiedensten Gegenden des sächsischen, schlesischen und brandenburgischen Sorbenlandes fand ich bei den gewöhnlichen Leuten immer dieselbe Ansicht über das fortschreitende Verschwinden der sorbischen Sprache. Fast scheint es, als ob sich im Spreewalde das Sorbentum, wenigstens die Tracht, als Schaustück für die zahlreichen Sommergäste erhalte. Ein Mädchen aus dem benachbarten Werben gab in diesem Sinne ein ungünstiges Urteil über die Burger Tracht ab. Im Reiseführer las ich, man müsse die Versammlung der wendischen Mädchen vor der Burger Kirche vor Kirchenanfang als etwas Eigenartiges ansehen. Ich ging hin, die Dorfschönen waren nicht da, wohl aber einige Hundert Berliner, die „den Rummel auch mal sehen“ wollten. In Burg, der Hochburg des Sorbentums oder vielmehr der wendischen Tracht, habe ich in allen Schenken auch nicht ein wendisches Wort gehört, da klang es vielmehr so: „Ein Kerl wie ich fürcht' sich vorm Teufel nicht und soll sich vor einem Geheimrat fürchten, Quatsch mit Sose. Ich will ein Spitzbub heissen, wenn ich nachgebe. Du denkst auch, wes Brot ich schling, des Lied ich sing. Aber ein Vater kann eher sechs Kinder ernähren als umgekehrt, und wer Nesseln pflanzt, brennt sich. Wenn du mich dumm machen willst, mußt du dich erst gescheit machen, wer mich für dumm kauft, hat sein Geld umsonst nausgeschmissen. Ich sag: viel bedenken, wenig sagen, keinem Menschen sein Leiden klagen. Auf meinem Hof bin ich Herr, weh dem, der mir da was sagen will. Was so e Geheimrat wefs, das wefs ich a noch. Noch fürn Fünfer Kümmel!“ Nach dieser Flut von Sprichwörtern sperrte er sich entschieden dagegen, dafs die, nun gebaute, Kottbuser Bahn durch seine Fluren gehen sollte, weil man ihm nur

einen Streifen und nicht das Ganze abkaufen wollte. „Solang ich noch ein paar Pfenge habe, werd ich mei Recht suchn bis ich sieg. Sie habn alle unterschriebn? Ja mit drei Kreuzen, damit unterschreibt man gegen den Teufel.“ Ich fragte die Wirtin: „Das ist doch kein Wende, der redet doch deutsch?“ „O ja, aber das Wendische lernen ja nur noch die Kottbuser Kaufleute, dafs sie bessere Geschäfte machen.“

In Weifswasser bei Muskau hat beim Antritt des neuen Pastors vor etwa einem Dutzend Jahren überhaupt niemand nach sorbischer Predigt verlangt. Als Immisch so gern das Sorbentum dort beleben wollte, konnte er selbst zum Abendmahl nur einige wenige alte Frauen und Männer bekommen. In Muskau, das deutsch ist, haben die Heidebewohner allein noch Interesse an sorbischer Predigt. Schleife mit echt sorbischem Gepräge suchte ich Sonntag abends auf. Im reich besuchten Gasthaus safs alt und jung, trank und scherzte, aber kein Wort sorbisch war zu hören. Und gerade in dieser Gegend haben sich die eigentümlichsten Sitten erhalten. Die einzige sorbische Stadt Königswartha mit 1200 Einwohnern zeigt ein ganz deutsches Gesicht. Da giebt es 15 Vereine für die 3000 Sorben und 400 Deutschen des Kirchspiels. Wer in eine Familie kommt, kann wohl noch etwas Sorbisch hören. Wer aber auf der Strafsse hört und fragt, wer im Gasthof sich erkundigt oder Schilder ansieht, wird überall deutschen Laut finden, nur auf dem Kirchhof kann er vereinzelte sorbische Inschriften lesen. Und geht man von Löbau über Kittlitz und Hochkirch und Weifsenberg, so bietet sich nur dem Sorbisch, der es sucht. „In Hornow“, klagte eine alte Sorbin, „kommen nur noch ein paar alte Frauen, und der Pfarrer predigt geduldig, auch wenn nur zwei bis drei zum sorbischen Gottesdienst kommen.“ In Lübbenau (1867) und Spremberg (1873) erlosch nach dem Absterben der letzten sorbenfreundlich gesinnten Pastoren nicht nur das Interesse am Wendentum, sondern auch dieses selbst vor einigen Jahrzehnten.

In den sorbisch-deutschen Gemeinden Sachsens wohnten 1890 55 277 Evangelische in 25 und 14 004 Katholiken in 9 Kirchspielen. Die katholischen ländlichen Kirchspiele sind rein sorbisch und haben gar keinen deutschen Gottesdienst, die evangelischen haben abwechselnd sorbischen und deutschen, die meisten öfter sorbischen als deutschen. Gab es ja auch 49 916 Oberlausitzer Sorben hier. Die schlesischen Oberlausitzer Sorben wohnen hauptsächlich in den Kreisen Hoyerswerda und Rotenburg, es waren 1890 über 27 320. 1891 sprachen daselbst 8380 Schulkinder deutsch, 1140 sorbisch und deutsch, 4018 wendisch, im Kreise Rotenburg 23,02 Proz., im Hoyerswerdaer 37,69 Proz. Im Hoyerswerdaer waren 43,62 Proz. Sorben. 1886 aber sprachen noch im Görlitzer Landkreise 57 Kinder sorbisch und deutsch, im Rotenburger 847, im Hoyerswerdaer 852, außerdem im letzteren 2109 nur sorbisch, im Rotenburger 1751. Auf welche Umstände die Zahlenverschiedenheit zurückgeht, weifs ich

nicht. Die brandenburgischen Niederlausitzer Sorben zählten 38 245 Köpfe. Im Kottbuser Landkreise gab es 1891 2700 deutsche, 744 sorbisch-deutsche und 5465 sorbische Kinder, in der ganzen Mark, in den sorbisch-deutschen Kreisen Guben-Land, Lübben, Kottbus-Land, Sorau, Spremberg: 33 465 deutsche, 1630 sorbisch-deutsche und 6224 sorbische Schulkinder. Berlin zählte 239 Wenden. Der Landkreis Kottbus hat 57,67 Proz. Sorben. Von den preussischen Sorben rechnet man 65 092 der evangelischen und 2789 der katholischen Kirche (Wittichenau) zu, sonst waren noch 3 bei der Brüdergemeinde, 63 bei den Apostolischen und 9 bei den Juden. Der Staatsangehörigkeit nach gehörten 67 430 dem Deutschen Reiche, 509 Österreich, 13 Ungarn, 10 Schweden und 2 Belgien an, eine Sorbin hatte russische, zwei rumänische Staatsangehörigkeit. Außer Landwirtschaft und Viehzucht wird noch Fischerei, Töpferei, Leinweberei getrieben; auch Maurer, Zimmerer, Tischler werden die Sorben gern.

1890 hatte die Mark zwei und Schlesien vier evangelische Pfarrer von sorbischer Muttersprache, in Schlesien lebten zwei und im Regierungsbezirk Aachen drei römisch-katholische Ordensschwernern sorbischer Zunge, die Zahl der sorbischen Pastoren und Lehrer in Sachsen ist weit größer. Doch gilt noch Knauths Klage, wenn auch abgeschwächt, daß die Nachfrage nach sorbischen Pastoren, die zum größten Teil doch sorbische Muttersprache ererbten, größer als das Angebot ist. Die sogenannte katholische, besonders die Klostergegend, stellt wohl die meisten. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch in Dresden, Berlin und Leipzig jährlich ein oder einigemal sorbischer Gottesdienst abgehalten wird. Im ganzen alten Sorbengebiet aber finden wir noch alte slawische Worte, so Saupe = Supan (Dorfhauptling, Schöppe), Weithas oder Withas (Rittermäfsiger), Pristabel oder Pritzstabel = Gewässeraufseher, Kretschmar = Gastwirt, pomale (langsam), Kleingarten (Klanzei), Marunke (große Pflaume), Plauze (Lunge), Nusche (Messer), Boie (Wiege), Berl (Hammer), Grenze, Karete, Potschek (Spiel, auch „Klippe“ genannt), pietschen (trinken) und hatschen, Namen wie Karausche, Plötze, Husl (Gans), Bile (Ente), Hantscher (Schwein), Husla, Buberzge (Wandbrett, schlechtes Lager, Gerümpelbrett), Schaluppe (schlechte Hütte), Parockenhaus (Piraggen, Gebäck), Kütschel (schlechtes Obst), pritsch (rutsch, von precz = weg).

Die Geschichte der Sorben ist anfänglich die Geschichte ihrer Unterwerfung. In den früher von Germanen und später von ihnen selbst angelegten Rundwällen, die dem Kultus und der Verteidigung galten, findet man noch Spuren ihrer ältesten Zeit, Topfscherben und Gerätbruchstücke. Um 630 ist der Sorbe Derwan Bundesgenosse des Tschechenherrschers Samo. Karl scheint in Güte mit ihnen ausgekommen zu sein, die letzten Karolinger aber hatten von ihren Anstürmen zu leiden. Da züchtigte Heinrich I. die Magyaren und dann die verbündeten Sorben, und sein Markgraf Gero überzog mit fester

Hand, wie die Ottonen im ganzen eroberten Lande, seine Mark spinnennetzartig mit Militär und Militärstationen. Es ist wohl eine Sage, daß der strenge, unnachsichtige Mann 30 eingeladene Wendenfürsten auf einem Gastmahle habe töten lassen. 965 wurde die Lausitz dem Bistum Meissen einverleibt, früher gehörte sie zu Brandenburg. 1002 mußte Heinrich II. die Lausitzen dem Boleslaw Chrobry abtreten, dessen Nachfolger sie mit wechselndem Glück bis 1032 hielten. Dann hatten die Wettiner und die Groitzscher die Lausitzen. Trotz des durch Heinrich den Löwen 1180 angezettelten Aufstandes der Sorben konnte an ihrem Geschick nichts mehr zu ändern sein. Langsam fand das Christentum Eingang. Bis 1304 waren die Wettiner, als böhmische Lehnsleute, Herren über sie; auch Markgraf Otto von Brandenburg war unter Wenzel II. 1250 Lehnsman eines Teiles.

Ein Blick in diese alten Zeiten der Lausitzen gewährt uns interessante Aufschlüsse über das Leben und Treiben und die reichen Handelsbeziehungen. Die Museen zu Görlitz und Bautzen bergen wertvolle Belegstücke, dort die zierlichen Kleinteile eines großen arabischen Hacksilberfundes aus Neschwitz bei Bautzen, Münzen des Sumaniden Ahmed ibn Ismael (907 bis 913), und einen Dirhem von Mansur I. (961 bis 976), dazu Ringe, Hähchen, Ketten und Zierstücke, aber auch Münzen Eberharts von Bayern (937/38), Eadgars von England (959 bis 975), Denare oder Wendenpfennige; ebenso Münzen Ottos I. (936 bis 972) und die herrlichen Goldzierstücke des Vetttersfelder Goldfundes aus der Nähe von Guben. Die zierlichen, verschiedenartigen Urnen aus dem großen Wendengebiet sind krug-, napf-, schüssel- oder topfförmig und bieten selbst in ihrer einfachen Ornamentik eine Fülle von Verzierungen. Die Beigaben der Urnen an Kämmen, Waffen, Hausgerät u. dergl. bis zum Wirtelstein des einfachen Webstuhls wären auch heute noch zum Teil verwendbar. Ja, eine Art Schere in einer solchen Urne fand ich noch heute in derselben Form

in Gebrauch .

Nach den Askaniern war König Johann von Böhmen 1346 Herr der Oberlausitz und Karl IV. auch Besitzer der Niederlausitz. Bei Böhmen und Österreich verblieben nun die Lausitzen, bis sie Ferdinand II. an Johann Georg 1621 verpfändete und bis zum Prager Frieden 1635. Da ward der Kurfürst von Sachsen wieder Herr des Landes. Ja beim Tilsiter Frieden erhielt der sächsische König sogar noch den fehlenden Kottbuser Teil. 1815 mußte Sachsen die Niederlausitz und den schlesischen Teil der Oberlausitz an Preußen abtreten. Hat man auf der einen Seite eine Abnahme der sorbischen Sprache und Selbständigkeit ins Feld zu führen, so darf auf der anderen Seite nicht die Zunahme des Wohlstandes übersehen werden. Die Siedelarbeit der Deutschen in der Zeit der Salier und ihrer Nachfolger kam zwar zunächst nur dem Lande zu gute, nicht in dem Maße den sorbischen Be-

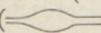
wohnen. Wohl wurden die alten Supane und Withasen, sobald sie sich eines deutschen Amtes würdig zeigten, zu allen Ehren aufgenommen, aber der gewöhnliche Mann hatte nicht das gleiche Los. Man suchte ihn von Zünften und Städten auszuschließen und seine Sprache zu unterdrücken. In Lehrbriefe nahm man die Formel auf, der Lehrling sei aus gutem deutschen Blute und nicht wendischer Nation. Darüber werden sich die Sorben kaum gekränkt haben; sie sind und waren treffliche Töpfer seit alter Zeit, auch Schneider und Schuhmacher, und fanden bei den Ihren Abnahme. Sie wollten auch kaum mehr sein als Dorfhandwerker und Bauern, wie ja noch heute kein Slowinze, kein Kure etwas anderes als Fischer sein will. Übrigens glich 1500 Joachim I. die ungleichen Rechte aus, und 1550 verordnete der Landvogt von Schlick, in Luckau dürfe der Wende so gut wie der Deutsche sein Handwerk ausüben. Schlimmer war es schon mit der Sprache beim Gottesdienst und bei Gericht. 1246 sollten die Diesdorfer Sorben verjagt werden, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten, 1293 verbot Bernhard II. von Anhalt die sorbische Sprache vor Gericht, 1327 Landgraf Friedrich bei Todesstrafe in Leipzig, Zwickau, Altenburg. In Meissen geschah das Verbot 1424, in Lübbenau 1430, so schnell schritt die Zeit. Unter Wiprecht von Groitzsch gab es bekanntlich östlich der Elbe nur selten einen Deutschen, wie der Pegauer Mönch berichtet. An dem jetzigen langsamen Aufhören der wendischen Sprache aber lasse man sich genügen, die Germanisierung hatte schon im 13. Jahrhundert durch die große Siedelarbeit der Thüringer, Flamen, Franken, Bayern und Sachsen den Sieg auf den Fahnen.

Die Bevölkerung der wendischen Dörfer zerfällt in drei Teile: in die deutschen Rittergutsbesitzer, Gastwirte, Handwerker, in die Beamten und die Bauern. Der erste Teil ist der Stamm des Deutschtums; vom Gastwirt gilt dies besonders. Im Krüge spielt sich das öffentliche Leben ab; vom Krüge, mit dem oft ein Kaufmannsladen verbunden ist, dringen neue deutsche Erzeugnisse ins Sorbendorf. Hier giebt es Zeitungen, Bilder, Angebote. Vom deutschen Beamtentum dringt noch mehr Deutschtum in die Gehöfte ein. Gehen auch Pfarrer und Kantor meist liebevoll auf die fremde Sprache und Sitte ein und pflegen sie wohl auch hier und da, so sehen doch die Sorben bald den hohen Wert deutscher Sprachkenntnis. Der junge Bursche erhält in der benachbarten Stadt besseren Lohn; das Mädchen heiratet einen deutschen Handwerker oder Beamten. Sie geht sorbisch ins Pensionat und kommt deutsch wieder. Der Bursche bringt die deutsche Sprache mit und behält sie auf dem Dorfe bei. Ganz abgesehen von der deutschen Schule, bringen die Militärdienstjahre und die Einrichtung der Kriegervereine Deutschtum und deutsche Sprache mit Macht von selbst überall hin. Aber noch mehr die Einrichtung der Posten und Bahnstationen. Wie die unzähligen Spreearme den Spreewald, so umklammern die Fußwege der Postboten und die Schienenstränge von allen Seiten die

einzelnen Teile des Sorbenlandes, kein Häuschen kann sich der Verdeutschung entziehen. Man sieht das so recht deutlich an den Grenzen. In Leipe, Lehde, Vetschau, Hornow, in Bylegure und Peitz hält sich wohl die Tracht noch einige Zeit, die Sprache aber ist bis auf Reste erloschen. Denn die beiden Sprachen haben wie überall getrennten Gedankeninhalt, oder der betreffende Mensch ist nicht fähig, sofort den einen Gedanken, etwa einen Liedervers oder ein Gebet, in der anderen Sprache wiederzugeben. Selbst gebildete Leute, die beider Sprachen mächtig sind, haben mir nicht eine sorbische Gedichtstrophe sofort deutsch wiedergeben können. Sie können aber ganz verständnisvoll und andächtig die sorbische und die gleichbedeutende deutsche Gedichtstrophe hersagen.

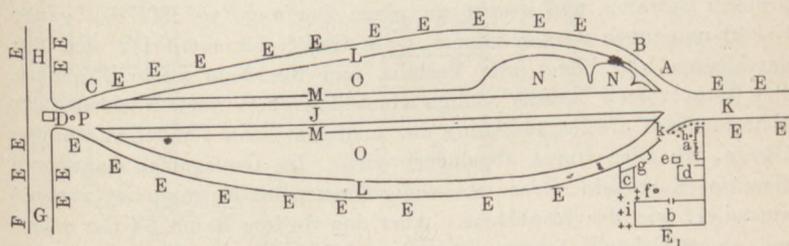
Der dritte Teil, die sorbischen Bauern, ordnen sich den Besitztümern nach. In Werben hatte ein Großbauer ungefähr 80 Hufen, ein Halbbauer 40, ein Kossät 20, ein Büdner 10, ein Häusler 1. Jetzt sind diese Besitzverhältnisse durch Ver- und Zukauf verschoben. An der Spitze der Bauernschaft, dem Landrat unterstehend, tritt der Schulze oder Gemeindevorstand hervor, meist ein intelligenter, vorurteilsloser Bauer. Er ruft seine Bauern zur Gromada, Gemeindeversammlung, zusammen. Ehemals gingen Hammer oder Tafel von Haus zu Haus, später ward die Ankündigung unter Trommelschlag und Glockengeklingel ausgerufen; jetzt wird in den verschiedenen Dorfteilen ein Zettel von Haus zu Haus geschickt, die der Gemeindevorstand und Nachtwächter austrägt. — Der Gemeindevorstand ist seit der Separation nur noch in wenig Dörfern anzutreffen.

## II. Dorf und Gehöft.

Das sorbische Dorf ist meist eine Art Angerdorf. Eine angerartige breite Dorfstraße führt geradlinig von Feldmark zu Feldmark. Die Straße ist so breit, daß zwischen ihr und der Häuserreihe oft noch eine breite Flur mit Graben und Fahrweg vor dem Hause liegt, so daß die Reihenfolge Dorfstraße, Graben mit Teich, breiter Weg, Gehöft, nach beiden Seiten zu sehen ist. Auf dem breiten Anger stehen wohl auch Kirche, Schule, Spritzenhaus, wenn sie mit dem Herrngut nicht in die Zeile eingereiht sind. Am Ende des Dorfes laufen die beiden Fahrwege mit der Dorfstraße wieder zusammen, und hier wird nun an beiden Enden die Dorfstraße von anderen Landstraßen oft rechtwinklig geschnitten. Auch hier sind wenigstens in der Nähe des Dorfes die Straßenseiten mit Häusern bestanden, wie beispielsweise in Gurhow (Abb. 110) und vielfach in der Niederlausitz. Der Dorfplatz gleicht einem Band (= Brahno, Bylegure) oder einer abgestumpften Lanzenspitze ( Gurhow, Ruben), und wenn die Orte sich vergrößern, einem Kreuz (, wie in Kahnsdorf, Großslübbenau. Eine zweite Dorfform ist die des Rundlings, wie er in vollkommener

Schönheit im hannöverschen Wendlande auftritt und auch in den längst germanisierten westelbischen Gegenden, so bei Leipzig, nicht selten ist. In den Lausitzen ist mir diese Form nicht häufig begegnet  $\infty$ . Bei diesen beiden Dorfformen führen nur ganz schmale Privatwege zwischen den Gehöften oder durch die Gehöfte rechtwinklig zur Dorfstrasse hinter das Gehöft aufs Feld. — Der Dorfteich, meist ein häßlicher Sumpf, ist fast allenthalben zugeschüttet worden. Anders ist dies bei einer dritten Dorfform, einem echten Gassendorf. Die Dorfstrasse ist dabei entweder ein Teil der Landstrasse oder sie mündet in selbige ein. Die Dorfstrasse selbst teilt sich und verzweigt sich dann mannigfaltig und umklammert die einzelnen Gehöfte. Fast scheint es, als ob der Anger

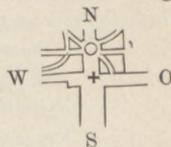
Abb. 110.



Schematischer Plan des Dorfes Gurhow.

A Schulzenhaus, B Schule, C Gasthof, D Spritzenhaus, E Gehöfte, F Briesener Gottesacker, G StraÙe nach Briesen, H StraÙe nach Werben, J hohe Dorfstrasse, mit Bäumen bepflanzt, K Weg nach Schmogrow, L StraÙe vor den Gehöften, M Graben, N seichte Teiche, O Grasplatz, P Friedenseiche. — Typische Lage des Gehöftes vgl. E<sub>1</sub>; a Wohnhaus, b Scheune, c Stall, d Wirtschaftskammern, e Holz, f Ziehbrunnen, g Arbeitsraum, h Blumengärtchen, i Garten mit Holzstaket, k Thor.

der ersten Dorfform bebaut und zwischen den Gehöften Wege liegen geblieben wären, so daß die Dorfstrasse ganz verschwunden und die Fahrwege vor den Häusern an deren Stelle getreten sind. Diese Dorfform ist wohl die häufigste im germanisierten wie im slawisch gebliebenen Gebiete. Vermischung der drei Dorfformen hat durch Anbau an den Landstrassen stattgefunden. Am eigenartigsten vielleicht in Werben. Es scheint ursprünglich ein Angerdorf gewesen zu sein, das sich in nördlicher Richtung erstreckte. Die Querstrasse Kottbus-Burg aber war gleichfalls angerförmig und bildet ein langes Rundstück, dessen Hauptteil Paulicks Gasthof ist. Der eigentliche Anger ist jetzt mit der Kirche an der StraÙenkreuzung, mit Schule, Spritzenhaus und anderen Gebäuden besetzt. Wir hätten also eine richtige Kreuzform vor uns. Aber am Nordende des Angers steht das größte Rittergut wie der Dorfplatz eines Rundlings, und nach allen Seiten erstrecken sich gehöftumklammernde StraÙen. Das Kreuz hat am Südende das breite GroÙbauernviertel, im Westen das anfangs breite Burger, an der Ostseite das Kottbuser Viertel. Die Nordseite



mit dem Kockolviertel ist vielteilig. Nach Angabe des Schulzen sind das Großbauernviertel und das Dominium am Ende die ältesten Dorftheile. Danach wäre das Gassendorf zwischen Kirche und Dominium später durch Abstückerung entstanden.

Die Lage der eigentlichen Spreewalddörfer bedingt natürlich ganz andere Dorfanlagen. Die über eine Quadratmeile große Gemeinde Burg hat mit Ausnahme des Dorfstückes nur zerstreut liegende Gehöfte, Leipe bildet zwei, Lehde vier große und mehrere kleine Inselstücken.

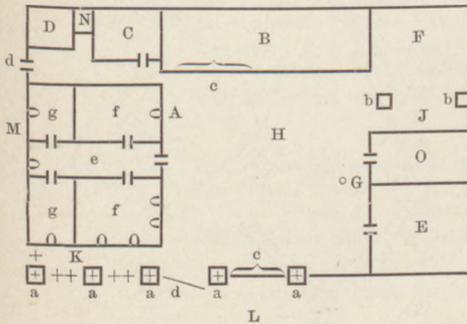
Die Lage der alten Gehöfte ist in den Lausitzen völlig gleich. Das Gehöft ist mit dem Thore und der Giebelseite des Wohnhauses nach der Dorfstraße gerichtet. Ein Gehöft besteht aus zwei Hauptteilen, dem Hofraum und dem Großgarten. Der Großgarten liegt hinterm Hofraum und grenzt an einen Dorfweg, so daß das ganze Gehöft umgangen werden kann. Jedes Gehöft ist somit für sich abgeschlossen und bietet alle Vorteile und Nachteile seiner Eigenart. Der Hauptvorteil ist die völlige Unabhängigkeit vom Nachbar, der Hauptnachteil die Begünstigung der unangenehmen Winkel und engen Gänge, wo aller Unrat abgelagert wird. Im Großgarten baut man Gemüse, Kartoffeln, Gras, ein wenig Obst. Der Hofraum ist zumeist vierteilig, wie der fränkische. Aber der vordere Raum ist nur selten mit einem Gebäude besetzt, sondern wird durch das Thor ausgefüllt. In der Regel bildet die ganze vordere Seite, wenn sie, wie bei ärmeren Leuten, nicht ganz offen ist, ein Staket. Der erste Teil bietet ein Vorhaupt vor dem Giebel; es folgt eine Gatterthür für den gewöhnlichen Eingang, dann die breite doppelteilige Thorthür und dann wieder Planke oder Staket; der letzte Teil ist öfter zu einem Schuppen oder vierten Haus entwickelt worden. Statt des Vorderzauns, der übrigens um das ganze Gehöft geht, haben wohlhabendere Wirte einen hohen Bretterzaun mit breitem Thor oder eine feste Thormauer errichtet.

Treten wir durch das Thor auf den meist recht freundlichen Hofplatz, so sehen wir drei Hauptgebäude (Abb. 111, 112), zu beiden Seiten Wohnhaus und Stall, vor uns die Scheune.

Das Baumaterial all dieser Gebäude ist bei den ältesten Gebäuden Holz, das man rund oder behauen im Gersafs- oder Füllholzstil aufeinander fügte, und dessen Fugen man mit Lehm und Moos band. Beim Gersafsstil ragen die Endschränken in russischer Art hervor, die feine Kunst der masurischen Fügung kennt man nicht. Die einstöckigen Gebäude sind mit Schilf- und Strohschindel, in der Oberlausitz auch mit Holzschindel bedeckt. Auf dem Bodenraume mit seinen augenförmigen Fenstern bewahrt man abgelegte alte Sachen. Solche Holzhäuser sind keineswegs selten. Nach dem Holz bediente man sich des Lehms und der Fachwerkfügung als Baumaterial. Nicht selten sind ans Holzhaus noch unter Dach Anbauten aus Fachwerk gesetzt, und man hat das ganze Haus beworfen und getüncht, die Scheune aber unbeworfen gelassen. Dem Fachwerkbau folgte der jetzt allenthalben

gebräuchliche Ziegelbau. Es kommt häufig vor, daß auf einem Hofraum eine Lehmscheune, ein Wohnhaus, halb Gersafs, halb Fachwerk, und ein steinerner Stall stehen. So verdrängt auch die steinerne Bedachung die Schindel, aber noch heute kann man im Spreewald Schilfschindeldecker in Thätigkeit sehen. Das Schindeldach ragt meist auf allen Seiten über  $\frac{1}{2}$  m vor, so daß regenfreie Gänge ums Haus herum

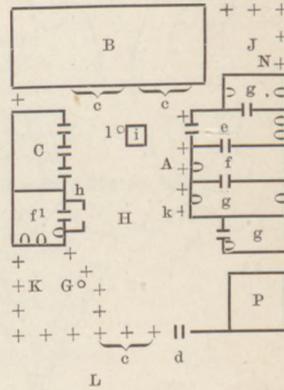
Abb. 111.



Werbener Hofräume.

A Wohnhaus (6 × 9 m), B Scheune, C Stall mit Speicher darüber, D Schweinestall, E Werkstatt, F Schuppen, G Pumpe (sonst gewöhnlich Ziehbrunnen), H Hofraum (ohne Düngergrube), J Arbeitsraum, K Vorgärtchen, L Hauptstraße, M Seitenstraße, N Abort, O Futterraum, P Schuppen. — a Steinsäulen, b Holzsäulen mit Dach über FJ, c Thore, d Holzthür, e Hausflur, f Wohnstube (f<sup>1</sup> Ausgedinger), g Kammer, h Laube, i Holzstofs, k Reben, l Ulme.

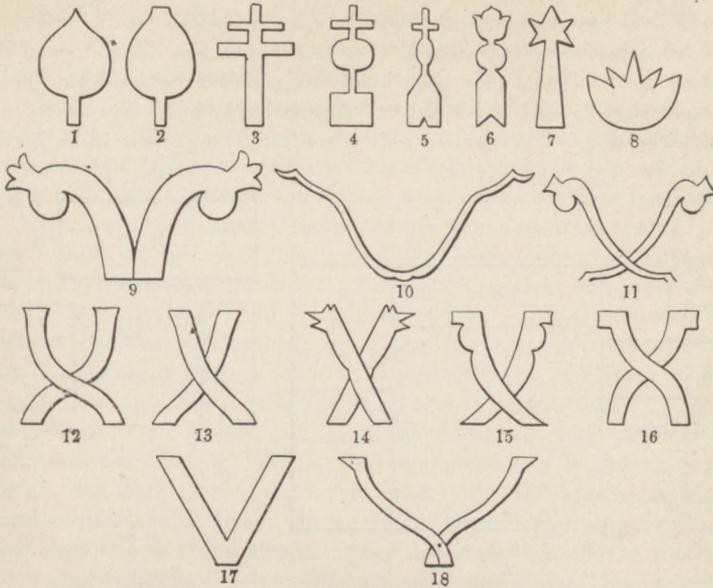
Abb. 112.



entstehen. Auf dem First ist die Strohschindel mit Holzwinkeln oder ähnlichen Strohbandern oder auch mit zwei Latten in der Länge des Firstes befestigt, seitlich schließt meist ein Giebelbrett mit Schindelzier ab. Als solche herrschen in Sachsen Stern, Lindenblatt, Reichsapfel, im Spreewald gekrönte Pferde- oder Schlangenköpfe, Hundeköpfe, Querkreuze, bei den Katholiken einfache Kreuze (Abb. 113 a. f. S.). Bei seitlicher Abschrägung des Daches fehlt die Zier. Die Vorderenden des Daches werden in der Niederlausitz gern durch Weinstockgestelle mit dem Boden verbunden. Im Zwischenraume lagert Holz, auch halten sich hier die Hühner auf.

Die Dreiteiligkeit des Wohngebäudes ist Regel. Rechts und links vom Hausflur sind Stuben, die häufig in Stube und Kammer geteilt sind (Abb. 114). Merkwürdig ist der seitliche Anbau von kurzen, kleinen Vorratsstuben, die nur bis zur Hälfte des Giebels reichen. In einigen Fällen bewohnte diese kleine Stube die Mutter der jungen Frau, die entgegengesetzte große aber das Elternpaar des jungen Mannes. — Weit häufiger aber hatten die Ausgedinger ihr eigenes Heim auf dem Hofraum, entweder im Stallgebäude oder im vierten Hause an der

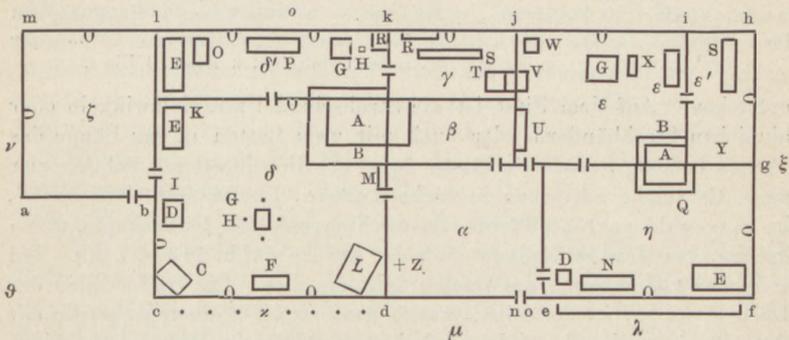
Abb. 113.



## Giebel schmuck.

1, 2, 6, 7 Zescha; 3, 8 Rabitz; 4, 5, 13 Kotten; 9 Burg; 10 Ruben;  
11, 14, 15 Müschchen; 12, 16, 17, 18 Werben.

Abb. 114.



Werbener Wohngebäude (siehe auch Fig. 123, S. 304).

$\alpha$  Hausflur,  $\beta$  alte Küche,  $\gamma$  Stampfraum mit Küche,  $\delta$  Wohnstube (Gersafs) des Besitzers mit  $\delta'$  Kammer,  $\epsilon$  Ausgedingerwohnung mit  $\epsilon'$  Stampfkammer und  $\eta$  guter Stube (Fachwerk).  $\zeta$  Wohnstube der Mutter der jungen Frau,  $\theta$  Akazie,  $\chi$  Weinstock und Gang,  $\lambda$  Holzscheitschicht,  $\mu$  Hofraum,  $\nu$  Nachbargehöft,  $\omicron$  Weg,  $\xi$  Gemüsegärtchen. — ab 3,4 m; bc 2,5 m; cd 6 m; dn 2 m; no 0,9 m; oe 0,65 m; ef 4,3 m; am 4,2 m; fg 4 m; hg 3,7 m; mh 17,25 m; dk 6,7 m. — A Ofen, B Ofenbank, C Glasschrank, D Kleiderlade, E Bett, F Kommode, G Tisch, H Stuhl, I Uhr, K Bilder (Kaiser, Mato Kofsyk), L Kleiderschrank, M Kamin (jetzt eingemauerter Schrank), N Sofa, O Wiege, P Topfbrettschrank, Q Köfferchen, R Topfbrett, S Stampftrog, T Sommerofen, U Brettständer, V Herd, W Schrank mit Topfbrett, X Bank, Y Korb, Stotz, Z Treppe.

Giebelseite. Dieser letzte Fall tritt z. B. beim Geburtshause des Werbener Dichters Mato Kofsyk ein, das vierte Haus bewohnen hier die jungen Leute, das eigentliche Wohnhaus die betagte Mutter des sorbischen Dichters. Den Eingang zu wohlhabenden Häusern bildet eine Laube mit Sitzbänken. Über der Thür stehen fromme Sprüche, so die folgenden:

## Haussprüche.

Den 3. August 1848.

Dies ist der Tag, der eine Nacht,  
Der große Not für uns gebracht.  
Da schlugen um uns Feuerflammen,  
Die unser Hab und Gut uns nahmen.  
Doch half uns Gott aus aller Not  
Und giebt uns unser täglich Brot.

Werben, Matys Kosik.

An Gottes Segen ist alles gelegen.  
Durch den Brand bin ich vernichtet  
am 19. August 1890.  
Durch Gottes Hülfe wieder aufgerichtet  
den 15. Juni 1891.

von W. Neumann durch C. Just (Scheune in Werben).

Gott allein die Ehre.  
Gebaut im Jahre 1868.

(Werben.)

Allein auf Gott setz das Vertrauen,  
Auf Menschen Hülff sollst du nicht bauen.  
(Schmogrow.)

Gott segne deinen Ein- und Ausgang.  
(Werben.)

Gott segne unseren Ein- und Ausgang.  
(Ruben, Thor.)

Soli Deo Gloria. Gott allein die Ehr.  
(Ruben, Thor.)

Ich habe nicht aus Lust gebaut,  
Die Not hat mich gezwungen.  
Auf meinen Gott hab ich vertraut,  
Mir ist mein Werk gelungen.  
Das Feuer rifs mich nieder,  
Mit Gott erbaut ich's wieder.

Im Laubenvorbau sitzen vielleicht plaudernd die Bewohner. Wir bemerken ein festgenageltes Hufeisen, das Glück bringen soll, auf der Schwelle. Die Hausthür ist noch hier und da doppelteilig, das Schloß nur bei ganz alten Häusern ein einfacher Holzhebel. Der Hausflur ist geräumig. Vom vorderen Teile führt eine Holzstiege auf den wenig benutzten Bodenraum. Der hintere Teil faßt den alten breiten Herd, der aber jetzt meist durch moderne Öfen ersetzt ist, so daß diese Küche

kaum als Trocken- oder Räucherammer dient und vielleicht in einer hinteren Abteilung als Stampfraum mit Sommerofen gebraucht wird. Zur Linken des Flurs wohnen die jungen Leute. Der Thür gegenüber führt eine zweite zur Stube der Mutter der jungen Frau. Neben dieser Thür sieht man Glasschrank, Kleiderlade, Uhr, Bett, an der Vorderseite aufser Glasschrank noch Kleiderschrank und Kommode, vor dieser den

Abb. 116.

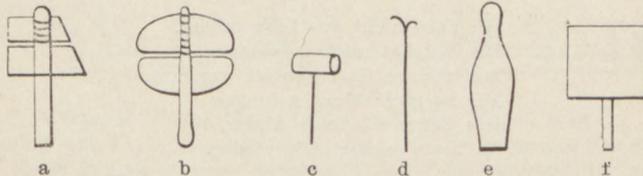


Bemalte Thonteller aus dem Museum für sächsische Volkskunde.

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponzel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 27, III. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

festen Tisch mit Stühlen, an der Flurseite steht rechts nur der große Kachelofen mit Ofenbank, der zugleich für die alte Küche und die anstoßende Kammer berechnet ist. Der Kamin mit seinem Kessel und Kesselhaken ist in einen eingemauerten Schrank verwandelt worden.

Abb. 117.



Die Kammer birgt u. a. Bett, Wiege, Topfschrank, Tisch mit Stühlen, Topfbrett (vgl. Abb. 115 und 116). Die an der Decke befindliche, bei Letten und Philipponen gebräuchliche Hängewiege, an deren Stelle bei der Feldarbeit draußen ein großes Tuch tritt, soll auch wohl hier und da vorkommen. Sonst sieht man noch das Gestänge vor dem Ofen zum Trocknen, Spinnrad und Lischke oder Kober, Tragkorb oder Kiepe, in

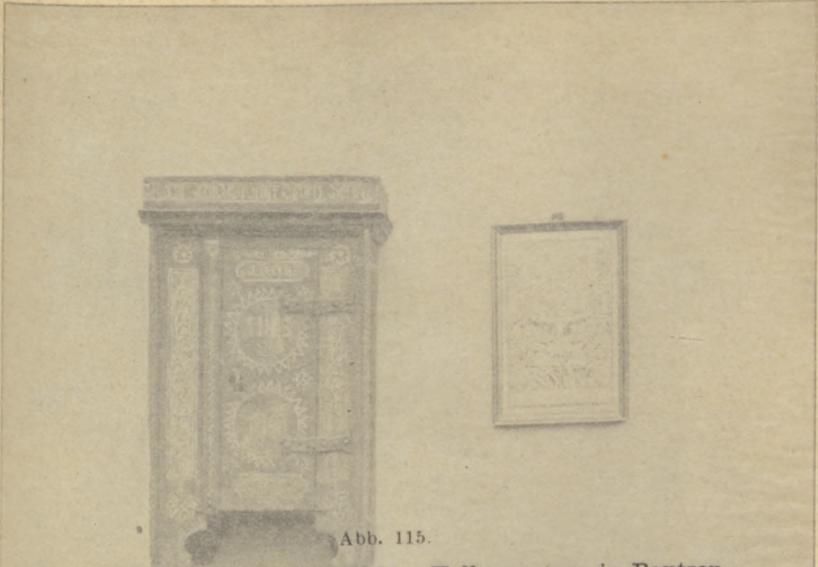


Abb. 115.

**Hausgeräte aus dem wendischen Volksmuseum in Bautzen.**

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 27 I. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

a Wandschränken mit wendischer Volksornamentik vom Jahre 1668 aus der Parochie Krostwitz bei Kloster Marienstern. b Bild, aus Papierstreifen zusammengesetzt. c Kinderspinnrad. d Stuhl, geschnitzt im Jahre 1835 vom Bauer Nepila in Rohne bei Schleife; darauf Rock. e Feststock mit Schleife. f Rockenstock. g Thönerne Bauernfeldflasche mit Ösen zum Traggurt. h Hejka zur Verkündigung von Sterbefällen.



c h g d e f

kaum als Trocken- oder Räucherherkammer dient und vielleicht in einer hinteren Abteilung als Stampfraum mit Sommerofen gebraucht wird. Zur Linken des Flurs wohnen die jungen Leute. Der Thür gegenüber führt eine zweite zur Stube der Mutter der jungen Frau. Neben dieser Thür sieht man Glasschrank, Kleiderlade, Uhr, Bett, an der Vorderseite aufser Glasschrank noch Kleiderschrank und Kommode, vor dieser den

Abb. 116.



Abb. 115.

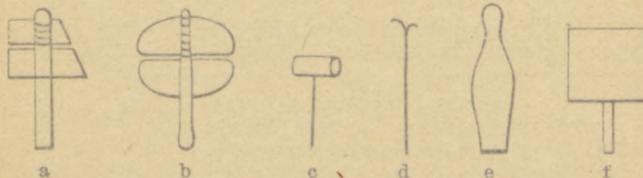
Hängescale aus dem wendischen Volksmuseum in Bautzen.

(Nach Schmidt, Sporsel: Sächsische Volkskunst und Baukunst. Taf. 27. I. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

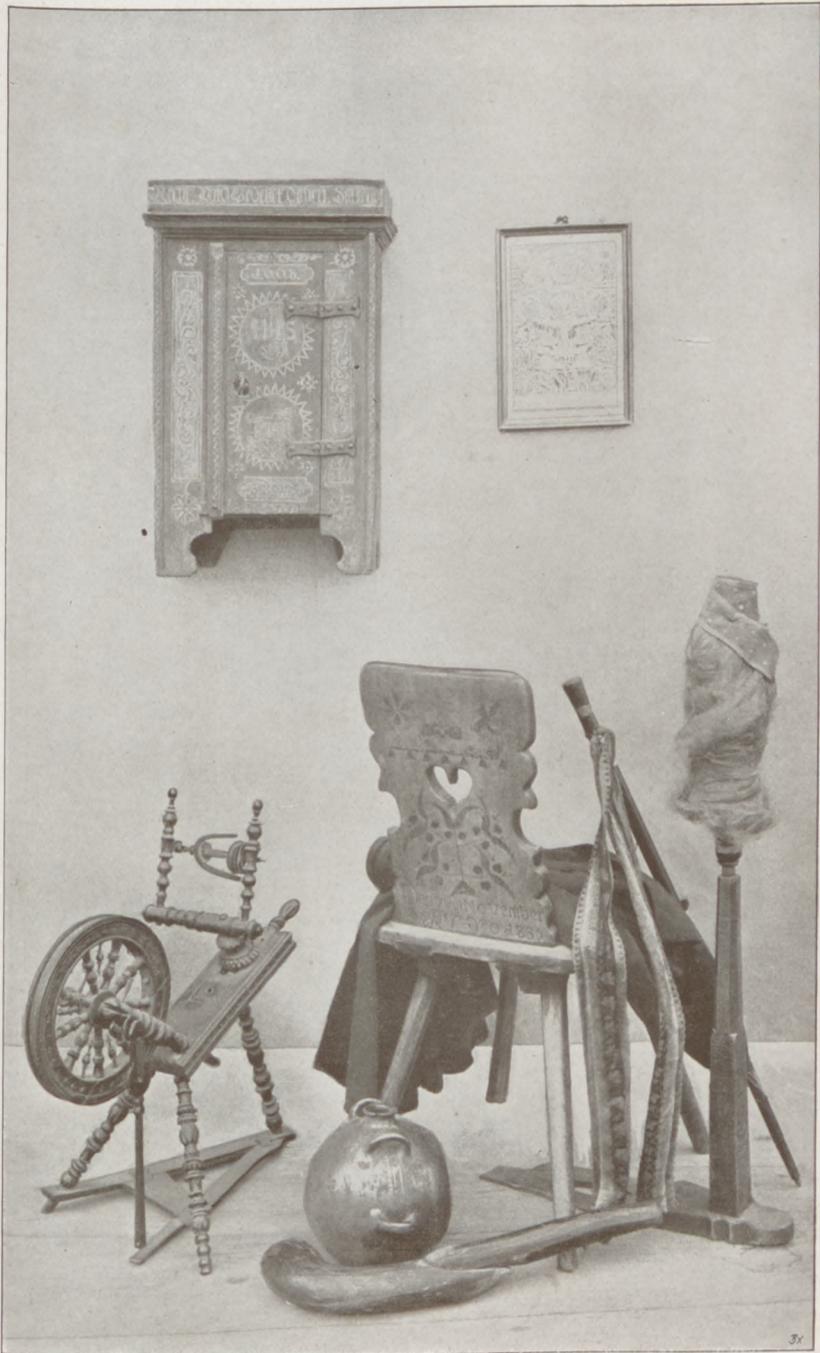
a Wandschränken mit wendischer Volksornamentik vom Jahre 1668 aus der Pfarodie Krosowitz bei Kloster Marienberg. b Bild, aus Papirsteilen zusammengesetzt, das eine Kindserspinne darstellt, beschnitten im Jahre 1833 vom Bauer Nepht in Kollne bei Schleißhau. c Kesselhaken, beschnitten im Jahre 1833 vom Bauer Nepht in Kollne bei Schleißhau. d Kesselhaken, beschnitten im Jahre 1833 vom Bauer Nepht in Kollne bei Schleißhau. e Kesselhaken, beschnitten im Jahre 1833 vom Bauer Nepht in Kollne bei Schleißhau. f Kesselhaken, beschnitten im Jahre 1833 vom Bauer Nepht in Kollne bei Schleißhau.

festen Tisch mit Stühlen, an der Flurseite steht rechts nur der große Kachelofen mit Ofenbank, der zugleich für die alte Küche und die anstoßende Kammer berechnet ist. Der Kamin mit seinem Kessel und Kesselhaken ist in einen eingemauerten Schrank verwandelt worden.

Abb. 117.



Die Kammer birgt u. a. Bett, Wiege, Topfschrank, Tisch mit Stühlen, Topfbrett (vgl. Abb. 115 und 116). Die an der Decke befindliche, bei Letten und Philipponen gebräuchliche Hängewiege, an deren Stelle bei der Feldarbeit draußen ein großes Tuch tritt, soll auch wohl hier und da vorkommen. Sonst sieht man noch das Gestänge vor dem Ofen zum Trocknen, Spinnrad und Lischke oder Kober, Tragkorb oder Kiepe, in



a

b

c

h

g

d

e

f

3x

Zakład historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu



Abb. 118. Sorbische Gehöfte im Spreewald.  
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)



Schulzenhäusern den halbvergessenen Schulzenstock, der sich nicht von dem bei den Tschechen erwähnten unterscheidet, und den Gemeindestock, der gleichfalls meist nur noch vom Hörensagen her bekannt ist. In fünffacher Form ist er zu finden, als Hammer (Klapatz), Hammerkeule (Hejka), Haken (Kokula), Kegel und Tafel. Diese Stücke werden mit einem Schreiben des Schulzen versehen und von Nachbar zu Nachbar weitergegeben. Jetzt freilich geht meist ein Bote mit dem Schreiben allein herum, oder es wird vor jedem größeren Gebäude mit einem Glöckchen geläutet und dann die Bekanntmachung vorgelesen.

Der Hammer (Klapatz) tritt in mehrfacher Form auf. Statt des vierseitigen Hammerstücks kann auch ein eiförmiges verwendet werden. In Schmogrow waren bis etwa 1890 vier der letzteren Hämmer gebräuchlich. Das Ei war 10 cm lang und halb so breit und dick; es war in der Längsachse so geteilt, daß auf die gestielte untere Hälfte die obere aufgeschraubt werden konnte. Zwischen Rand und Stiel wurde das Schriftstück eingelegt (vgl. Abb. 117 a, b).

Die Hammerkeule (Heja, Hejka) weist in ursprünglicher Form nur einen großen Hammer auf. Man zeigte mir in Schmogrow einen Holzhammer, dessen Schlagstück ein  $\frac{1}{4}$  m langes Klotzstück und dessen Griff über 1 m lang war, als Hejka. Im Klittener Kirchspiele wird als Hejka ein kurzer Stock mit kugelartigem Ende benutzt. Ist die Kugelendung umgebogen, so ähnelt der Stock einer Pistole (vgl. Abb. 115 h und 117 c).

Als Haken (Kokula) zeigte man mir einen großen Feuerhaken, der bei Feuersbrünsten in Thätigkeit war. Er würde als Gemeindestab am ehesten der litauischen Kriwule zu vergleichen sein (Abb. 117 d).

Der Kegel (Pupa) ist in einzelnen Dörfern des Klittener Kirchspiels an Stelle der vorigen drei Gemeindestäbe getreten. Es ist ein flacher Kegel vom Kegelschub (Abb. 117 e).

Die gestielte Holztafel (Tafla), auf die Bekanntmachungen aufgeklebt werden, gleicht einer einfachen Schiefertafel (Abb. 117 f).

Neben den Gemeindestäben sah ich die  $1\frac{1}{4}$  m langen Schulzenstäbe meist nur in der Rumpelkammer. Gelbe oder braune Rohrstöcke mit Messing- oder Neusilberknöpfen tragen die Gravur: „Gemeinde (Gurhow).“ (Vgl. Abb. 99, S. 264.)

Als besondere Teile des Wohnzimmers sind in manchen Gegenden eine durch ein Trittbrett erhöhte Zimmerecke und die Hölle zu betrachten. In kleinen Häusern hausen in der Hölle vielleicht die Altsitzer, deren Los sich seit jenen Zeiten, da man sich ihrer auf gewaltsame Weise entledigte, denn doch etwas verbessert hat; im allgemeinen ist der Bauer aber der Anschauung: „Wer nicht mehr arbeiten kann, ist unnütz für die Welt.“ In Max Bittrichs Spreewaldgeschichten ist denn auch dieser Gedanke, wie der der „berechnenden Ehen“, wiederholt zum Ausdruck gebracht worden. — (Gehöfte, siehe Abb. 118 bis 121.)

Das zweite Hauptgebäude, der Stall, liegt dem Wohngebäude in

den meisten Fällen gegenüber (vgl. Abb. 123). Der gebräuchliche Name „Stall“ ist nicht ganz zutreffend. Weit eher könnte er Speicher genannt werden, und mir scheint sicher, daß der Stall erst später

Abb. 119.



Haus in Burg mit gebrochener Ecke und mit „Gang“.  
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)

mit dem Speicher vereint worden ist, wie in Litauen. Die alten hölzernen Stallspeicher werden rar (Abb. 122 a. f. S.). Sie bestehen aus einer ganzen Kammerflucht, wie der litauische Speicher. Da finden sich Gelasse in folgender Reihe: Waschraum mit Kessel, Backraum mit hinten angebautem Backofen, Schlafraum und Kammer der Magd, Futterraum für Gras und Klee, Raum für ein paar Kühe,



Abb. 120. Wendisches Wohngebäude in Ralbitz (Oberlausitz).  
(Nach Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 40 II. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

W Toruniu  
U. M. K.  
Zakład Historyczny



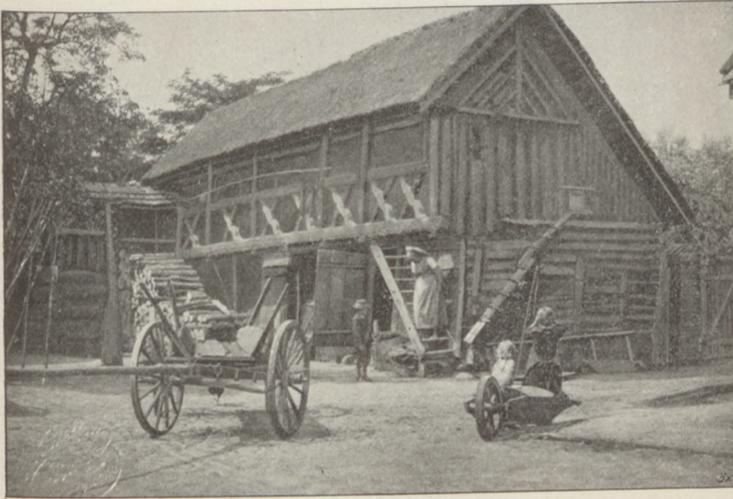
Abb. 121. Wendisches Gutshöft in Schönau (Oberlausitz).

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 40 I. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

Biuro Literackie  
U. M. A.  
w Toruniu

Milchraum, Wirtschaftsraum. Jedes Gefaß besitzt eine Thür, der Wohnraum auch ein ordentliches Fenster, die anderen haben manchmal kleine Gucklöcher. Eine offene Treppe führt von außen nach dem Stockwerk, dessen Zierde der vorragende Laubengang ist. Die schön geschwungenen Kreuze zwischen den beiden Querbalken stechen dem Beobachter besonders in die Augen. Auf dem Gange ist eine Stange zum Aufhängen und Trocknen nasser Sachen befestigt. Durch die

Abb. 122.



Stall und Speicher mit „Gang“ in Burg. (Nach Photograph. v. Steffen-Burg.)

Kreuze steckt man im Sommer Heu und Stroh, denn der obere Boden dient zur Aufbewahrung von beiden, sowie zum Trocknen und Aufbewahren des Getreides. An der Giebelseite ist wohl noch eine Hühnerstiege und ein Taubenschlag angebracht, sonst bevorzugt man als Taubenschlag die Dachvorsprünge. Das Dach hängt auf der hinteren Seite, die keinen Stock hat, natürlich viel weiter herunter. Der obere Giebel erhält ein hübsches Aussehen durch die diagonal gelegten Bretter.

Die neuen steinernen Stallspeicher unterscheiden sich nur insofern von den alten, als sie ein geräumigeres Erdgeschoss, keinen Laubengang und nur einen halben aufgebauten Stock haben. Dieser dient demselben Zwecke: der Aufnahme von Heu, Stroh und Getreide. Ganz schmucke Wohnstuben, sogar mit Laubenvorbau, für den Altsitzer auf der einen Seite, für Knecht oder Magd in der Mitte, sehr reinliche Stall- und Wirtschaftsräume machen das Gebäude zu einem zweiten Wohnhause. An den Stallspeichern wohlhabender Bauern fehlt auch die Hausinschrift nicht, wie z. B. in Werben:

Wir sind hier fremde Gäste,  
Und bauen alle feste  
Durch Gottes Hülff und Schutz  
Preisen wir mit Herz und Mund.

Gebaut im Jahre 1892. M. H.

Die Düngergrube fehlt. Man schafft in Werben und Umgegend  
den Dünger sofort aufs Feld.

Abb. 123.

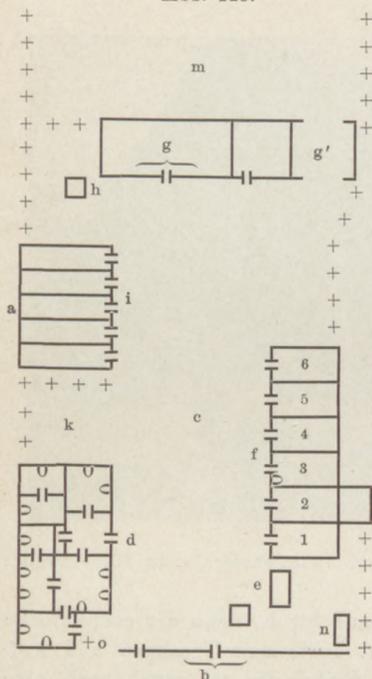
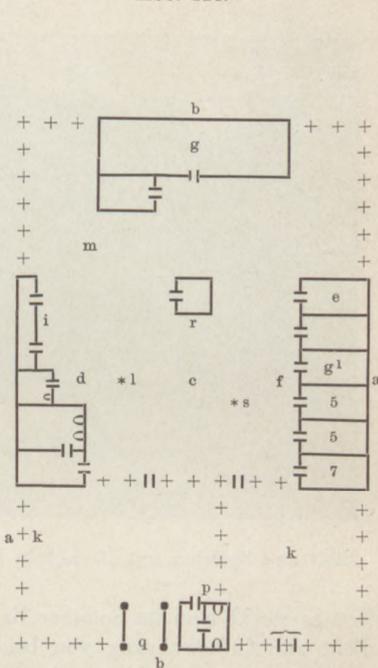


Abb. 124.



#### Werbener Gehöfte.

Abb. 123. Zum Wohngebäude, Abb. 114. — Abb. 124. Aus dem Großbauernviertel.

a Nachbargehöft, b Dorfstraße, c Hofraum, d Wohngebäude, e Schweinestall, f Stallspeicher (Räume zum: 1. Waschen, 2. Backen; 3. Aufenthalt der Magd, 4. Futterraum, 5. Kühe, 6. Milchraum, 7. Pferde, Bodenspeicher), g Scheune (Lehm-fach mit Schindel und Feuerleiter) mit Häckselkammer und g' Schuppen, h Abort, daneben Holzstoß, i niedere Räume für Holz und Kohle und Käsebereitung, k Gemüse-gärtchen, l Ziehbrunnen mit Tränke, m großer Gemüsegarten mit Kartoffelbeeten, Wiese und Bäumen, so lang und breit als der Hofraum (viermal so lang als das Haus und zwei- bis dreimal so breit), n Bank, o Akazie, p Ausgedingerhaus, q Einfahrt, r Backofen (Lehmfach, Ziegeldach), s Dengelstock, +++ Zaun.

Das dritte Hauptgebäude liegt oft parallel zur Straße und schließt den Hofraum ab: die Scheune. Häufig ist noch die alte breite Lehm-scheune, an deren Seite ein Wagenschuppen mit Häckselkammer angebaut ist. Skelette von Habichten sind am Thore zu sehen. Der Bauer



Abb. 125. **Wendengruppe aus der Parochie Klitten (preufs. Oberlausitz).**

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 17. W. Hofmann, Dresden 1897.)

1 Bräutigam; Strauß und Band an der linken Seite des Rockes, Cylinder. 2 Braut mit Plachta; Berta aus schwarzem Samt mit vergoldetem Brauthaarband und Myrtenkranz. 3 Druschba; ähnlicher Schmück wie beim Bräutigam, Stock, von der Braut gestickte Schärpe. 4, 5 Brautführer. 6, 7 Ehrendiener des Bräutigams, Führer und Tänzer der Ehrenjungfern; je zwei Sträulse auf beiden Hutseiten. 8, 9 Ehrenjungfern = Towarischken des Bräutigams, Tracht wie bei ledigen Taufzeuginnen. 10, 11 Brautjungfern, Druschben. 12, 13 Salzrösten. 14, 15, 16, 17, 18, 19 Ostersängerinnen aus Jahmen. 20 bis 29 sind Hochzeitsgäste und Kindtaufgäste aus Reichwalde.

27	6	7	4	3	5	28	29						
23	14	13	2	1	24	25	15	16	17	26	18	19	22
	12	10	8	9	11	20	21						

Wir sind hier fremde Gäste,  
Und bauen alle feste  
Durch Gottes Hülfe  
Preisen wir mit Mund.

Gebäude 1892. M. H.

Die Düngergrube fehlt.  
den Dünger sofort aufs Feld.

Werben und Umgegend

Abb. 123.

Abb. 124.

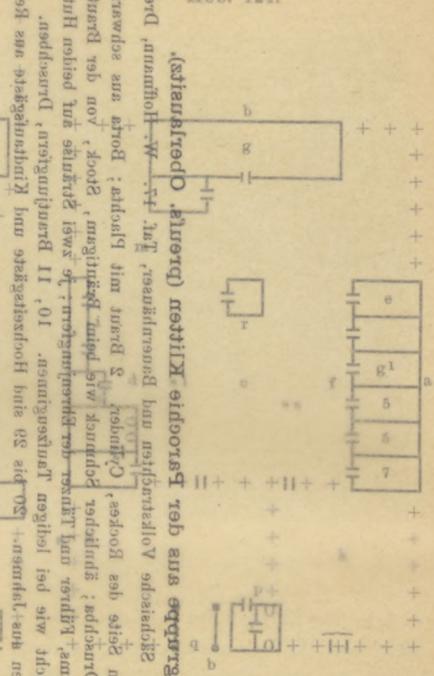
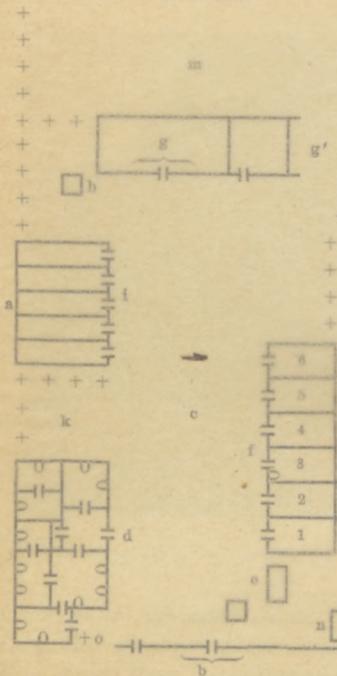


Abb. 123. Zum Wohngebäude, Abb. 124. Wohngebäude aus dem Großbauernviertel.  
 a Nachbargehöft, b Dorfstraße, c Wohngebäude, e Schweinestall,  
 f Stallspeicher (Räume zum: 1. Waschen, 2. Baden, 3. Aufenthalt der Magd,  
 4. Futterraum, 5. Kühe, 6. Milchraum), g Scheune (Lehm-  
 fach mit Schindel und Feuerleiter) mit 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

Das dritte Hauptgebäude liegt parallel zur Straße und schließt den Hofraum ab: die Scheune. Hier ist noch die alte breite Lehm-scheune, an deren Seite ein Wagenschuppen mit Häckselkammer angebaut ist. Skelette von Habichten sind in der Thore zu sehen. Der Bauer



34

27                    6                    7                    4                    3                    5                    28                    29  
23                    14                    13                    2                    1                    24                    25                    15                    16                    17                    26                    18                    19                    22  
                          12                    10                    8                    9                    11                    20                    21

Zbiórka Historyczna  
U. M. K.  
w Toruniu

will der Vogelwelt verkünden, welch Gericht er über Übelthäter an seinem Hab und Gut hält. Angenagelte Scheiben verkünden ein Lieblingsspiel der jungen Sorben. Seitlich angebaut an die drei Hauptgebäude, oder auch einzeln auf dem Gehöft stehend, finden sich nun meist noch eine Menge kleiner Räume, so die Schweineställe. Schräge oder aufrechtstehende Kreide- oder Teerkreuze sollen den Bösen fernhalten. Dann finden sich auf dem Hofraume noch der Ziehbrunnen, der Hundestall, der Abort, ein Holz- und Kohlengelafs, ein Gemüsegärtchen u. a. Da Dünger selten seitlich oder hinter dem Stalle liegt, macht der grüne Hofraum, wenigstens in der Niederlausitz, meist einen recht freundlichen Eindruck, der noch erhöht wird durch die reinen und schönen Wirtschaftsgegenstände an Haken, auf Bänken, Holzschichten, Zaunstangen.

Aufser dem Werbener Gehöftgrundstück (Abb. 114, 123) aus dem Kockolviertel will ich ein zweites rechteckiges Gehöft aus dem Großbauernviertel beschreiben (Abb. 124). Es reicht vom Dorfanger zu einem Dorfweg, hat also, wie fast alle, zwei Zugänge und grenzt an beiden Seiten ohne Zwischenraum an andere Güter. Die Angerseite ist etwa 35 m, die anstofsende über doppelt so lang. Es folgen an der Angerseite 7,5 m Planke, 3 m Thor- und 1 m Pforteneingang, 5,5 m Ausgedingerhausbreite, 4,5 m Gatter, 3 m Gatterthor und 10,5 m Gartengatterthor. Thoreingang, Pforte und Ausgedingerhaus bilden ein Gebäude, wir haben hier einen jener stattlichen Thoreingänge vor uns, die der Strafsse zugekehrt sind. Vom Altsitzerhause lugt nur ein Fensterchen nach dem Anger. Thür und Hauptfenster gucken nach dem Hofe. Das Auszüglerhaus ist 5,5 . 4 m groß und bildet den Eingang zu einem 16 m tiefen Gemüsegarten. Eine Gartenthür führt in den eigentlichen Hof; zu dessen linker Seite befindet sich das Wohnhaus, an das sich ein langer Holzraum mit vorliegenden Kartoffelbeeten anschliesst. Gegenüber sieht man den Stall mit Abteilungen für die Pferde, Kühe, den Häcksel, die Wagen, die Schweine; ein halber aufgebauter Stock dient als Speicher. Den Abschluss bildet die Scheune, die gleichlaufend zum Altsitzerhaus, nur am anderen Ende der Besizung liegt. Zwischen dem Ende des Holzraumes und des Stalles liegt inmitten des Hofes der Backofen. Vor dem Wohnhause blühen Nufs-, Apfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumenbäume. Unter einem Birnbaume liegt ein mit Dengeleisen versehener Stein. Gegenüber der kleinen Halbstube sieht man einen Schleifstein und den Ziehbrunnen. Das Wohnhaus im Gersafs ist beworfen und hat, wie die Lehmscheune, Schindeldach. Der Stall ist steinern, das Backofendach gleichfalls.

### III. Kleidung.

Die Männer tragen, soweit sie nicht die wechselnde Volksmode mitmachen, zum Kirchgang einen schwarzen, bis zu den Knien reichen-

den Schofsrock, dessen Schöfse faltig angereiht sind. Ältere Leute haben einen langen blauen Feldrock mit Schöfßen, die weit übers Knie herunterreichen. Der zur Feldarbeit benutzte Rock ist etwas kürzer und sieht grau, schwarz oder blau aus; die kurze Joppe ist aber ebenso häufig. Die Hosen zur Arbeit sehen weiß, die zum Kirchgang schwarz aus. Die hohen, dachlosen, verbrämten Mützen der älteren Zeit, die Sack- oder Pudelmützen, sind schwarzen Dachmützen und runden, weichen Hütchen gewichen, der Cylinderhut findet bei Kirchgängen und Festlichkeiten Verwendung. Bei Feldgängen geht man barfuß, neuerdings bevorzugt man Holzpantoffeln und bei schlechtem Wege tüchtige Feldstiefel. Das Gesicht ist glattrasiert. Ein dunkles Halstuch, am Sonntag über einem weißen Vorhemd, vervollständigen den Kleiderschmuck. Unten zugebundene Lederhosen, Pumphosen, Kniestrümpfe, Schnallenschuhe trifft man kaum mehr (Trachten siehe Abb. 125).

Abb. 126.



Sorbische Tracht am Ende des 18. Jahrhunderts. (Nach Anton 1783.)

Die Frauentracht ist so mannigfaltig, daß der Plan unseres Werkes eine ausführliche Betrachtung nicht gestattet. Die Unterschiede sind zunächst historischer Art. Was Parum-Schulze von den Polaben getreulich berichtet, nämlich die Modenänderung in gewissen Zeiträumen, würde auch bei den Sorben aufzuführen sein. Ehemals trug man wollene Obergewänder und linnene Unterkleider und bezog im neunten Jahrhundert die besseren Wollstoffe aus Sachsen, webte aber die Leinwand selbst. Vor der Zeit Augusts des Starken rügte



1 2 3 4 5 6 7 8

Abb. 127. Aussterbende niedersorbische Tracht in Schorbus.

(Nach Photographie vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)

1 Braut vor 50 Jahren. 2 Mädchen mit selbstgewobenem Rock. 3, 4, 5, 6 alte Festtracht.

7 Braut vor 100 Jahren. 8 Jetzige Tracht.

Wydawnictwo  
U. M. K.  
w Toruniu

man schon den Luxus, den die Sorben mit kostbaren Hutbändern und Hutfedern, Halsbändern und Korallen, Kopfbändern und verbrämten Stulpenstiefeln trieben. Zur Zeit jenes Königs war die Frauentracht im großen und ganzen der heutigen ähnlich, nur die schmalere Schürze nicht; sie trat oft in der Form der Latzschürze auf. Die Strümpfe sahen rot aus. Unterm Arm trug die Kirchengängerin ein großes weißes Tuch, oder sie nahm es um. Vgl. auch Abb. 125 bis 128.

Die heutige Tracht ist nach den Lebensaltern verschieden. Das Kind trägt bunt-, die Jungfrau mehr- und hellfarbig, die Frau etwas dunkler, die alte Frau braun und schwarz. Niemand übt Aufsicht, keiner verwehrt die Abweichung; aber es wäre jede gerichtet, die sich der stillschweigenden Ordnung nicht fügen wollte. Wie die Sperlinge den mit einem Hütchen geschmückten Genossen, wie die Rehe den weißfarbenen Kameraden, so würden die Sorbinnen die behandeln, „die anders sein wollte“. Für Individualitäten hat ja ein Bauernvolk nur in beschränktem Maße Raum.

Das Linnenhemd ist kurzärmelig, bei Festhemden mit Spitzen verziert. Ein oder mehrere dicke Unterröcke bewirken, wenigstens bei den Jungfrauen, daß der untere Teil einer Glocke gleicht. Der oberste Rock ist vielfältig und reicht nicht ganz bis an die Knöchel. Zu hohen Festen wird als Oberrock ein Staatsrock von einfarbiger heller Seide verwendet, grau, rot, blau, gelb. Unten aber ist der Rock mit einem farbigen breiten Muster von ziemlicher Schönheit geziert. Die Frau trägt dunklere Stoffe mit schmaleren Mustern, die Ausgedingerin einen einfachen schwarzen, nichtbauschigen Rock. An Sonntagen sind wollene Röcke gebräuchlich, die Farben sind gedämpfter, an gewöhnlichen Tagen fehlt die Bauschung. Den Rock umschließt fast ganz eine anders- aber einfarbige Seidenschürze, an Sonntagen haben die Mädchen weiße, mit Spitzen verzierte Leinenschürzen, die Frauen schwarze. An Wochentagen sieht man nur blaue oder schwarze Schürzen.

Ein ärmelloses schwarzes Sammetmieder tragen Frauen und Mädchen, darüber ein hellfarbiges, mit Stickereien verziertes Busentuch, dessen Farbe mit der Schürze meist übereinstimmt, an Wochentagen ist das hellfarbige Tuch schmuckloser. In kühleren Tagen ziehen sie ein Jäckchen an.

Die Farbe der Strümpfe ist jetzt die schwarze, nur beim Tanz herrscht die weiße.

An Stelle der weit ausgeschnittenen Sonntagsschuhe tritt an Wochentagen der Pantoffel, am liebsten aber gar nichts.

Das Umhängetuch, die große weiße Plachta (Abb. 125<sup>2</sup>, 128, 134), ist, wie bei den Slowinzinnen, in den letzten Jahrzehnten fast überall verschwunden. Nur die katholischen Obersorbinnen haben noch bei gewöhnlichen Festen die kleine, tischtuchgroße und bei besonderen Festen die an den Rändern mit Mustern oder Spitzen ver-

zierte grofse Plachta. Beim Kirchgang hat die Sorbin aufser dem Gesangbuch ein paar stark riechende Blüten und Blätter in der Hand.

Abb. 128.



Sorbische Trauertracht, am 12. Juni 1782, in Muskau.

(Nach Leske 1785.)

Leske 138: Nichts ist einfacher und auch wohl nichts der Natur der Sache gemäfer als die Trauer der Wendinnen. Sie hüllen sich ganz und gar in ein weißes leinenes Tuch, oft verhüllen sie das ganze Gesicht, daß man nichts als Augen und Nase gewahr wird; der übrige Anzug bleibt unter diesem Tucho der gewöhnliche.

In den Händen älterer Frauen befindet sich der grofse halbkugelförmige Familienregenschirm. Der Mann wird an gewöhnlichen Tagen kaum ohne seine Tabakspfeife gesehen.

Am eigenartigsten ist die Kopfbedeckung (Abb. 125 bis 133), deren Faltung so verschiedenartig ist, daß Kenner nicht nur das Dorf oder Kirchspiel, sondern auch die Lage erkennen wollen, in der sich die Trägerin befindet, ob sie Trauer, Halbtrauer, Patenschaft, Kirchgang, Abendmahl, Konfirmation etc. vorhat. Das Kopftuch wird um einen

Abb. 129.



Hoyerswerdaer Brautjungfern.

(Nach dem Album „Wendisches Volksmuseum“. Bautzen 1896.)

Pappstreifen gewunden, der dem Kopfe angepaßt ist, und durch untergelegtes Papier versteift. In der Niederlausitz wird das Tuch meist so gefaltet, daß ein Zipfel des glatten Fünfecks auf den Rücken fällt, während die gegenüberliegende obere Seite rechts und links schmetterlingsflügelähnlich endet. (Vgl. besonders Abb. 144, 145, S. 336 f.) Ein Dutzend Nadeln halten das Gebäude am Haar. Man erzählt, daß manche Bürger Bräute 243 Nadeln zur Befestigung des zusammengesetzteren Brautschmuckes brauchten. „Die Affen!“ sagte eine Werbenerin. Das Staatstuch der Jungfrauen und der Kinder ist aus Seide, prachtvoll

gestickt oder gemustert, mit feinen Spitzen versehen und — bis 50 Mk. teuer. An gewöhnlichen Festtagen herrscht das weiße Kopftuch allenthalben, nur die Spitzenbesätze erhöhen oder vermindern den Wert. Der breite Hupatz (Abb. 132, 133) der Taufpatinnen und Kirchengängerinnen hat sich in der Burger Gegend besonders erhalten. Zur Feldarbeit wird ein beliebiges farbiges Tuch gefaltet. Aber bei jeder Angelegenheit hat Kind, Jungfrau, Frau, Greisin in Schule und Kirche, in Haus und Feld das Tuch auf dem Kopfe. Einen eigenartigen Eindruck ruft ein Kirchenschiff am Sonntag hervor, wenn die weißen Fünfecke monoton auf den unbeweglichen Gestalten in langen Reihen angeschichtet sind.

Im Verschwinden ist eine ältere Kopftuchfaltung. Es gesellten sich nämlich zum Fünfeck noch besonders eine breite, enggefältelte Halskrause und zwei weiße lange Tuten am Hinterkopf in der Richtung der Arme. — Die Braut trägt noch grünen Rautenschmuck, die Brautjungfer bunten (Abb. 125 2, 10, 11, 130, 132, 133). — Das ist in der Hauptsache der Kleiderschmuck in der Gegend von Burg und Werben.

In der Hoyerswerdaer Gegend herrscht eine Art Fes (Abb. 129) als Kopfschmuck, in der katholischen — wie im hannöverschen Wendlande — eine übers Gesicht vorstehende weiße Haube. Auch weiße Kopfbänder sind in Teilen der Oberlausitz Mode. Pelzbesatz bevorzugt die Sorbin von Schleife; daselbst haben auch die Ostersängerinnen einen eigenen Kopfputz (Abb. 125 14 bis 19).

#### IV. Götter und Geister.

Die früheren Geschichtschreiber geben den slawischen Völkern eine große Reihe von Göttern, den Sorben den schwarzen Gott oder Tschernebog, den weißen Gott oder Bielebog, den Swantowit, Triglaf und Radegast, den donnernden Perkun und den fragwürdigen Flins, welchen Karl Haupt mit dem Pilwitz, dem Korndämon, gleichstellt. Schiwa und Liuba, von der die Stadt Lübben den Namen haben soll, waren Liebesgöttinnen, Propilaga das männliche Abbild der Schiwa. Die Weisheitsgöttin Prowe, der mit Schwertern ausgerüstete Ragowiz, der Herdengott Honidlo und Jutra, die sorbische Aurora, die löwenähnliche Todesgöttin Pya und Morzana, deren Bild die Strohuppe zu Lätare sein soll, der fünfköpfige Pierowiz, das Erbsengespenst Träschadlo und andere Gottheiten sind dem Volksglauben der Sorben entschwunden, wenn sie überhaupt zum Götterhimmel gehörten. Die von Schmalzer erwähnten, Wreginy, Serenje, Bambor, Mera, Lado, waren überall, wo ich fragte, unbekannt. Bludzisch, Bud oder Bludnik (Irrwisch), Hober (Riese), Wichor (Wirbelwind), Paltschik (Däumling), Plon (Drache), Khodojta (Hexe), Raws (Unhold) und den Wechselbalg genannten Idioten entkleidete man überall ihres gespenstigen Wesens, doch meinte man, der

Bud sei imstande, ein Fuhrwerk des Nachts aufzuhalten. Wenn man nach ihm schlage, sterbe ein Pferd; der Plon aber bringe als feuriger Luftdrache Geld. Smij sei jedoch nur eine gewöhnliche Schlange. Ob ein Schlangenkultus stattfand, wie bei den Litauern, ist nicht zu ermitteln gewesen. Plon und Trach aber haben wohl in den feurigen Naturerscheinungen, wie Blitz und Meteor, einen Rückhalt; und Djas, der Böse (Tsart, Dunder), geht wohl auf den biblischen Diabolos zurück. Wie bei den Deutschen lebt jedoch fest der Glaube an eine Reihe geistartiger oder koboldischer Wesen. Der schwarze Mann, das Gespenst schlechthin, heißt Bubak oder Mumak (Papitz). Wenn man die Kinder erschrecken will, sagt man „der Mumak kommt“. Das scheint wie in Sachsen mit dem Graumännchen zu sein, wo man beim Spaziergang mit einem Kinde, das man mit verschränkten Händen führt, so singt: „Wir wolln ein Stück spazieren gehn, ob wir das graue Männel sehn; hat eins geschlagen, kommt immer noch nicht, hat zwei geschlagen, kommt immer noch nicht (u. s. w.), hat zwölf geschlagen, jetzt kommt's.“ Dann dreht man sich um und flieht. Wie sich dem Deutschen der Alp auf die Brust legt, so dem Sorben die Murawa. Auf den Rücken setzt sich der Aufhocker. In Papitz ging in der Nacht ein Mann mit seiner zweiten Frau beim Gottesacker vorbei und dachte: „Wenn doch die erste noch einmal käme!“ Da setzte sich's ihm auf den Rücken, dafs er nur mit Mühe nach Hause kommen konnte. — Nachtjäger, Nachtfuhrmann und wilde Jagd schrecken den Sorben in der Nacht mit Hallo und Hussaschrei, „man soll sich nicht hinlegen, wo sie ihren Strich haben“. Die Jagdgöttin Dziwica (vgl. die slowinzische Bjeledsevdscha) und die weifsgekleidete Božalosc (bože sedleško) zeigen sich, „wenn's in der Luft heult und klagt“, die letztere wimmert an Gräbern Ermordeter, wenn Unglück naht. Es lebt auch der Glaube an den Kobold, den Basilisk, die Krankheitsgöttin Mara, den Tschary („wo's scheucht“), die Smjerkawa (Dämmerungsgespenst), den Krautpopel Serponitza (Serpobaba, Scherpaschia), den einschläfernden Herman und dessen weibliches Gegenstück Drjanotka, an den Wassernix und den Kornmann, der die Kinder aus dem Getreide scheucht, sowie an die Smertnitza, die sich drei Tage vor dem Tode anmeldet. Am meisten erzählt man von den Leutchen (Ludki). Das sind die in den Ecken und Ritzen hausenden hilfsbereiten Heinzelmännchen. Sie sind gutmütig, nur nicht gegen die Geizigen. Verschiedene beschreiben sie verschieden. Rote Mützchen sollen die flinken Leutchen besitzen und in Schlupfwinkeln wohnen. Nach des Albinus Meifsnischer Bergchronika 1589 glaubten die Sorben bei Lübben, die Grabesurnen, die man damals noch weit häufiger ausgraben konnte, wären Erzeugnisse dieser Zwerge. Sie lebten noch und bedienten sich wohl auch dieser Thongeschirre als Tischgerät. Die Sorben wollten sich nicht die Gunst der Leutchen verscherzen und gruben deshalb

nicht nach den Urnen, leisteten auch den Suchern keine Unterstützung. Man zerschlug aber die Urnen, wenn man beim zufälligen Graben nichts darin fand. Der Ansicht, man habe in den „Leutchen“ die früheren Landesbewohner oder den von der Scholle vertriebenen „kleinen Mann“ gesehen, kann ich mich nicht anschließen. Wie im Traume Phantasiegebilde entstehen und der Geist unwillkürliche oder veranlafste Bewegungen unbelebter kleiner Gegenstände oft als willkürliche Handlungen von Lebewesen deutet, wie der Mensch hinter einem Rascheln oder einem Ton an einsamer Gegend einen Veranlasser sucht, so bevölkerte er auch selbst die Wüste mit Gestalten.

Die „Mittagsgöttin“ ist, wie Hermann, beinahe zum Sagengepenst geworden und hat's als Kindervertauscherin namentlich auf die Kinder abgesehen. Die Mittagsfrau geht, wenn der Tag am heißesten ist, über die Fluren und steht plötzlich mit ihrer Sichel vor den Schnittern, die mittags nicht von der Feldarbeit ruhen. Sie fragt, warum. Sie fragt noch mehr, und gewöhnlich stehen die Gefragten starr und können nicht antworten, denen soll sie dann mit der Sichel den Kopf abschneiden. — Als der wendische Forscher Hornig einst in einer Prüfung aus Gebieten prüfte, die den Prüflingen ziemlich unbekannt waren, flüsterte einer von diesen dem anderen zu: „Der fragt ja wie die Mittagsfrau.“

Der Mittagsfrau wird, wie der Khodojta, der polnischen Tscharotenitza und den litauischen Laumen, das Kindervertauschen mit Wechselbälgen zugeschrieben. Oft läßt sie das Kind mit dem Wechselbalg zurück. Man muß ein Gesangbuch unter das Kissen des Kindes legen und den Wechselbalg mit Birkenzacken schlagen, um das rechte Kind zurückzubekommen.

Nicht gerade zu den Dämonen ist wohl auch „der Alte“ zu zählen. Wer beim Ausdreschen den letzten Schlag thut, hat den „Letzten“ oder bekommt den „Alten“. Das ist eine kleine Strohuppe, die der Betreffende dann ins nächste Gehöft tragen muß, wo auch noch nicht ausgedroschen ist. Erwischt der Nachbar den, der den Alten brachte, so macht man ihn schwarz und treibt allerlei Scherz. Die Sitte ist schon selten geworden. Jetzt muß der, der den Letzten hat, ein paar Groschen zu Bier und Schnaps zum besten geben. Drischt der Bauer selbst mit, so nimmt er natürlich den Letzten. Eine kleine Strohuppe wird auch als Pfändwisch, eine große als Krautscheuche verwendet. Die Niedersorben haben für „den Letzten“ den Ausdruck „den Hahn“, man bekommt übrigens den Hahn nicht nur beim Dreschen, sondern bei jeder Angelegenheit als letzten. — Kaum koboldischer Art dürften Marawa und Njespech sein. Wer trödelt, zottelt und nicht nachkommt, heißt beispielsweise in Radibor Marawa, in Werben Njespech, bei den Polen Diubala.

Mehr der Sagengeschichte gehören Dietrich von Bern, ferner der sorbische Faust, das ist der Rabenfürst und Zauberer Krapat, der Räuber-

hauptmann Lipskulian oder Lipstulian und Pumpot an, der witzige Junge, der den Teufel betrügt, und auch in deutschen Kinderliedchen als Pumpa auftritt. Wenn ich auch auf die wendischen Sagen nicht eingehen kann, so möchte ich doch die von den Wendenkönigen nicht unerwähnt lassen, die es nie gegeben hat und die doch in weiblicher Linie noch heute in dem germanisierten Dörfchen Kaminchen Nachkommen haben sollen. Angeblich bezahlen ihnen die Sorben Kopfsteuern. Der König soll Krone und Scepter aufbewahren, bis das wendische Königtum wieder anbricht. Nach Karl Haupt liefs der große Kurfürst dem Wendenkönig nachforschen. Als Bauernbursche arbeitete er aber alsbald auf Geheiß eines Alten, und man liefs ihn unbehelligt.

## V. Sitten und Gebräuche.

1. Hochzeit. Vor 150 Jahren, als M. Abr. Frenzel mit Fleiß die sorbischen Sitten und Gebräuche erforschte, waren die Hochzeitsgebräuche nicht wesentlich von den heutigen unterschieden. Er berichtet:

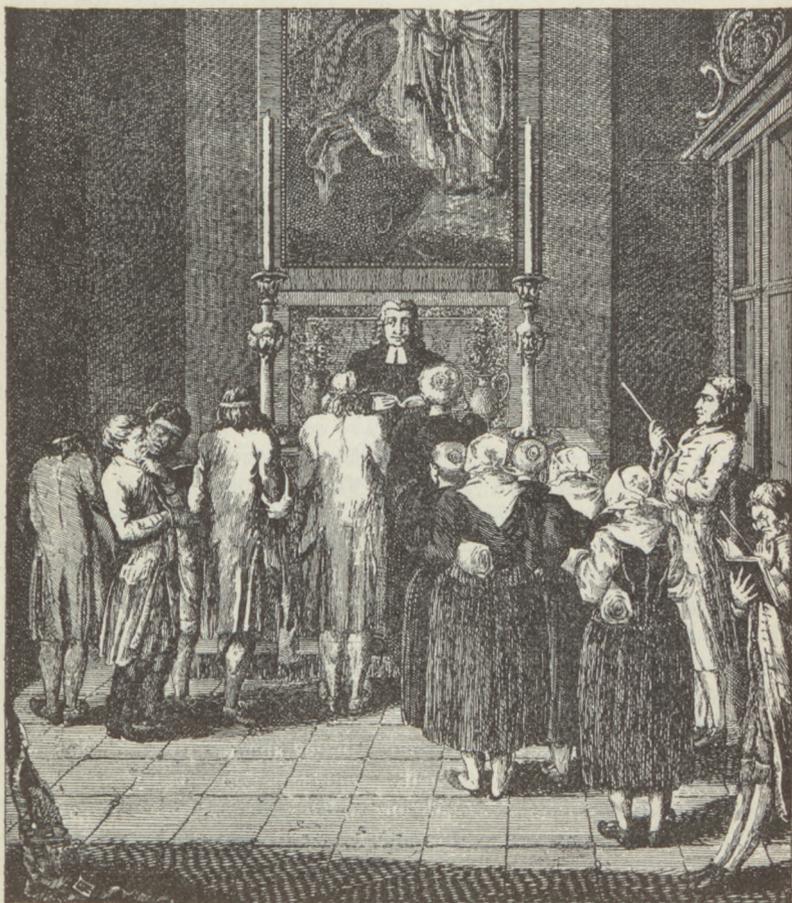
„Sobald junge Leute ohngefähr das zwanzigste Jahr erreicht, denken sie an Gründung des Ehestandes. Der heiratslustige Bursche besucht die von ihm Ausersehene einigemal in ihrem Heim, trinkt ihr, wenn sie sich in der Schenke sehen läßt, einen Ehrentrunk zu, läßt sie neben sich am Örtentisch sitzen, führt sie zum Tanze, und zum Schluß begleitet er sie in ihre Wohnung. Hier bleiben Beyde bis zu Tagesanbruch zusammen, legen sich wohl gar ins Bett, jedoch in den Kleidern, und halten ihre Liebesgespräche, alsdann gehet der Freyer fort, und singt vor der Thür stehend, oder im Fortgehen. Da nun nach der Zeit die Ältern auf Ersuchen ihren Konsens wegen der Tochter von sich gegeben, wird das Verlöbniß angestellt; bisweilen bleibets auch nur bey dem Jaworte und Handschlage. Darauf folgt dreimaliges Aufgebot von der Kanzel, wobey sich die Braut jedesmal mit einem Kranze in der Kirche einfindet; die Gäste aber werden von dem Werbmann und Bräutigam meistens, wenn zumal die verlobten Kinder vermögend seyn, reutende zur Hochzeit gebeten. Beide, Bräutigam und Werbmann, sind wohlausgeputzt, ebenso beider Pferde. Der Werbmann bringt die Einladung vor, der Geladene danket, und sagt zum Schluß: Komm ich, so wird schon etwa ein Plätzchen für mich übrig seyn. Da nun ferner die Gäste erschienen, ordnet sich der Hochzeitszug. Voran die Spielleute, Dudelsak und Geiger, Bräutigam und Braut, dann folgen die Gäste bis ins Gotteshaus, wo die Kopulation nach der meißnischen Kirchenagende vollzogen wird.“

Er schildert dann, wie die Jungesellen vor dem Kirchhof die entblößten Schwerter durch die Luft schlagen, wie die Salzmete aus ihrem großen Korbe Stücke Kuchen auswirft und die Musikanten ein Feldstücklein blasen. Die Brautmutter kommt, ehe die Gäste ins

Hochzeitshaus kommen, mit Betten und dem Hausrat gefahren, läßt eine schwarze Henne fliegen, „die Braut möchte eine gute Heckmutter sein“. Bei der zwei- bis dreitägigen Hochzeit geben die Eingeladenen Geld. Den ersten Morgen muß die Braut die Tischtücher auswaschen helfen (Fleiß!). Bei Hochzeiten und Kirmesen wird zuerst Schwarzfleisch gegessen, auch Milchhirse bevorzugt man. Beim Abendessen singen die Dorfmadchen vor dem Brauthaus und empfangen Bier und Geld. — Bald danach schildert Leske eine Trauung so:

Leske I, 135: Die Trauung eines wendischen Brautpaares, welche bei meiner Anwesenheit geschah, und vom Herrn Richter auf der Stelle ge-

Abb. 130.



Sorbische Trauung, 12. Juni 1782, in Muskau.

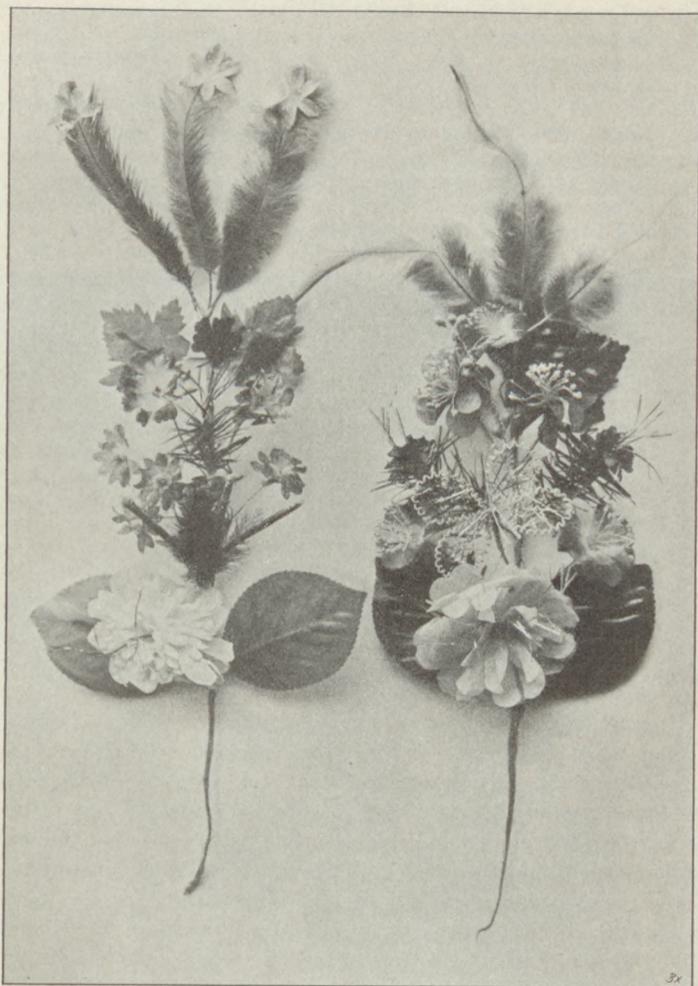
(Nach Leske 1785.)

zeichnet wurde. Vorzüglich zeichnen sich Braut und Bräutigam aus. Letzterer hat allezeit einen Degen umhängen, den er aber in der Kirche, ehe er zum Altar tritt, ablegt, und um den Kopf einen aus verschiedenen Blumen, Blättern und Bändern geflochtenen Kranz. Das übrige seiner Kleidung ist sehr einfach, und willkürlich. Neben ihm steht der Brautwerber, der ein langes doppeltes, unten mit Franzen besetztes Handtuch, wie eine Binde über die Arme herunterhängen läßt. Hinter diesen stehen die übrigen Hochzeitsgäste männlichen Geschlechts. Die Braut und alle Hochzeitsgäste weiblichen Geschlechts sind schwarz gekleidet. Erstere und ihre beide Züchtjungfern, welche gleich hinter ihr stehen, tragen eine schwarzsamtne, gegen oben etwas zugespitzte Mütze auf dem Kopfe, die oben offen ist, und hinten einen runden Absatz hat. Um den runden Absatz gehet ein messingener Reifen, zwei Querfinger breit gegen die Spitze zu, woran oft Flintern oder Sternchen von Messing hängen. Oben auf der Spitze der Sammetmütze steht der Kranz von grüner und roter Seide, oder auch grün allein zusammengewunden. Das Haar wird fest und glat zusammengemacht und hinten, wo die Brautmütze zu sitzen kömmt, in zwei Zöpfe geflochten, so daß es, wenn es mit einem seidenen Bande fest umwunden wird, scheineth, als wenn ein ganzes Stück Band rund zusammengewunden wäre. Der Hals ist entblößt. Die Weiber, welche hinter den Züchtjungfern stehen, haben um die Haube ein weißes Tuch gebunden, bedecken den Hals mit Tüchern und tragen ein großes zusammengewickeltes weisleinwandenes Tuch, so zur Zierde unter den Arm, wie teutsche Damen ihren Fächer oder Regenschirm. Ganz zuletzt steht die Magd der Braut, die aber keinen schwarzen Rock, sondern nur ein Kittelchen von weisser Leinwand an hat, welches vorne bis unter die Brust, und an den Armen bis unter die Ellenbogen reicht. Neben den Frauen zur rechten, stehet der Hochzeitsbitter mit seinem Stabe unter dem Arm, und etwas weiter vorwärts der Schulmeister, der während der Trauung die Gesänge anstimmt. Der Prediger, welcher die Trauung verrichtete, bedarf keiner Schilderung. Dieses Brautpaar gehörte übrigens zu der ärmeren Klasse der Einwohner, denn die Reichen haben nicht nur mehr Hochzeitsgäste, sondern zeichnen sich auch durch reicheren Anzug aus; doch bleibt das Charakteristische auch bei diesen unverändert.

Heute sind die Gebräuche etwa folgender Art: Wenn Bursch und Mädchen über die Heirat einig geworden sind, erkundigen sich die Brauteltern nach den Verhältnissen des zukünftigen Schwiegersohnes, dabei wird auf Standesgleichheit geachtet. Wird kein Freiwerber geschickt, sondern durch möglichst unauffällige gegenseitige Besuche die Verlobung angebahnt, so holt schließlic der Bursch, allein oder von einem Freund begleitet, das Jawort. Wieweit bei der nun folgenden Verlobung und Hochzeit der Bräutigam, die Braschkas oder Druschbas und die Musikanten in die äußerlichen Feierlichkeiten eingreifen, ist von Kirchspiel zu Kirchspiel, von Stand zu Stand, von Zeit zu Zeit, von Individualität zu Individualität verschieden. Der Bräutigam tritt, wenn es sich nicht um ganz ärmliche Verhältnisse handelt, wohl meist zurück, und ein oder mehrere gewerbsmäßige Druschbas machen sich zu schaffen; in der Muskauer Gegend wieder spielen die Musikanten zugleich die Rolle des Ordners und Abbitters, in der Werbener Gegend ist der „Pobratsch“ meist ein Verwandter. Bei der Verlobung schon bittet der Druschba den Brauteltern ab, es möchte dem Bräutigam vergeben werden, was er etwa Unrechtes an ihnen gethan habe. Das

Abbitten ist bei den Slawen noch sehr im Schwange, es beginnt bei der Konfirmation in ausreichendem Maße und wird vom Druschba

Abb. 131.



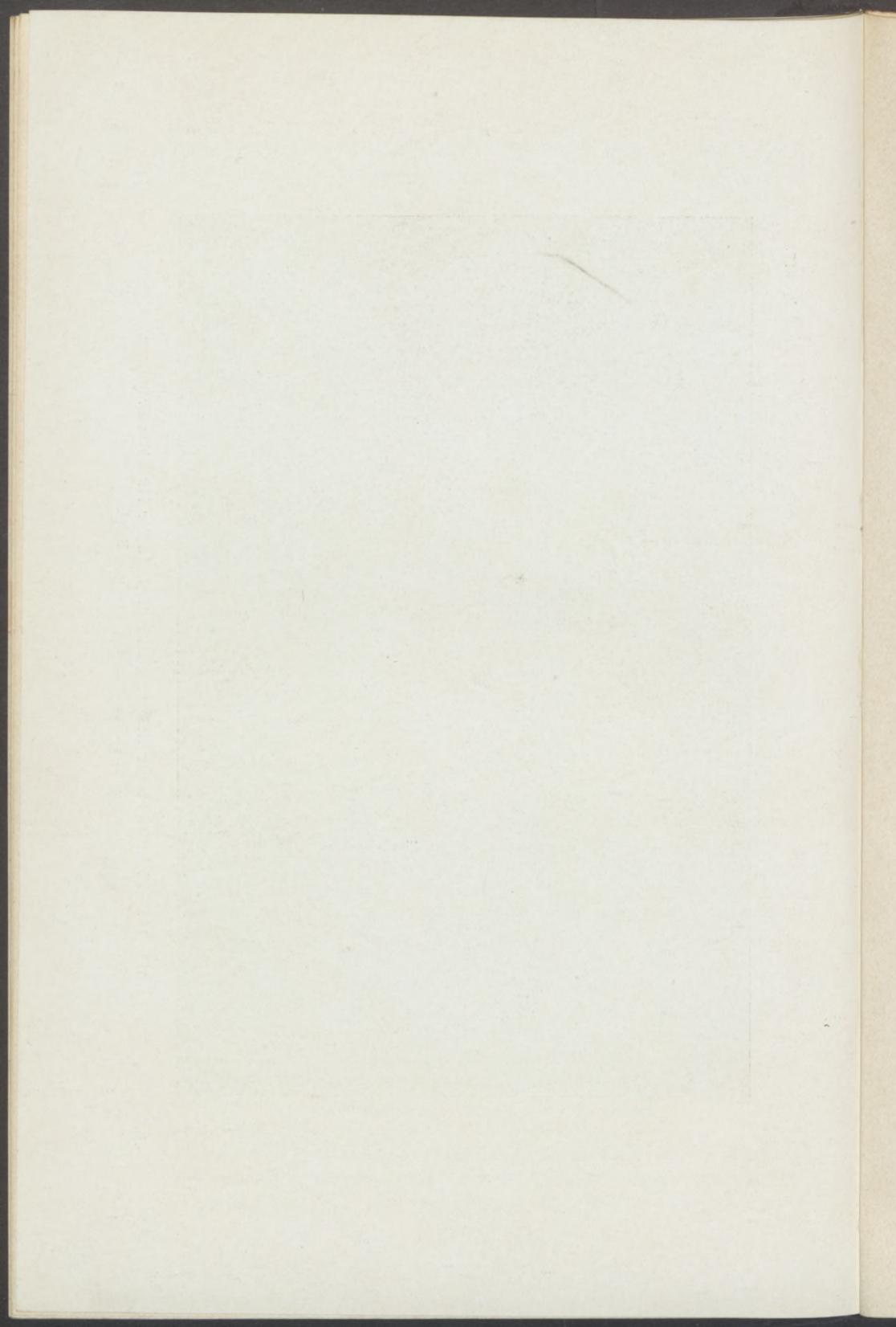
Bürger Feststräuße aus Flittern und künstlichen Blumen.

Solche Sträuße werden von den jungen Burschen in ganz Deutschland bei der „Stellung“, von den Sorben aber auch bei Kindtaufen und Hochzeiten getragen, teils an der Mütze, teils im Knopfloch des Rockes.

vom Jawort und vorm Abschied des Bräutigams von den Eltern wiederholt, vom Manne noch öfter angewendet und endet beim Tode. — Nach dem kirchlichen Aufgebot kaufen sich die Neuverlobten die Braut-



Abb. 132. Kahnfahrt zur Trauung in Burg. In der Mitte das Brautpaar.  
Nach Photographie von Steffen-Burg.



geschenke und geben sich besonders Kleidung und Wäschestücke. Die Brautzier wird nur am Hochzeitstage getragen, dabei bevorzugen die Nochtener gemachte grelle Blumen, Lavendel, Thymian, Rosmarin, nicht Myrte. 14 Tage vor der Hochzeit lädt der Druschba (oder mehrere) mit Stab und dem in verschiedenen Gegenden verschiedenen Hochzeitsbitterschmuck die Gäste ein. Einige Gegenden bevorzugen den kurzen Cylinderhut, andere den Straufs (Abb. 131) im Knopfloch, die dritten das lange Tuch oder rote und grüne Bänder ebenda, die vierten begnügen sich mit dem bändergeschmückten langen Stab und dem Straufs aus Blumen und Federn (Nochten). Auch zu Rofs erscheint der Druschba hier und da. Nun schicken die Eingeladenen ins Hochzeitshaus Milch, Butter, Fleisch und anderes, in manchen Orten (z. B. Nochten) ist es gebräuchlich, 5 Thaler zum Mahl beizutragen. Am Tage der Hochzeit kommen die Gäste ins Hochzeitshaus, um Glück zu wünschen. Der Druschba wird nicht sogleich eingelassen, sondern zu witzigen Reden veranlaßt, um dem Bräutigam Eingang zu verschaffen. Dann fragt er die Braut und deren Eltern in aller Form nochmals, ob sie die Frau des Bräutigams werden wolle. Die Niedersorben gefallen sich sogar in einem scherzhaften Brautkauf mit Handel und Draufgeld vor der Thür der Brauteltern. Auch giebt man hier dem Bräutigam erst eine verummte bucklige Person; der Buckel ist mittels eines Topfes hergestellt. Der Druschba schlägt darauf, daß die Scherben unter Gelächter herabfallen. Schliesslich wird die richtige Braut gebracht. So war es früher in Werben. Und dann geht es unter Gesang und Jubel, wenn auch nicht mehr unter Pistolenschüssen, vielleicht schon mit Musikanten, in die Kirche. In der Hand haben Braut und Bräutigam das Gesangbuch, ein weißes Tuch und einen Rosmarinstraufs, Myrte oder dergleichen (Abb. 132). Auf dem Kopfe hat die Obersorbin häufig die Borta (vgl. Abb. 133 a. f. S.), jenen persermützenähnlichen Kopfschmuck, der uns schon auf alten Abbildungen der Wenden, der Altenburgerinnen, der Slowinzinnen, der Litauerinnen begegnet. Am schmalen Ende der Borta ist oben ein Myrtenkranz angebracht und nach unten hängen Flittermünzen. Wenn die nicht in Ordnung sind, soll es mit der Jungfräulichkeit der Braut auch nicht ganz richtig sein. Ähnliches reiches Gehänge, künstliche Blumen oder Rosmarinzweige, trägt die Obersorbin auf der Brust. Die Niedersorbin kennt die hohe Borta nicht. Aber auch ihr Kopfputz ist eigentümlich und mit grüner Raute geziert, zum Unterschied von den Brautjungfern, die bunte Blumen im Kopfschmuck tragen. Die Katholikin schlingt um den Kopf nur ein Band mit Schleifen, die Muskauerin trägt eine ziemlich niedrige Borta. In der Hoyerswerdaer Gegend ist immer eine fesartige Kopfbedeckung bei den Mädchen Mode (Abb. 129), in der Muskauer Gegend hängen vom Bräutigamskranz unterm Hut hinten gelbe, grüne und rote Seidenbänder herunter, um den Arm sind buntblumige Streifen gewunden. Vgl. Abb. 125, 130, 132, 133, 134.

Die Brautfrau (Salzmeste, Slonka) ist wie die Braut gekleidet, trägt aber bunte Kopfzier. Ein Kranz von reiner Myrte oder grüner Seide mit langem grünen Band bildet des Bräutigams Abzeichen. Auf dem

Abb. 133.



Papitzer Braut (Rückansicht).

(Nach Photograph. vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)

und noch mehr Gäste, wo nur Platz ist. Im Ehrenzimmer mit dem Brautwinkel versammeln sich nur die nächsten Verwandten; in den Nebenzimmern, im Hausflur, wohl gar der Scheune, wird aber alles daran gesetzt, den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, damit unter Scherzen und Witzen die sieben Gänge erledigt werden können. Als Vorkost

Rückwege findet der Zug wieder Unterbrechung durch gezogene Schnuren und Begegnende. Der Druschba hat vollauf zu thun, mit kleiner Münze und Schnaps die Bahn frei zu halten und den Glückwünschenden zu danken. Zu Hause stellt er nun die Neuverehelichten vor; oft aber muß der Druschba erst den Eingang erbetteln: „Laßt sie doch ein, sie ist oft fortgegangen und wiedergekommen, und nun da sie einen Begleiter hat, wollt ihr nicht öffnen.“ Endlich öffnet man. Die Braut giebt aus einer Milchgelte den fremden Zuschauern Bier zu trinken, sie melkt dann wohl auch selbst eine Kuh. Die Geladenen aber sehen Ställe und Gehöft an, bis das Zeichen zum Mahl gegeben wird. Bei großen Hochzeiten sitzen die 200

giebt es Butterbrot und Käse, nach der Suppe bevorzugen die einen Dorfschaften Sauerbraten, die anderen Reis und was man sonst mag. Den Schluß machen Kaffee und Kuchen. Das Einbinden von allen Speisen ist meist aus der Mode, das Senden von Hochzeitskuchen aber bleibt, ebenso das Schicken an Arme, das Verschenken an Gäste und Kinder.

Vor dem neuen Paare stehen brennende Lichter. Man putzt sie nicht. Welches zuerst niederbrennt, dessen Besitzer stirbt zuerst. Und wenn das dann wirklich eintrifft, so sagt man: „Seht, es hat doch zugetroffen.“ Während der Eispausen wird die Braut von allen zum Tanz geholt, nur der Bräutigam bleibt sitzen. Besonders beliebt ist es bei den jungen Gästen, der Wachsamkeit des Druschbas zum Trotz, dem Bräutigam den Hut und der Braut den Schuh zu stehlen. Beides muß dann vom Druschba und der Salzmeiste gegenseitig aufgelöst werden. Zum Schluß des Mahles wird gesungen und gebetet, und die Braut muß über den Tisch schreiten. Man begleitet das Paar nach Abnahme der Borta ins Schlafgemach.

Am zweiten Tage läßt man auf Kaffee und Kuchen noch ein großes Frühstück mit Butter und Käse folgen. Das possenhafte Durchhecheln der einzelnen, Maskierungen und spafsige Streiche machen auf den Fremden, wie immer, keinen angenehmen Eindruck, desto fröhlicher sind die Beteiligten; die sind ja mit Leib und Seele dabei. Am Ende des Mahles gehen die Teller der Reihe nach herum, erst einer mit Salz für den Koch, dann einer mit einem kleinen Stroh-wisch für die Aufwaschfrau, vielleicht noch einer für einen gemein-nützigen Zweck. In der Klittener Gegend sammelt man auch für das neue Paar. Der Druschba oder Braschka läßt klirrend zuerst zwei Thaler auf den obersten Teller und dann in den zweiten fallen und schenkt dann jedem neuen Schenker unter Namensnennung aus seinem Glase. Besuche bei den Dorfgewossen folgen hierauf von seiten der Hochzeits-gäste, die überall eine Tasse Kaffee trinken müssen; eine mir bekannte Dame hat es auf 23 Tassen gebracht. Diese Besuche hält man, da das ganze Dorf ja beteiligt ist, für etwas Selbstverständliches.

Die Hochzeit dauerte früher oft acht Tage, jetzt zieht die Frau meist am zweiten Tage ein. Die Eingeladenen tragen ein Stück Hausrat mit ins neue Haus. Es folgen Abschiedsgesänge der Braut an die Ihrigen, und schließlich geht der Zug ins neue Haus; er wird vom Schwiegervater bewillkommen. Es folgt noch ein Abendessen, und dann verabschiedet man sich. Am folgenden Sonntag geht man in die Kirche und nimmt das Mittagmahl meist bei Verwandten ein. Der Hochzeitstag selbst ist meist der Dienstag oder Freitag, nie der Donnerstag. Die Hochzeitsmusik hat besonders in der Muskauer, Schleifener und Nochtener Gegend alte Eigenart. Meist sind drei Musikanten vereint, einer mit der Geige, der andere mit der Hoboe und der dritte mit dem Dudelsack. In den genannten Orten hat man

die große und kleine dreisaitige Husla noch anstatt der Geige, selten auch noch die Tarakawa statt der Hoboe. Statt des gewöhnlichen kleinen Dudelsacks bedient man sich auch des mit Eberzähnen und Ziegenfell geschmückten großen. Die Musik klingt grell und scharf, wie schreiende Farbe, „aber nur nach ihr kann man ordentlich tanzen“. Vgl. Abb. 146, S. 340.

Besondere Eigenarten in der Muskauer Gegend sind die folgenden: Die Braut darf selbst nichts schlachten fürs Hochzeitsmahl; neben dem Brautpaare sitzen rechts und links Brautjungfern, der Druschba muß bedienen. Am zweiten Hochzeitstage müssen Braut und Bräutigam vom Hochzeitsmahle zu den Leuten, besonders zu den Armen schaffen oder schicken. Der Hochzeitsbitterstock ist grün umwickelt. Die Musikanten machen aus, ob die Braut unter oder über den Tisch wegspringen soll, der Druschba aber muß es zugeben. Es darf nur einmal der Hochzeitsschuh von einem Jungen gestohlen werden. Bei Hochzeiten von 200 und mehr Gästen, die abends bei Bekannten und Verwandten, in der Scheune und auf dem Boden bleiben, werden oft noch mehr als sieben Speisen genossen. Der Bräutigam tanzt zuerst mit der Salzmete. Die Frauen führen die Braut in die Kammer und setzen ihr die Haube auf. Die Hochzeitsspäße sind eine Abart des Zamberns zur Fastnacht, da werden, wie bei den Haberern, die Anwesenden durchgehehelt, nur milder. Das Zamborn hat allerdings die Polizei verboten. Zum Herbeischaffen des ersten Tellers ermahnt man mit der Formel: „Hier ist nicht gesalzen, bringt Salz!“ Der Koch bringt nun einen Teller mit Salz und dahinein legt man die Geldgeschenke. Dann heißt es: „Hier ist nicht rein gewaschen.“ Nun schickt die Aufwäscherin einen Teller mit einem kleinen Strohwisch, und jeder Gast legt etwa 20 Pfennige auf. Der Hausrat wurde früher nach der Hochzeit gegeben. Jetzt wird alles so eingerichtet, daß am dritten Hochzeitstage der Leiterwagen mit hochgestellten Brettern die Ausstattung ins neue Heim fährt.

Bei den sorbischen Katholiken der Radiborer Gegend hat man nur einen Hochzeitsbitter, den Braschka. Er hat keinen Bänderstab, aber am Hut einen Kranz mit breiten Bändern und ein seidenes Tuch von der Braut im Knopfloch. Die Braut hat zwei Führer, die die Braut zu holen haben. Polterabend giebt es nicht, auch keinen großen Brautzug. Der Bräutigam geht mit seiner Salzmete und die Braut mit der ihren, dann folgen die Ehrenjungfrauen, alle meist zu Wagen. Die Musikanten kommen nach der Trauung zur Kirche. Dann beginnt das Mahl und der Tanz. Ein besonderer Brauttanz fehlt. Meist werden Volkslieder gesungen und gespielt, die für die Musikanten in Musik gesetzt sind. Man tanzt den alten wendischen Tanz. Die Husla braucht man hier auch noch. Man trägt ins Hochzeitshaus am Sonntag vorher die sogenannten Buttergaben, Milch, Reibkäse u. a. Auf großen Hochzeiten zählte man schon 300 bis 400 Gäste. Die

Witwen heiraten Montags, die Jungfrauen Dienstags. Die meisten Hochzeitsbittersprüche sind auf Lehrer zurückzuführen. Man beliebt nicht mehr die gebundene Form. Wenn das erste Gericht, meist Rindfleisch, auf die Tafel kommt, schickt der Braschka einen Teil einem Armen oder Kranken. Den Stall besucht und zeigt man den Gästen, weil er die Haupteinnahmequelle der Frau ist. Die Hochzeit dauert meist nur einen Tag. Beim Knien vor dem Altar rückt das Paar eng zusammen, auch achtet der Bräutigam darauf, den Rocksaum der Braut unterm Knie zu haben, sonst herrscht die Frau im Hause. Man schließt die Hochzeit gern bei zunehmendem Mond und freut sich, wenn ein wenig Regen nach der kirchlichen Trauung vom Himmel fällt. Die Braut läßt eine Henne im neuen Hause auffliegen; gewöhnt die sich an den Hof, so bleibt auch die junge Frau da, im anderen Falle hat die junge Frau Wechsel zu erwarten. In Königswartha liebt man es, beim Zusenden der Hochzeitsgeschenke allerlei Scherze anzubringen; man fällt mit den Töpfen und Küchenbrettern und putzt Geschenke phantastisch aus. Wenn der Hochzeitsbitter das Paar aussegnet und die Lichter aufstellt, singen alle: „Mir nach, spricht Christus u. s. w.“ (Wegen: „Ich leucht euch vor, bin euer Licht“).

Große Hochzeiten werden immer seltener. Meist finden sie statt, wenn nicht innerhalb des Dorfes, sondern von Dorf zu Dorf geheiratet wird. Da kann man wohl auch noch den Bräutigam mit nahezu einem Dutzend Hochzeitsreitern und den berittenen Hochzeitsbitter sehen, der vor den Häusern des Bräutigams und der Braut die ganze Gesellschaft dreimal umreitet. Aber die Förmlichkeiten nehmen von Jahr zu Jahr ab. Selbst in der Schleifer Gegend, in der die Hochzeit aus etwa drei Dutzend besonderer Abschnitte bestand, hat sich mancherlei vereinfacht. Doch hat der erste Musikant und Hochzeitsbitter, der zugleich Halbbauer und Fabrikant alter wendischer Musikinstrumente ist, immer noch seine zwölf Reden bei einer Hochzeit vorzutragen. „Ja, der muß mehr können als der Pastor“, sagen die alten Frauen oftmals, wenn sie von der Thätigkeit der alten Hochzeitsbitter reden.

Zunächst hat er mit einem Genossen die Gäste einzuladen. Sein Bitterspruch lautet verdeutsch etwa: „Wir haben jetzt einige Worte zu reden, wundert euch nicht. Wir sind die Abgesandten, erst vom lieben Gott, dann vom ehrbaren Bräutigam und der Braut und den lieben Eltern des Bräutigams und der Braut. Sie lassen euch freundlich zur Hochzeit laden; Dienstag, um 8 Uhr, mögt ihr euch im Bräutigams-hause einen Augenblick niederlassen und dann mit zur Braut gehen. Wir wollen einen frischen Trunk Bier trinken, dann ein Vaterunser andächtig beten für uns allein und darauf fürs Brautpaar und ihm Glück und Segen wünschen, damit der Ehestand ihnen gerate. Aus dem Gotteshause kehren wir zu einem Mittagsbrot ins Hochzeithaus zurück. Da wollen wir essen und trinken und fröhliche Gäste sein. Je fröhlicher ihr euch zeigt, desto lieber seid ihr uns. Wir wollen

aber in der Fröhlichkeit auch den lieben Gott nicht vergessen, sondern ihn beständig in Gedanken haben, und fürlieb nehmen mit dem, was uns Gott bescheren wird, selbst wenn ihr dort nichts weiter finden werdet als ein Brotränftchen und ein wenig Salz. Wir erwarten aber vom lieben Gott etwas mehr, denn Gott ist allmächtig und kann machen das Kleine groß und das Große klein. Gebt uns beiden Abgesandten nun eine kurze Antwort, die nicht uns allein, sondern auch denen gut gefällt, die uns gesendet haben!“

Mit demselben breiten Behagen und starker, noch erheblich umfanglicherer Anwendung von biblischen Stellen und Predigtstücken fährt nun der Druschba fort, seine Reden hersagend. Eine zweite Form der ersten Rede ist für besondere Fälle üblich.

Die Bitter kommen nach Hause und halten eine förmliche dritte Rede, worin schematisch Bericht über die Antworten der Eingeladenen erstattet wird. Die vierte Rede erfolgt im Bräutigamshause. „Wenn ihr in Gedanken und Herzen bereit seid, euch auf die Reise zu machen, die wir vorhaben, dann wollen wir vortreten vor das Angesicht des Höchsten u. s. w.“ Er bittet für den Bräutigam bei dessen Eltern ab und erzählt vom jungen Tobias und von Ekbatana.

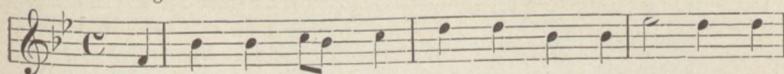
An fünfter Stelle redet er, wenn nun zur Braut gefahren wird, in drei Abschnitten. Diese Rede ward früher vom Pferde oder Wagen herunter gehalten, und es folgte das dreimalige Umreiten. Nun erst geht die ganze Gesellschaft zur Braut. Da wird der Bitter abgewiesen, er soll zum Nachbar gehen. In drei Teilen redet nun der Bitter die sechste Rede, es folgt eine Art Brautkauf, das Vorführen eines alten buckligen Weibes („die ist zu alt“), einer Brautjungfer („die ist zwar schön, aber nicht die richtige“), endlich der Braut. Man schreitet über die Schwelle zu den „vier Säulen“. Sie wird dem Bräutigam „so gesund übergeben, wie man sie empfangen hat“. Die siebente doppelteilige Rede wird gehalten, wenn die Braut aus dem Hause treten will und wenn sie dann austritt; die achte, wenn sie von der Trauung kommen, die neunte nach dem Abendessen, die zehnte, wenn das junge Paar fort aus dem Hause ins neue Heim fährt, die elfte, wenn es ins neue Haus kommt. Die zwölfte und letzte mit dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter und noch einigem fordert die Teilnehmer zur Bezahlung des auf jeden fallenden Kostenteils auf.

Im Spreewald kommen Braut und Bräutigam wohl auf dem Kahn abends ins Haus des Bräutigams. Die Braut hat ihre Laterne mit und hütet sie, daß sie nicht verlöscht. Wenn das Brautpaar Einlaß bekommen hat, brennt die Braut im Hause sämtliche Lichter mit ihrer Laterne an. Das heißt, „ihr Licht soll aufgehen“. Dann schenkt sie jedem Anwesenden ein selbstgemachtes Stück: Schürze, Strümpfe, Tücher.

Beliebt ist das Singen des Ehestandsliedes von seiten der jungen Mädchen am Hochzeitsabend vor dem Hause. In Schleife singt man vier Strophen, Müller kennt für andere Gegenden sieben.

Ehestand (vgl. auch Erks Liederhort II, 660).

(Von den Jungfrauen abends vor dem Hochzeitshause gesungen. Schleife, 1900.)



Jetzt hört ein - mal ihr Chri - sten - leut, woher kommt der  
Den Mann er - schuf der lie - be Gott, der Mann fiel in



E - he - stand? Das mer - ket euch: Aus  
tie - fen Schlaf, so tief und süß. Der



Men - schen - klug - heit kam er nim - mer, nein aus Gottes  
Herr nahm aus ihm ei - ne Rip - pe, und machte dann ein



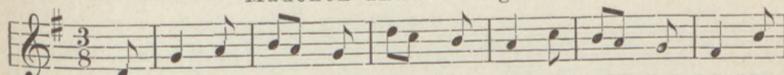
Macht allein im Pa - ra - die - se, im Pa - ra - dies.  
Weib daraus, zum E - he - stan - de, zum E - he - stand.

Jetzt hör einmal, o Bräutigam,  
Und du auch, du liebe Braut,  
Am heutigen Tage:  
Es werden trübe Tage kommen,  
Freudenvolle aber auch  
Im Ehestande, im Ehestand.

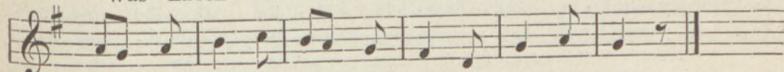
Wir wünschen euch nun gute Nacht,  
Und noch recht viel Heiterkeit,  
Ihr Hochzeitsleut.  
Und denkt an jene Hochzeitsfeier,  
Einst bei Jesu wird sie sein  
In Ewigkeiten, in Ewigkeit.

Gern gesungen werden auch:

Mädchen und Bräutigam.



Was haben nur die Leu - te all, ja all - zu - mal. Sie



re - den von uns ü - ber - all, ja ü - ber - all.

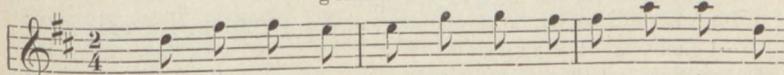
In den Krieg.



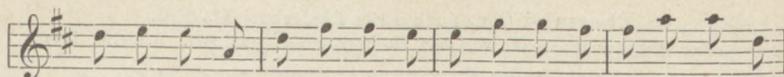
Es sind nun sieben Jah - re her, dafs sich der Bursch ein Liebchen nahm

In Kamenz sangen, nach Hortschansky, die Sorben um 1782  
gelegentlich der Hochzeit und des Auszuges folgende drei Lieder:

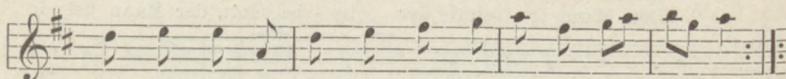
Feldstückchen oder Marsch, wenn die Braut zur Trauung  
geführt wird.



Wed - ze - my ju, wed - ze - my ju, ma - my ju, a  
(Wir) führen sie, wir führen sie, wir haben sie, wir



mamy ju hai, wed-že-my ju, wed-že-my ju, mamy ju, a  
haben sie, wir führen sie, wir führen sie, wir haben sie, wir

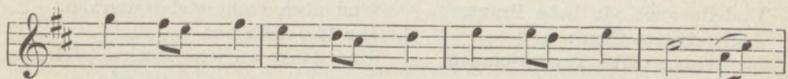


ma-my ju a, nie ko-mu ju hewak nje-da-my.  
haben sie, wir geben sie sonst niemand, niemand, niemand her.

### Marsch bei der Heimführung.



Halje Sty-ri-fsu ko-ni-ki sapschen-je ne a  
Vier Pferdchen sind an-ge-spannt, war-ten vor'm Haus, und  
Wo bist du mein Va-ter, mein Müt-ter-lein, lebt  
Habt Dank, ihr El-tern, ich dan-ke euch, für



wschitke fsus Dwo-ra wo-hu wo-bro-hčzene, a  
zieh-ern und wol-len zum Ho-fe her-aus, und  
wohl nun es mufs nun ge-schie-den sein, Gut  
eu-re Er-zieh-ung dan-ke ich euch, für



sty-mi-a djr-bun-jetk lej-der fso-bu precž.  
ich mufs nun bald in die Frem-de hin-aus.  
Nacht, es mufs ja ge-schie-den sein.  
eu-re Er-zieh-ung dan-ke ich euch.

### Beim Abschied.

Das Mädchen zog nach Weihnachten am heiligen Stephanstage fort,  
Ihre Äpfelchen band sie sich in ein rein Tüchlein.  
Ach gute Nacht, gute Nacht, meine Mutter!  
Niemaß mehr werd ich in eurem Hofe herumgehn,  
Ach niemaß mehr werd ich eure Kälber mästen.  
Ach ich bedaure die lustigen Burschen,  
Die wir miteinander zu Biere und vom Biere gegangen,  
Und ich bedaure die lustigen Mädchen,  
Die wir miteinander in die Kirche und aus der Kirche gegangen sind.

2. Taufe. Die Zahl der Paten beträgt drei bis zwölf, in der  
Kottbuser Gegend meist vier, in der katholischen zwei bis drei. Bei

Knaben nimmt man in einigen Dörfern mehr Frauen, bei den Mädchen mehr Männer, in der Gegend von Weilswasser ist es umgekehrt. Die Hebamme oder eine Patin sagt beim Verlassen des Hauses: „Wir nehmen einen Heiden mit und bringen euch einen Christen zurück.“ Ein Patenbrief mit Geld, umwunden mit Seide oder Zwirn, wird ins Taufkissen gesteckt. In der Radiborer Gegend sind es Münzen verschiedener Art, die man im Patenbriefe birgt; auch fügt man Gesäme und bei Mädchen eine eingefädelte Nähnaedel hinzu, daß das Kind fleißig werden soll. Mit dem Hüllfaden näht man das erste Hemd. Den Taufweg verlegt man wie den Brautweg mit Querbändern, ein kleines Geldgeschenk wird für Freigabe des Weges erwartet. Die Mutter muß in Gedanken immer beim Kinde sein, sonst vertauscht die Mittagsgöttin das Kind. Nach sechs Wochen geht die Mutter zur Kirche und läßt den Badewisch hoch auf einen fruchtbaren Baum hängen. Am Schicksal des Badewisches will man das Geschick des Kindes erkennen. Das Taufkissen muß mit seinen Bändern hübsch in Ordnung sein, daß das Kind ordentlich wird. Eine schwangere Frau darf das Taufkind nicht tragen, sonst stirbt es bald; auf dem Taufgange soll man einem Leichenzuge ausweichen, sonst tritt dasselbe ein. Man muß den Täufling an den Pastor zu stoßen suchen, daß das Kind klug wird. Vor der Taufe legt man unter die Schwelle, bevor die Paten darüber schreiten, Beil und Säge bei Knaben, und Gesangbuch und Sichel bei Mädchen. In Radibor bemühen sich die Paten, an ein Glöcklein zu schlagen, daß sie recht schön singen können. Meist hat man hier drei Paten, die Mädchen gehen dabei wie Brautjungfern und schenken dem männlichen Gevatter ein Tuch. Man legt drei Geldstücke in den Patenbrief, im ganzen 10 bis 20 Mk. Der Taufgevvatter findet sich bei den Patinnen für das Geschenk auf dem Tanzsaale mit Wein ab. Er hat auch den Vortanz. Das Kind wird bei Feldgängen in einem großen Leinwandtuche, der „Tročkawa“, getragen, die dann gern hängemattenartig angebunden wird.

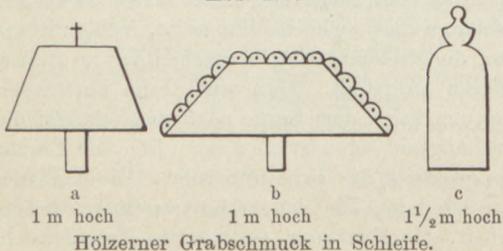
3. Krankheit und Begräbnis. Gegen Krankheiten werden, wie überall, zunächst Hausmittel und Besprechungen angewandt. Auch wenn der Arzt geholt worden ist, setzt man wohl die alte Heilart fort und fragt alte Schäfer und heilkundige Personen, doch weicht der Glaube an sie immer mehr. Der Todkranke läßt sich aufs Betttuch und Stroh ohne Unterbett betten. Am Todestage öffnet man die Fenster; die Angehörigen beten, solange die Leiche im Hause ist, früh, mittags und abends ein Vaterunser, die Nachbarn singen Sterbelieder im Hause. Der Tod wird den Haustieren mitgeteilt. Man wirft beim Forttragen des Sarges den Sargdeckel um, kehrt dem Sarge nach und schließt die Thür. Ein tüchtiges Begräbnismahl schließt die Feier. Die tiefe Trauer dauert vier Wochen, so lange bleibt das Erbe unberührt. Die nächsten Verwandten betrauert man ein Jahr. Die Obersorben tragen ein weißes Stirnband als Trauerzeichen, die Muskauer ein weißes Taschentuch,

Abb. 134.



Trauernde Niedersorbin mit Plachta.  
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)

Abb. 135.



die Werbener und Bürger schwarzes Brusttuch, die Katholiken lange Plachta (Abb. 134) und Kopfhütchen. Das Begräbnis hat am Schlusse etwas Geschäftsmäßiges. Nach der wendischen Einsegnung und dem dreimaligen Schiefsen bei der Beerdigung eines Kameraden zog man nicht etwa mit zur Kirche in die Leichenpredigt, sondern direkt unter belebten Weisen ins Gasthaus.

Grabschmuck (Abb. 135 bis 142) und -sprüche. Eine ganze Anzahl von Kirchhöfen zeigen hübsche Holzplatten in verschiedener Form und verzierte gulseiserne Kreuze neben den überhandnehmenden Platten und Marmorkreuzen. Die Inschriften sind häufig mit weißer Schrift auf schwarzem Untergrunde in sorbischer oder deutscher Sprache geschrieben, die Schrift ist deutsch. Ein paar deutsche Grabinschriften sorbischer Erdenpilger mögen den Geist der Inschriften überhaupt kennzeichnen.

„Alhier ruhet selig in Gott Georg Rokott aus Königswartha, geb d. 16. Apr. 1818, gest. d. 28. März 1890, hinterläßt 1 Tochter 1 Schwiegersohn und 4 Enkel. —

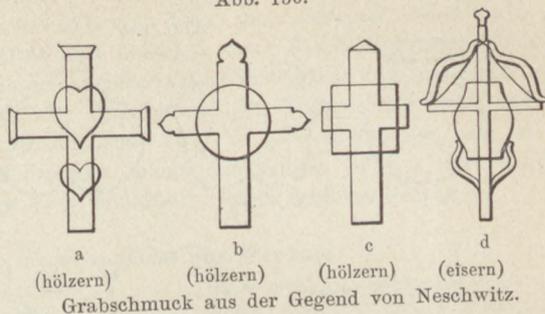
Das Leben ist gleich wie ein Traum; Ein nichtiger leerer Wasserschäum. — Mein Lauf ist nun vollendet, der Tod das Leben endet, sterben ist mein Gewinn, kein Bleiben

ist auf Erden, das Ewge muß mir werden. Mit Fried und Freude fahr ich dahin.“

„Hier schlummern vereint dem großen Morgen der Auferstehung entgegen, die Gott an einem Tage, den 27. März 1890, abgerufen hat: Karl Strümpe, Hausbesitzer und Zimmermann in Königswartha, geb. 5. Nov. 1845 in

Opitz, wurde alt 44 J. 4 M. 2 Tage, seine Gattin Clara Wilhelmine, geb. Schiffs, Dresden, geb. 20. Aug. 1856, wurde 33 J. 7 M. 5 T. alt, und deren einziges Kind Anna Marie, 8 J. 11 M. 26. T., geb. 1. Apr. 1887 in Königswartha. — Wer weiß wie nahe mir mein Ende (u. s. w. bis) gut.“

Abb. 136.



Grabschmuck aus der Gegend von Neschwitz.

Abb. 137.

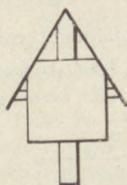
Briesener Holzkreuz.  
60 cm hoch.

Abb. 138.

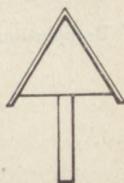
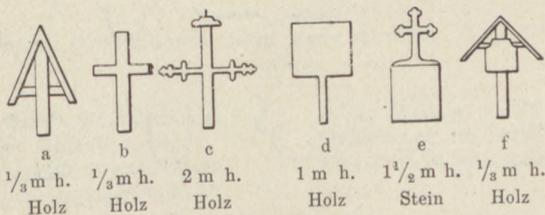
Papitzer Holzplatte.  
1½ m hoch.

Abb. 139.



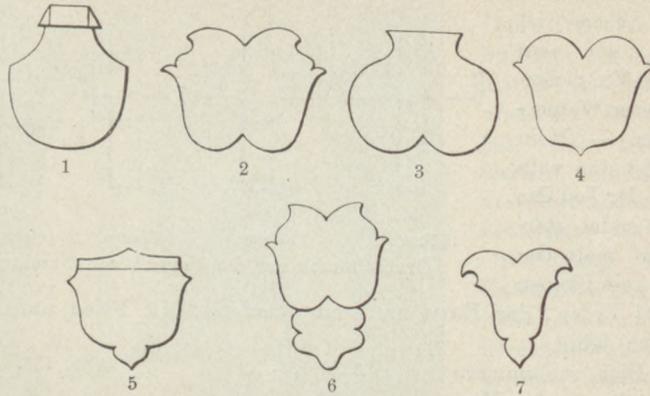
Burger Grabschmuck.

In Briesen ähnlich wie a (60 cm h.). Vorn „Marie Rattey“, hinten „1899“.

Den deutschen Einfluss verrät ein Grabmal des Neschwitzer Friedhofes, der die Inschrift trägt: „Was sie waren, sind wir; was sie sind, werden wir.“ Der Text lautet:

„Hier ruhet vom kurzen Pilgerlauf Frau Agnes Adolphine Lade genannt Ruick, geb. Haenich. Sie trat in das Erdenleben in Naschwitz den 15. Dez. 1798, vereinigte sich am 16. Jan. 1823 zum ehelichen

Abb. 140.



1 bis 7 Holzplatten auf dem Mittelpunkt von Grabkreuzen zu Königswartha.  
 $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  m hoch.

Abb. 142.

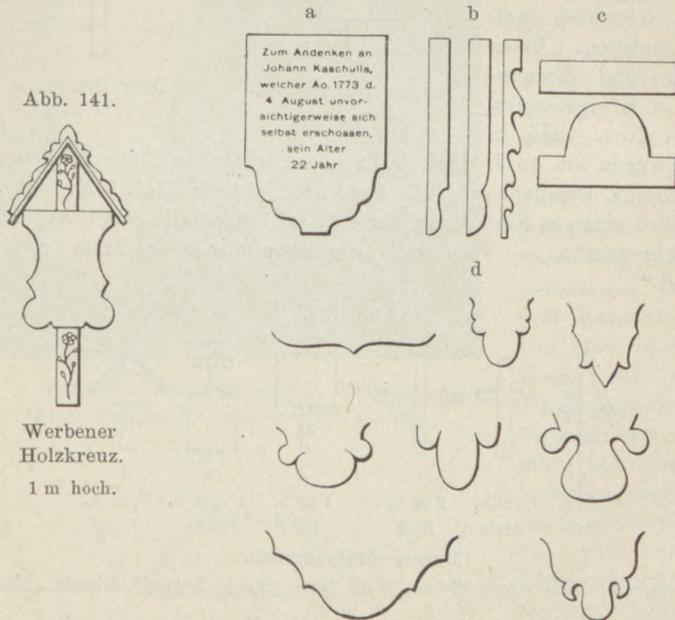


Abb. 141.



Werbener  
 Holzkreuz.  
 1 m hoch.

a Totenbrett ( $25 \times 45$  cm) in der Werbener Kirche;  
 b seitliche, c Kopf-, d untere Ansätze an Werbener Totenbrettern.

Bunde mit Adolf Friedrich Lade, genannt Ruick, Rittergutspächter zu Schmochtitz, erfreute denselben während des kurzen Ehestandes durch die Geburt dreier Kinder, nämlich zweier jetzt an ihrer Seite ruhenden Söhnchen und einer der leitenden Hand ihrer liebenden Mutter nur zu früh beraubten Tochter und beschloß nach des Höchsten unerforschlichem Ratschluß ihr in anspruchloser Thätigkeit und häuslicher Zufriedenheit dem Wohl der Ihrigen und der Tugend und Frömmigkeit gewidmetes Leben am 21. Juni 1827 in dem Blütenalter von 28 J. 6 M. 6 T. — Dem dunklen Schofs der heiligen (u. s. w. bis) werde. Noch köstlicheren (u. s. w. bis) Los.“ (Aus Schillers Glocke.)

## Grabsprüche aus Werben.

Meines jungen Lebens Blüte  
Stünde jetzt im besten Flor,  
Aber Gottes weise Güte  
Nahm was andres mit mir vor.

Bald ward ich dahingenommen,  
Durch den Tod bin ich gekommen  
Hin zu meinem Jesulein,  
Hier ist Fried und Freud allein.

(Hier ruht in Frieden Maria Skorna aus Werben, geb. d. 25. Oktober 1845, gest. d. 12. April 1869. Alt 23 Jahre 5 Mon. 18 Tage. Ruht neben ihrer Mutter.)

Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden  
Hab ich mir recht und wohl gebett't,  
Da find ich Trost in Todesstunden  
Und alles, was ich gerne hätt.  
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut.

(Hier ruht in Frieden Christina Skorna, geb. d. 19. Februar 1814, gest. d. 13. März 1869. Alt 55 Jahr 22 Tage. Unvergeßlich bleibst du den Deinen.)

Die Sprüche stehen auf der Vorder- und Rückseite von Platten meterhoher Dachkreuze. Material: Holz, Platte: weiß. Schrift: schwarz. Kreuz: grün. Umrandung: weiß. Die hohen Hügel sind mit Steingras und bunten Blumen besetzt.

So fahr ich hin zu Jesu Christ.  
Mein' Arm' thu ich ausstrecken.  
So schlaf ich ein und ruhe fein,

Kein Mensch kann mich aufwecken.  
Denn Jesus Christus, Gottes Sohn,  
Weckt mich zum ewgen Leben schon.

Er wandelte mit Gott und war nicht mehr zu sehen, denn Gott nahm ihn hinweg.

Wenn ich werde dahin kommen,  
Bin ich aller Krankheit los,  
Und der Traurigkeit entnommen,  
Ruhe sanft in Gottes Schofs.

In der Welt ist Krieg und Streit,  
Endlich gar der bitter Tod,  
Aber dort ist allzeit Fried.

Nach des Lebens Sorgen,  
Nach des Grabes Nacht,

Tagt ein schöner Morgen  
In des Himmels Pracht.

Ach weinet nicht, dafs ich gestorben,  
Ich habe ja nun ausgekrankt.  
Was mir mein Jesus hat erworben,

Das hab ich durch den Tod erlangt,  
Ich bin an einen Ort gebracht,  
Wo meine Seel in Frieden lacht.

Ach wer wollte denn nicht gerne sterben,  
 Und den Himmel für die Welt erwerben.  
 Wer wollte hier bleiben,  
 Sich den Jammer länger lassen treiben?

Und wirst im Alter zu Grab kommen, wie Garben eingeführet werden zu  
 seiner Zeit. Hiob 5, 26.

Wo ich hingehe, wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch.

Christus, der ist mein Leben (u. s. w. bis) Bruder mein.

Röm. 6. 8.

Röm. 18. 8.

Wenn du die Toten wirst (u. s. w. bis) Hauf.

Und ihr habt auch nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und  
 euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.

#### Papitzer Grabspruch.

Das Leben ist gleich wie ein Traum,  
 Ein nichtes werter Wellenschaum.  
 Im Augenblick es bald vergeht,  
 Und nicht besteht,  
 Gleich wie ihr dieses täglich seht.

#### Grabsprüche aus Burg.

Mit traurigem Herzen sahn wir dich versenken,  
 Dich Gattin, Mutter, die uns über alles teuer war.  
 Für unser Wohl war ja dein stetes Denken  
 Und rastlos Streben bis zur Totenbahr. —  
 Ruhe sanft, Gott lohne deine Treue,  
 Dieses Denkmal wir dir liebend weihen.

Er ging dahin, den meine Seele liebte,  
 Der treuen Gattin und der Kinder Glück.  
 Er ist dahin, der nie mein Herz betrübte,  
 Und läßt uns trauernd hier zurück.

Ruhe nun in Frieden,  
 Allen Schmerz hienieden,  
 Allen Kummer tilgt das Grab.

Ruhe sanft, des Lebens Kummer  
 Drückt nicht mehr dein frommes Herz.  
 Dich umfängt des Grabes Schlummer,  
 Mir allein, mir blieb der Schmerz.

Ich hätte gern gesorgt für euch noch manches Jahr,  
 Doch folgt ich, Gott ergeben, dem Ruf zur Totenbahr.  
 Sein Will ist stets der beste, ob wir's auch nicht verstehen,  
 Drum lasset ihn nur walten, bis ihr's im Lichte werdet sehn.

Wie schlummerst du so sanft in deiner Kammer,  
 Und deine Leiden deckt des Grabes Ruh.  
 Der bitter Kelch ist ausgeleert,  
 Es ist nichts mehr, das deine Ruhe stört.

Ruhe sanft in der kühlen Erden,  
Bis wir uns einst wiederfinden werden.

Dich riefen Gottes Engel  
Früh zu des Grabes Ruh.

Doch wehen Himmelsblüten  
Dir ewge Freuden zu.

## Grabsprüche aus Briesen.

Du warst zum Unglück fast geboren,  
Schwer wurdest du oft heimgesucht,  
Doch nie hast du den Mut verloren,  
Du lebtest fromm in Gottesfurcht.

Du blühtest, eine Blume,  
Die man mit Freuden sah,

Zu deines Schöpfers Ruhme,  
Nun bist du nimmer da.

4. Ostern. Zu Lätare und am Gründonnerstag gehen die Kinder herum und bekommen Gaben; im Rotenburger Kreise singen sie am Gründonnerstag: „Guten Morgen, guten Morgen, um a grün' Dunscht (Donnerstag), und wenn ich nischt krieg, da komm ich umsunst.“ Die Kinder, die am Gründonnerstag bis zum Karsonnabend sich am Osterklappern beteiligen, erhalten von den Leuten Milchhirse, Heringe mit Kartoffeln und bekommen dann Eier, die sie dem Lehrer früher zur Verteilung brachten. Das bei den Spinnstuben erwähnte Ostersingen findet noch an vielen Orten statt. Zu Ostern holt man früh schweigend Osterwasser. Den Patenkindern werden in Radibor Striezel, in anderen Orten Pfefferkuchen und Kähne (kahnartige Semmeln), Geld und schön bemalte Ostereier geschenkt. Mit den Eiern kugelt oder waleiet man nach zuvor gemachten Erdvertiefungen. Die Besitzer der getroffenen Eier müssen einen Pfennig oder sonst ein ausgemachtes Zahlmittel liefern. Im nördlichen Vogtlande macht man dasselbe Spiel jahraus, jahrein mit Kugeln (Titschern), auch tetscht man da zur Osterzeit mit Eiern so, daß einer auf das Ei des andern leise schlägt. Welches Ei einen kleinen Sprung bekommt, erhält der Schläger. — In Schleife steht auf dem Dorfplatze ein Quadrat von vier Bänken zum Sitzen, auf dem freien Zwischenplatze aber eine höhere Bank, auf die abends die Laternen gestellt werden. Die Mädchen üben vier Sonntage vor Ostern und den ganzen Sommer ihre Gesänge ein und singen dann am Ostermorgen im Wirtshause und in den Gehöften vor jeder Thür dem Hausherrn, und denen es Vergnügen macht, ein Lied vor. Sie bekommen dafür Geld und richten dann ein Fest aus. In der Muskauer Pflege dehnt man diese Singübungen auf sieben Wochen vor Ostern aus, in Werben übt man in den Spinnstuben, in Burg im Freien. In manchen Gegenden hat man am Osterschiesen festgehalten, so in der katholischen. In der Radiborer Kirche haben noch kürzlich nach der Auferstehungsprozession im Dorfe und von Kirche zu Kirche beim Osterruf des Pastors „Christus ist erstanden“ um Mitternacht Burschen gleich in der Kirche bei der Orgel vorbei geschossen. Jetzt begnügt man

sich bei der nächtlichen Prozession mit Rotfeuer. In den wendischen Dörfern bei Weißwasser geben die Burschen Geld für das Singen der Mädchen, und wer beim Fest dann ein Mädchen zum Tanz holt, bekommt bunte Eier. Manche Dorfschöne braucht vier Schock Ostereier. In drei Orten des Königswarthaer Kirchspiels finden noch Fastenprüfungen statt. Dazu kommt klein und groß. Gebet, Gesang, Katechismus bilden Prüfungsgegenstände. Am Ende giebt der Pastor Brezeln und empfängt Eier oder Geld. — Das Osterreiten hatte ursprünglich sicher den Zweck, die Grenze jedes Jahr aufs neue in Augenschein zu nehmen und anzuerkennen. Schon im 11. Jahrhundert waren aber eigene Gebräuche mit dem Osterreiten verbunden. Die alte Sitte des Umzuges hat sich besonders im Klosterbezirk Marienstern erhalten. Die Bauern und Bauernsöhne kommen im Reitkostüm und mit Cylinder hoch zu Rofs. Das Sattelzeug ist mit Muscheln und Metallzierat, Bändern und Blumen geschmückt. Mähne und Schwanz hat man gekräuselt. Eine gestickte Satteldecke erbt von Geschlecht zu Geschlecht. Die Dorfreiter sammeln sich in Gemeinden nachmittags auf einem Orte beim Kloster. Sie ziehen dann unter Vorangang der Chorknaben mit Kirchenfahne und der Geistlichkeit nach dem Kloster, wo Gottesdienst gehalten wird. Inzwischen umreiten die Osterreiter angesichts einer großen Zuschauermenge unter fortwährendem Gesang sorbischer Lieder dreimal den Klosterhof.

5. Pfingsten. Zu Walpurgis werden die Kühe abends gemolken, die Stallthüren geschlossen, die schrägen Kreide- oder Teerkreuze an den Stallthüren erneuert. Dem Ausziehen mit brennenden Besen hat die Polizei ein Ende gemacht. Am 1. Mai pflanzt man Maibäume auf, jedes Dorf einen. Das sind Tannen, die mit Taschentüchern und oben mit einem Kranze geziert werden. Der Kranz wird mit auf den Tanzsaal genommen und hängt da mehrere Wochen. Früher fand Musik unter dem Maibaum statt. Schmalers kannte noch die Sitte, daß man den Maibaum bis zur Himmelfahrt stehen liefs. Dann tanzte man um den Baum, grub den Boden allmählich weg, und wer von den Burschen zuerst zum Gipfel kam und ihn abbrach, wurde von einem Freunde auf den Schultern in die Schenke getragen. — Zu Pfingsten schmückt man Thüren und Fenster seines Heims mit jungen Birken oder Birkenästen, „Zacken“. In den Kirchen stehen vor der Thür und dem Altar, sogar auf dem Kirchturm Birken; an den Hauszäunen, über dem Thor- und Thüreingang hat man Maien befestigt. Am Vorabend säubert man mit Bürste und Lappen, mit Rechen und Besen das Gehöft; den Pfingstkuchen hat man schon fertig. Früh zum Gottesdienst kommen meist die Herrschaften und die Wirte. Die schwarzen Bauschröcke sind in Hülle und Fülle zu sehen; das weiße fünfeckige Kopftuch hat nur hier und da Abänderungen durch eine veraltete Halskrause oder durch lange Röhren, die bis auf die Schulter herabreichen. Die Trauernden allein haben schwarze Kopftücher. Die Strümpfe sind

meist schwarz, die weissen verschwinden immer mehr. In der Hand haben die Wendinnen ein Sträußchen scharf- und wohlriechende Gartenblumen „als Riechfläschchen“. Nachmittags ist es überall stumm, die Leute besuchen den Gottesacker, kommen in den Häusern zusammen, gehen nur vorübergehend in die Schenke; „das ist ein Bußtag“, sagte mir ein Mädchen. Ganz anders der zweite Feiertag. Früh gehen meist die jungen Wendinnen zur Kirche. Die Röcke sind in den hellsten erfreuendsten Farben gehalten, grün oder rot wiegen vor. Der Rand ist blumig. Der Staatsrock ist immer von Seide; die Schürze, die beinahe das ganze Kleid bedeckt und andersfarbig ist, gleichfalls. Das Kopftuch ist mit den verschiedensten blumigen Mustern versehen und hat kostbare Ränder. Und nachmittags 4 Uhr beginnt das Tanzvergnügen. Mit unglaublicher Ausdauer wird bis nach Mitternacht getanzt, dazu auch öfter gesungen, aber fast nur deutsch. Noch jubelnder ist der Tanz am dritten Feiertage, da hat man keine Gäste aus der Stadt und ist unter sich. — In Papitz stellen die beiden Spinnstuben vor ihrem Gasthof einen etwa 12 m hohen Pfingstbaum auf. Der muß am Pfingstabend gestohlen und nachts 12 Uhr aufgerichtet werden. An einen frischgeschälten Fichtenstamm bindet man oben eine Birke, an ein Querholz darunter zwei Kränze und Fähnchen. „Aber der Stamm muß gestohlen sein, sonst gilt er nicht für voll.“ Natürlich hat sich die Forstverwaltung ins Mittel gelegt und schließlic den Ausweg getroffen, für den Baum nur ein wenig zu verlangen. Aber er wird trotzdem lieber gestohlen.

6. Zu Weihnacht ruht der Spinnrocken in den Zwölften. Ruprecht und Nikolaus, Lichterbaum und Gabentisch treten in ihre Rechte. Das Backen der Kuh- und Schaffiguren (nach Schmalers), die dem Vieh des Gedeihens wegen gegeben werden, scheint verschwunden zu sein. Das Orakelsuchen zu Silvester, das Obstbaumschütteln u. a. herrscht hier so gut, wie überall.

7. Ernte (Abb. 143 a. f. S.). Solange Feld und Flur nicht abgeerntet sind, ruhen die Festfreuden. Bis vor einigen Jahrzehnten war nur in der Zahsower Gegend das Elstertragen am zweiten Pfingstfeiertage Mode. Wer bei einem bestimmten Ziele zuerst anritt, wurde bekränzt und blieb ein Jahr König. Der letzte Reiter aber hatte am Ende des Zuges eine Stange mit einem Eichhorn und einer Elster zu tragen. Mit ihm wurde allerlei Schabernack getrieben, wie ja überhaupt der Letzte im Volksbewußtsein besonders hervorgehoben wird. Das beim Umzüge eingesammelte Geld ward zu einem Tanzfest verwendet.

Zu Johanni, wenn die heilbringenden Kräuter eingesammelt werden, pflegte man, nach Schmalers Angaben, ehemals einen „Johann“ mit birkenrindener Larve und Blumengewinden zu vermunnen. Der mußte durchs Dorf reiten und ward von den Jungen zu haschen gesucht und seiner Blumen beraubt, die heilbringend sein sollten. Nach

der Heuernte veranstaltet man in Weifsagk, Raddusch und Umgegend das Stollereiten. Die Burschen kommen in Hemdärmeln auf einem breiten Wege, „wo Fuhrleute nicht fahren und nichts eingetreten werden kann“, auf ungesattelten Rossen zusammen. Die Musik ist bestellt, und unter Jubel wird nach einem bestimmten Ziele gejagt, die drei besten Reiter bekommen Preise. Am Ende ist Tanz. In Papitz ward das Spiel erst neu eingeführt.

Abb. 143.



Ernte in Burg. (Nach einem Gemälde von Steffen-Burg.)

Im Hintergrunde der Burger Kirchturm, zwischen den Puppen die Erntearbeiter. Neben der „Bank“ (Brücke) Heufeim. Das Bild ist dem Leben abgelascht.

In derselben Gegend spielt man „Jungfernstechen“. Eine Strohuppe wird wie ein wendisches Mädchen angezogen und ihr auf der Brust ein Brett befestigt, auf das ein Herz gemalt worden ist. Eine lange Gasse Mädchen sehen zu, wie die Burschen mit verbundenen Augen nach dem Herzen stechen. Der Treffer erhält einen Preis.

In Müschen und Babow ist das Hahnrupfen gebräuchlich. Aus drei Stangen macht man ein Thor und hängt einen toten Hahn an, dessen einzelne Glieder man so angeschnitten hat, daß sie leicht abzureißen sind. Nun reiten die Burschen durch und suchen dabei den Hahn herunterzureißen. Der Sieger bekommt eine festgesetzte Belohnung.

Ähnlich ist das Hahnschlagen. Man macht ein Loch in die Erde, steckt einen Hahn hinein, deckt ihn zu und legt einen Topf darüber. Während die Musik spielt, wird immer ein Bursche um eine Tonne dreimal geführt, dem man die Augen verbunden hat. Dann

wird er freigelassen und muß mit seinem Stecken oder Dreschflegel nach dem Topfe suchen und daraufschlagen. Selten gelingt es, denn die Mädchen suchen den Burschen durch Reden: Rechts! Zuschlagen! und dergl. irre zu führen. Ist der Hahn nicht angebunden, so entrinnt er vielleicht sogar, wenn der Topf eingeschlagen ist, und es beginnt das Nachjagen. Auch die Mädchen beteiligen sich. Übrigens sagen auch die Erntearbeiter, die die letzten Garben holen: „Wir bringen den Kokot (Hahn) heim.“ Die Erntearbeiter schmücken sich mit Feldblumen und legen eine geschmückte Garbe auf den Wagen. Am Ende der Ernte bäckt man Plinsen. Zur großen Kirmes knallen in der Klostergegend die Kuhjungen vor den Gehöften, bis sie Kuchen bekommen.

8. Spinnstuben (Abb. 144). In Sachsen giebt es seit etwa 15 Jahren keine Spinnstuben mehr. Ältere Leute entsinnen sich aber noch wohl, daß das Schlußfest der Rockenstuben das Ostersingen war. Da kamen die Mädchen, jedes Dorf in seiner eigenen Kleidung, und sangen vor den Häusern. Sie bekamen Geld; ein Pastor erzählte, er habe immer einen halben Thaler gegeben. Die Gendarmerie hat die Sache aber als Bettel aufgefaßt und Anzeige erstattet; so ist es allmählich eingeschlagen. Auch in der schlesischen Oberlausitz sind die Spinnstuben im Verschwinden, und die Niederlausitz muß mitmachen. Klagend erzählte mir eine alte Frau, jetzt wolle alles vornehm sein und nicht mehr spinnen. Man kaufe in der Stadt die feinen Bazarwaren und überlasse den Alten das Arbeiten. Wohin das führen werde, sei nicht abzusehen. Die Alten seien bald alle abgestorben, und dann könne niemand mehr arbeiten. Aber alle Ermahnung nütze nichts.

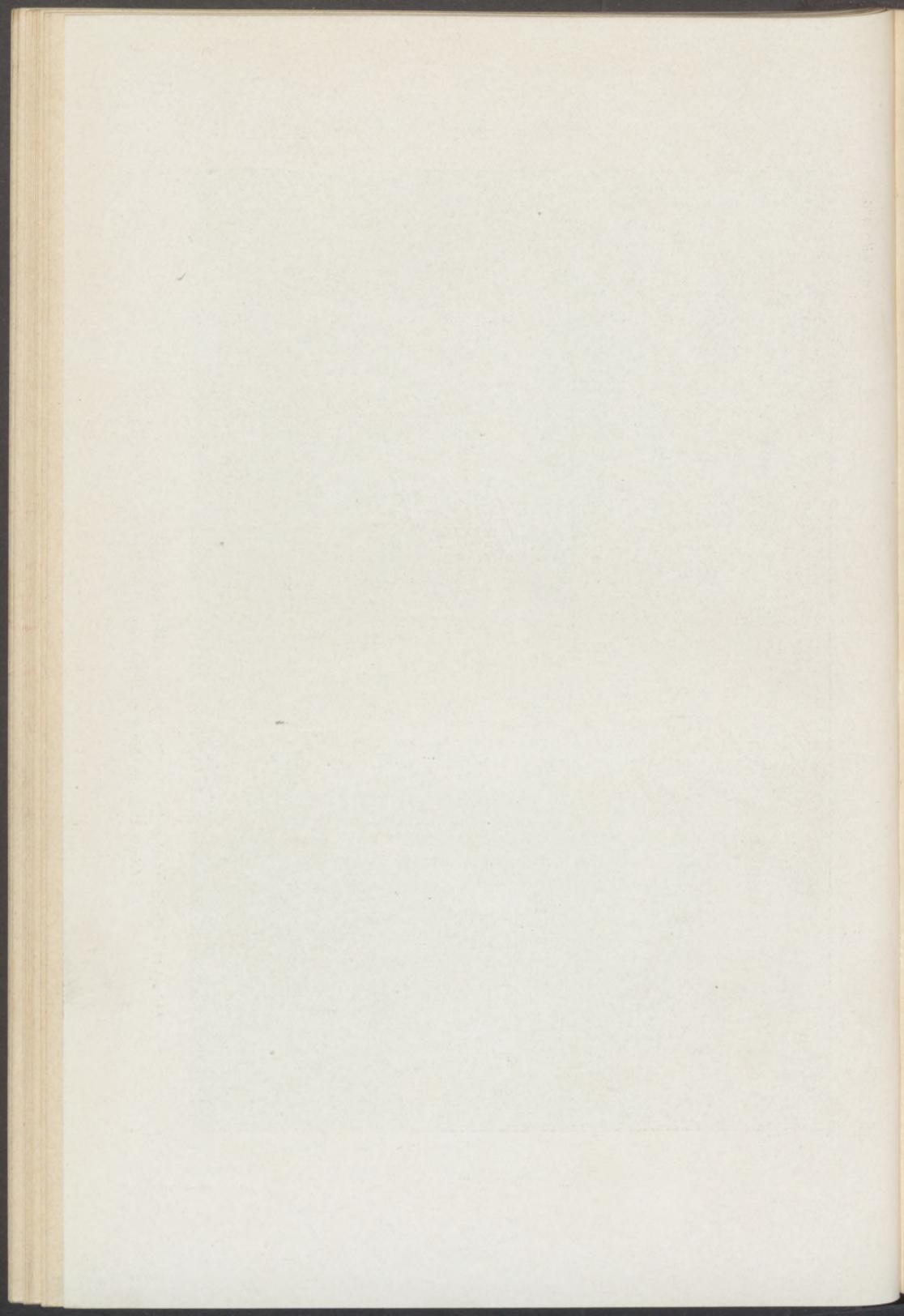
In der Niederlausitz beginnt die Spinnstube am 11. Oktober oder nach der Kirmes (z. B. Werben) oder zu Martini und endet mit dem Ostersingen. In größeren Dörfern giebt es zwei oder drei Spinnstuben, so in Werben eine für die jüngeren, eine für die älteren Mädchen und eine für die Burschen. Gewöhnlich gehören 10 bis 15 Mitglieder zu einer Spinnstube; die Hauptspinnstube in Werben, die der älteren Mädchen, zählt etwa 30. Die Spinnerinnen bevorzugen natürlich eine geräumige Stube und wechseln alle Jahre, wenn es angeht; in Werben nicht. Hier fangen die Mädchen bei eintretender Dämmerung an und spinnen bis nach acht, dann kommen die Burschen zu Besuch; anderwärts beginnt das Spinnen um sechs oder sieben Uhr und endet um zehn Uhr. An der Spitze steht je eine Vorsängerin (Kantorka); man wählt gern ein älteres Mädchen. Den Anordnungen der „Kantorka“ hat sich jedes zu fügen. Sie stimmt auch die Lieder an; zuerst werden Gesangbuchs-, später Volkslieder an jedem Abend gesungen. Gesponnen wird bis zum Beginn der Feldarbeit, das Spinnrad ruht in den zwölf Nächten, an den Feiertagen und deren Vorabenden. Festlichkeiten veranstaltet die Spinnstube zweimal vor Fastnacht, zu Fastnacht und zu Ostern. In Werben laden sich vor Fastnacht die Spinnstuben zu einem Grogfest ein, der Grog wird gleich in Kesseln gekocht. Zur

Fastnacht aber versammeln sie sich im Tanzsaal; die Vorsteher und Vorsteherinnen bestimmen die Paare, und nun zieht der Zug durch das Dorf nach dem Herrenhause. Dort tanzt man. Oft ist es kalt und schneit, und der Schnee muß weggeschaufelt werden, aber die Mädchen gehen in Ärmelhemd ohne Jacke. Im Zuge folgen nach den Vorsteherpaaren etwa neun Musikanten und dann die Spinnstubenpaare. Den Schluß bilden ein Mahl und ein Tanz im Saal. Zu den Kosten, die die Mädchen decken, trägt jede 2,50 Mk. bei. Das Schlußfest ist das Ostersingen (Ostersängerinnen, vgl. Abb. 125<sup>14 bis 19</sup>). In Schleife üben die Mädchen auf dem Dorfplatze; in Burg lernt man im Freien die Gesänge, meist Gesangbuchlieder; in Werben singt man die in der Spinnstube gelernten Lieder. Mitternachts zieht die Spinnstube vor das Haus jedes Mitglied und singt; auch vor die Thür von Standespersonen geht man. In Burg sang man bis vor kurzem vor der Mühle und wurde dann mit Kaffee und Kuchen bis gegen zwei Uhr bewirtet. Die Aufnahme in die Spinnstube gilt für eine Ehre, wird nur nach der Verheiratung und dem Tode früherer Mitglieder vollzogen und muß erkaufet werden. In die Spinnstubenkasse fließen auch sonst Pfandgelder und freiwillige Spenden. Der Spinnstubeninhaberin giebt man in Werben für jedes Mitglied 75 Pfennige, schwingt ihr zwei Pfund Flachs und schenkt zu Weihnachten Schirm und Tuch. Die Inhaberin hat durchaus nicht für Bewirtung aufzukommen. — Früher wurde in den Spinnstuben, besonders bei den Festen, weit mehr Mummenschanz getrieben als heute. Nach Schmalzer verbrannte man den Mädchen, die vor Weihnachten den Flachs nicht aufgesponnen hatten, den Flachs und zerbrach den Oberrocken. Der Witzigste mußte außerdem zu Aschermittwoch einen Rocken mit der Ofengabel durchstechen. Wer das erste Mal eine Spinnstube betrat, wurde angebunden. In jedem Falle konnte man der Strafe durch ein Lösegeld für die Spinnstube entgehen. Wie die Jugend mit dem bebänderten Fastnachtsspieß, so ziehen noch heute an manchen Orten die Spinnstubengesellschaften, mit Musik an der Spitze, verhummt durch das Dorf und musizieren mit Blechstürzen, Giefskannen, Kuchenblechen, singen und juchheien. Dann sammeln sie in jedem Hause Geld und Eßwaren ein; so war es beispielsweise noch vor 30 Jahren in Hornow und Werben. Die Burschen suchten wohl auch Pfähle und Latten zum Feuer und zur Bereitung des Festmahles. Die Fastnacht ist aber noch heute der Höhepunkt der Spinte.

Beliebte Spinnstubenspiele in der Bürger Gegend sind: „Wer lacht zuerst“ und „Du hast den Schlüssel“. Die Vorsteherin steht mit dem Taschentuch da und ist bereit, es dem ersten Lacher zuzuwerfen. Die Mädchen aber sitzen auf Stühlen und verziehen keine Miene. Die Umstehenden und die Gäste machen nun irgend etwas, sagen thörichte Reden, um die Mädchen zum Lachen zu bringen. Die aber sitzen starr und stumm und leisten Unglaubliches in der Herrschaft über ihr Mienenspiel. Schließlich lacht doch eine, die



Abb. 144. Spinnstube in Papitz. Spinnstubenmutter mit Töchterchen, 13 Spinnerinnen.  
(Nach Photographie vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)



Kantorin wirft ihr das Tuch zu und nimmt dann das Pfandgeld für die Spinnkasse in Empfang. Dasselbe Ziel verfolgt noch eine Reihe anderer Spiele. Nur der Geselligkeit dient: „Du hast den Schlüssel“ (Abb. 145). Die Mädchen setzen sich auf den Fußboden und stecken

Abb. 145.



Spinnstubenspiel „Du hast den Schlüssel“. (Nach Photogr. v. Steffen-Burg.)

Die Mädchen haben die Hände unter den Knien und lassen einen Schlüssel durchwandern. Die Kantorin steht und sagt zu einer „Du hast den Schlüssel“. Hat sie die richtige getroffen, so darf der Schlüssel nicht weitergehn. Das Spiel wird u. a. auch in Blankenhain bei Werdau gemacht.

unter den hohlen Knien einen Schlüssel rund um. Die Kantorin muß nun raten und sagen: Du hast den Schlüssel. Große Heiterkeit folgt, wenn die Zusage zutrifft. Sobald das Wort gesagt worden ist, hält der Schlüssel an. Beim „Alten hochheben“ legt man je eine Männermütze über Fingerhut, Schlüssel, Bürste und deckt eine Schürze darüber. Die Vorsteherin fragt die erste beste, welche Mütze weggenommen werden soll. Die Gefragte zeigt auf eine Mütze. Der Fingerhut bedeutet den Jungesellen, der Schlüssel den Witwer, die Bürste den Alten. Beim „Raupenziehen“, ähnlich wie bei der „Schlange“, zieht ein Mädchen auf allen Vieren voran, die anderen folgen ihr, indem sie sich an den Hüften der vorderen festhalten. Der Zug geht durch Stube und Hof und zurück. Beim „Wolfreißsen“ faßt man sich aufrecht stehend am Rock und läuft rückwärts so schnell, bis man fällt. Gebräuchlich sind ferner nach Müller „Bullenschlachten“, „Mühle“, „Ente ziehen“, „Fuchs aus dem Loch“, „Backofen einstofsen“, „Öschlagen“, „Kalendermachen“, „Ledergerben“ (eine Art „Schinkenklappen“). Wie beim Spinnen, liebt man auch beim Federschleifen die Gemeinsamkeit; sie kam in den

Dörfern ins Wanken, wird aber aufs neue gestärkt durch die gemeinsame Anschaffung von Dreschmaschinen und anderen wertvollen wirtschaftlichen Geräten. — Als Kinderspiel ist neben dem Fangen, dem Anschlagen, dem Waleien, dem „Himmelhüpfen“ besonders das Steinchenspiel beliebt. Man wirft vier bis zehn Kugeln in den Sand, schnellt eine in die Höhe und fängt sie wieder auf, nachdem man schnell eine andere vom Boden in die Hand genommen hat. Nun wirft man eine dritte auf und fängt sie mit derselben Hand auf, die schon zwei Kugeln hält. Manche der Knaben bringen es bis auf zehn Kugeln. Das Spiel geht rundum und endet dann, wenn einer alle Kugeln in der Hand hat.

#### Bindespruch.

(Wenn ein Deutscher die Spinnstube zum erstenmale betritt. Werben.)

Ich binde um die rechte Hand  
 Hier mit diesem Ehrenband. („Was sie um den Wocken hat“)  
 Wirds nicht eine Flasche Wein,  
 Wird's eine Flasche Brantwein.  
 Wer was giebt, wird hochgeacht'  
 Wer nichts giebt, wird ausgelacht  
 Und zuletzt noch schlecht gemacht.

#### Bittgesang.

(Wenn in einem Hause geschlachtet oder gebacken wird. Provinzialblätter, V. Stück, 72. Mitgeteilt von Conrad, Kamenz 1782.)

Gebt uns, gebt, wollt ihr uns etwas geben.  
 Laßt uns nicht so lange stehn,  
 Euren Kot tretend  
 Und unsere Schuhe zerreisend.  
 Wenn doch die Wirtin so gut wäre  
 Und uns ein Stück (Brot) gäbe.  
 Wir wollen spinnen,  
 Holz in den Ofen legen.  
 Und den Wirt wollen wir hinter den Ofen setzen  
 Und eine weiche Semmel in die Hände geben.

9. Allerlei Glaube. Wer von hellem Feuer träumt, erträumt sich Geld oder baldige Hochzeit. — Springen Funken aus dem Ofen, so kommt Besuch; ebenso, wenn das rechte Auge kraut. — Raucht es aus dem Ofen, kommt Unglück. — Die Krautpflanzen müssen sich einander kugeln, dann gedeihen die Krauthäupte. — Wievielmals die Wachtel schlägt, so viel Thaler wird man für den Scheffel Korn einnehmen.

Unglück bringende Anzeichen sollen sein: heulende Hunde, krähen Hennen, Eulen, zur Linken auffliegende Vögel, alte Frauen, Hasen, die Begegnung mit einem Geistlichen, mit dem linken Fuße die Schwelle überschreiten, wenn man jemand Glück wünscht.

Als Glück bringende Anzeichen werden hingestellt: zur Rechten auffliegende Vögel, Greise, Mädchen, eine Spinne am Vormittag, nuch-

tern Niesen, wer am Neumond unversehens über die rechte Schulter etwas sieht. Bei der linken würde Unglück folgen.

Dreht sich der Pastor beim Begräbnis um, so stirbt bald jemand aus der Familie nach. Das geschieht auch, wenn das Grab einstürzt. — Wer den Schlucken hat, von dem redet man. — Beim Ausgehen soll man nicht umkehren. — Am 1. Januar wird nichts verborgt und verschenkt. — Wenn es in die Borta regnet, melken die Kühe gut. — Hat die Braut viel Geld in der Tasche beim Hochzeitstage, so hat sie es immer. — Am Freitag darf man nichts anfangen. — Gegen beschriebenes Vieh, das schlechte Milch giebt, helfen die Viehdoktoren mit wendischen Pröpelformeln. — Das Waschen im ersten Winterschnee beseitigt die Sommersprossen. — Ein Kalb muſs man früh, nüchtern, ohne ein Wort zu sprechen, absetzen. Man bedeckt es mit einem Tischtuche und führt es dann rückwärts zur Krippe. — Wenn ein Stück Vieh verkauft wird, bekommt der Knecht oder Sohn des Verkäufers 2 bis 3 Mk. Schwanzgeld vom Käufer. — Die Zukunft will ein junges Mädchen erkennen, wenn sie unter drei Töpfen wählt, unter denen Brot, Geld und Leinwand verborgen ist. Das Brot soll auskömmliche Nahrung, das Geld Wohlstand, das Leinwandläppchen Krankheit bedeuten. — Abendröte bringt schlechtes Wetter.

Bei Preusker heißt das Liedchen beim Todaustreiben zu Lätare: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder.“ Er vergleicht damit das Tschechische: „Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe, den neuen Sommer in das Dorf, willkommen, lieber Frühling, grün hervor, keimendes Getreide.“

Wachs von geweihten Kerzen, Teile vom Glockenstrang, vom Blitz abgesplitterte Baumstückchen, um Mitternacht geholte Kreuzwegerde, Asche verbrannter Hundeshaare sind Heilmittel.

Ein herzliches, demütiges Gefühl gegen Gott prägt sich, wie bei allen slawischen und deutschen Bauernstämmen, auch beim Sorben aus. Der liebe Gott, der Geber des lieben täglichen Brotes, der Verleiher der Gesundheit und des Erntesegens, wird gern angerufen. Zu Pauli Bekehrung, am 25. Januar, ist die Vogelhochzeit. Da stellen die Kinder auf dem Fensterstock, und wo es sonst angeht; Teller auf, die Eltern legen Pfefferkuchen und Backwerk darein; das sollen Gaben sein von der Vogelhochzeit. Vogelhochzeitlieder haben auch andere slawische Völker.

Die Gebräuche der Sorben sind viel einfacher geworden seit der Zeit, da Samuel Grosser von ihnen berichtet, wie sie verstohlen vor heiligen Bäumen knieten, im Frühling die Brunnen weihten, den Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten errichteten, die Neugeborenen unter Raunen von Zaubersformeln gegen das Feuer hielten, die jungen Ehepaare unter Wehklagen beräucherten, den Krankheiten unter Zauberpossen mit des Patienten Haaren und Kleiderzipfeln begegneten, unter die Bahre ein halbes Brot legten, nach der Be-

stattung Steine und Laub über ihre Köpfe warfen und die Abgelebten töteten.

10. Segenbriefe. Man trägt wohl noch zuweilen Segenbriefe als Amulette bei sich, sorbische sind mir nicht in die Hände gefallen, aber wiederholt deutsche, geschrieben und gedruckt. Die gedruckten verschweigen das Jahr und geben einen recht fremden Druckort an. Mitunter liest man die Angabe, ein frommer Einsiedler habe das betreffende Schriftstück von seinem Schutzengel bekommen und eine hohe Geistlichkeit habe es „bewilligt“. Häufig giebt die Mutter dem scheidenden Sohn ein solches mit. So sah ich eins mit drei Sprüchen „Für Brandwunden“, „Blut versprechen“, „Schmerzen versprechen“.

Ein anderes lautet:

Christlieb Kaloscha.

Es haben dich vier falsche Zungen versprochen, drei gute versprechen dich wieder, das erste ist Gott Vater, das andere ist Gott Sohn, das dritte ist Gott heiliger Geist. Die vier falschen Zungen, die dich versprochen haben (voller Name), davon will ich dich wieder lossprechen. Das erste war ein Mann mit seinem Hut, das andere war eine Frau mit ihrem Flor, das dritte war ein Bursche mit seinem Mut, das vierte war eine Jungfer mit ihren Zöpfen. Davon will ich dich wieder lossprechen. Das zähle ich dir zu gute im Namen Gottes des Vaters, und Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

VI. Musik, Tanz und Gesang, Lied und Spruch.

Es giebt nur noch eine Gegend, wo die alte Volksmusik der Dorfmusikanten in Blüte steht, das ist die bei Muskau und Schleife, und in der Hauptsache kommt sie auch nur zu Ostern und bei Hochzeiten zur Entfaltung. Es gehören mindestens drei solcher Dorfmusikanten zusammen, und nach deren wendischer Musik will die sorbische Dorfschöne viel besser und feuriger tanzen können als zu deutscher. Die Musiker sind ihrem Hauptberuf nach Ackerbürger und Bauern und treiben ihre Nebenbeschäftigung hauptsächlich von Familie zu Familie. Die Musikinstrumente (Abbildung 146) machen sie selbst, schreiben auch die Noten selbst ab und vererben sie vom Vater auf den Sohn. Einer zeigte mir eine kleine Husla, die 200 Jahre alt war. Aber die Museen haben bereits aufgeräumt, und es ist schwer, vom alten Gut etwa noch etwas zu erwerben. Schlau nutzten die alten Besitzer zum Teil ihren Vorteil aus, schlugen unter der Hand Liebhabern gegenüber auf und immer mehr auf, voll Freude darüber, daß sich ein hoher Standesherr der Gegend 50 Mk. für eine Husla im Werte von 3 bis 5 Mk.

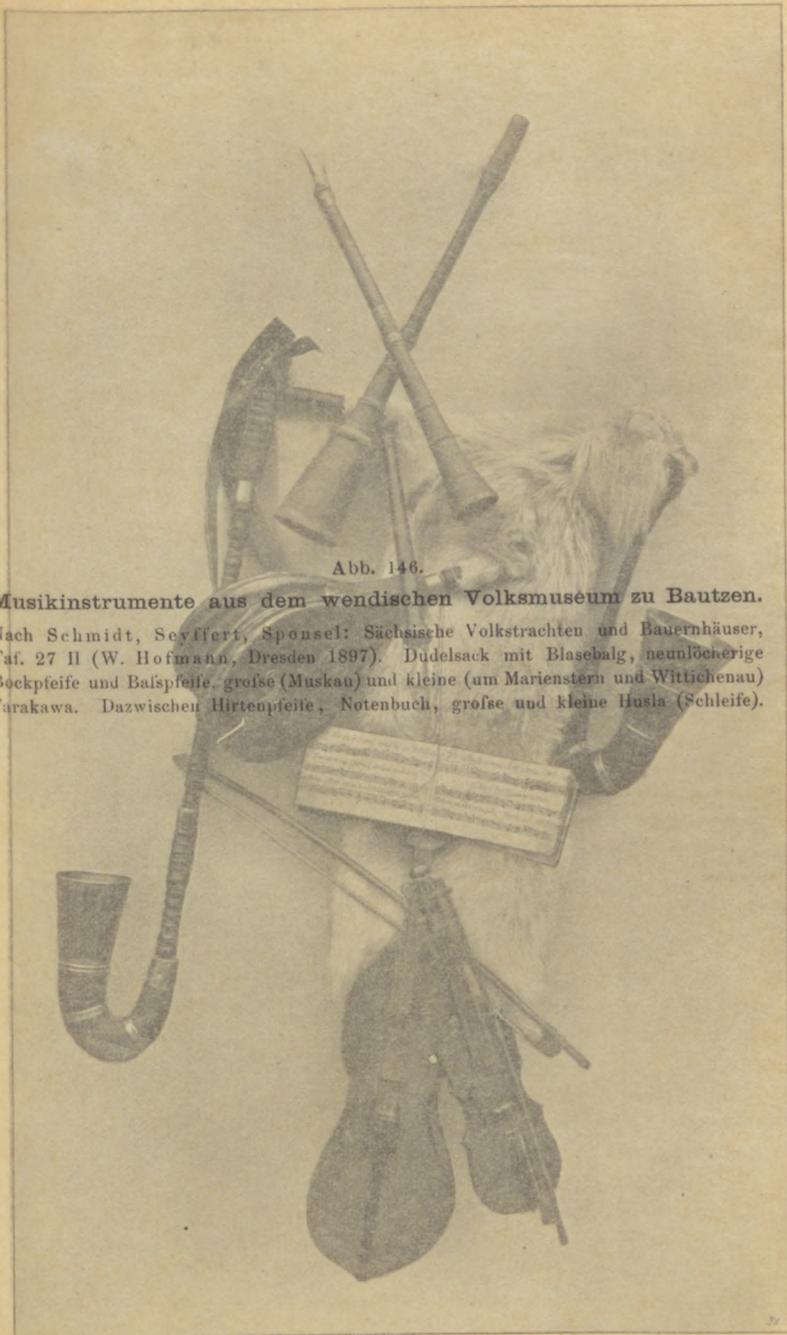


Abb. 146.

**Musikinstrumente aus dem wendischen Volksmuseum zu Bautzen.**

Nach Schmidt, Seyffert, Sponzel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 27 II (W. Hofmann, Dresden 1897). Dudelsack mit Blasebalg, neunlöcherige Bockpfeife und Balspfeife, große (Muskau) und kleine (um Marienstern und Wittichenau) Tarakawa. Dazwischen Hirtenpfeife, Notenbuch, große und kleine Husla (Schleife).

stattung Steine und Laub über ihre Köpfe warfen und die Abgelebten töteten.

10. Segenbriefe. Man trägt wohl noch zuweilen Segenbriefe als Amulette bei sich, sorbische sind mir nicht in die Hände gefallen, aber wiederholt deutsche, geschrieben und gedruckt. Die gedruckten verschweigen das Jahr und geben einen recht fremden Druckort an. Mitunter liest man die Angabe, ein frommer Einsiedler habe das betreffende Schriftstück von seinem Schutzengel bekommen und eine hohe Geistlichkeit habe es „bewilligt“. Häufig giebt die Mutter dem scheidenden Sohn ein solches mit. So sah ich eins mit drei Sprüchen „Für Brandwunden“, „Blut versprechen“, „Schmerzen versprechen“.

Ein anderes lautet:

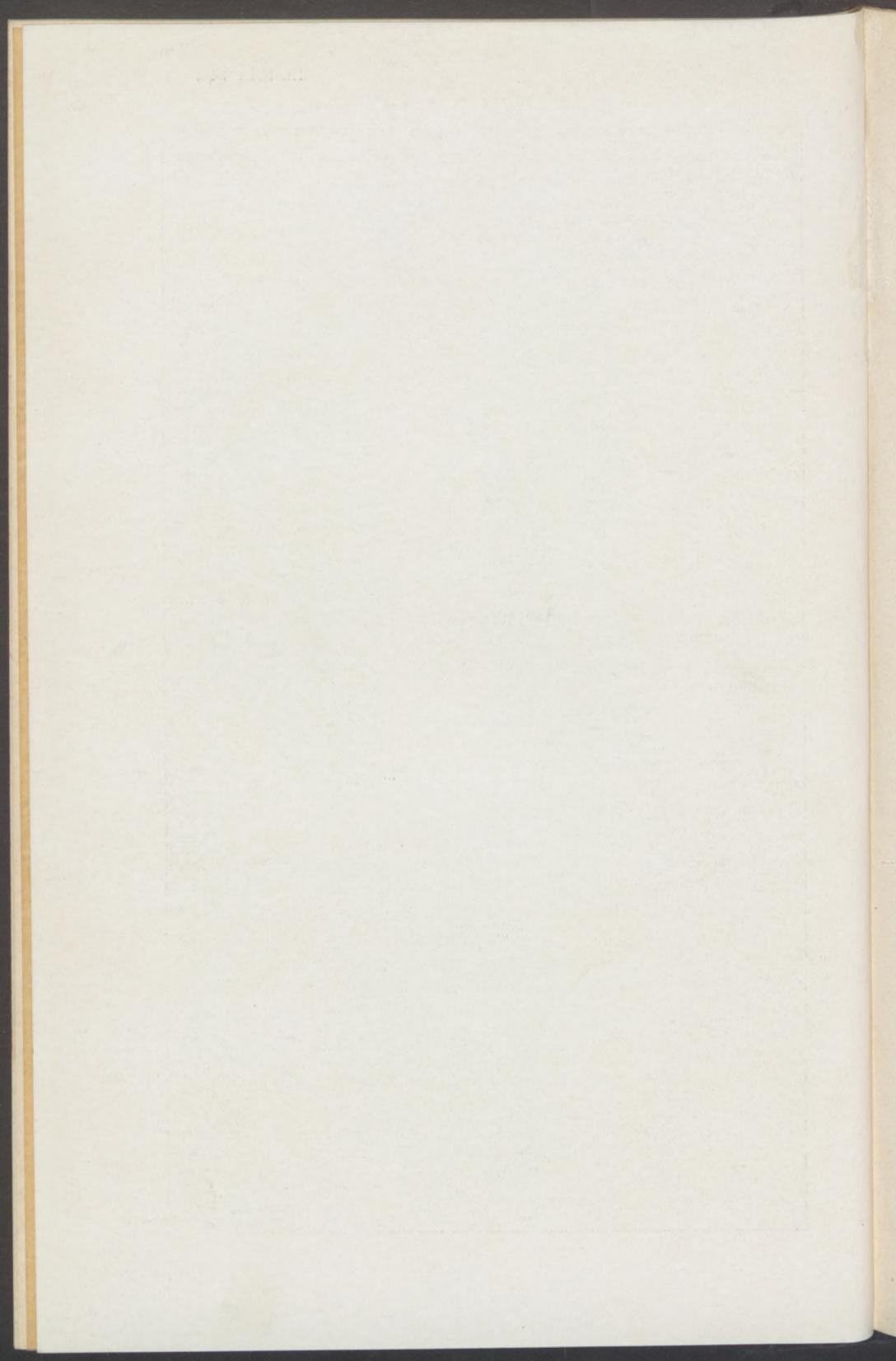
#### Christlieb Kaloscha.

Es haben dich vier falsche Zungen versprochen, drei gute versprechen dich wieder, das erste ist Gott Vater, das andere ist Gott Sohn, das dritte ist Gott heiliger Geist. Die vier falschen Zungen, die dich versprochen haben (voller Name), davon will ich nicht mehr hören. Das erste war ein Mann mit seinem Namen, das zweite war eine Frau mit ihrem Namen, das dritte war ein Kind mit seinem Namen, das vierte war ein Tier mit seinem Namen. Amen.

#### VI. Musik, Tanz und Gesang, Lied und Spruch.

Es giebt nur noch eine Gegend, wo die alte Volksmusik der Dorfmusikanten in Blüte steht, das ist die bei Muskau und Schleife, und in der Hauptsache kommt sie auch nur zu Ostern und bei Hochzeiten zur Entfaltung. Es gehören mindestens drei solcher Dorfmusikanten zusammen, und nach deren wendischer Musik will die sorbische Dorfschöne viel besser und feuriger tanzen können als zu deutscher. Die Musiker sind ihrem Hauptberuf nach Ackerbürger und Bauern und treiben ihre Nebenbeschäftigung hauptsächlich von Familie zu Familie. Die Musikinstrumente (Abbildung 146) machen sie selbst, schreiben auch die Noten selbst ab und vererben sie vom Vater auf den Sohn. Einer zeigte mir eine kleine Husla, die 200 Jahre alt war. Aber die Museen haben bereits aufgeräumt, und es ist schwer, vom alten Gut etwa noch etwas zu erwerben. Schlau nutzten die alten Besitzer zum Teil ihren Vorteil aus, schlugen unter der Hand Liebhabern gegenüber auf und immer mehr auf, voll Freude darüber, daß sich ein hoher Standesherr der Gegend 50 Mk. für eine Husla im Werte von 3 bis 5 Mk.





abfordern liefs. Ich kam gerade zur Osterzeit unter die Musikanten, und so gern jeder die Summe genommen hätte, so konnte er doch sein Instrument zum Feste nicht entbehren. Die kleine im Gebrauch befindliche dreisaitige Geige stieg während der Verhandlung von 4 auf 8 Mk., der Dudelsack auf 45 Mk.

Es giebt zwei Arten sorbischer Geigen. Die kleine Husla ist am meisten im Gebrauch, sie ähnelt ganz einer Kindergeige, wie man sie auf den Jahrmärkten und in den Bazaren kauft. Auf den kurzen Saiten, in der Stimmung d a e, wird ein äußerst schriller Ton erzeugt. Seltener schon ist die gröfsere Husla (60 cm lang), deren Form mitten inne zwischen Geige und Gitarre steht. Die Saitenbefestigung des Wirbelbrettes dieser ist wie bei der Gitarre, das obere Brett des Resonanzbodens aber etwas nach der Mitte gewölbt. Das sorbische Museum auf dem Lauengraben in Bautzen besitzt fünf alte und eine neue Husla, drei grofse und drei kleine. Alle sind mit Darmsaiten bespannt. Aufser den glattspaltigen F-Löchern ist am Ende des Griffbrettes ein thalergrofses mit sechs Ritzen  versehenes Schalloch. Der Bogen ist sehr straff gespannt. Man legt die Geige nicht unter das Kinn, sondern auf die Brust. Diese Instrumente stammen wohl ziemlich alle aus Schleife.

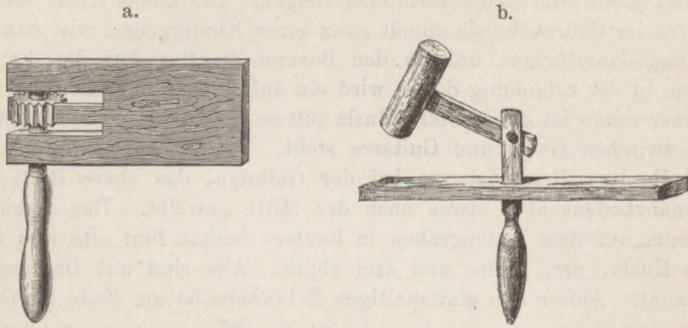
Das zweite Instrument, die Tarakawa, habe ich nirgends mehr im Gebrauch gesehen. Man hat dafür die Hoboe, und das ist eigentlich nur eine verbesserte, mit Messingklappen versehene Tarakawa, die noch kürzlich bei Tanzmusik verwendet worden sein soll. Das erwähnte Museum besitzt zwei alte und zwei nachgemachte Exemplare. Das größte ist  $\frac{3}{4}$  m lang. Die Anfertigung des angesteckten, einen kreischenden lauten Ton erzeugenden Mundstücks soll besonderes Geschick erfordert haben.

Der Dudelsack kommt in doppelter Form vor, einmal mit einfachem schwarzen Lederbalg, das anderemal mit großem Ziegenfell, dem man Kopf und Schweinszähne als Hörner aufgesetzt hat. Drei zusammengehörige Musikanten in gleicher, etwas auffallender Tracht, vielleicht auch mit einer Art Dreimaster, wirken nun zusammen, der Geiger in der Mitte, Dudelsack und Hoboe zur Seite. Das Instrument tragen sie im Sack verschnürt. Diese dreiteilige Musik wird durch die vierteilige verdrängt: Violine, Bass, Klarinette, Trompete. Aus der Mode sind Zimbel und Brummeisen. Zieh- und Mundharmonika, Hirtenhörner, Weidenpfeifen, Farzen, Schnarren und Klappern (Abb. 147 a, b a. f. S.) kennt die Jugend sehr wohl; hat man sonst nichts Lärmendes, so bedient man sich der Töpfe und Stürzen, der Kämme, hinter die man Papier hält, der Giefskannen und Triangel.

Neben den deutschen Tänzen soll noch der „sorbische Reihn“ nördlich von Bautzen im Schwange sein. Sobald die Musikanten zu spielen beginnen, tritt der Vortänzer mit seinem Mädchen, Gesicht

gegen Gesicht, vor die Musikanten. Er hebt ihre rechte Hand, und sie dreht sich im Kreise auf einer Stelle. Er läßt die Hand los, und sie dreht sich, die Hände straff an der Seite, weiter. Nun tanzt der Vortänzer um das Mädchen herum und giebt seinen Wunsch dabei

Abb. 147.



a. Schnarre.

b. Klapper. (Nach Andree.)

durch Gebärden zu erkennen, daß er mit ihr tanzen möchte. Sobald sie die Hand hebt, umfängt er sie und der Tanz beginnt. Die übrigen Paare schwenken sich, nach Schmalers, auf einem passenden Platze „acht Takte lang rechts, acht Takte links und so fort, bis der Vortänzer das Zeichen zu einer gemeinschaftlichen Tour giebt. Die Paare stellen sich einander gegenüber, fassen sich an den Händen und chassieren so lange acht Takte rechts und links, bis der Vortänzer sich mit seiner Tänzerin auf seinem Platze wieder herumzudrehen beginnt, was nun auch alle übrigen thun. Jetzt wechselt dieses Herumdrehen und Chassieren so lange, bis die Musik schweigt, welche ab und zu mit Gesang, bald von der ganzen Gesellschaft, bald nur von einem einzelnen Sänger begleitet wurde“. Bei Hochzeiten wird am meisten getanzt, doch finden eben überall die bei den Deutschen beliebten Tänze Eingang. Oft singt man dazu, z. B. „Wurst im Tiegel etc.“, „Anna, bist du von Sinnen“.

Die Lieder hat Schmalers in Feldlieder, Sätzchen, Rundgesänge, Hochzeitslieder, Bittlieder und Legenden eingeteilt. Die Feldlieder werden, wie in allen bauerlichen Kreisen, beim Gange durch das Feld gesungen; die Sätzchen waren noch vor kurzem auch in der Pleißen-egend Mode. Wer sich zeigen wollte, gab den Musikanten eine große Münze und nahm den Vortanz. Der Vortänzer wechselte natürlich oft am Abend. Wenn er vom Vortanz abtrat, führte er sein Mädchen vor die Musikanten, sang dann selbst ein Liedchen oder liefs die Musikanten eins wählen und die Sätzchen aufspielen. Um das Paar stellten sich die anderen und sangen das Lied mit Musikbegleitung. Dann trank das Mädchen einen Krug Bier, den ihr vor dem Sätzchen der Vortänzer

gereicht hatte, diesem und den Musikanten zu. Diese leerten den Krug und harreten auf einen neuen Vortänzer. Während des Tanzes sang man ähnliche Tanzlieder. Rundgesänge beim Gesellschaftstrunk kommen wohl bei den Litauern und Deutschen immer mehr ab, ebenso die eigenartigen Hochzeitslieder auf dem Wege zur Trauung. Beim Kuchensingen, beim Ostergesang und zur Fastnacht werden die Bittlieder vorgetragen; die Legenden sind meist von Pastoren gedichtete fromme und erbauliche, zu einem guten Leben aneifernde Dichtungen, wie das goldene ABC.

Der wendische Gesang zieht sich immer mehr in die abgelegenen Dörfer zurück, an den breiten Strafsen und Eisenbahnlinien nistet sich der Berliner Gassenhauer, selbst in größeren Dörfern das bei den Soldaten gelernte Lied ein, von der Schule aus aber siegt das deutsche Volkslied. Am Sonntag sitzen die Bauern vieler wendischer Gegenden in der qualmigen Kneipe. Jeder hat (z. B. in S.) vor sich sein Fläschchen Schnaps. Die schwarze Sonntagsmütze behalten sie auf dem Kopfe, das Gespräch wird lauter und lauter. Deutsch ist die Unterhaltung. Dort wettet man um zwei Liter Schnaps, ob einer früh gesehen worden oder abgereist ist, hier streitet man sich halb scherzend über Soldatenangelegenheiten, den Fremden beachtet man wenig; dafs aber der Berliner Lebensversicherer seit Wochen Haus für Haus absucht und versichert, das fällt schliesslich auf.

Der Inhalt der sorbischen Lieder bewegt sich in demselben Gedankenkreise wie der der Dainos. Der Abschied des Mädchens vom Vaterhause, der Zug des Burschen zu den Soldaten oder in den Krieg, Liebeswerbungen des Jünglings, Zurückweisungen oder verliebte Seufzer des Mädchens, Klage der jungen Frau über Unannehmlichkeiten in der Ehe gegenüber den Freuden im Vaterhause, Trinkgesänge, Selbstgespräche, wie man die Nacht nach Hause kommen oder wo man bleiben kann, harmlose Kriegserlebnisse, Trost beim Bier, Jubel über das Kneipenleben, Treue und Untreue, Tiergeschichten und Rätselfragen bilden die Vorwürfe. — Das Mädchen kann nicht schlafen, ihr Geliebter ist in den Krieg gezogen. Da pocht es nachts. Es kommt ein Reiter auf braunem Rofs und bringt einen Brief, dafs er gestorben ist, sie soll aber nicht um ihn weinen. Das Mädchen aber trauert sieben Jahre. — Burschen kommen ins Haus und fragen nach dem Mädchen. Man sagt: „Das ward gestern auf den Kirchhof getragen.“ Da umreitet der Liebesbote dreimal den Kirchhof und ruft am Grabe: „Lieb Mägdlein, steh auf, sprich nur zwei Worte.“ „Ja, wenn ich noch sprechen könnte, würde ich nicht hier unten liegen. Nimm in meiner Kammer das Schlüslein, in der Truhe liegt mein Kranz. Die im Kranze ging, kennt nicht mehr Erdenlust.“ — Ein Mägdlein sitzt und flicht zwei Kränze, ein stolzer Reiter kommt vorüber und bittet um einen, aber das Mädchen sagt: „Den einen setz ich auf, der andere gehört meinem Liebsten.“ — Ein Bursche fährt im Kahn aus

Wacholderholz den Fluß hinab zum Schloß, wo das Liebchen wohnt und alles schläft. Sie aber wacht und flicht eine Schnur für den Geliebten und singt dabei: „Klettre doch an der Schnur empor und komm übers tiefe Wasser; wenn du auf das Austrocknen des Wassers zu warten vorhast, wird die Liebe vergangen sein.“ — Der Bursch beredet das Mädchen, sie möchte ihn nach Hause begleiten. Sie erwidert, die Leute werden darüber reden. Er aber sagt: „Lafs die Leute reden, wir haben uns ja verlobt und tragen die Ringe am Finger.“ — Es besuchen zwei Burschen einen Hof, der eine geht des Mädchens wegen hin, der andere, um sich ordentlich bewirten zu lassen. — Das Mädchen soll nicht zu schnell heiraten, „scharfe Dornen stechen sehr, falsche Burschen noch viel mehr, solche Burschen giebt's in Fülle, solche guten Mädchen wenig.“ Diese Gedanken kehren bei den Polaben und Litauern wieder, ebenso die schmückenden Beiwörter und poetischen Einführungen von den lieblichen Blumen im Garten, dem hohen Hause auf dem Berge oder am Meere, der grünen Linde vorm Hause. Beliebt sind auch die Tiergeschichten, wenn zur Hochzeit oder zu einem Feste Elster, Eule, Ziege, Henne, Storch, Bär antreten.

Die sorbische Literatur hielt sich anfangs in rein kirchlichen Bahnen. Vor Einrichtung des Prager katholischen Seminars 1704 und der evangelischen Predigeresellschaften zu Leipzig 1716 und Wittenberg 1749 gab es außer handschriftlichen Werken hauptsächlich nur Möllers Gesangbuch und Katechismus 1574, den Worjechs 1597, ein Enchiridion von Tharäus 1610, des Ticinus Grammatik (*Principia* 1679), Abraham Frenzels Werk über den Ursprung der sorbischen Sprache 1693.

Die Obersorben erhielten 1728 durch Lange, Jokusch, Böhmer und Wauer die erste sorbische Bibel, die Niedersorben durch Fabricius 1709 das neue, durch Fritze 1797 das alte Testament, und durch Schindler 1822 bis 1824 die ganze Bibel. Predigtsammlungen und andere geistliche Bücher erschienen wiederholt. Auf Kosten der Bibelgesellschaften wurden im verflossenen Jahrhundert verbesserte Bibeln in beiden Hauptdialekten herausgegeben. Volkslieder sammelten Haupt und Schmalzer 1842 bis 1843.

Die schöne Literatur pflegten außer Sauerwein die Niedersorben Martin Grys († 1878) und Mato Kofsyk (geb. 1853, lebt als Geistlicher in Ohio, Nebraska), der in Hexametern die sorbische Hochzeit und ferner die angeblichen Schandthaten Geros besungen hat; unter den obersorbischen Dichtern ragt Zeiler hervor.

Die Zeitungsliteratur blüht weniger bei den Niedersorben als vielmehr bei den Obersorben, aus deren Reihen sich sogar 1900 ein sorbischer Schriftstellerverein entwickelte. Den Mittelpunkt bildet die Zeitschrift der sorbischen Gesellschaft in Bautzen, die das Beste bietet, was das sorbische Schrifttum hervorbringt. Sie ist für die Gebildeten berechnet, während Schriftvereine für Verbreitung kurzer und erbau-

licher Büchlein beim Volke Sorge tragen. Dem sorbischen Schriftsteller-verbände traten am 15. März von 24 Geladenen 22 Mitglieder bei, die an den sechs obersorbischen und zwei niedersorbischen Zeitungen mitarbeiten.

Sprichwörter. Alle trafen vorbei, nur mein Sohn traf — beinah. Er hat einen Elsterfuß gegessen (schwartzhaft). Essen und Trinken ist das halbe Leben, auf der Ofenbank liegen das ganze. Das schickt für dich, wie der Dreschflegel für den Hund. Erbsen am Wege rupft jeder. Was einer aufschüttet, das mahlt er. Er hat immer s' Fenster am Halse (er liegt tagaus tagein am Fenster). Er macht aus einem Fingernagel einen Ellenbogen (er übertreibt). Die Finsternis frisst die Leute nicht, stößt sie aber um. Verliebene Sachen kommen als Hinkelbein heim. Er fürchtet sich wie ein Fischotter (sehr). Große Arbeit, kleiner Käse. Der Flickfleck muß größer als das Loch sein. Einer Fliege wegen schüttet man eine gute Suppe nicht aus. Er windet sich wie eine Fliege im Brei (der Arbeitsunlustige fängt allerlei an, aber ohne Lust). Was die Frau mit der Schürze fortträgt, vermag der Mann nicht hereinzuführen. Wo die Frau die Hosen anhat, ist der Wirt des Teufels. Nimm dir die Frau aus der Nachbarschaft, die Gevattern aus der Ferne.

## VII. Das sorbische Vaterunser.

### 1. Obersorbisch (mitgeteilt vom P. Goltzsch-Königswartha und P. Mahling-Klitten).

Wótče naš, kiž sy w njebjesach. Swjećene budź Twoje mjeno. Přińdź k nam Twoje kralestwo. Twoja wola so stań, kaž na njebju, tak tež na zemi. Naš wšědny khlěb daj nam džensa. A wodaj nam naše winy, jako my wodawamy našim winikam. A njewjedź nas do spytowanja. Ale wumož nas wot teho zleho. Přetož Twoje je to kralestwo a ta móc a ta česc' do wěcnosće. Hamjeń.

### 2. Niedersorbisch (mitgeteilt vom P. Schwellow-Hornow).

Woschz nas, kenž fsy na niebju. Hufswieschone buzi twojo mé. Twojo kralestwo pschiži. Twoja wola fse stani, ako na njebju, tak tež na semi. Nasch schedny klěb daj nam žinsa. A wodaj nam nasche winy, ako my wodawamy naschym winikam. A njewjež nas do spytowanja. Ale humož nas wot togo slego. Pscheto twojo jo to kralestwo, a ta moz, a ta zescž do niħernoscji. Amen.

### 3. Obersorbisch, katholische Fassung nach M. Horniks Übersetzung. (Mitgeteilt von Dr. Grollmufs-Leipzig.)

Wótče naš, kiž sy w njebjesach. Swjatosćene budź zwoje mjeno. Přińdź k nam twoje kralestwo; twoja wola so stań, jako na njebju, tak tež na zemi. Naš wšědny khlěb daj nam džens. A wodaj nam naše winy, jako tež my wodawamy našim winikam. A njewjedź nas do spytowanja; ale wumož nas wot zleho. Amen.

## Die Polaben.

### Literatur.

- Adelung: Mithridates II. Berlin 1809. S. 690/91.
- Andree: Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl. Braunschweig 1901. S. 500 f.
- Bergmann: Bilder aus dem hannöverschen Wendlande, Originalphotographien. Lüchow 1899.
- Brückner: Die slawischen Ansiedelungen in der Altmark etc. Leipzig 1879.
- Burmeister: Über die Sprache der früher in Mecklenburg wohnenden Obotriten-Wenden. Rostock 1840.
- Časopis Macity serbskeje 16/17. Bautzen 1863/64. (Polabische Sprachdenkmäler, herausgegeben von Pfuhl.)
- Festschrift zur Säkularfeier der k. Landw. Ges. zu Celle. Hannover 1864. I, 2. Protokoll aus den Verhandlungen der Bezirkssynode Dannenberg vom 19. Juni 1883. Dannenberg 1883.
- Domeier: 300 wendische Worte. Hamburger vermischte Bibliothek II, 5. S. 794 bis 805.
- Eccard: Historia studii etymologici linguae Germanicae. Hannover 1711. [S. 268 bis 306, darin des Christian Hennig († 1679) zu Wustrow Aufzeichnung.]
- Hannöversche gelehrte Anzeigen 1751, 613; 1752, 1137 ff.
- Hanusch: Zur Literatur und Geschichte der slawischen Sprachen in Deutschland, namentlich der Sprache der ehemaligen Elbslawen oder Polaben. Miklosichs Slaw. Bibliothek II. Wien 1858.
- Helmolds Chronik der Slawen. Nach der Ausgabe der Mon. Germ. Übersetzt von Laurent; 2. Auflage neu bearbeitet von Wattenbach. Leipzig 1894.
- Hennings: Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862. — Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande. Lüchow 1864.
- Hildebrandts polabischer Bericht in Keyfslers Reisen, herausgegeben von Schütze. Hannover 1776. Bd. II, S. 1376 bis 1378.
- Hilferding: Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinianer Elbslawen im Lüneburger Wendlande; aus dem Russischen von Schmalzer. Bautzen 1857.
- Jacobi: Slawen- und Deutschtum in kultur- und agrarhistorischen Studien, besonders in Lüneburg und Altenburg. Hannover 1856.
- Jugler: Vollständiges Lüneburgisch-Wendisches Wörterbuch 1809. (Manuskript der Göttinger Universitäts-Bibliothek.)
- Lisch: Vaterunser der Wenden. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde VI, 57 bis 69. Schwerin 1841.
- Verzeichnis der früher im hannoverschen Wendlande gebräuchlichen Trachten und Geräte, gesammelt für das Museum zu Lüneburg. Lüchow 1893.
- Meitzen: Siedelung und Agrarwesen II, 475 bis 493. Berlin 1895.
- Mente: Der Urnenfriedhof bei Rebenstorf. Hannoversche Schulzeitung 1894, Nr. 7 bis 9.

- Mithof: De Lingua Winidorum Luneburgensium 17. Mai 1691. (Leibniz, Collectanea. Hannover 1717, II, 335 bis 360.)
- Parum Schulze: Nachricht von der Chronik des wendischen Bauern Johann Parum Schulze. Annalen der Braunsch. Lüneb. Churlande 1794, VIII, 2. S. 269 bis 288. — Dr. Kalina, Jana Parum Szulcego Słownik Języka Połabskiego. Krakau 1892/93. (Das Parum Schulzesche Wörterbuch nach der in der Ossoliński'schen Bibliothek in Lemberg befindlichen Handschrift.)
- Pypin-Pech: Das sorbisch-wendische Schrifttum etc. Leipzig 1894, S. 10/12.
- Rocholl: Christophorus. 1862.
- Schleicher; Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache. St. Petersburg 1875.
- Spiel und Spangenberg: Neues vaterländisches Archiv. Lüneburg 1822, 232; 1832, I, 319 bis 350; II, 6 bis 26.
- Steinvorth: Das hannoversche Wendland. (Deutsche geographische Blätter, herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen, durch Dr. M. Lindemann, Bd. IX, S. 141 bis 154.) Bremen 1886.
- Beiträge zur Ethnographie der hannoverschen Elbslawen, mitgeteilt von A. Vieth, mit Einleitung und Zusätzen von H. Zimmer, V. Jagič und A. Leskien. Vgl. das folgende:
- Vieth: Wendischer Aberglaube angemerket bey der General-Kirchen-Visitation des Fürstenthums Dannenberg im Monath August Anno 1671. (Mich. Richey.) Archiv für slawische Philologie 22, 107 bis 143. Berlin 1900.
- Warmbold: Beiträge zur Geschichte des hannoverschen Wendlandes. Lüchow 1895.
- Ziehen: Wendische Weiden. Frankfurt 1854. — Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben. Hannover 1874.

## I. Sprachgebiet.

Die Polaben oder Elbslawen waren, wenn wir die Einteilung Nestors beibehalten, liutizischen Geschlechtes. Sie sind heute völlig germanisiert, nur eine Anzahl Worte haben sie dem deutschen Sprachschatz einverleibt. Ein alter Lehrer konnte mir noch berichten, daß in Küsten bei Lüchow und in der Nachbarschaft der Schulze am Klapperbrett (vgl. Abb. 151, S. 355) mit einem kurzen wendischen Satz die Bauern gerufen habe, heute ist davon nichts mehr zu sehen. Hennings hörte, daß Anfang des 19. Jahrhunderts einzelne Bauern noch „wendisch“ redeten. Das sagt auch 1826 der deutsche Gelehrte Wesebe (Pypin-Pech, Sorbisch-wendisches Schrifttum, S. 9). Büsching, Pfennig u. a. kennen die polabische Bevölkerung noch wohl. Pfennig sagt 1783: „Die polabische Mundart hat sich nur noch allein in den lüneburgischen Ämtern Dannenberg, Lücho und Wustro erhalten“, der Gottesdienst in ihrer slawischen Sprache erlosch allerdings schon 1751 zu Wustrow. Aber viel Leben hatte die Sprache schon das ganze Jahrhundert zuvor nicht. Der Dannenberger Pastor Domeyer sammelte 1743 bis 1745 Sprachreste und stützte sich dabei auf die Sammelarbeiten des Bauers Parum Schulze (1678 bis 1734) und des Wustrower Pastors Christian

Hennig<sup>1)</sup> von Jessen (1705), dessen Wörterbuch aus dem Munde des Bauern Johann Janisch aus Klennow zusammengestellt und von Chr. Hennig in drei Redaktionen hinterlassen worden war. Ja, schon die kleine Sammlung Johann Pfeffingers in Lüneburg 1698 und die durch Leibniz 1691 veranlafste Sammlung von Wörtern und Gebeten und dem bekannten Hochzeitslied (1711 von Eccard gedruckt), von seiten Hennigs und des Lüchower Pastors Georg Mithof, beweisen, daß es nur noch Reste zu sammeln galt. Und wenn man auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch in der Mecklenburger Jabelheide zwischen Ludwigslust und Dömitz slawisch gesprochen hat, so scheint doch das Deutsche überall schon so mächtig gewesen zu sein, daß man sich nicht gedruckter polabischer Bücher bediente. Die Reformation hat ja jedem Völkchen den Katechismus und ein paar biblische Stücke in der Muttersprache beschert. Hier aber scheint kein Pastor die Herausgabe eines polabischen Gesangbuchs oder eines Katechismus für nötig gehalten zu haben. Ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, dahinter zu kommen, welcher wendischen Bücher sich die Polaben bedienten. Wenn dies überhaupt der Fall war, wäre am ehesten an sorbische zu denken, etwa an Mollers niedersorbischen Katechismus (Bautzen 1574) und sein Gesangbuch oder noch an den Katechismus des Fabricius (Kottbus 1706). Hennig war ja selbst aus dem Sorbenlande 1679 als dreißigjähriger Mann nach Wustrow gekommen. Einige Zeugnisse, daß eigentlich die polabische Sprache seit 200 Jahren als im Aussterben begriffen gilt, mögen folgen.

Eccard, der Amanuensis von Leibniz, sagt (*Historia studii etymologici linguae Germanicae*, Hannover 1711), die Polaben wären wegen ihrer Sprache verspottet worden, und hätten sie ganz vergessen, wenn nicht unter dem Kurfürsten Georg Ludwig (seit 1698; 1714 englischer König) die Leute zur Pflege ihrer Sprache ermuntert worden wären. Da habe sich nun Hennig Verdienste erworben. Auf Grund von Mitteilungen Mithofs<sup>2)</sup> bekennt er, es gäbe seines Wissens keine Bücher der hannöverschen Wenden, nur mit Mühe habe er einen ausfindig gemacht, der das Vaterunser „wendisch“ gekannt habe; außerdem

<sup>1)</sup> Eccard nennt ihn Hennigen; K. Hennings, der von ihm abstammen soll, Hennings; Schleicher (nach Jugler): Hennig.

<sup>2)</sup> Mithof in Leibniz, *Collectanea* 338: „Man hat, meines Wissens, keine Bücher in der Wendischen Sprache, auch sonst keine alte schriftliche nachrichten; wie denn diese Sprache numehro sehr abzunehmen beginnet. Dahero auch, wie fleißig mich gleich bemühet, vorerst niemand antreffen können, welcher — das Vaterunser in der Wendischen sprache auszusprechen gewußt. Endlich aber hat es einer eingegeben, und lautet, wie folgt: Noos Wader etc. (vgl. S. 387). Auch giebt er einen polabischen Zauberspruch, der deutsch lautet: Heute ist Marienitag, da unser Herr Jesus gebohren; am anderen Tage ist er getauft, den dritten Tag hat er alles abgesteuert, steine, wasser und erde, das alles unser Jesus hat abgesteuert. So soll er den Krieg absteuern von der ganzen Welt. Kyrie-Eleis.“

bietet er noch vier kurze Gebete. Der Lüchower Bürgermeister F. Müller († 1755) hat ein Vaterunser und eine ähnlich lautende Beichte aus „seiner Frauen Großmutter Emerentia Wehlings, weil. Secr. Rodewalds Mutter Munde aufgeschrieben, weil ihr Bruder, weil. M. Caspar Wehling, der erste deutsche Prediger zu Bültz, Amt Lüchow, geworden“. Johann Parum Schulze zu Süthen, der 1724 oder 1725 im 47. Lebensjahre schrieb, kann selbst die Sprache nicht, seine Schwester versteht aber noch etwas. Im Jahre 1751 fand man, nach Jugler, keinen mehr in der Gegend von Dannenberg, Lüchow und Wustrow „der wendisch reden konnte“, und nach Hassel wurde 1751 in Wustrow zuletzt Gottesdienst in wendischer Sprache gehalten (Band IV, S. 507 des Handbuchs der Erdbeschreibung, Weimar 1819). 1798 sei der Hauswirt Warratz zu Kremmelin gestorben, der aber das Vaterunser noch beten konnte. 1794 (Annalen, S. 273) reden die Polaben deutsch.

Für sein Werk „Vollständiges Lüneburgisch-Wendisches Wörterbuch aus drei ungedruckten Handschriften und den wenigen bisher bekannten Sammlungen, zusammengetragen von Joh. Heinr. Jugler, der Arzneywissenschaft Dr., Chur-Hannövr. Landphysicus zu Lüneburg etc. 1809“ fand der Verfasser keinen Verleger, ein Manuskript liegt noch auf der Göttinger Universitätsbibliothek. Adelung (Mithridates II, 5, 688 ff.) kennt 1809 die Polaben noch in den erwähnten drei Ämtern.

Aufgefrischt wurde das Andenken an die Polaben erst wieder durch Hilferding, der dem Volke einen Besuch abstattete und des merkwürdigen gelehrten Bauern Parum Schulze Werk las, das nun, wie ich in Süthen hörte, „für ein wenig“ nach Lemberg verkauft worden ist. Dann gab Schleicher durch sein Werk Veranlassung, daß die gelehrte Welt der Sprache näher trat. Als Hennig seine Schrift schrieb, war schon nicht viel mehr von der Sprache zu finden. Ich fuhr 1898 ins Polabenland und glaubte Ähnliches wie im Slowinzenlande zu finden; es gelang mir nicht. Vielleicht glückt es jetzt, da die Leipziger Jablonowskische Gesellschaft 1901 als Preisaufgabe für 1903 „eine Ausgabe der polabischen Sprachdenkmäler mit Grammatik und alphabetisch geordnetem Wörterbuch“ gewünscht hat.

Die Angabe von A. v. Fircks, im Kreise Lüchow (S. 266) seien unter je 1000 Bewohnern 20,6 Wenden, beruht auf einem Mißverständnis. Die Dorfbewohner nennen sich allerdings Wenden, die Gegend wird auch das hannöversche Wendland genannt und es erscheint eine Zeitung für das Wendland. Aber das sind ja nur noch die alten Namen, und die dortige „wendische“ Sprache ist im Gegensatz zur hochdeutschen Sprache der Städter das Plattdeutsch der Bauern. Mit Recht weist A. v. Fircks auf das altpolabische Sprachgebiet, auf die prachtvollen Dorfrundlinge hin; es ist aber ein Irrtum, wenn er sagt: „In keinem dieser Dörfer (Schletau, Bockleben, Witzeetze, Simander, Volzendorf, Predöhl, Trabuhn, Schweskau, Kriwitz, Köhlen,

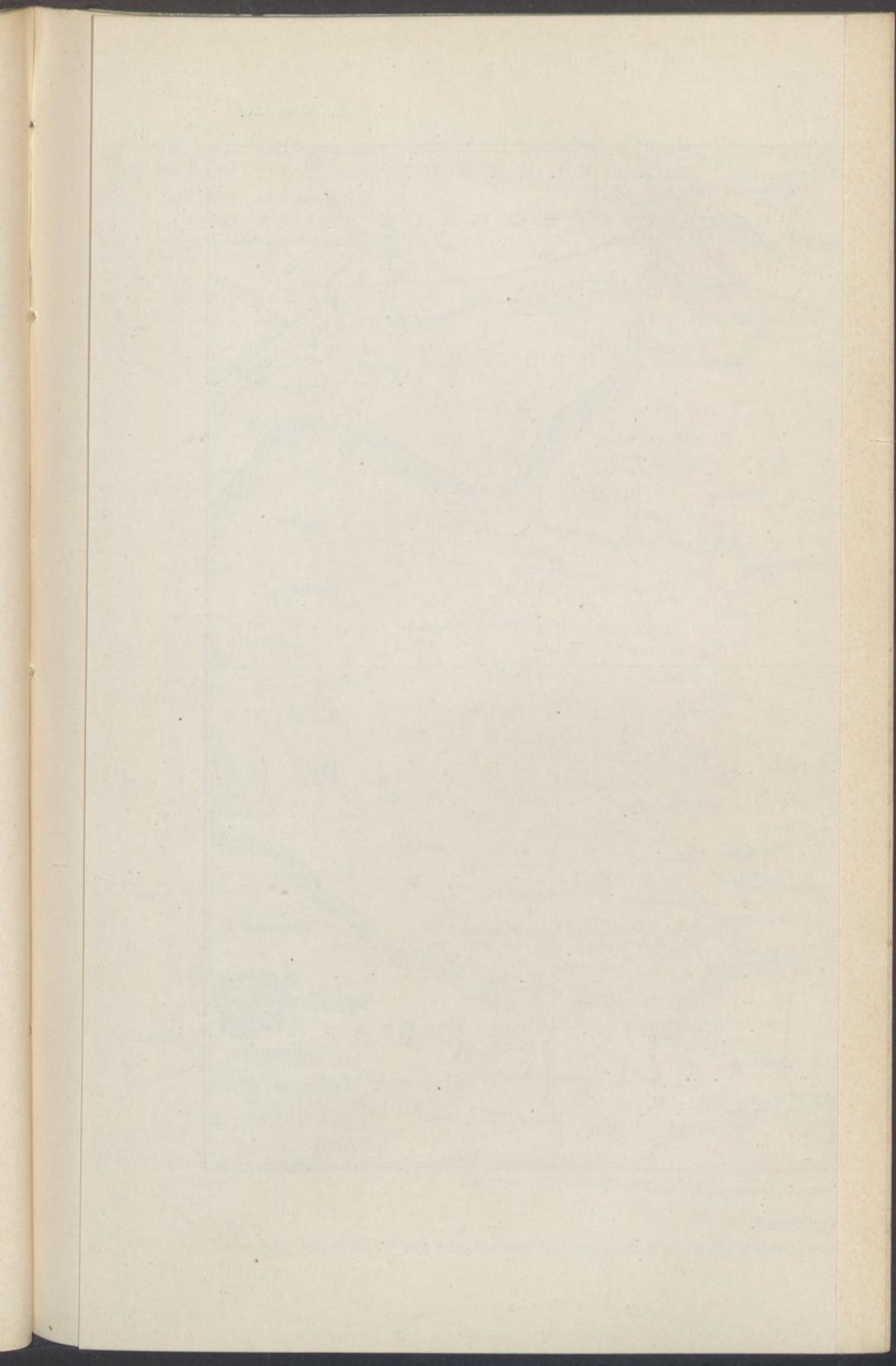
Schreyahn, Banzau, Lütenthien, Kilitz, Proitze, Vasenthien, Tobringen, Grofs-Breese, Nemitz, Lanze, Prezelle, Thurau, Meuchefitz, Kremlin, Ganse, Mammoifsel, Grofs- und Klein-Sachau, Diahren und Klein-Gaddau) bilden Personen von wendischer Muttersprache die Mehrheit (!) oder auch nur einen namhaften Teil (!) der Bevölkerung.“ Der Name Wenden hat ihn zu der Vermutung veranlaßt, man spreche slawisch. Es spricht aber kein Mensch mehr die alte Muttersprache.

Von A. v. Fircks werden für den Lüneburger Regierungsbezirk aufgezählt: 270 männliche, 235 weibliche Wenden, 40 männliche und 25 doppelsprachige Wenden. Wenn dies auch wirklich wendisch sprechende Leute wären und nicht solche, denen der alte herkömmliche Name und ihr sogenanntes wendisch Platt Veranlassung zur Bezeichnung „Muttersprache Wendisch“ in den Zähllisten gab, so beweist dies nur, dafs auch unter den Wenden die Sachsengängerei an Umfang zunimmt. Bestätigt wird dies durch die 275 männlichen + 126 weiblichen Wenden und 41 männlichen + 20 weiblichen doppelsprachigen Wenden im Regierungsbezirke Arnberg, bei denen der Statistiker gar nicht an alte Bodensässigkeit zu denken wagte. Und das hätte doch ebenso nahe gelegen. Ja auch in Berlin (114 männliche + 197 weibliche, 78 männliche + 84 weibliche doppelsprachige), Posen (213 männliche + 235 weibliche, 12 männliche doppelsprachige), Münster (52 männliche + 28 weibliche, 5 männliche + 2 weibliche doppelsprachige), Düsseldorf (84 männliche + 34 weibliche, 13 männliche + 1 weibliche doppelsprachige) und Potsdam (35 männliche + 43 weibliche, 53 männliche + 53 weibliche doppelsprachige) kommt eine ganz hübsche Zahl von Leuten vor, die ihre Muttersprache als Wendisch bezeichneten. In den Kreisen Bomst, Lüchow, Recklinghausen, Dortmund Land, Gelsenkirchen und Essen ermittelte A. v. Fircks 0,73 Proz., bez. 2,06 Proz., 0,08 Proz., 0,1 Proz., 0,21 Proz., 0,05 Proz. Wenden. Das sind aber durchgängig Sorben, die zugewandert sind, oder Sachsen-gänger.

Die polabische Bevölkerung, ehemals im Süden mit der sorbischen, im Osten mit der obotritisch-slowinzischen in Nachbarschaft, hatte ihre letzten Sitze an der Jeetzel in den Kreisen Lüchow und Dannenberg.

## II. Siedelung.

1. Geschichte. Die Polaben wurden wahrscheinlich von Pipin oder Karl, mit denen sie im Bunde gegen die Sachsen fochten, auf dem Gebiet ausgewiesener Sachsen angesiedelt. Die Geschichte vom „schönen Baum“ geht auf einen wendischen Fürsten zurück, der im Sachsenkampfe fiel, eine Eichel im Munde. Der sagenhafte Volksheld Jam Kahl, dessen christliche Gemahlin Seba von den Priestern ihrer Heirat wegen verbrannt, dessen Volk im ungleichen Kampfe vernichtet wurde, und dessen Grabmal noch bei Seben zu sehen ist, kämpfte





Das hannöversche Wendland.

(Nach den Arbeiten Hildebrands, Hennigs [vgl. auch S. 500], Keysslers und der Specialkarte der Kreise Lüchow und Dannenberg 1:150 000, Verlag von W. Bergmann, Lüchow.)

W. G. & H. W. G. G. G.  
U. M. K.  
W. Toronto

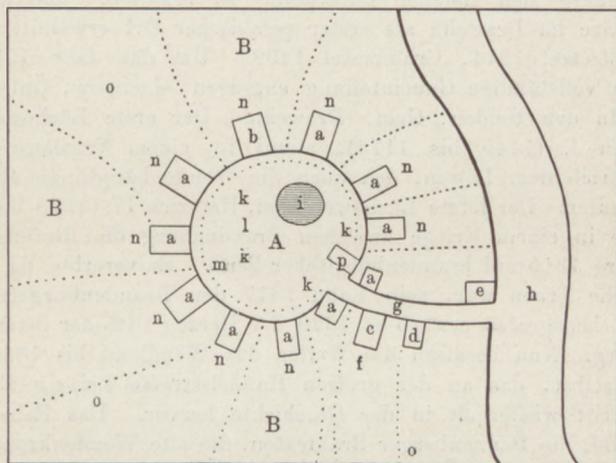
auch gegen die Sachsen. Karl weilte wiederholt bei ihnen, begünstigte sie und gilt als Begründer ihrer Rechte; auch die Ausnahmestellung im Erlafs des Zehnten und der Schutz der Sprache weist auf höhere Vergünstigung hin; das Christentum scheint willig Annahme gefunden zu haben. Zuerst berichten Adam von Bremen (Monum. German. 7, 283 bis 398) um 1075, Helmold um 1172 (ebenda 21, 11 bis 90), Saxo Grammaticus (1181 bis 1208) über sie, abgesehen von älteren Urkunden und vereinzelt Notizen bei Einhart († 840), Widukind († 968), Thietmar von Merseburg († 1018). Die ersten Landesherren hiefsen Grafen von Warfke, das sind die späteren Grafen von Lüchow. Sie waren den Lüneburger Welfen unterthan, wulsten aber durch geschickte Lehensverbindung mit den Ratzeburger und Hagenower Bischöfen und durch Freundschaft mit Mecklenburg und Brandenburg sich ziemlich selbständig zu erhalten. 956 wird der Ort Clenze im Drawehn als erster polabischer Ort erwähnt, Lüchow 1144, Jeetzel 1244, Crummasel 1298. Um das Jahr 1000 tritt uns die vollständige Gaueinteilung entgegen: Lemgow, Öning, Bröking, In den Heiden, Gein, Drawehn. Der erste Lüchower Graf, Hermann I. (1145 bis 1174), stand in einem Vasallenverhältnis zu Heinrich dem Löwen, den auch die Wendenhäuptlinge als Herrn anerkannten. Der letzte Lüchower Graf, Heinrich IV (1278 bis 1317), kämpfte in einem Kriege zwischen Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg 1315 auf brandenburgischer Seite. Er vererbte, da er ohne männliche Erben war, sein Land 1317 den Brandenburgern. Von deren Lehensgrafen erwarb es 1320 der Herzog Otto der Strenge von Lüneburg. Nun besaßen die Welfen das Wendland bis 1866. Das Gebiet selbst, das an der großen Handelsstrafse Leipzig-Hamburg liegt, tritt wiederholt in der Geschichte hervor. Das Rebenstorfer Urnenfeld, die Dannenberger Brakteaten, die alte Wendenkrone, Karls Aufenthalt in Lüneburg und Bardowik sind Zeugen des ersten Jahrtausends; die Gefangenhaltung König Waldemars von Dänemark in Dannenberg, die Einführung der Reformation 1525, die schwedischen Bedrängnisse 1643, Karls XII. Aufenthalt im Waddewitzer Krug 1714 sind Hauptdaten des zweiten. Im Befreiungskriege brauche ich nur an die Namen Körner und Eleonore Prochaska zu erinnern. Auch ihren Sänger hat die Jeetzel gefunden in dem jugendlichen Sigmund von Birken, der 1648 als Erzieher im herzoglich braunschweigischen Hause zu Dannenberg weilte. Er singt:

„Schöne Jeetze! Dein Gerinne  
 Hat mir oftmals zugehört,  
 Wenn die heifse Not verzehrt  
 Meine liebentbrannten Sinne.  
 Deine Wellen manches Ach,  
 Mir noch werden lallen nach. —  
 Liebster Ort, begleite mich!  
 Mit dem Leib nur lafs ich dich.“ —

Von dieser Zeit sagt Parum Schulze (Annalen 281): Zu Anno 1640 haben sich die Jugend in Festen aufs Einen jeden Dorff zusammengethan Etzliche Tage ein Fest in sauffent zu halten und der Etzliche haben auf die benachbarten Dörffer erumbgelauffen Würste und Eyer bey denen Läutten ausgesucht bißweilen hat auch wol die ganze Rotte von Dorff zu Dorff gelauffen, dafs bißweilen woll 2, 3 Rotten auf Einmal in Einen Dorff zugestrichen haben kommen die Wendische Lieder gesungen und haben Ein lerm gemacht, alls wenn sie alles zu boden reisen wolten. (Sie suchten Nahrungsmittel zu ihrer Fastabendfeier unter Widerstand der Wirte zu stehlen.)

2. Dorfanlage (Abb. 148, 149, 150). Die alte Gaueinteilung hat sich bei Weg- und Brückenverbesserungen noch heute als maßgebend

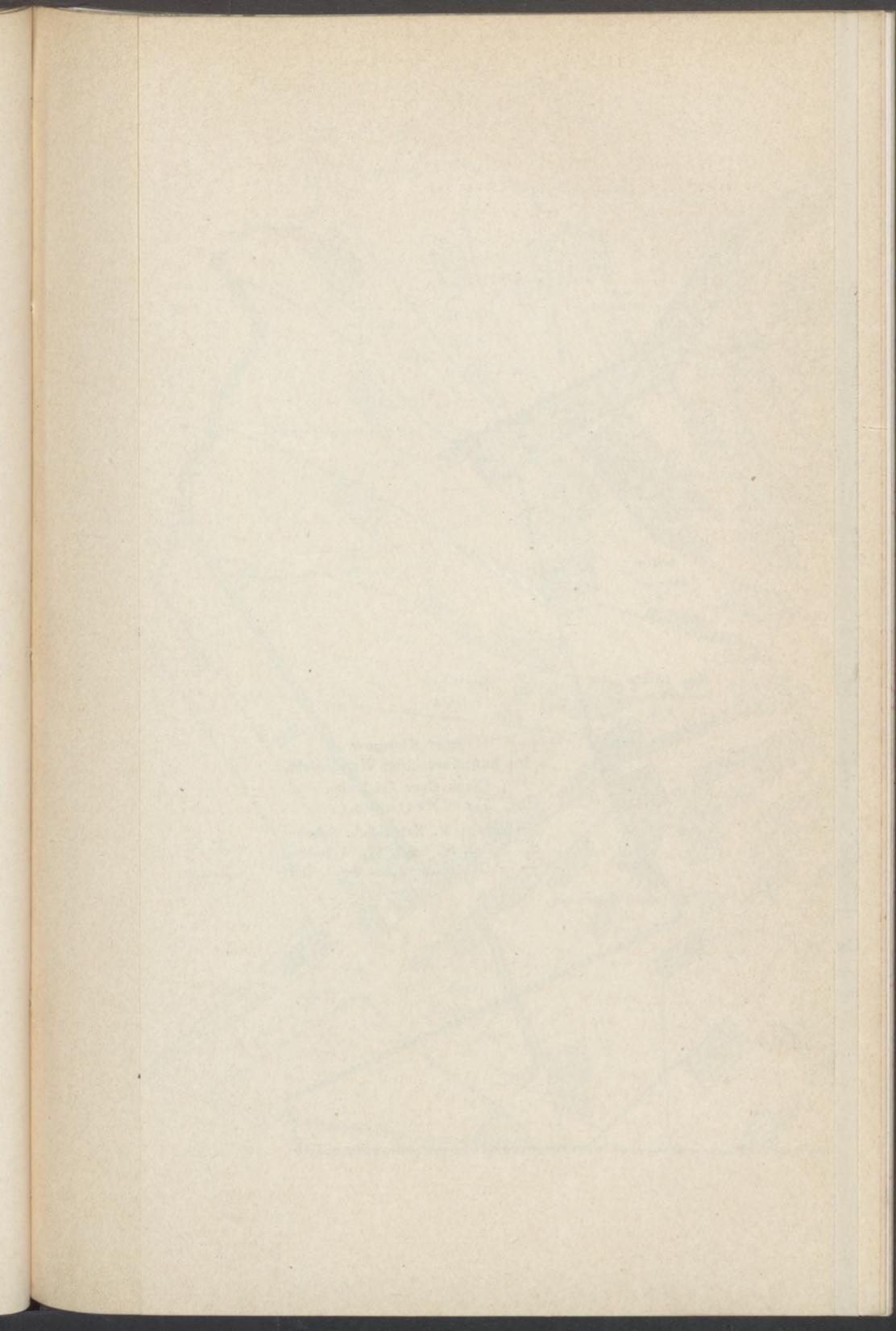
Abb. 148.

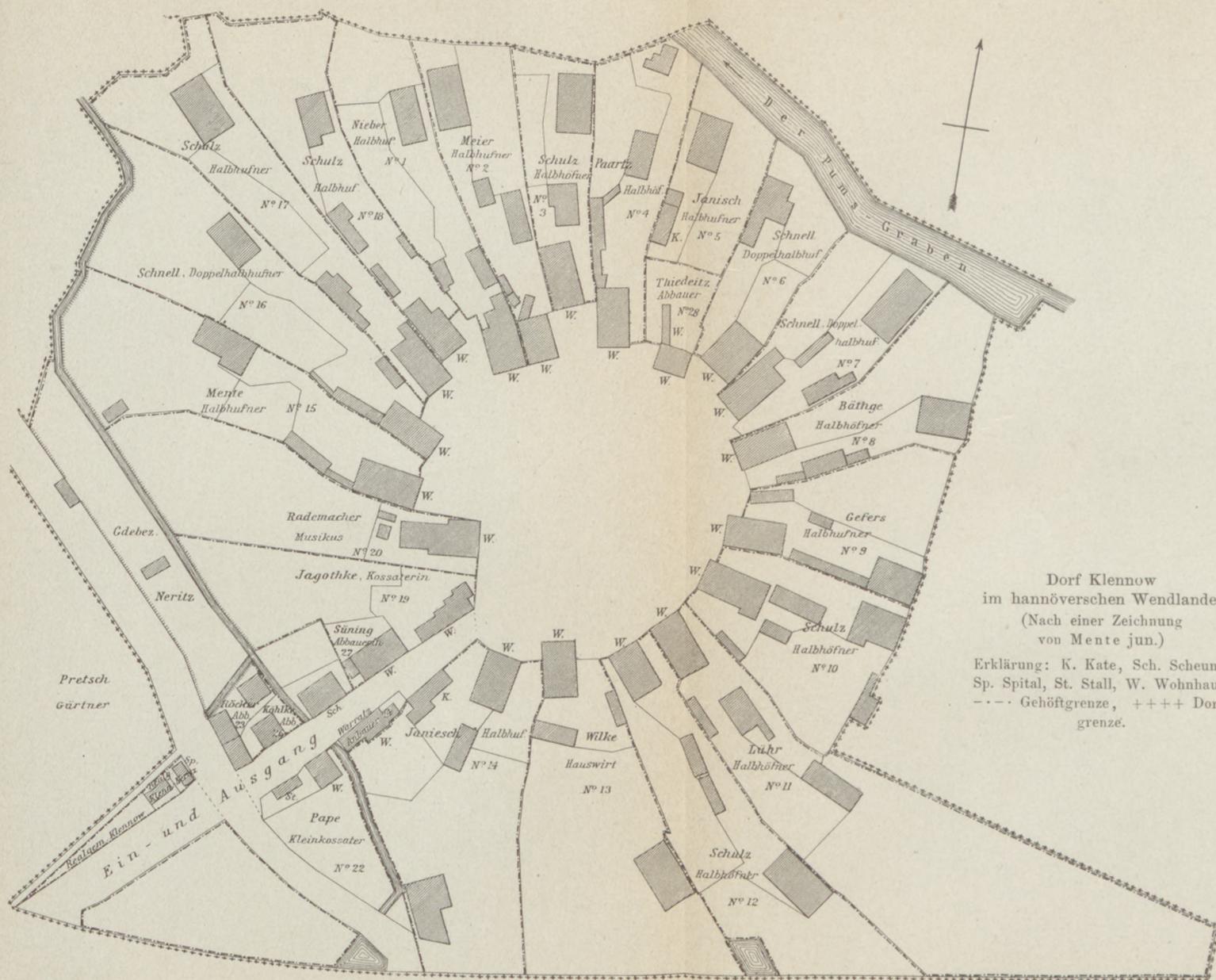


Schematischer Grundriß eines Dorfrundlings im hannöverschen Wendlande.

A Dorfplatz, B. Prising, a Gehöfte mit dem Giebel nach den Dorfplatz gekehrt, b Schulzenhaus, c Kirche, d Schule, e Wirtshaus, f Gottesacker, g Dorfzugang, h Landstraße, i Dorfteich (meist zugeschüttet), k Milchkrugtsche, l Linden- oder Eichenhain mit großen Setzsteinen (und ehemaligem Hirtenhaus), m Vorhaupt vor den Gehöften, n Klanzei, o Bäume, p Haus für Gemeindegewerke.

erhalten. Die Dorfanlage ist so ausgesprochen eigenartig, daß man immer an eine gleichzeitige vorbedachte Gesamtbesiedelung eines Gemeindebezirks denken möchte. Inmitten prächtiger Waldbestände von Eichen, Ulmen, Buchen, Eschen, Birken, Weiden, Holunderbüschen ist das Dorf gelegen. Es ist hufeisenförmig geplant, „ein Rundling“, wie Jakobi die Anlage genannt hat. Abseits vom eigentlichen Dorfe liegen große Gewanne, Feldanlagen, die später unter die Besitzer verteilt oder neu bebaut wurden. Jeder Ort hat seinen Ausbau, Koreitz, eine Art Vorstadt; manche besitzen noch ein Eichenfeld (Esternkamp), ein



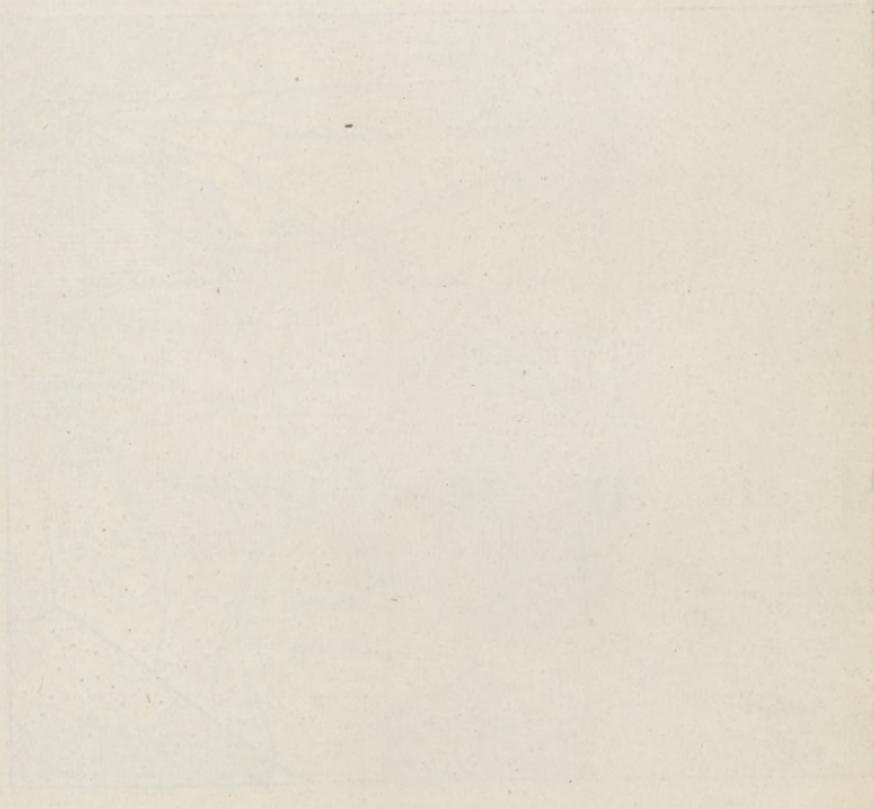


Dorf Klennow  
im hannöverschen Wendlande.  
(Nach einer Zeichnung  
von Mente jun.)

Erklärung: K. Kate, Sch. Scheune,  
Sp. Spital, St. Stall, W. Wohnhaus,  
--- Gehöftgrenze, ++++ Dorf-  
grenze.

Wydawnictwo  
D. W. P.  
w Toruniu

221

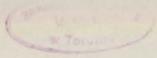


Faint, illegible text or a caption located below the diagram, possibly describing the drawing or providing related information.



Abb. 150. Südöstlicher Teil des hannoverschen Wendlandes vor der Landesvermessung von 1775.

Links oben Dangenstorfer Fluren; die Teilung der einzelnen Gewanne außerhalb des Dorfrundlings mit Prising ist genau wiedergegeben, so z. B. bei Puttball. Westwärts stößt an unser Gebiet Lübbow und der Rebenstorfer Urnenfriedhof, südostwärts das Arendseegebiet in der Provinz Sachsen. Zur Predöhler Kirche, der Hohen Kirche, gehören alle 12 Dörfer.



Noblisein, Barsing, Sopung, abgesehen von der Hofkoppel und dem Schulzenland<sup>1)</sup>. Vgl. Andree, S. 500 ff., über Polabisches in Braunschweig.

<sup>1)</sup> Namen von Feldlagern und Gewannen im Kreise Lüchow: 1. Banzau: Berkfein; 2. Beesem: Kreiweitzen, Prejeneitz, Colla, Cumparn; 3. Belitz: Kreibeitzen; 4. Bergen: Spröfel, Kobbeleitz, Spreifsel, Seesch; 5. Bese-land: Popatz, Kräweitzen; 6. Beutow: Besein, Draweis, Breitschü, Piehnfeld, Nohndrick, Dumsei, Güstneitz; 7. Bischof: Maraaken, Sokohsen, Rupenthien; 8. Bockleben: Grebeneitz, Gnesie, Jörns, Totjüms, Grawein, Gurwein; 9. Bösel: Pusweyen, Pützjaaken, Duetjeien, Ruchilen, Krymey; 10. Bösen: Persein, Storzener, Stamieneitz, Morseitzen, Preckneitzen, Lüse- neitzen; 11. Braudel: Zethian; 12. Brese: Rapeitz, Kohmreitz, Dohmbeitz, Trafeitz, Köhmreitz; 13. Breese: Awschei, Kompein, Rütschein, Kolbeitz, Vastroh; 14. Brünkendorf: Schmaleitz, Jaske, Zieleit; 15. Bühlitz: Mafs- rein; 16. Capern: Kadieck, Buhtjahns; 17. Carmitz: Sütosen, Moöstack, Schandeit, Eikuloken, Sotofken; 18. Cassau: Brisäng; 19. Clenze: Sieleit; 20. Crautze: Lemeitz, Güstneitz, Sabeims; 21. Cremlin: Pijeuns bei Lung, Sobloms, Maedken; 22. Criwitz: Sidallen, Laseneitz, Kalifsen, Zogolofken; 23. Crummasel: Tasseitz, Buseig, Cola; 24. Cussebode: Güstneitzen, Natschü; 25. Diahren: Leiseitz, Wibbeleiken; 26. Dickfeitzen: Verstrah; 27. Dolgow: Pijolm, Dambeitzen, Tribeneitz, Poswein, Dumbeitz, Traschutz; 28. Dommaten: Waddeweitz; 29. Dünsche: Forst, Farjel, Povorstruve, Kuperneitz, Vohmprey, Kreiweitz, Witschein; 30. Ganse: Klanzey; 31. Gled- berg: Dotfleteiz; 32. Göttien: Satineitz; 33. Gohlefan: Phuisineitzen; 34. Gollau: Schideitz, Schmielneitzen, Jüleitzen; 35. Gorleben: Dohm- weitzen; 36. Grabow: Krumpitzen, Draweist, Breitschu; 37. Güstritz: Weiselaney, Draweisch; 38. Guhreitzen: Pyohn; 39. Jeetzel: Bobeitz, Trenneweitz; 40. Klennow: Proetzeneitz, Pitjahn, Zarreit; 41. Köhlen: Kohleit, Cremlineitzer; 42. Königshorst: Triebneitz; 43. Kühleit: Haberneitzen, Wörgel; 44. Künsche: Gühleit, Johnweifsel, Pläseineitz; 45 a. Küsten: Wirreit, Kraiweitz; 45 b. Lübbow: Plischei, Binden, Düpen, Drans, Sarröben, Mödeln, Günschei, Bookhorst; 46. Lanze: Zeleitzen, Sulafein, Stödtke; 47. Lefitz: Privenah; 48. Lenzian: Dulei, Strelen; 49. Lichtenberg: Weifselneitz, Kraewein, Dührneitzen; 50. Liepe: Jissen, Schweifsel, Sarschei, Compein, Pros, Leipnitz; 51. Loitze: Schreibneitz, Plost, Lusat; 52. Lomitz: Lafei, Stameitz, Cigaarte, Fiffeitz, Bockeneitz, Gohleit, Gottfeitzen, Brosein, Leipnitz; 53. Luckau: Majoenes, Schuleitz, Frinneneitz, Justneien; 54. Lübeln: Suckolachdüpe, Pignons, Jurreitzen, Soakosen, Sugolofken; 55. Lüssen: Sagelofken, Guesteitzen, Scheireitzen, Strina, Maertgen, Camineitzen, Platjei, Storz; 56. Lütenthien: Zanehf, Vorwills, Gonsche, Luhm, Dorisch; 57. Maddau: Babeletzen; 58. Malsleben: Selof, Sohls, Tombein, Luskau; 59. Mammoifsel: Tibing, Döhl; 60. Marleben: Sooden, Breer, Geifsen, Stahnken; 61. Marlin: Blanneitz; 62. Meetschow: Kuseleitzen, Belleitz; 63. Meuchefitz: Wanjörken; 64. Molden: Storfnsnit, Görskan, Zosten; 65. Müggenburg: Scheideitz, Zerrüthzeit, Schüste, Joster, Grandal, Schriebahn, Porrein, Jasebohm; 66. Mützen: Lunkneitz, Zieleit; 67. Nauden: Sogelofken; 68. Naulitz: Koleisch, Pläseineitzen; 69. Nemitz: Wirjahn, Stuede, Trafeitz, Dürlei, Bürmk, Targohei, Vertoigen; 70. Nien- dorf bei Bergen: Luskau, Bohan, Preifs; 71. Niendorf bei Gartow: Bastian, Schleik; 72. Plate: Jolan, Lauseitz; 73. Predöhl: Warneitzen, Peisland, Lehneitzen; 74. Prezelle: Zowe, Gleimke, Palleh, Prebsch, Steckel, Porseneit, Klafeitz, Tagall, Vortüde, Trevel, Rasea, Stelk, Sakaasen, Jakas; 75. Prezier: Bobke, Kramin, Sogelafken, Seleitzen, Verbalden, Soerck, Mudel, Jomke, Sohr; 76. Priefsseeck: Kräweitzen, Püleitz, Warreit; 77. Püggen: Papaneit, Klaatz, Schleseneitzen, Garreit; 78. Puttball: Pleischuren,

Die einzelnen Teile des Dorfes selbst sind der Dorfplatz, das Gehöft mit Vorhaupt und Klanzei<sup>1)</sup>, und das Prising. Den Mittelpunkt bildet der Dorfplatz; er ist fast kreisrund, ist mit Gras bewachsen, hat nur einen einzigen Zugang von der Landstraße aus. Dieser wurde früher allabendlich abgesperrt. Jetzt hat er sich zu einer neuen Dorfstraße entwickelt, an der gewöhnlich Kirche und Schule stehen. In der Mitte des Dorfplatzes befindet oder befand sich ein Teich, die Not-

Panneitzen, Plaasgarens; 79. Quartzau: Wirreitz; 80. Ranzau: Mividack, Schlamman, Solbein, Gürlein, Glanshey, Breseyn, Günleitzen, Finnöh; 81. Rebenstorf: Papeisch, Pergün (Günschei), Sugarben, Sugeloh, Gorz, Brawinkel, Garbeneitz, Klun, Gülkenberg; 82. Reddereitz: Twells, Thieskolen, Gonsack, Gangenei; 83. Reddemoifsel: Darschau, Harneids, Wustenei; 84. Reetze: Wuning, Parreien; 85. Rehbeck: Dücaneitz, Dücaneitz, Glanon, Derwatschen, Duhl, Serneitz; 86. Reitze: Jüstneitz, Triweitz, Cebrünn; 87. Restorf: Maddaus, Iren, Meischow, Kaje, Wetheringer, Seering, Glamp, Sei, Blamen; 88. Saafse: Seeweitz, Neenjeiden, Kraensch, Bunck; 89. Sachau: Gleimken; 90. Sagrian: Lungnei, Boleitz; 91. Sahlahn: Lasfein; 92. Satemin: Schötus; 93. Schlannau: Majack, Düleitz; 94. Schletau: Trebs, Joleitz, Zereneitz, Jirseck; 95. Schmarsau: Sere-neitzen, Kaläfsen, Pifsein, Jostreben; 96. Schreyahn: Soleik, Draweitsch, Jijost; 97. Schweskau: Tapeleins, Liesei, Prötzen, Seleitzchanzen, Gorein, Lanneitz; 98. Schwiebke: Klaatz, Gusneitzen, Gülein; 99. Seelwig: Schladkens; 100. Serau i. Lucie: Dücaneitz, Görlein, Krungen, Burreitz, Surneitz, Bucktein, Sileitzen, Prüfs; 101. Simander: Grabjei, Sterrings, Wafs, Kolk; 102. Solkau: Kojahns, Sarme, Briesän; 103. Spithal: Stoven, Gühleitz, Süfseneitz, Paleitz, Solofts; 104. Steine: Lehmweitz; 105. Süthen: Krammiez; 106. Tarneitz: Glumm, Appelei, Domachö, Deifsen, Glän, Kräbeitz; 107. Teplingen: Wasteneitz, Bookhölder; 108. Tobringen: Stratein, Krefein, Streedein, Pastein, Papeneitz, Schamy, Loops; 109. Tolstefanz: Striebeneitz, Perseineitz; 110. Trabuhn: Beesings, Zideln, Zeleitz; 111. Trebel: Lohnken, Ilenpütten, Kromsen, Schörken; 112. Vaddensen: Sallien, Zarenze; 113. Vasantien: Sprilon, Salein, Rostein, Saghören, Schangenprem, Paperneitzen, Katzkein, Trebenneitzen, Kastein, Begöhn, Bleiseneitz; 114. Vietze: Guhleitz, Papernei, Zieleitz, Jaask, Jellneitz; 115. Volzendorf: Wilszein, Joblum, Taunbein; 116. Weitsche: Prüfs, Baakfein, Lapung; 117. Winterweihe: Pollfeitz, Repas; 118/119. Wittfeitzen: Kümbeitz, Gusneitzen, Griesen; 120. Witzeetze im Lemgo: Teitk, Sopplamm, Patözen, Raböschchen, Bühnen; 121. Woltersdorf: Kungül, Stubber, Soleitzen, Sosterleitzen, Preckneitzen, Pagüns, Groorsten, Soderneitzen, Sösterleitzen, Künsgül, Trebeneitz, Compernah; 122. Zargleben: Joblomken; 123. Zeetze: Berücketein, Pleust, Schmaleitzen.

Manche dieser von Mente gesammelten Namen, unter denen sich auch einige hoch- und plattdeutsche befinden, kommen in verschiedener Rechtschreibung wiederholt vor, so Jüsteneitz (Schulzenland), Koreitz (Hahnort, Vorstadt), Kraweitz (Kuhanger), Zileitz (Wohnort), Draweis (Holzort).

<sup>1)</sup> Parum Schulze (Hilferding 18): „Es wird an vielen Dörffern solche Hinterhoff sich wol finden, da Holtz, Moratz oder sonsten eine umbauhete Platz ist, welche man klangsey nennet. Dies Wort klangsey hat da seinen Nahmen von: der erste Hoff virdt in Grose und feste Zaun gehalten, diese Hinterhoff wird aber nuhr mit einer geringen Zaun oder Planckricken bewaret, dieses zu machent heist soklungsent, davon heist der Hinterhoff Clansej, ist wendisch, auf deutsch heist es umschrenken.“

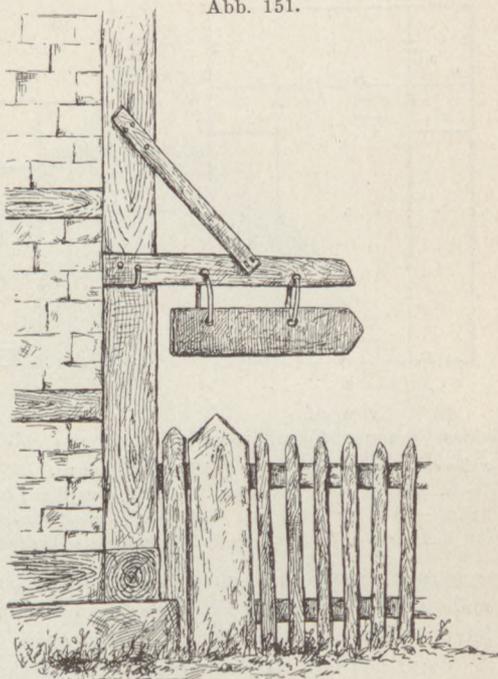
kuhle, die bei Feuersbrünsten gute Dienste that. Der Teich bietet Enten und Gänsen Aufenthalt. Neben ihm liegt immer ein kleiner Hain mit uralten Bäumen, an deren Fuß große Steine liegen. Hier setzt man sich abends nieder und erzählt, wenn man nicht auf der Hausbank sitzt. Früher stand inmitten des kleinen Haines das Hirtenhaus oder auch das Geschworn-Schulzenhaus, wo sich die Familienvorstände versammelten. Die Kreuzbäume sind längst verschwunden, meist auch der Teich; die Molkereitsche, auf die jedes Gut früh die vollen Milchkrüge zum Abholen setzte, verraten die neue Zeit. Verschwunden sind Klapperbrett und Klöppel (Abb. 151) des Schulzen; aber noch erklingt hier und da sein: „Herût, herût, up Strât, holla!“ um die Ältesten zur Beratung zu versammeln. Unter Umständen geht noch der Krückstock herum.

Nach den Verkoppelungen besitzt jeder Hofbesitzer mehrere Koppeln oder Stücke, in der Größe von 2 bis 30 Morgen, zuvor hatte jeder das Grundstück hinterm Hofe oder sehr lange Fluren. Tannengrundstücke sind zum Teil

noch gemeinschaftlich. In Rebenstorf hat jeder Bauer 10 bis 20 lange Tannenstücke, keine eigentlichen Koppeln, so daß der eine Nachbar beim Roden oder Abholzen auf das Abholzen des vor ihm liegenden Nachbarackers warten muß. Erbe des Hofes ist der älteste Sohn, die anderen Kinder werden abgefunden. In neuerer Zeit fängt man aber auch schon an zu parzellieren.

3. Gehöft (Abb. 152 und 153 a. f. S.). Um den Platz nun stehen symmetrisch die Giebelhäuser der Polaben; das Gehöft mit dem Prising bildet ein Segment. Zwischen dem Giebelhause und dem Dorfplatze

Abb. 151.



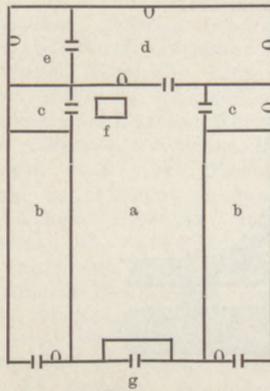
Braunschweiger Klapperbrett.

(Nach Andree, Braunschw. Volkskunde, 2. Aufl.<sup>1)</sup>)

<sup>1)</sup> Vgl. daselbst, S. 250 bis 253, auch Tetzner, Slowinzen, S. 130.

liegt ein neutrales Stück Raum, das Vorhaupt, wo die Kinder spielen, die Hausinsassen den Feierabend auf einer Bank zubringen und der Hund den Fremden anbellte. Der charakteristische Vorgiebel besteht aus Balkenwerk mit Ziegelfüllung, schön farbig getüncht und sauber gehalten (Abb. 154 bis 156). Ehemals hatte man Fachwerk. Böse Mäuler erzählen, dafs hier und da bei versicherten Leuten das Fachwerk weggebrannt sei, weil man gesehen habe, dafs man mit der Ver-

Abb. 152.

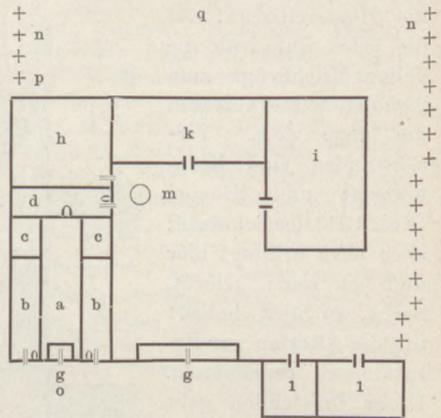


Grundriss

eines Küstener Wohnhauses.

a Tenne. — b Ställe. — c Gesindekammern. — d Dönz (mit Webstuhl, Bett, Tisch, Stühlen). — e Kammer. — f großer Schrank. — g Thor. — h neue Wohnung. — i Wagenschuppen. — k Wirtschaftsräume. — l Ställe. — m Ziehbrunnen. — n Zaun. — o Vorhaupt. — p Klanzei. — q Prising. — || Thür. — o Fenster.

Abb. 153.



Lübelner Gehöft.

sicherungsauszahlung schöne neue Häuser bauen könnte; ja, dafs ehemals das Fach nur 50 Pfennige (wegbrennen zu lassen) gekostet habe, jetzt müsse man mindestens 1 Mark geben.

Auf der Giebelspitze prangt eine blecherne oder hölzerne Giebelzier in Gestalt von Pferdeköpfen, Reichsäpfeln, Tulpen, Urnen, Kugeln mit Wetterfahne (Abb. 157 bis 160). Die drei wagerechten Balken des Giebeldreiecks sind gleichfalls farbig getüncht, und auf jedem Balken steht eine Inschrift, auf dem kurzen ein Gruß oder Sprichwort, auf dem mittleren der Anfang eines Gesangbuchliedes, auf dem dritten meist eine andere Lebensweisheit, öfters auf den vorigen Brand hinweisend. Den Eingang vermittelt überall die große Scheunenthür, zu deren beiden Seiten je eine niedrige Stallthür und ein kleines Fenster sich befindet. Über den Stallthüren steht wieder ein Sprichwort, über dem Thor aber die Bauzeit, der Name des Besitzerpaares und das Datum von dessen Einzug. Daneben hat man meist einen Blumenstock gemalt. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wird durch diese Hauptthür gegangen. Sie führt über die Tenne zur Wohnstube (Dönz; Abb. 161 u. 162 a. S. 358 u. 360). Die Schafe, Ziegen, Pferde können auf die Tenne blicken; über ihren



Abb. 154. Altes Haus in Belitz, 1777.  
(Nach einer Photographie von Bergmann-Lüchow.)

Handwritten text, possibly a signature or name, in the center of the page.



Abb. 155. Häuser in Schreyahn.

(Nach einer Photographie von Bergmann-Lüchow.)

Im Vordergrunde Dorfplatz, am Vorhaupt Steine zum Setzen, im Hintergrunde Bäume des Prisings.

Biuro historyczne  
U. M. R.  
w Toruniu



Abb. 156. Dorfansicht in Schreyahn.  
(Nach einer Photographie von Bergmann-Lüchow.)

Stowarzyszenie Historyczne  
U. M. K.  
w Toruniu

Ställen ist der Stroh- und Heuraum. Zwischen ihren Ställen und der Dönz, von der aus man die ganze Tenne und auch den Hof übersehen kann, liegen Knecht- und Mägdekammern. Dieses Haus selbst bildet nun durchaus nicht immer das ganze Gehöft, meist ist es nur ein Teil einer fränkischen Anlage, so daß neben der einen Stallthür ein einfaches Thor auf den Hof führt, zu dessen Seiten rechts und links Wirtschaftsgebäude und Wohnhaus liegen, während Wagenschuppen und Schweine-

Abb. 157.

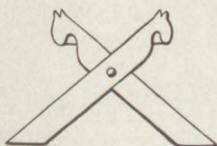
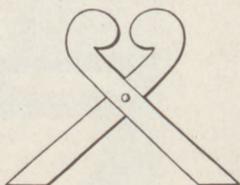
Flacher Giebelschmuck aus Holz  
(Klennow).

Abb. 158.

Flacher Giebelschmuck aus Holz  
(Dolgow).

ställe die anderen Seiten des Rechtecks bilden. Brunnen und Waschkühle sind auf oder hinter diesem Hof. Hinter dem Wohngebäude

Abb. 159.

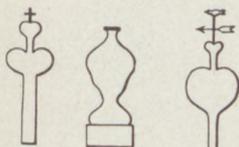
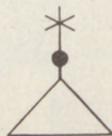
Körperlicher Giebelschmuck aus Zink  
(Dolgow).

Abb. 160.

Giebelbrett mit Giebel-  
schmuck.

liegt der kleine Garten (Klanzei) und dahinter der große Garten mit Wiese und Gartenland (Prising), wo die im Winter gewebte Leinwand gebleicht wird.

4. Hausinschriften. In den Hausinschriften hat der Polabe mit mehr oder wenig Bewußtsein seine Gedanken niedergelegt. Sie sind unorthographisch geschrieben und rein deutsch. Einige Giebelprüche lauten:

1. Betrübt sah ich die Flamme brennen, die mein vor'ges Haus zerstört. Ich werde nun lobsingen können, daß mir ein andres ist beschert. Gott will ich dieses übergeben, so wird er mein Beschützer sein.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

2. Was das Feuer brannte nieder, gab so Gottes Güte wieder in der Tage kurzem Lauf, so hilft Gottes Hilfe auf. Preis und Dank sei unserm Herrn, seiner Hut (Hilf) vertraun wir gern, denn der Herr hilft nah und fern. — Gott schütz dies Haus vor Glut und Brand u. s. w.

Herr segne mich, dein Geist verleih, daß, was ich treibe, glücklich sei, mit meinem Anschlag, That und Rat u. s. w.

3. Gott allein die Ehre.

Herr, wend in allen Gnaden, Krieg, Feuer, Wasserschaden, Sturm, Pest und Hagel ab.



Abb. 161. Kamin in einem Hause aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zu Serau bei Satemin (Lüchower Kreis).  
(Nach Photographie von Bergmann-Lüchow gezeichnet von Frida Koch.)

Im Vordergrund Tenne, links Küchenschrank, rechts Thür zur Döenz (Abb. 162); links davon Aufsichtsfenster, rechts Kammer; Feldrock am Nagel.

Wo blieben unsere Häuser? Sie wurden als die Reiser verzehret durch die Glut. Wir suchen allerwegen, wo wir doch bleiben mögen, gleich wie ein Armer freudig thut.

4. Gott allein die Ehre.

Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen, er hilft uns frei aus aller Not.

Was kränkst du dich in deinem Sinn und grämst dich Tag und Nacht, nimm deine Sorge, wirf sie hin, auf den, der dich gemacht. Hat er dich nicht von Jugend auf versorget und ernähret u. s. w.

Das vorige ward durch Feuer verzehret.

5. Ehre sei Gott und dem Sohn.

Bis hierher hat mich Gott gebracht, durch seine große Güte, bis hierher hat er Tag und Nacht.

Hilf gnädig und ersetze auch, durch deinen reichen Segen, was Wind und Feuer, Dampf und Rauch in Staub und Asche legen, behüte, schütze diesen Ort von Glut und Brand und sei hinfort uns treuer Vater gnädig. Amen.

Joachim Heinrich Eickhoff, d. 13. April 1835. Maria Elisabeth Eickhoff, geb. Kraft.

Von Gott kommt das Gedeihn. (Derselbe Dolchower Spruch auch in Lübeln, 30. Juli 1805, bei Joachim Heinrich Schultze.)

Bete und arbeite.

6. Ich baue nicht aus Lust und Pracht, die Not hat mich dazu gebracht, das vor'ge ist vom Feuer verzehret, Gott hat u. s. w.

Erbaue, was zerstöret, und was die Glut verzehret, ersetze diesen Brand, so wollen wir von neuen uns deiner Güte freuen und ehren dankbar deine Hand. Gott erhöere uns (auch in Lübeln 1805).

Aus- und Eingang segne Gott (Dolgow).

7. Gelobt sei Gott.

Gott Vater, ach für Glut und Brand und andre Not schütz unser Land, daß unser Mund von Klagen frei dir u. s. w.

Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille (die ganze Strophe bis „walten“).

Joachim Heinrich Flaack, den 6. März Anno 1835. Dorothea Elisabeth Flaack, geb. Glabatz (Rebenstorf).

8. Gott mit uns.

Ein unglücklicher Abend, der 1. Oktober 1834. Mein ganzes Vermögen wurde ein Raub der Flammen.

Meine Seele wankte, da rief ich Gott an und kriegte Trost. Herr, wenn ich deinen Trost nicht hätte, so möchte meine Seele verschmachten. Mein Schöpfer, steh mir bei, sei meines Lebens Licht, dein Auge leite mich.

Johann Friedrich Martens, den 28. April Anno 1885. Anna Elisabeth Martens, geb. Glabatz (Rebenstorf).

9. Gott schütze dies Haus.

Ich baue u. s. w.

Was das Feuer u. s. w.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

(Buchstäblich, vergl. Abb. 154, sei folgende Inschrift wiedergegeben): Ach Gott dis ganze Haus bewar für Feuer-Schaden und Gefar.

Jesu Mein Trost Hilf Freude und zier Mein Haufs und Hertz Stehet Hoffen dir Ach Komme mit deinen Segen darein so Werde Ich reich und selich sein.

Joachim Glassak, Maria Elisabeth Bacheratzen, den 27. April 1726.

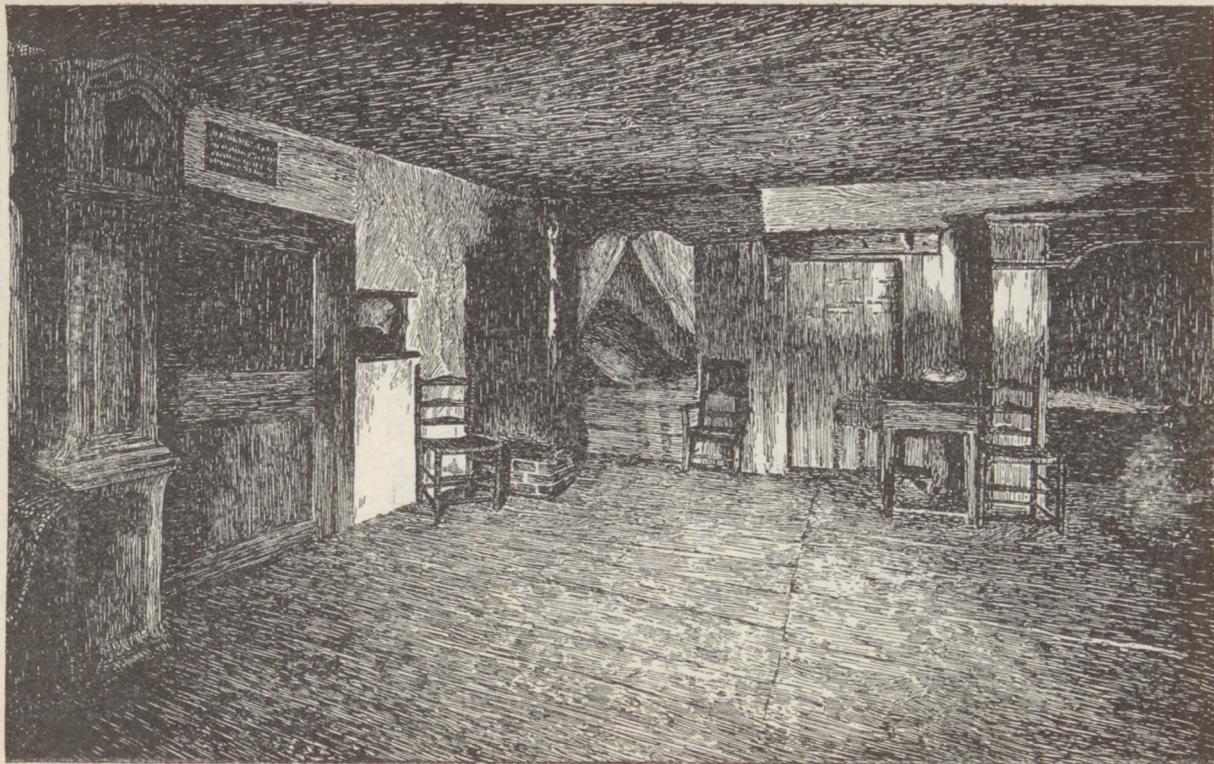


Abb. 162. Dönz mit zwei Butzen (in der Wand ausgemauerten Betten).

(Nach Photographie von Bergmann-Lüchow gezeichnet von Frida Koch.)

Inneres der Stube, zu der Abb. 161 den Kamin und die Außenseite der Dönzthür bietet. Links Sofa, Uherschrank, Thür zur Dönz, Ofen, und hinten Butze, Kammerthür, Butze.

10. Was Gott thut, das ist was Gott thut das ist. (Bete und arbeite.)  
Dies Haus lafs gesegnet sein vom Anfang bis zum Ende. Wo u. s. w.  
Christoffer Motterhom (?), Catharina Elisabeth M., den 25. April  
A. D. 1777.

11. Gott ist, der das Vermögen schafft, was Gutes zu vollbringen, er  
giebt uns Segen, Mut und Kraft und läßt das Werk gelingen. Ist er mit  
uns, giebt sein Gedeihn, so muß der Zug gesegnet sein.  
Joachim Christoph Schulz. Anna Elisabeth Schulzen, d. 28. März 1827.

### III. Kleidung und Gerät.

Die Wohlhabenheit der Polaben hat es mit sich gebracht, das  
Kleidung und Gerät immer moderner wurden und jetzt fast nirgend  
von dem in anderen deutschen Dörfern üblichen abweichen. Aufser  
der Abendmahltracht alter Frauen und der tütenförmigen, weißen  
Kopfbedeckung einiger Polabinnen kann man wohl noch einmal bei  
einer goldenen Hochzeit die aufbewahrte, alte, prunkende Brauttracht  
sehen, die hier und da in den mächtig großen Koffern bewahrt wird;  
aber auch sie war nur eine Entwicklungsform und war, wie alle  
polabischen Trachten, so häufig der Veränderung unterworfen, das der  
alte Parum Schulze gewissenhaft von Zeit zu Zeit berichtet, welcher  
Luxus in dem und jenem Jahre Mode sei<sup>1)</sup>. Am reichhaltigsten bewahren

<sup>1)</sup> Parum Schulze, Annalen 274: Zu der Zeit (um 1640) haben die Weiber  
peltze getragen wöchentlich zu 2 Thlr., Sonntages zu 4 Thlr., Festtages zu 7 Thlr.,  
haben auch Schöne von Mefsing mit gelenken und ketten Kliedergürtel ge-  
tragen, sie haben auch am halfse Mefsing Pfennnige getragen, in Eysern  
rinken gefafste schöne Bilder darein gegraben, sie sind so groß gewesen als  
ein Bev Espen Laub Blat. Ein jede Frau hat wohl 6 oder 7 am halse  
getragen auff Messing Ketten und wan sie gegangen oder gebücket, hat es  
geklunkert. — Dirne sontages allezeit mit geschwenzten haren und blanken  
häupt, Schuhe mit grosse Beillöcher, das über leder war gantz voll Löcher  
geschlagen, dennoch war es unterfuttet.

Zu 1680 das ich gesehen habe, da trugen die Weiber Wämser mit  
kurze Leib voll Fischbeinen auch mit vielen gleichen und krummen Näden  
seer Breite und kurtze hermeln mit 4 kurze schötten 4 Vinger breit lang,  
hernach algemälich etwas länger schötten und hone fischebein.

Zu 1700 waren die Weiber Wämser Eben so lang als der Rock, doch  
nicht mit allen, sondern die sich wals erfürthun wollten vor andern, die  
andern hatten nuhr einer Ellen lang.

Zu 1720. Die schötten an die Wämser sindt nuhr ein spannen lang.  
Vor diesen wurden die Weiberröcke gefifselt, anitzo gildt das auch nicht  
mehr. (Vor 1700 beim Kirchgang weise „Flünckmützen“, dann „häuben unter  
halfse zuzubinden“, nach 1700 allerhand bunte Mützen mit großen gülden  
Bluhnen und „seyden verblümete Mützen“. Nach 1720: „seyden oder Dam-  
mafsen ohne Blumen“ mit „silbernen oder goldnen Tressen“, „sonst gildt“ es  
nicht. Bei der Männertracht erwähnt er 1680 „weise Beiderfanfs strümffe  
schuhe mit Riemen von schuleder geschnitten oder mit schnur die schuhe  
zugebunden, weise linnen auch weise „Beiderfanfs“-hosen, -hemd mit  
„hacken“. Der Rock hing auf dem Leibe „als ein Sack“. 1690 kamen die  
bei Krämern käufflichen kattunenen mit Baumwolle und schaffwolle „ge-

die Museen zu Lüneburg und Lübeln Kleidung und Gerät der Polaben. Lehrer Mente-Rebenstorf besitzt auch eine schöne Sammlung; seinem

Abb. 163.



Hochzeitspaar um 1800.

(Nach einer Photogr. von Steinbacher-Salzwedel.)

Besitze entstammen die Trachten unserer Abbildungen.

Das Lüneburger große Museum hat eine von ihm gestiftete besondere Wendenstube, der Hauptsache nach Gegenstände enthaltend, die bis vor kurzem in Gebrauch waren. Ein wendisches Brautpaar um 1800, angethan mit Originalkleidung und -schmuck bildet den Mittelpunkt (Abb. 163). Goldene, silberne und

Myrtenbrautkronen, Timpmützen in verschiedenen Formen und Farben, wie sie beim Trauern, Austrauern, bei tiefer Trauer, beim Abendmahle und bei freudigen Angelegenheiten gebräuchlich waren, Kopftücher, Kindermützen, Nacken- und Kragenschleifen, Trauerkragen, Abendmahl-tücher und -schürzen, Tanzoberhemden, Stirnbinden, Mützen- und Kranzbänder, Handschuhe und Schürzen, Wams und Ziereinsatz bietet sich uns in allen

Mannigfaltigkeiten dar. Auch lange silberne Ohrbommeln und anderer Zierat ist beigelegt. — Die männliche Tracht tritt uns in langen Feld-

stoppeten“ Brusttücher auf, wenn man nach Lüchow ging nahm man Schuh und Strümpfe auf den Stock und lief barfuß. Die Hüte waren „sehr lang und rund spitz“, ohne Krämpe, dann kamen kleine, nach 1690 große Krämpenhüte auf.)

röcken und kurzen Jacken, langen und kurzen Hosen, in schönen „Siebenthalermützen“, Klapp-, Winter- und Zipfelmützen, Halsbinden,

Abb. 164



Spinnerin um 1880.

(Nach einer Photographie von Bergmann-Lüchow.)

ungewöhnlich hohen und breiten Cylindern, Seidenwesten und Leinenanzügen, Markt- und Feiertagstrachten entgegen. Eine silberne Meer-  
schaumpfeife mit gesticktem Tabaksbeutel und Pfeifenstoher scheint

des Bräutigams untrennbares Gut gewesen zu sein. Brille, Schnupftabaksdose, Bürste und Uhrkette, Schuhspangen, bunte Schirme und etwa 1 $\frac{1}{2}$  m hohe, mit langem Silberbeschlag versehene Spazierstöcke vervollkommneten den äußeren Menschen. Ein Donnerkeil wurde gegen Krämpfe gebraucht. An Mannigfaltigkeit stehen die Hausgeräte nicht

Abb. 165.



Großvater mit Haspel um 1880.

(Nach einer Photographie von Bergmann-Lüchow.)

nach, ich habe aber kein einziges Stück gesehen, das in derselben Art nicht auch vor 50 bis 100 Jahren im Elster- und Pleißengebiet gebraucht worden wäre. Wir sehen den dauerhaften Tisch mit derben Holzstühlen und Bänken, Lehnstuhl, Wiege, Koffern, Schemeln, Spinnstuhl und Spinnrad (Abb. 164 a. v. S.), eine Zunderschachtel, deren linke

rechteckige Vertiefung Schwefelfaden, Stahl und Stein, deren rechte quadratische aber Zunder enthält. Zinnerne Teller, Kannen, Krüge, mit Deckel versehen, Salzäfschen (1 dm hoch und breit), Butterteller (2 dm hoch und breit), Leuchter erinnern an Wohlhabenheit. Tassen und Milchtöpfe, Butterdosen und Kiepen, Suppenschalen und Brantweinbowlen, Sand- und Standuhren, Lampen mit birnenförmigem, die Zeit anzeigendem Glasbehälter, große Holzschachteln für Tücher und Schürzen ergänzen das Hausgerät. Gesangbuch und Hauspostille und ein paar Schriften von Hennigs verraten, daß auch geistige Interessen nicht ganz mangelten.

Hechel und Haspel (Abb. 165), Baakhammer und Multer, Schwingblock und Schwinge, Garnrolle, Spulkorb und Spulrad, Nähkorb und Hakenpflug gemahnen an die Beschäftigung der Polaben, die Kirchenstöcke an eine weit verbreitete kirchliche Einrichtung. Vieles eigenartige, dem Wendland angehörige, ist auferhalb der Wendenstube unter die allgemeinen Sammlungen eingereiht. Die alten, teilweise recht zierlich geformten Urnen, wie sie in großer Zahl zu Rebenstorf gefunden worden sind, enthielten aufer Birkenharz, Beinkämmen, Kleiderresten, Spangen, Fibeln, Hefteln, Nadeln, Schnallen, Nägeln, Nieten, Messern, Scheren, Schlüsseln, Spinnwirteln, Perlen, Ringen, besonders Münzen aus der Zeit des Antoninus Pius (138 bis 161) und Gallienus. Nach der gewöhnlichen Annahme entstammen diese also vorwendischer Zeit; dies gilt natürlich auch von den bei Dannenberg gefundenen Brakteaten und von den Steinbeil- und Bronze-funden. Dagegen ist die sogenannte Wendenkrone mittelalterliches Erzeugnis. Eine Eigenart bewahren zahlreiche Gegenstände, insofern sie mit Inschriften versehen sind. Aufer Grabplatten und Hausgiebel versah der Polabe auch seine großen Holzschachteln, seine Teller, seine Schränke und Zierfenster mit Sprüchen. Die bunten Holzschachteln, deren ovale Grundform über  $\frac{1}{3}$  m lang ist, haben auf dem Deckel meist ein farbiges Bild, ein Liebespaar und einige Bäume oder dergleichen darstellend. Darunter stehen die Verse:

„Geh sie mir aus dem Angesicht,  
Denn sie ist meines gleichen nicht.“

Oder: „Auf dem Markt zu Satemin,  
Tanz ich mit meiner Katherin.“

Oder: „Auf dem Markte zu Satemin,  
Da tanzten wir sonst nach der Violin.“

Ein großer Schrank des Lüneburger Museums enthält plattdeutsch folgende Inschrift:

„Ein neues Haus, gesunder Leib,  
Ein reinlich Bett, ein schönes Weib,  
Ein frisches Brot, ein gut Glas Wein,  
Was kann auf Erden besser sein?“

Die unbeholfenen Glasfenster aber bieten in der Mitte einen Reiter dar oder ein Schiff oder einen Kammerwagen, dessen Pferde Hirschgeweihe zieren; unter diesen Figuren steht dann der Name des Besitzers. Rundum aber befinden sich Verse, wie die folgenden:

1. „Was frage ich nach der bösen Welt,  
Ob sie mich lobe oder schelt.  
Ich habe für mich ein' treuen Gott,  
Der beschert mir wohl mein täglich Brot.“
2. „Geld ist Geld, Welt ist Welt,  
Wohl dem, der seinen ehrlichen Namen behält.“
3. „Glauben halten ist wohl fein,  
Gedenke du junges Mädelein,  
Und laß dich nicht betriegen,  
Sonst mußt du rumpeln mit der Wiegen.“
4. „Distel und Dorn stechen sehr,  
Aber falsche Zungen noch viel mehr,  
Doch will ich mich lieber in Disteln und Dornen baden,  
Als mit falschen Zungen sollen beladen.“
5. (Claus Singelmann 1720:)  
„Alles mit Gott thu fangen an,  
So wirst du Glück und Segen han.“
6. Menschen-Fleifs gar nichts gelingt,  
Wo Gott nicht seinen Segen bringt.“
7. „Feinde kommen zum andern in der Nacht,  
Aber Mann und Weib noch viel mehr.“
8. „Wem Gott nicht giebt sein Rat und Gunst,  
So ist all unser Thun umsonst.“
9. Ps. 38, 8 (? 19):  
„Ich zeige meine Missethat an  
Und Sorge für meine Sünde.“

Das Lübelner Museum, das leider der nötigen Pflege entbehrt, enthält einige interessante Stücke neben vielem Altbekanntem. Ein 40 cm langer, 10 cm starker, vorn abgechrägter Granitcylinder wird als Pflug- oder Hakenspitze (?) gedeutet. Daneben wäre die 35 cm lange und breite, herzförmige Eisenpflugspitze und ein noch spitzeres Hakenpflugeisen allerdings ein bedeutender Fortschritt. Da die Stücke des Lübelner Museums sämtlich der nächsten Umgebung entstammen, gewähren sie ein hübsches historisches Bild. Da liegt friedlich Steinaxt und ovaler Handmahlstein neben den Uniformen der Lützower, der wendischen Braut und dem Marktgänger, mächtig grofse Haarkämme neben alten Geschossen und Feuerzeugen. Ein salzfalsähnliches Näpfchen hatte den Zweck „Feuer zu erhalten“. Eine meterlange Halskette mit Halsring, Gliedern und Schlofs erinnert an die Zeit entwürdigender Kirchenbusse. Eine viertelmeterhohe Tabaksdose, eine ebenso lange blecherne und zinnerne Öllampe, eine Goldwage, eine grofse Laterne

mit hornenem Lichtloch, eine uralte thönerne Kinderklapper <sup>1)</sup> in Menschenform, zahlreiche glasierte und unglasierte, vasen- und krugförmige Urnen fesseln unser Augenmerk. Ein Bauer ist dargestellt,

Abb. 166.

wie er nach der Stadt aufbricht. Er hat eine langgestreifte, grün und rote, kurze Jacke und zugeknöpfte Weste, erstere ist offen und rechts und links mit sechs Silberknöpfen besetzt. An die weißen Kniehosen sind die Wollstrümpfe angefügt. Die Lederschuhe sind vorn mit einer gelben rechteckigen Schnalle verziert, so daß noch der Strumpf durchschimmert. An einem Jackenknopf hängt der Tabaksbeutel mit Zubehör, im Munde hält der Bauer die schöne topfähnliche Meerschampfeife. Den Kopf ziert ein schwarzer Dreimaster mit schwarzweißgelbschwarzer Kokarde in der Form einer halben Ellipse. In der Hand hält er den langen Spazierstock. — Statt der Silberknöpfe sieht man auf anderen Kleidungsstücken große Messingknöpfe, statt der weißen Hosen langstreifige bunte; die Jacke sieht schwarz aus. — Der Brautkranz aber ist mit seiner Raute und Flittern, vielen Bändern und Gehängen aufs verschiedenartigste verziert; der schwarze Brautrock berührt den Boden, die weiße Brautschürze umschließt den Rock (Abb. 166). Bekanntlich ist in der Mark bei alter Tracht die Schürze länger als der Rock. („Die Schürze ist länger als der Rock, das Mädle ist aus Jüterbogk.“)



Markt- und Tanzanzug bis 1880.

(Nach einer Photogr. von Steinbacher-Salzwedel.)

<sup>1)</sup> Vgl. Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges., 16. Januar 1892.

Hier sei noch einiger eigentümlicher Ausdrücke gedacht, wie Paggeleitz (Brot in Hufeisenform), Poleitzki (Büchse), Anatter oder Heinotter (Storch), Aust (Erntefest), Köst (Festspeise), Kuwwel (feines Roggenbrot) etc. Charakteristisch ist die Behandlung des anlautenden Vokals; man sagt für „Der Hase hängt auf dem Hofe an dem Haken“: „de as ängt hupn of han aken“; diese Mundart heißt „Wendisch-Platt“.

In einem Gedichte „Vördüssen un upstuns“ (Einst und jetzt) wird in der bekannten, das Alte gegenüber dem Neuen verhimmelnden Weise das Leben im hannöverschen Wendlande geschildert. Ehemals habe der Vater Sonntags in der Bibel gelesen und den Sohn dazu angehalten; die Leute seien stark, arbeitsam und fromm gewesen. Jetzt aber kämen Andort und Johann, das Mittagbrot sei noch nicht ordentlich verzehrt, und holten den Freund in den Krug ab. Der werfe sofort den Löffel weg und springe herbei, da werde „bit in de sinkne Nacht“ getanzt und jubiliert; man laufe in fünf, sechs Krüge, habe den anderen Tag Katzenjammer und sei mürrisch, verdrießlich und — ohne Geld.

Heet dat, de Welt is upgeklärt,  
De Welt is keen Schott Pulwer wert.  
Un ich möcht schier wohl judezeern,  
Dat doch de Ollen klöker wärn.

#### IV. Feste und Gebräuche.

1. Hochzeit. Das größte und wichtigste Fest im Hause des Polaben ist die Hochzeit<sup>1)</sup>. Die jungen Leute lernen sich meist auf

<sup>1)</sup> Hochzeitsschilderung von Mente: „Bräutigam, Vorreiter und Kranzdeerns ziehen in das Haus der Braut. Nachdem sie dort Kaffee und Grog genossen haben, beginnt die Rückfahrt, die eigentliche Brautfahrt. Während des Kaffees wird der Schappenwagen beladen mit Schapp (Schrank), Koffer, Betten, Spiegel, Spinnrad, Stühlen u. s. w., auch stellt man hohe Braunkohlpflanzen (Körschen) zum Schmuck auf den Wagen. Die Jünglinge stellen sich oben auf die Wagenleiter und halten sich am festgebundenen Schranke. Hinten auf dem Wagen und neben dem Schranke sitzen und stehen die Kranzdeerns. Vorn auf zwei Stühlen, oder auf einem vollgestopften Sack, nehmen Bräutigam und Braut Platz. Hinter ihnen die Korfmömke (nächste Verwandte des oder der Einheiratenden) mit einem Korbe voll Pfeffernüsse, die auf dem Wege unter die Kinder und Zuschauer geworfen werden. Als Geschenk für diese Arbeit bekommt die Korfmömke ein seidenes Tuch. Der Schappenwagen (Ernteleiterwagen) wird von vier Pferden gezogen, das Riedelpferd hinten trägt den Fuhrmann, dessen Peitsche mit bunten seidenen Bändern geziert ist; außerdem trägt derselbe auf dem Rücken ein großes, buntes, seidenes Tuch, welches ihm von der Braut geschenkt wurde. Die Pferde werden am Kopfe mit bunten, gemachten Blumen geschmückt. Nachdem der Bräutigam von der Braut die Zusage erhalten, daß sie mit will, und die Musikanten, deren Instrumente mit bunten Taschentüchern geschmückt sind, einige Weisen wie: Bis hieher hat mich Gott gebracht, — Nun danket alle Gott, — So leb denn wohl, — gespielt haben, setzt sich der Zug zum Hochzeitshause in Bewegung. Voran der Schappenwagen, dahinter der

dem Tanz oder Jahrmarkt kennen; die Verbindung aber wird von den Eltern oder Verwandten betrieben. Selten heiratet man sich ohne Ver-

Musikantenwagen, dann andere der Hochzeitsgäste, zuletzt der vorerwähnte Brotwagen. Nebenher die Beireiter. Nachdem sie das Dorf verlassen, jagen einige Beireiter in tollem Galopp dem Hochzeitsorte zu. Wer zuerst das Haus erreicht, erhält eine Wurst und eine Flasche Wein, womit er zum Hochzeitswagen zurückkehrt. Sobald der Wagen an der Feldmarksgrenze des neuen Heimatsortes der Braut angekommen, wird Halt gemacht. Hier wird getrunken und zwischen Braut und Fuhrmann findet ein Zwiesgespräch statt (Fuhrmann: „Jungfer Brut, wer föhrt die?“ Braut: „Gott un god Lüt“), wobei die Braut dem Fuhrmann Geld in den Hut wirft und die geleerte Flasche Wein am Wagenrade kaputt geworfen wird.

Bei der Ankunft fährt der Schuppenwagen direkt ins Haus des Bräutigams. Die junge Braut wird von den Schwiegereltern in Empfang genommen und begrüßt, wogegen die Braut denselben ein Geldgeschenk aushändigt. Es beginnt nun auf der Diele, die sich mit neugierigen Dorfbewohnern angefüllt hat, das Abladen. Dieses wird meistens durch die Dorfleute, die nicht zur Hochzeit geladen, besorgt. Die neue Schwiegermutter (oder Schwägerin) trägt das Bett in die Brautbutze (Kammer). In den Betten findet dieselbe wieder Geld und ein seidenes Tuch. Alle anderen Sachen werden kurze Zeit zur Schau auf der großen Diele ausgestellt.

Es folgt nun das allgemeine Frühstück, Brauels und Kopfwurst, wozu Semmel, Brot und Butter gegeben wird. Die Zuschauer auf der großen Diele erhalten Pfeffernüsse, Kuchen, Bier und Grog.

Nach dem Frühstück wird zum Traugang gerüstet, der sich etwa um 12 Uhr in Bewegung setzt, und zwar immer zu Fufs, nachher zu Wagen. Voran die Musikanten, dann folgt die Braut mit ihren nächsten Verwandten (Trauleirer), dahinter der Bräutigam mit seinen Verwandten. Bei der Aufstellung in der Kirche steht vor der Trauung die Braut mit ihren Trauleitern rechts vor dem Altar, der Bräutigam mit Trauleitern links. Nach der Trauung tritt die Braut links zu den Trauleitern des Bräutigams, der Bräutigam zu denen der Braut rechts. Bei der Trauung wird gesungen: Bis hieher hat mich Gott gebracht, wobei die Musikanten blasen. Auf dem Rückgange kommt hinter den Musikanten zuerst der junge Mann und Trauleiter der Braut, dann die junge Frau mit den Trauleitern des Bräutigams.

Vor dem Hochzeitshause angekommen, werden sie von den Eltern und Schwiegereltern empfangen, wobei die Väter Wein, die Mütter Kringel und Kuchen reichen, und zwar zuerst dem jungen Ehepaar, dann den Trauleitern und den Gästen.

Sofort geht es nun zum Mittagessen. Das junge Ehepaar mit den Trauleitern nehmen am Tische in der großen Stube (Dönz) Platz. Die Gäste, welche Messer und Gabeln von Hause mitgebracht haben, setzen sich teils in Stuben, teils auf der großen Diele zum Essen. Der Trautisch ist unter anderem auch mit Butter, worin Rosmarin gesteckt, geschmückt.

Bei dem Essen werden dann folgende Sammlungen gehalten: Zuerst kommt der Koch, in der Hand eine Schaumkelle, worauf alle ein Geldstück legen. Am Trautisch gewöhnlich 50 Pf. oder 1 Mk., andere geben gewöhnlich ein Zehnpfennigstück. Dann folgt der Schenker, in der Hand ein Schnapsglas, worin das Geld geworfen wird.

Dann kommt die Abwäscherin (Schöttelsch), in der Hand einen Teller haltend, worin ein kleines Strohbündchen (Schürwieb) liegt, und sammelt darauf ihre Geschenke. Zuletzt kommt ein Musikant, ebenfalls einen Teller in der Hand, worauf ein Mundstück einer Trompete liegt, und sammelt

mittler oder Freiwerber. Der Bräutigam wird dann ins Haus der Schwiegereltern zu Besuch eingeladen. Will aber die Braut einheiraten, so fragen ihre Verwandten an. Man kauft sich dann in Lüchow zusammen Geschenke: Ringe, Kleidungsstücke; früher mußte die meerschäumene Pfeife, Beutel, „Piepenpurrer“ und eine Siebenthalermütze dabei sein. Nun wird eine regelrechte Verlobung gefeiert, und die Verwandten besuchen sich gegenseitig und gehen durch die Thorthür, „sonst geht die Verlobung zurück“. Es wird jetzt genau ausgemacht, was man beiderseits mitgiebt. Nach Einigung setzt man die Hochzeit auf Frühjahr oder Herbst fest. Bei der Verlobung (Löft) schenkt der Einheiratende (Einkommer) dem zukünftigen Schwiegervater ein Halstuch, der Schwiegermutter 50 bis 100 Ellen feine Leinwand, ein Tuch

Geldgeschenke. Während dieser Sammlungen wird von den anderen Musikanten gespielt.

Nach dem Mittagessen wird getanzt und Karten gespielt. Sobald die Dunkelheit anbricht, wird der Ehrentanz aufgeführt. In einem länglichen Kreis stellen sich sämtliche Kranzjungfern, in den Händen brennende Stearinlichte haltend, auf, und zwar auf der Diele, rechts die Verwandten des jungen Mannes, links die der jungen Frau, die nächsten oben, d. h. am Kamin. Hinter diesen Mädchen nehmen andere Verwandte und Gäste sowie fremde Zuschauer Aufstellung, wobei manche auf dem Kuhkaben stehen, andere oft auf den über dem Kuhstall befindlichen Bistall klettern. Nun beginnt der Ehrentanz. Zuerst tritt der nächste Trauleiter des Bräutigams, auf dem Rücken mit Bändern geschmückt, in den erleuchteten Kreis und tanzt mit der jungen Frau vier Tänze. Nach dem dritten Tanze wirft er einige harte Thaler für die Musikanten auf den Teller, der auf dem Musikantentische steht, so daß der Teller in Scherben bricht. Nun erscheinen die Schwiegereltern und kredenzen Kuchen und Wein. Nach dem vierten Tanze bringt dieser Trauführer die junge Frau zum zweiten Trauleiter und die Tanzerei beginnt in gleicher Weise, so beim dritten und vierten Trauleiter. Der letzte Trauführer bringt die junge Frau zu ihrem Mann, der dann auch in gleicher Weise vier Tänze (Klappels) mit ihr tanzt. Bei allen wiederholt sich nach dem dritten Tanze das Geldwerfen und Darreichung des Kuchens, Krüge und des Weins. Nun kommt ein Tanz, wo der junge Mann mit Frau sowie alle vier Trauleiter mit ihren Damen zusammen tanzen. Während dieses Tanzes laufen der junge Mann und die junge Frau den Kreis herum und schlagen mit Taschentüchern die Lichte aus. Wer die Lichte seiner Damen beim Ehrentanz zuerst gelöscht bekommt, der lebt am längsten. Damit ist der Ehrentanz zu Ende. Nun beginnt das allgemeine Tanzen. Am zweiten Hochzeitstage trägt die Frau noch Krone und tanzt mit allen Fuhrleuten, die jeder einen Thaler für die Musikanten werfen. Abends 12 Uhr bilden die jungen Mädchen einen länglichen Kreis (ohne Lichte), in welchem die nächste Verwandte mit der jungen Frau tanzt, wonach ihr die Krone abgenommen und durch die rote oder goldene Mütze ersetzt wird. In dieser Tracht tanzt die junge Frau auch am dritten Hochzeitstage. Bei dem allgemeinen Tanze fordern die Tänzer auf und bezahlen immer nach dem dritten Tanze. Nach Beendigung der vier Tänze (Klappels) wird mit Händen geklatscht, jeder Herr nimmt jetzt eine andere Dame zu den nächsten vier Tänzen. Am zweiten Hochzeitstage müssen auch die tanzenden Mädchen und Frauen jede einmal auffordern und ebenfalls zahlen.

und 50 bis 100 Mk. Löftengeld, den Geschwistern und Dienstboten Tücher oder Schürzen.

Zum Polterabend erschallen die zerbrechenden Töpfe; 200 bis 300 Gäste aus einem Dutzend Gemeinden werden zu einer großen Hochzeit persönlich oder durch Verwandte eingeladen. Die eingeladene Familie läßt sich wieder von einer befreundeten fahren, die nun gleichfalls Gast ist. Messer und Gabeln, Betten und Geschenke, als Mehl, Eier, Butter, geschlachtete Hühner bringen die Gäste mit ins Hochzeitshaus. Der „Peerjung“, der die eingeladene und befreundete Familie fährt, ladet alles ab und fährt dann zurück, um am Ende der Hochzeit seine Leute wieder zu holen. Beidemale bekommt er Essen und Trinken und eine Flasche Schnaps. Die Hochzeit dauert zwei bis drei Tage. So werden bei einer großen zwei Ochsen, zwei Kälber, drei Schweine geschlachtet, Brot und Kuchen in Menge gebacken, Bier und Schnaps in Massen angefahren. Sobald die Gäste ankommen, wird ein tüchtiges Frühstück (Kopfwurst und Braaels) eingenommen. Die 200 bis 300 Gäste finden in der Scheune oder einem Zelte Platz und müssen aufeinander warten, wenn das Gewühl zu groß ist. Alles wird auf einmal aufgetragen. Das Hauptessen aber findet mittags nach der Trauung statt. Die Hochzeitsgeschenke bestehen in Geld, Mehl, Butter u. s. w. zur Bestreitung der Hochzeitskosten. Obenan in der Dönz sitzen beim Hochzeitsmahl Braut und Bräutigam, die Verwandten daneben. Gedichte humoristischer Art, die sich auf das Eheleben beziehen und nicht immer fein sind, werden neuerdings vortragen. Zehn Musikanten spielen mit Blechinstrumenten, Geigen, Klarinetten. Sie mußten ehemals große Hochzeitsgaben geben, und wurden erst nach Verhandlungen darüber angenommen. Die Gäste gaben nämlich den Musikanten je drei bis vier Thaler für verlangte Musik und wollten sich dabei besonders zeigen. Bei den Ehrentänzen tanzt die Braut ganz allein mit jedem Verwandten, zuletzt der Bräutigam mit der Braut. Am letzten Tage wird der Braut von den Frauen der Kranz abgenommen. Die Mädchen bilden einen Kreis um die Braut, die Frauen suchen durchzubringen und die Braut zu rauben. Gelingt dies endlich, so schlägt eine Frau ein Taschentuch über den Kopf der Braut, setzt ihr dann eine schwarze oder goldene Timpmütze auf, und die Hochzeit hat ein Ende. Die Gäste bekommen „Korb“, ihr Tuch voll Kuchen und Pfeffernüsse, und fahren nach Hause.

Stammt die Braut aus einem anderen Dorfe, so holt der Bräutigam mit seinen Brautjungfern reitend oder fahrend mit Vorreitern und vier bis fünf Wagen die Braut ab. Die Vorreiter stürmen wie die wilde Jagd, holen die Braut, andere sprengen und holen Wurst von der fahrenden Gesellschaft und bringen sie und den Kammerwagen zurück, bis der Bräutigam der Braut begegnet. An jeder Dorfgrenze wird Halt gemacht und die Braut gefragt: „Willst du mit, noch ist es Zeit?“ Die Knechte, die an der Dorfgrenze stehen oder diese mit einem

Strick sperren wollen, erhalten Geld, Pfeffernüsse oder wirkliche Nüsse. Die Korfmöhm wirft die Nüsse vom Wagen herunter. Gewöhnlich ist dies die Schwägerin des einheiratenden Bräutigams, die Ankleidefrau der Braut. Bei der Rückkunft von der Kirche wartet die Schwiegermutter „vor der großen Thür“ mit Kuchen oder Zuckerkringeln und Wein für das junge Paar, den Festleiter, die Kranzjungfern und Gäste. — Das langsame gemächliche Fahren des geschmückten Kammerwagens und der Brautleute steht im Gegensatz zu der Jagd der Vorreiter.

Bei der Hochzeit werden noch heute verschiedene Förmlichkeiten beobachtet. Das Brautpaar hat im Bett Geld, in der Tasche Weizen u. dergl. oder muß über die mit Korn und Stroh bedeckte Diele gehen, „damit die Ehe und der Hausstand gesegnet sei“. Mit schlimmem Finger geht man nicht vor den Altar. Wer die Hand oder den Daumen bei der Trauung oben hat, bekommt die Herrschaft. Die Bräute treten dem Bräutigam zu demselben Zwecke auf den Fuß oder schlafen auf seinen Beinkleidern in der Brautnacht. Während des Kirchganges darf sich das Brautpaar nicht umsehen und vorher nicht in den Spiegel gucken, sonst sterben beide bald. Das Paar muß sich zusammenstellen, daß niemand durchschauen und die Ehe trennen kann oder ihnen etwas anthue. Erwartet der Bräutigam die vom Wagen in seine Arme springende Braut, so muß er sie bis zur Mitte der Diele tragen, daß sie mit keinem Fusse die Erde berührt. In der Sateminer Gegend erhält das Brautpaar beim Eintritt in die Stube eine Suppe aus allen möglichen Getreidearten, jetzt ein Glas Wein; das soll reiche Ernte andeuten. Erntesegen erhofft man auch, wenn man beim Hochzeitsgange Weizen in die Schuhe, Flachs in den Brautkranz legt. Bindet die Braut dem Bräutigam ein kleines Stöckchen ins Halstuch, oder zerbricht sie ein solches vor dem Altar, so hofft sie, nie geschlagen zu werden. Giebt die Axt des Bräutigams beim Holzholen Feuerfunken, so brennt das Auge weg. Wer am schnellsten vom Brautwagen springt, ist in der Wirtschaft am flinksten. Der Bräutigam steckt der Braut eine Nadel ins Zeug, das soll Verträglichkeit vobedeutem. Wer bei der Hochzeit zuerst am Tische sitzt oder zuerst aus dem Hause tritt, stirbt zuerst. Wer sich zuerst umsieht, wird zuerst verwitwet („er sieht sich schon nach der neuen Frau um“). Leichter Regen in den Brautkranz soll Glück bringen, anhaltender: Zwietracht, Wind: Streit. Wessen Licht beim Ehrentanz zuerst verlöscht, der stirbt zuerst. Beim Hochzeitsmahl essen Braut und Bräutigam von einem Teller, daß sie sich nie abgünstig werden. Ist bei der Hochzeit ein Toter im Dorfe, so hat die Ehe keinen Bestand. Kommt der Hund bei der Ankunft der Braut dieser freundlich entgegengesprungen, so hat's die junge Frau im Hause gut. Beim Backen darf die Braut nicht helfen, sonst gerät ihr in der Ehe das Brot nicht. Zur Aussteuer wird stets ein Stück Brot gelegt. Hier und da geht das Brautpaar dreimal stillschweigend um den Hochzeitswagen, schlechte Menschen könnten

sie sonst samt Wagen „versehen“, Unglück auf der Brautfahrt ist von schlechter Vorbedeutung<sup>1)</sup>.

Man schließt die Ehen bei zunehmendem Mond, daß nichts mangelt, und am liebsten Freitags. Leihet die Braut vor der Hochzeit vom Bräutigam Geld, so hat sie später Verfügung über die Kasse. Will sie überhaupt über den Mann herrschen, so muß sie vor dem Altar ein im Handschuh verborgenes kleines Reis von Erbsenstroh zerbrechen. Zahnschmerz verliert sie, wenn sie beim Abendmahl hinterm Altar in einen kleinen Apfel beißt. Das wurde noch am 10. November 1887 in Dannenberg beobachtet; und bis zum Jahre 1865 wurde jedem Rebenstorfer Konfirmanden von der Frau Pastorin ein Apfel gereicht mit der Weisung, beim Abendmahl nach dem Empfang des Brotes dreimal in den Apfel zu beißen und ihn dann in die Kirche zu werfen, dies helfe gegen Zahnschmerz. Wessen Trauring bei der Trauung zur Erde fällt, der stirbt bald oder wird unglücklich; wessen Licht am längsten brennt, der lebt am längsten. Wer zuerst ins Haus geht, muß die Sorgen tragen.

Wenn die Braut abgeholt wird, singt man u. a.:

„Ein schönes Mädchen einsam saß  
Im Wald bei einer Quelle,  
Ihre Augen waren von Thränen naß,  
Schmerzvoll war ihre Seele. —  
Sie hatte ein so schön Gesicht,  
Das jedermann entzückte,  
Das Blümlein hieß Vergifsmeinnicht,  
Das sie am Ufer pflückte u. s. w.“

(Vgl. auch Bahlmann, Münsterländische Märchen etc.  
Münster 1898, S. 219.)

Bei der Hochzeitsfeier singt man:

„Der Jäger in dem grünen Wald  
Muß suchen seinen Aufenthalt,  
Er ging bald hin, er ging bald her,  
Ob auch nichts anzutreffen wär u. s. w.“

Oder: 1. „Du sagst, du wolltst mich nehmen,  
Bis daß der Sommer käm,  
Der Sommer ist gekommen,  
Du hast mich nicht genommen.  
Ei, so nimm mich doch,  
Ei, so nimm mich doch,  
Ei, so nimm mich doch zu dir.“

<sup>1)</sup> Vgl. Verzeichniß einiger Posten des abergläubischen Wesens der Land- und auch vieler Stadtleute, 1671, Archiv für slaw. Philologie 22, S. 122 bis 126; vgl. auch 113 bis 122. Im ersten Abschnitt wird erzählt vom Wohnbezirk der Elbslawen („Drawey“), im zweiten vom „Creutz- und Kronenbaum“ („Die Stete“ hat hier ihren Sitz), im dritten von den „Sauff-Festen“, im vierten von gewissen Tagen, im fünften vom Bauernrecht, im sechsten von Züchtmeistern, im siebenten von Hochzeiten, im achten von Schwangerschaft, Bademüttern und Kranken („abcantzen“), im neunten vom Begräbnis, im zehnten vom gewöhnlichen Leben.

2. „Wie kann ich dich denn nehmen,  
Denn du bist ja gar nicht schön,  
Du bist nicht schön von Angesicht,  
Scher dich weg von mir,  
Ich mag dich nicht,  
Scher dich nur weg von mir.“
3. „Ich lieb ein andres Mädchen,  
Sieht aus wie Milch und Blut,  
Sie ifst mit mir, sie trinkt mit mir,  
Sie schläft die ganze Nacht mit mir,  
Ei, das war schön von ihr.“
4. „Sie hat auch einen Thaler,  
Das ist ihr bares Geld,  
Dafür lafs ich mir was waschen,  
Meine Stiefel und Gamaschen,  
Kauf mir Wichs dafür,  
Wichs mir meine Stiefel und Schuh.“

Das durch Hennig, Eccard, Leibniz, Herder und Goethe unsterblich gewordene „wendische Brautlied“ unserer Polaben lebt im Volke nicht mehr.

Wer soll Braut sein?

Die Eule soll Braut sein.

Die Eule sprach hinwieder zu ihnen den beiden:

Ich bin eine sehr gräßliche Frau, kann die Braut nicht sein, ich kann die Braut nicht sein.

Das Lied fährt in gleichem Tone fort, der Zaunkönig will zum Bräutigam zu winzig, die Krähe zum Brautführer zu schwarz, der Wolf zum Koch zu tückisch, der Hase zum Mundschenken zu flüchtig, der Storch zum Spielmann zu großschnablig sein, nur der Fuchs will als Tisch den auseinandergeschlagenen Hintersten anbieten.

Das Lied sangen mindestens drei Personen mit verschiedenen Stimmen, Zeile eins die erste, Zeile zwei die zweite, Zeile drei alle drei Personen, Zeile vier die dritte. Am Schlusse der letzten Strophe trommelten die Sänger auf dem Tisch und schlugen darauf. — —

Ein Glück war's, wenn die Bäckerei geraten, nicht windiges Wetter, wohl aber ein sanfter Regenguß herrschte; dann hatte der Segen kein Ende. — An die polabische Hochzeit knüpft auch die bekannte Sage vom Brautstein bei Woltersdorf an, nach der eine übermütige Hochzeitsgesellschaft zu Stein verwandelt ward.

2. Krankheit und Begräbnis; Aberglauben. Krankheiten kommen meist von aussen oder werden einem angehext, entweder mit Zaubersprüchen, oder indem man unbewußt über einen absichtlich niedergelegten, mit unsauberem Stoffen gefüllten Lappen geht. Beim Vieh besonders ist man, wenn es nicht frisst oder nicht zunehmen will, immer mit dem Wort zur Hand, es sei versehn. Gegen die Krankheit hilft Besprechung. Die günstigste Zeit dafür ist Vollmond, abnehmender Mond, Zeit vor Sonnenaufgang, nach Sonnenuntergang, und zwar unter

Ein Lied,<sup>1)</sup> || <sup>2)</sup> welches die Wende singen, || wenn sie in Gesellschaft lu || stig  
zuweilen lustig || sind.

<sup>2)</sup>

Katü mäs Ninka bayt? Tël-ka mäs Ninka bayt. Tël-ka ri-tzi  
Wer soll Braut seyn? Die Eu-le soll Braut seyn. Die Eu-le sprach hin-

<sup>2)</sup>

Woapak ka nei-mo ka dwe-mo: Jôs gis wil-tya grîs-na Se-na  
wieder zu ih-nen den bey-den: Ich bin eine sehr hefs-li-che Frau,

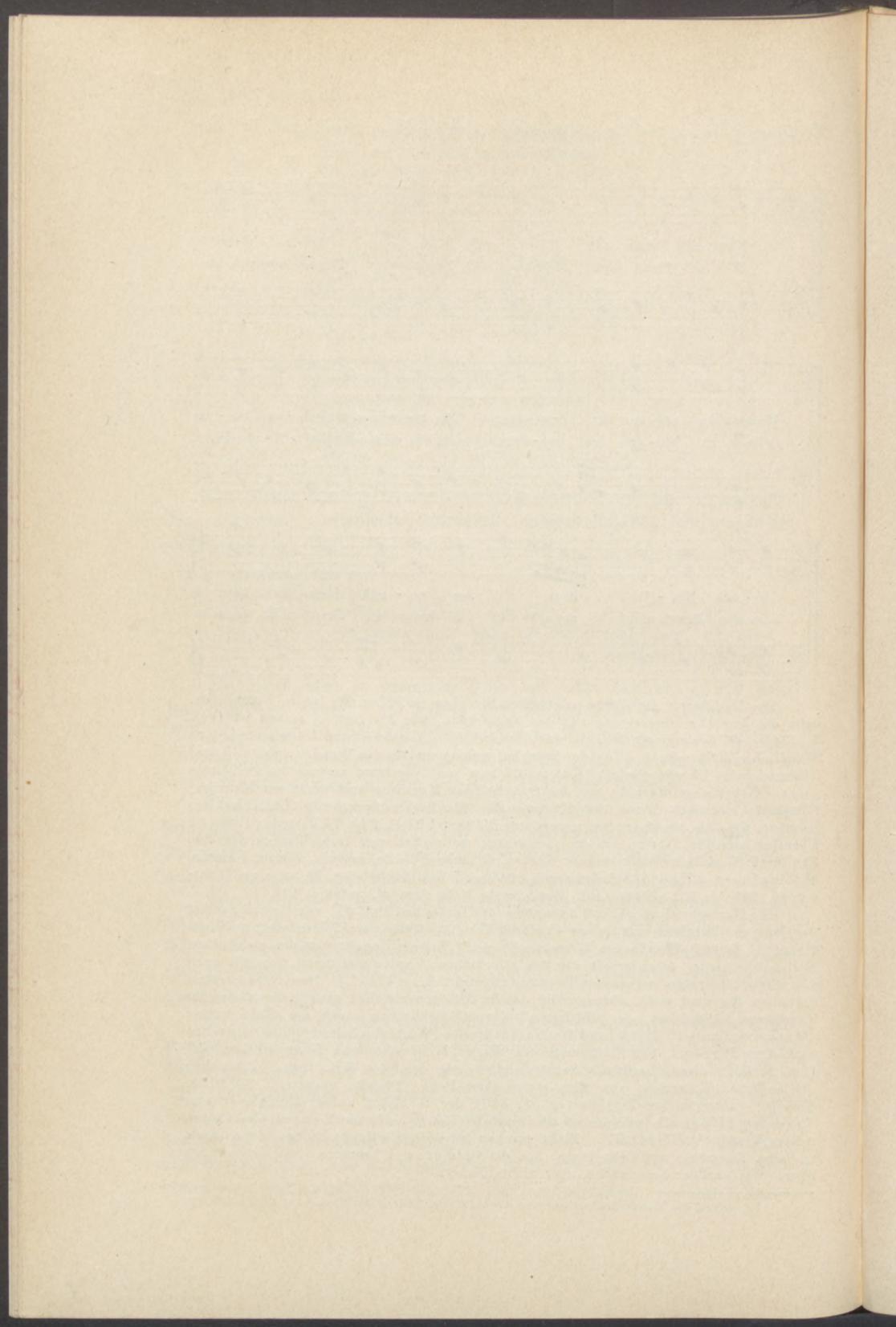
<sup>2)</sup>

Ne-mik Nin-ka bayt, Jos ne-mik Nin-ka bayt.  
kann die Braut nicht seyn, ich kann die Braut nicht seyn.

Das Lied bietet die sieben polabischen Strophen zwischen den beiden Notenlinien, dann die deutsche Übersetzung mit der Anmerkung, wie das Lied zu singen ist (vgl. S. 374). Es bildet den Schluß der Handschrift „Vocabularium Venedicum | oder | Wendisches Wörter-Buch, | Von der Sprache, welche un | ter den Wenden in den Chur- | Braunschweig-Lüneburgischen | Ämtern Lüchow und Wustrow annoch im Schwange | gehet. | Nebst einer Vorrede von der Sprache | des Menschen und derselben Mannig- | faltigkeit; insonderheit von der | Slavon- oder Wendischen Sprache. || (Lederband der | hannövr. Kgl. Bibl. in Quart 251 numerierte Blätter: 1 Titel, 2 bis 71 Vorrede, 73 bis 81 Übereinstimmende Wörter mit der sorbischen, polnischen und tschechischen Sprache, 81<sup>b</sup> bis 85 Wendische Städtenamen: Dieben, Glauchau, Halle, Leipzig, Zittau, Kamenz, 86 Vaterunser, 87 bis 243 Wörterbuch, 244 und 245 Zahlwörter, Monats- und Ortsnamen, 246 bis 251 obiges Lied, dessen erste Note oben g', unten h ist).

Die Handschrift rührt, mit Ausnahme des Textes bis Blatt 86, von Hennig selbst her, wie ein Vergleich mit seiner Urschrift beweist. (Görlitzer „Vocabularium Venedicum“, „Teutsch-Wendisches Wörterbuch“ und „Kurzer Bericht von der wendischen Nation überhaupt; insonderheit von den Lüneburger Wenden und deren Abkunft, auch von ihrem Pago, dem sogenannten Drawän, abgefasset Anno 1705“.) Diese Handschriften enthalten das Lied nicht, ebensowenig das im Übrigen ziemlich gleiche Vocabularium Venedicum, 198 Blatt, der Göttinger Universitätsbibliothek, noch das Magdeburger „Wendische Lexicon“ (209 S.) und das Wolfenbütteler „Wörterbuch der im Lüneburgischen ansässigen Wenden“, 122 Blatt, noch das Werk „Wendisches und Teutsches Lexikon“ (vgl. S. 501; dieses Lexikon stimmt ziemlich mit dem der Kgl. hann. Bibliothek „Gründlicher Unterricht von dem wendischen Pago, Drawän genannt“, 63 Blatt, überein). Dagegen hat Jugler (vgl. S. 349), der S. 393 f. außer Buchholtzens Vaterunser (1755) alle polabischen Schriftstücke bietet, auch aus Eccard ohne Noten unser „Wendisches Trinklied“. Nicht gesehen habe ich die Handschriften, die ehemals in Sams, Zasenbeck und Celle lagen, und die von Potocki benutzte. Sie bieten, nach allem, was darüber bekannt ist, aber nichts Neues.

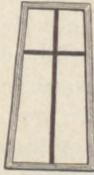
<sup>1)</sup> Ich erhielt die Handschriften kurz vor Abschlufs der letzten Revision. — <sup>2)</sup> Zeilenanfänge



freiem Himmel mit entblößtem Haupt. Man sagt den Spruch ein- oder dreimal und fügt stets am Ende dazu: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“, die einen sagen noch Amen, die anderen wollen es weggelassen wissen. Oft wird bei der Besegnung geräuchert, und die Frau muß den Mann, der Mann die Frau besprechen; niemand darf Geld dafür nehmen. Hilft die Besprechung nichts, so läßt man von einem anderen besprechen oder geht dann zum Wunderdokter. „Hat es aber sein sollen“, so erfüllt man stets den letzten Wunsch. Man zieht schnell das Kopfkissen weg („auf Hühnerfedern darf niemand sterben“), daß der Kranke leichter sterben kann, hält mit Klagen ein und legt ihm ein Stück ungekochtes Garn ins Bett. Man verhängt den Spiegel, legt ein Gesangbuch auf die Brust und macht die Fenster auf, daß die Seele entweichen kann. In allen Ecken werden Lichter herumgetragen, die Uhr wird angehalten, Hundeheulen, Totenwurmpicken vernimmt man nicht mehr. Alle werden geweckt, daß nichts „in Todesschlaf verfällt“. Sogar das Samenge treide wird berührt, „sonst geht's nicht auf“. Wird der Sarg hinaus- gefahren (kein tragendes Tier fährt, sonst sterben die Füllen), so wirft man die Bänke um, auf denen er stand, damit kein Grauen hinter- lassen wird. Eins löscht die Lichter aus, mit denen man den Toten zur Thür hinaus begleitet hat („um den Spuk oder Schrecken aus dem Hause zu jagen“); zieht der Qualm ins Haus zurück, so stirbt bald wieder einer. Das Stroh, auf dem der Sarg stand, wird entweder ver- brannt, oder die Kinder gehen dann darüber, „daß ihnen nicht bangt vor den Toten“. Man kann vor dem Gottesacker weggeworfenes Stroh in Menge liegen sehen. „Als Streu würde es das Vieh krank machen.“ Das Sargmaß wird, wie bei den Slowinzen, mit ins Grab gelegt, ebenso eine Schachtel Ungeziefer, der letzte Kamm und die letzten Tücher, aber kein mit Namen versehenes Kleidungsstück und nicht neues Leinen. Stücke des Leichentuches oder Berührung kranker Glieder mit der Leichen- hand sollen gesund machen; das Treten auf den Ort, wo das Leichen- wasser ausgegossen worden ist, macht krank. Begegnet dem Sarge ein Bettler, ein Mann, eine Frau oder ein Kind, so stirbt bald darauf eine gleichaltrige Person gleichen Geschlechts. Dasselbe geschieht, wenn die Pferde nicken, wenn sich vom Trauerzuge einer umdreht oder am Begräbnistage die Stiefel wichst. Leichen mit lächelnden Gesichtern holen Verwandte nach. Regnet's ins offene Grab, so wird über den nächsten Toten viel geweint. Dem Sarge gießt man Wasser nach und faßt sich oder den Toten am Fuß oder der Nase, daß er nicht als Geist erscheint. Aus demselben Grunde trägt man die Leiche nicht vor einem Spiegel vorbei und vermeidet, daß ein Tuchzipfel nach seinem Munde weht. Geht der Strick vom Sarge nicht los, so verwest der Tote bald. Wenn sich jemand über den Sarg legt und den Toten mit Thränen benetzt, so holt der Tote die Verwandten nach. Will einer nachgeholt werden, so muß er sich im Leichenzuge dreimal auf der

Stelle umdrehen. Das geschieht mitunter. Aufgehängten muß man den Strick mitgeben. Erst werden die Beerdigungsgegenstände aufs

Abb. 167.



Kreuz in grabgroßer Fassung.

Grab gelegt, später ein merkwürdiges schwarzes Holzkreuz in ziemlich rechteckiger, dem Grabrand angepaßter Holzfassung (Abb. 167). Auf ihr stehen Bibelsprüche (Satemin, Küsten). Bei allen Begräbnissen endet die Feier mit Leichenbier im Reiheschank. — Die Gräber werden gut gepflegt, oft, außer Kreuz oder Platte (Abb. 168), mit einem kleinen Holzstaket umgeben, so daß das Grab ein Garten scheint. Als Thür ist die Holzplatte zu denken. Ein paar Küstener Grabsprüche heißen:

1. Sucht mich nicht mehr in meiner Wiege,  
Ich ruhe jetzt in Gottes Schoß,  
Wo ich auf lauter Rosen liege,  
Ich zog gewiß das beste Los.

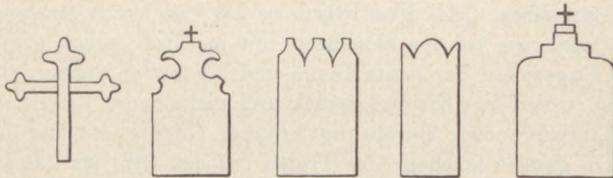
(Hier ruht Johann Heinrich Schulze, geboren 1. Jan. 1858, gestorben 22. Febr. 1859, alt geworden: 1 Jahr, 1 Monat, 22 Tage.)

2. Je größer Kreuz, je lieber Sterben.

(Hier ruhet der Kassengehilfe J. W. Jauch aus Küsten, geboren am 10. Jan. 1870, gestorben am 23. Jan. 1893 im Alter von 23 Jahren.)

Auch ein „Höfebesitzer“ liegt auf diesem Gottesacker; man sieht, an Stolz fehlt's nicht. — Grabschmuck trägt man selten zu

Abb. 168.



Hölzerne aufrecht stehende Kreuze und Grabplatten aus Holz.  
(Küsten, Rebenstorf.)

Johanni oder am Totensonntag, eher zu Ostern und Weihnachten aufs Grab. Ganz besondere Vorsicht erfordert nun das Begräbnis eines Doppelsäugers. Am 17. Februar 1883 wurde zu Groß-Heide und um dieselbe Zeit auch anderwärts noch mancher „Doppelsäuger“ begraben. Wenn die Mutter einem entwöhnten Kinde nochmals die Brust giebt, so verwesen seine Lippen im Grabe nicht; es verzehrt im Grabe sein Fleisch, zieht die Lebenskräfte der Verwandten aus und holt sie ins Grab nach. Diesem Vampirismus sucht man zu begegnen. Man giebt Toten, die man für Doppelsäuger hält, ein Geldstück mit eingeritztem Kreuz unter die Zunge. Unters Kinn wird ein Brett gelegt, damit die Lippe nicht zur Brust kann, sorgfältig vermeidet man die

Berührung des Totenkleides mit den Lippen. Geht der Zug zur Tenne hinaus, so hebt man die große Thürschwelle (Süll) hoch und trägt den Sarg darunter weg. Dann macht man sie sofort wieder fest, daß der Doppelsänger nicht zurück kann. Ähnliches berichtet Dr. R. Andree vom Boldecker und Knesebecker Lande (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1897, S. 130 ff.).

Wie der Doppelsänger nach dem Tode, so wird der mit dem bösen Blick oder dem zweiten Gesicht behaftete im Leben den Menschen gefährlich. Man hütet sich vor solchen zweideutigen Leuten, indem man ihnen möglichst aus dem Wege geht, sie besonders nicht in Ställe läßt und ihren Einfluß durch Besprecher wettmacht. Im übrigen huldigte man der Anschauung, daß der Kranke oder altersschwache Mensch am besten jenseits aufgehoben ist; gerade aus der Polabengegend stammen alte Nachrichten von der Tötung altersschwacher Eltern. Die darob (1297) Betroffenen hielten sich für völlig berechtigt dazu mit dem Hinweis, daß sie selbst froh wären, sich ernähren zu können (Jammerholz bei Grabow). Auch die Erzählung vom Knaben, der für seinen Vater einen Holzsteller aufheben will, weil er das schlechte Beispiel in der väterlichen Familie sieht, deutet auf Geringschätzung der altersschwachen Eltern in früherer Zeit.

Pröpelsprüche. Jeder Spruch hat am Ende die in der ersten Formel angegebenen Schlußworte und wird meist dreimal hintereinander gebetet.

1. Gegen den kalten Brand. Wie hoch is de Heven, wie rot is de Kreft (Krebs), wie kolt is de Dodenhand, damit stillt man den kalten Brand. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

2. Gegen Rose, Geschwulst und Hitze. Du sollst nicht reifen, nicht spleisen, du sollst nicht weh thun, du sollst vergehen, als der Tau im Gras! Oder: Du feurige Rose, du sollst nicht weh thun, du sollst nicht stechen, du sollst nicht weiter gehen! Oder: Rose, du sollst nicht glühen, du sollst nicht blühen, du sollst vergehen wie Tau im Gras! Oder: † Rose † Rose † weiche, flieh auf eine Leiche und laß die Lebenden befreit von nun an bis in Ewigkeit!

3. Herzgespann bei Kindern (Verschwellung unter den Rippen). Weich Rippengeripp, wie das Pferd aus der Krippe frist!

4. Gegen Gicht. Birnbaum, ich klag dir all mein Reifen und Spleisen, und die schwellende Gicht, die mich plagt Tag und Nacht, daß sich Gott im Himmel erbarmen mag. Der erste Vogel, welcher fliegt über diese Kluft, nehme die Schmerzen mit in die Luft! (Ein andächtiges Vater-unser drei Montage und drei Freitage abends vervollständigen die Wirkung.) Oder: Fließend Wasser, ich klage dir, die reisende Gicht plagt, ich trinke dich, die reisende Gicht verging mir! (Dabei trinkt man aus einem fließenden Wasser.)

5. Wenn ein junges Pferd zum erstenmal angespannt wird. Schwarten, se schallen trecken vor Plog und vor Eggen, se schallen grat ut gahn, se schallen nicht nach de Stränge schlahn! (Die Frau tritt stillschweigend zum Pferde, macht die Stränge an den Wagen — verkehrt — oder geht dreimal darum und murmelt dabei den Spruch.)

6. Wenn Kühe angelernt werden. Kogemanns Seel und Möllers Seel und Krügers Seel, so wahr als de in Hölle kam, sast du Koh för Wagen gahn!

7. Gegen Flechten.

a) Die Pottasch und die Flechten, die flogen wohl über das weite Meer, die Pottasch, die kommt wieder, die Flechte nimmermehr. (Nackt beim Sprechen Pottasche gegen den Wind ins fließende Wasser streuen, vor- und nachher schweigen.)

b) Fluha und Flecht flogen übern Steg, Fluha gewann und Flecht verschwand. (Über einen Steg gehen.)

c) Flugasche und Flecht fechten sich um Recht, Flugasche gewinnt, Flecht verschwind!

d) Weide gewinnt, Flechte verschwind! (unterm Weidenbaum beten.)

e) Gegen nasse Flechten. Flecht, Barmgrund, packe dich, laufendes Wasser jagt dich. — Da stehen drei Jungfern an dem See, die erste wäscht, die zweite plätscht, die dritte langt an den Grund, damit der Barmgrund verschwand.

8. Gegen Tehrer (Auszehrung). Ju Lüdden, hier bring ick jü Flas to spinnen un bring jü Garn te Linnen, un bring jü Grütt to kaken, nu söllt jü uns Vadder (Mudder, Anlies) wohl laten! (Die Angehörige des Kranken geht mit Flachs, Garn und Grütze unter den Holunderbusch, schneidet Zweige ab, steckt sie in die Erde, raunt den Spruch und sieht dann, wieviel Tehrer der Kranke hatte.) Oder: Guten Abend, Fliederbusch, hier bring ich euch Hede und Flachs zum Spinnen und Fleisch und Brot zum Essen, damit sollt ihr mein Kind vergessen!

9. Dafs das Blut stille stehe und der Schmerz aufhöre.

a) Abek, Wabek, Fabek. In Christi Garten, da stehen drei Rosen, eine für das Gut, die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel.

b) Die heilige Mutter Gottes fuhr über Land, das Heiligste trug sie in ihrer Hand. Das Wasser, das thut fliesen, das Blut sich beschließen.

c) Auf Christi Grab stehen drei Lilien, die erste heifst Demut, die zweite Wehmut, die dritte, wie Christus will, Blut, steh still!

d) Unser Herr ging in den Garten. Was fand er da? Drei Röselein, eins für sein Gut, eins für sein Blut, eins für sein Willn, Blut, steh still!

e) Es kommen drei liebliche Mädchen herab auf die Erde vom Himmel, die eine heifst Blutlasserin, die andere Blutfasserin, die dritte Blutsteh-, Blutvergeh- (Blutversteh-), Blutstillerin.

f) Petrus hieb Malchus ein Ohr ab, es rifs nicht, es sticht nicht, es schwärt nicht, es heilt aber und wird gut.

g) Blut gerinn, Blut verschwind, Blut du sollst stille stehn, wie Wasser im Jordan, da unser Herr Christus den Taufbund aufnahm.

h) In der weiten Welt stehen drei Eichen, unter den drei Eichen sind drei Springer (Spinnen?), die eine die läuft, die andere die leckt, die dritte steht still.

10. Gegen Ausschlag. Dar stunn dree Jungfern in de Grund, de eene wusch, de annere wrung, de drüdde brukte för Barmgrund.

11. Rose (vergl. 2). Rose ich fasse dich, du sollst nicht brechen, du sollst nicht stechen, du sollst nicht brennen und nicht weh thun!

12. Gegen Warzen (bei abnehmendem Monde). Mond an de Wand, Wraken an de Hand!

13. Gegen Krankheit der Schweine. Unser Herr, der hat gehangen, dieses Schwein hat sich verfangen. Oder: Unser Herr Christus ist gehangen, unser Herr Christus ist gefangen, darum weil unser Herr Christus gehangen ist, schadet dir auch das Verfangen nicht!

14. Gegen Brandwunden. Ich bespreche diesen Brand mit Marien Hand, dafs es nicht kilt, dafs es nicht schwillt!

15. Gegen Leibscherz. Darmgicht, ich umgreife dich! Ich gebiete dir aus diesem Fleisch, behüt dich Gott und der heilige Geist! Oder: Herzband und Wand, die beiden streiten sich, die Wand gewinnt, Herzband verschwind. Oder: Jesus und Petrus ritten die Strafe entlang, da wurde Petrus sein Pferd krank. Da sagte Jesus: Dein Pferd soll wieder gesund werden!

16. Gegen Würmer und Leibscherz. Herzwurm und Frucht-wurm und Darmgicht, ich gebiete dir bei Gottes Gesicht, dafs du dich sollst legen und nimmer regen, bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn thut gebären.

17. Gegen „Versehen“. Wat 2 leeg Ogn verkieken, dat schölln 3 goo Ogen werrer trecht kieken. (Man sticht sich dabei eine Nähnadel ins Zeug; die Öse bildet ein Auge und der Mensch hat zwei Augen, dann sind es drei Augen. Man betet dreimal.) Oder: Schlechtes Maul hat dich ver-raten, schlechte Augen haben dich versehen. Auch zu 5.

18. Wenn ein Mensch Ilg hat. Du sollst nicht stechen, nicht brennen, auch nicht weh thun und nicht weiter gehn. (Am Schlusse des Gebetes wird darauf gespuckt.)

19. Wer angewachsen ist, mufs an einen hohlen Weidenstamm gehen, dreimal mit dem Stock anklopfen und sagen: „Anwachs und Über-wachs plagen mich.“

20. Für schlimme Augen. Fürflufs, Fürblei, Fürblattern und alles was schädlich ist, ihr sollt vergehn wie Tau im Gras, wie Totenkopf im Kasten!

21. Gegen Fingergeschwür. Ahl und Pohl gingen beide zur Schul, Pohl gewann und Ahl verschwand.

22. Für Gewächs. Was ich kneif, das kleiner wird, was ich seh (zunehmender Mond), das gröfser wird.

3. Geburt und Taufe. Die Mutter darf zur Zeit der Geburt mancherlei nicht thun. Sie darf nicht scheuern, „sonst wird das Kind schmierig“. Sie soll nicht Mund und Nase zuhalten, wenn sie an schlecht Riechendem vorbei geht, sonst bekommt das Kind übeln Atem. Wenn sie aus der Flasche mit dem Munde trinkt, wird das Kind engbrüstig. Sie darf Urin nicht unter die Dachtraufe fliefsen lassen, sonst geifert das Kind. Es erhält Male, wenn sie Spritzendes kocht; Sommersprossen, wenn sie gelbe Wurzeln schabt; schielende Augen, wenn sie durchs Schlüsselloch guckt. Nach der Geburt setzt man eine Laterne vors Kind und legt eine Schere daneben, dafs die Zwerge das Kind nicht nehmen. Vor der Taufe darf der Name des Kindes nicht genannt werden, sonst lernt es schwer sprechen. Greift man den Säugling auf den Kopf, bekommt er schlechte Haare; ifst die Mutter gleich vor dem Brotschrank, wird das Kind nie satt. Um diesen Zauber zu heben, wird das Kind in den Schrank gesetzt, und die Mutter verrichtet davor neuerlei Arbeit. Man verschenkt oder verborgt vor der Taufe nichts, sonst wird das Kind ein Verschwender. Man legt Nähnadel, Salz, beschriebenes Papier ins Taufkissen, dann wird's fleifsig; zu gleichem Zwecke beten die Paten leise das Gebet des Taufpredrigers mit. Raunt

man ihm ein Vaterunser ins Ohr und legt ihm einen Spruch oder ein Stück Gesangbuchblatt unters Zeug oder auf den Leib, so bekommt's ein gutes Gedächtnis. Der älteste Gevatter trägt den Täufling aus dem Hause, dann wird er sehr alt, der jüngste schafft ihn zurück, so wird er sehr flink. Die Mutter blickt dem Taufzuge nach, da lernt das Kind gut sehen; die Gevattern juchzen, dann wird es frohmütig. Beim Eingang in die Kirche lüftet man das Taufkissen ein wenig, daß ein Sonnenstrahl das Kind trifft und dieses damit guten Haarwuchs und schönen weißen Teint bekommt. Schmierer aber die Paten die Stiefel, so wird das Gesicht unrein. Schreit das Kind bei der Taufe, so stirbt es bald; auch muß es den Kopf zur Erde hängen lassen. Die Paten tragen es durch dieselbe Kirchthür zurück. Wird aus demselben Taufwasser zuerst ein Knabe und dann ein Mädchen getauft, so bekommt das Mädchen einen Bart. Das Taufwasser muß man aufheben, es fault nicht und heilt die Sommersprossen. Wird der Sohn mit dem Taufwasser des Vaters getauft, so wird er ein fleißiger Mensch, wenn während der Taufe zu Hause gelesen und fleißig mit Sägen, Beilen, Besen, am Rad und auf dem Hofe gearbeitet wird; das Gleiche geschieht zu gleichem Zwecke von seiten der Paten nach dem Taufmahl. Den Taufnamen<sup>1)</sup> Erdmann, Erdine erhält dann ein Kind, wenn kurz zuvor ein Geschwister im zarten Alter starb. Vor der Taufe trägt man das Kind über eine Schaufel glühender Kohlen. Gegen Schlaflosigkeit der Kinder legt man Eulenfedern in die Wiege. Beim Taufmahl legen die Gevattern je eine „Kelle“ Suppe auf den Teller der Mutter, daß sie gestärkt wird, gut nähren kann und das Kind einst mildthätig wird.

Das Fest selbst ist jetzt sehr einfach und dauert nur einen Nachmittag. Bei der Taufe des Erstgeborenen giebt der glückliche Vater zuweilen am folgenden Sonntag Bier; weit häufiger geschah dies noch bei der Hochzeit, damit die entfernteren Bekannten auch etwas hatten. Der Name „Paggeleitzenbier“ ist von den großen hornförmigen Wecken abgeleitet, die dazu gegeben wurden. Unter „Kindsfeuten“ versteht man Spenden, die der Vater seinen Freunden giebt, wenn ihm ein Kind geboren worden ist. Eine Tonne Bier, dazu Schnaps, genügen dabei. — Öfter wird an den Pfarrer das Ansuchen um Überlassen von Taufwasser gestellt; man glaubt, es helfe gegen Bettnässen, wie man auch Kirchenwachs, Abendmahlswein und Hostien gegen Krämpfe und Krankheiten begehrt.

4. Kirchliche Feste. Bieten auch die kirchlichen Feste als solche nicht Anlaß zu besonderer Behandlung, so sind doch mancherlei Regeln erwähnenswert, die sich an jene knüpfen. So soll man in der Adventszeit die Bäume schütteln, daß sie viel Obst bringen (Bäumlein, ich rüttle dich, Bäumlein, ich schüttle dich, bring mir dies Jahr viel,

<sup>1)</sup> Spitznamen gebräuchlich, wie in ganz Deutschland. Vgl. schon das „Wörterbuch der im Lüneburgischen ansässigen Wenden“. Hs. in Wolfenbüttel: 122 S. (1895 Wörter, 6 Ortsnamen, einige Spitznamen). Mitt. von G. v. Smolski.

Herr Christ. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes). In den heiligen Nächten soll man der Ordnung wegen nichts verborgen und Wäsche nicht aufhängen, sonst muß man „den Kirchhof bekleiden“; man darf den Dünger nicht aus dem Stall ziehen, sonst thun böse Menschen dem Vieh etwas an oder die „Wölfe brechen ein“; auch soll man keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Schwären; die Viehställe darf man um diese Zeit weder räumen, noch waschen; Ackergerät muß verschlossen sein. Zwischen 11 und 12 Uhr am Christabend geh man rückwärts aus dem Hause heraus, bis man das Haus entlang sehen kann, dann erfährt man, was das Jahr geschieht. Am Weihnachtsmorgen müssen die Hühner aus einem Kranz fressen, dann verlegen sie ihre Eier nicht. Wer zu Weihnacht zuerst an die Glocke kommt, erhält guten Flachs. Unter der Egge kann man am Christabend sehen, was das ganze Jahr geschehen wird. — Dem Vieh giebt man grose Bohnen, dem Federvieh von allem Getreide. Man schmilzt zu Sylvester Blei, sucht Treffpunkte in der Bibel, achtet darauf, ob man von einem Leichenzuge träumt. Die heiligen Nächte sind auch Wetterverkünder, und wenn jemand stirbt, so folgen in demselben Jahre zwölf aus dem gleichen Alter nach. Regnet es am Karfreitag, so wird das Gras und Obst schlecht. Aus Gründonnerstags-eiern kommen Hühner, die die Farbe wechseln. Ehemals schaffte man zu Ostern eine Tonne auf den Berg, legte sie auf hohe Pfähle und brannte Dornen darunter an, schließlic rollte die Tonne ins Thal. Osterwasser ist heilkräftig, man besprengt alles damit („ich schöpfe hier Christi Blut, das ist für 99 erlei Krankheit gut“). Am 1. Mai schneiden die Leute von drei fremden Stücken „Roggengruß“ und geben es dem Vieh, das wird fett; aber das des Geschädigten magert ab. Die Thüren werden mit Kreuzen versehen, um die Hexen abzuhalten. Zu gleichem Zwecke stellt man Besen auf den Kopf und wirft drei Handvoll Salz vor den Stall. In einen Eimer legt man einen Thaler, gießt Wasser darüber und giebt's den Pferden, daß sie kurze, blanke Haare bekommen. Krankheiten heilen am ersten Maitag-abend am Kreuzwege, Gesundheit gewährt auch der Abendtau des Weizenackers. Auf Anruf darf man sich nicht melden, sonst bekommt man Flöhe. Blutstropfen von Johanniskraut am Johannistag gesammelt, „wenn sich das Blattwerk dreht“, sind heilkräftig. An Sonn- und Festtagen darf man nichts drehen. Geht man zu Sylvester rückwärts aus dem Hause, so kann man eine weiße Gestalt auf dem First sehen, die Anzeichen giebt. An Krestagen darf nicht gesäet werden. Am Pflingstfest wird das Pflingstbier getrunken. Wer zu Pflingsten am letzten aufsteht, wird Pflingstochse genannt; dabei wird, wie beim Julklapp, viel Scherz getrieben. Nicht zu vergessen sind auch die zahllosen Wetterregeln, die an gewisse Tage anknüpfen. So: Wird Leinsamen zu Mariä Geburt (25. März) auf den Hof gestellt und dann gesäet, gefriert der Flachs nicht. Sonnt sich der Dachs in der Licht-

mefswoche, geht er auf vier Wochen wieder zu Loche. Na St. Matthias geht kein Vofs öbert Is, denn St. Matthias breckt dat Is. Quaken die Frösche am Markustag, so schweigen sie bis im Mai hernach. Auf St. Jürgen muß man die Krähen von der Weide schürgen. Merk dies: St. Vit bringt Fliegen mit. Wenn der Kuckuck noch lange nach Johannis schreit, giebt unfruchtbare und teure Zeit. Um Mariä Geburt ziehn die Schwalben furt. Auf St. Gall die Kuh in den Stall! Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise stehn, müssen sie zu Weihnachten im Kote gehn. Sät man Roggen zu Michaeli, so wird er teuer.

5. Dorffeste. Zwar haben auch im Polabenlande Krieger-, Schützen-, Kegelvereine u. dergl. überhand genommen, doch sind die alten Dorffeste auch noch nicht ganz ausgerottet. Von der Kirmels weiß man nicht viel. In einigen Orten, wie in Dangensdorf, wird sie am 8. September durch Kirchgang gefeiert. Häufiger hört man von den Erntefesten und Pflingstbieren. Vor der Gemeindeteilung oder Verkoppelung pflegte man wie in Litauen und Pommerellen an einigen Tagen gemeinsam zu mähen und einzufahren, dann wurden die Mäher mit Musik geholt und mit dem Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott“ und „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ nach dem Dorfplatz geführt. Dann hat man auf der Tenne eines Bauern wacker getanzt.

Viel höher ging es bei den Bauerbieren in den mit Maien geschmückten Stuben her. Daran beteiligte sich jeder Wirt, und Jahr für Jahr übernahm das Fest ein anderer, bis es — der Landrat abschaffte. Drei Tage lang hat man bei Gesang und Jubel gezecht; am ersten Tage nachmittags probierte man, und dann wurde bei Tanz und Kartenspiel gefeiert; zwei Schaffner bedienten. Am Ende bezahlte jeder Teilnehmer den gleichen Teil. Kuchen und Brot mußten in Menge da sein, das viele Tanzen auf der Lehmdele machte hungrig. Auch die holde Weiblichkeit wollte ihren Teil von den 20 Tonnen à 104 Liter. Sie brachten Töpfe mit Zucker und machten sich Kaltschale, gaben auch den Kindern. Als Preis hatte jeder Gast zu Satem in zwei Groschen zu zahlen. Nur das Bier war gemeinsam; alles andere wurde einzeln bezahlt. Dies Fest, das beispielsweise in abgeblasster Form auch in Sachsen hier und da Mode ist, führt auf ein viel älteres zurück, dessen Zweck die Aufpflanzung des Dorfbaumes war. Der Obersuperintendent Hildebrand berichtet im Jahre 1672 darüber. Er führt etwa folgendes aus: Den Wenden wurde vor 50 Jahren ihre Sprache verboten, nachdem sie zuvor von den Fürsten gepflegt worden war, die möglichst viele Völker unter ihrer Herrschaft haben wollten. Wenden aber gab es sowieso genug, und sie bildeten sich mehr ein als die Deutschen. Im Hauptsitz, dem Drawehn, stehen in jedem Dorfe zwei Bäume, der Kronen- und der Kreuzbaum. Der Kreuzbaum ist der wichtigste. Er darf, falls er umgefallen ist, vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder aufgerichtet werden, weil sie sagen: „die Staete wollte es nicht haben“. Kein Wende mit garstigen Füßen darf über diesen

Platz. Als zu Rebenstorf oder Dangensdorf den Baum ein Bulle umwarf, wurde dieser erschlagen, und nun treibt man jährlich einmal das Vieh rundum. Wird ein neuer Kreuzbaum eingeseget, wird auch das Vieh geweiht. Nach einem Gelage tanzt man um den Baum. Der Schulze in Sonntagskleidern mit weißem Handtuch um den Leib, führt die Reihen, nimmt ein großes Licht und ein Glas Bier, geht um das zusammengetriebene Vieh, bespritzt es mit Bier und besegnet es wendisch. An manchen Orten werden die Häuser, Ställe, Küchen, Kammern, Stuben an demselben Tage mit Bier und Branntwein begossen, „dafs das Vieh gedeiht“. In Predöhl bediente man sich dabei noch eines großen Wachslichtes, und ein Greis soll jeden Tag dort Andacht gehalten haben. Der Baum war 20 Ellen hoch, oben darauf war ein hölzernes Kreuz mit einem eisernen Hahn. Der Stifter des Baumes soll Kaiser Karl gewesen sein. Zu Mariä Himmelfahrt wählen die Bauern einen anderen Baum im Holze, jeder thut dann einen Hieb, bis der Baum fällt. Man legt ihn auf einen Wagen, deckt ihn mit den Oberkleidern zu und fährt ihn nach „der Staete“. Ein wendischer Zimmermann behaut ihn viereckig, steckt rechts und links zum Aufsteigen Pflöcke ein und richtet ihn mit Freudengeschrei auf; der Schulze klettert hinauf, setzt den Hahn übers Kreuz, segnet ihn mit einem Glas Bier, dann folgte das große Gelage bei 10 bis 12 Fafs Bier <sup>1)</sup>).

<sup>1)</sup> Vgl. Archiv für slaw. Phil. 22; Verzeichniß, Capitel 2 und Parum Schulze, Annalen, S. 285: Da ich noch ein knabe war, da stunden in allen Dörffern hohe lange aufgerichtete Bäume oben ein Quärholz gleich einen Creutzen ganz oben eine Eyserne stange mit einem Weyerhan von unten auf an zweyen seyten mit hölzer langen Nägeln inen geschlagen das man könnte oben bei den hauen inanstiegen (steht 1724 noch). Wen der Baum in Dorff ist in Eingefahren alsdann haben die Weiber viele lackens ingegen gebracht, das sie den Baum gantz bedeket gehabt, das man ihn überal nicht hat sehen können dieses hat meine Mutter gesehen als sie ein klein mädgen gewesen und Eine solche Jubelgeschrey und grosse Fest haben sie gehalten in Sauffen und Tantzens und das Etzliche Tage indurch zu Carmitz ist dieses geschehen.

Hier sei vergleichsweise an die Bauernfeste der alten Preußen erinnert (S. 22) und im Auszuge die Schilderung von Waisselius über die Bockheiligung angeführt. Da wird erzählt, wie alljährlich vier oder sechs Dörfer sich zusammenthun, einen Bock kaufen und in einem Haus ein lang Feuer machen. Die Weiber bringen Weizenmehl und teigen es ein. Der Bock wird vor den Wurschkayten gebracht, der legt beide Hände auf das Tier, ruft alle Götter zur Segnung und Annahme des Festes an „und gibet einem jeglichen Gott seine Ehre, und was Macht er habe. Darnach führen sie den Bock in die Scheune, da heben sie jn auff, gehen alle umbher. Der Wurschkayt ruffet abermal alle Götter an, wie oben, hat sich aufgeschürtzet und spricht: Dieses ist das löbliche Gedechnis unsrer Väter, auff das wir versünen den Zorn unserer Götter: und sticht den Bock in die Kele. Das Blut lassen sie nicht auff die Erde kommen und mit dem Blut besprengen sie jre Habe und jr Viehe. Darnach schlachten sie das Thier und thun das Fleisch in einen Kessel, und die Menner setzen sich umbher umb das Feuer,

Wie die Männer zu Mariä Himmelfahrt den Kreuzbaum, so setzten die Frauen zu Johanni den Kronenbaum.

Alle Weiber eines Dorfes gingen am Johannistage „bei jedem Wetter“ in den Wald, wählten abwechselnd eine Birke und eine Eiche, hieben sie um, fuhren sie auf den Dorfplatz und richteten sie auf. Sie wurde zuvor behauen, nur die Krone wurde gelassen. Die Alten fuhren die Birke auf dem Vordergestell eines Wagens und spannten sich selbst vor, die jungen gingen nebenher und sangen wendische Lieder. Nachdem der alte Baum abgehauen worden war, den ein Häusling für zwei Schillinge kaufte, holte man für dies Geld Branntwein, und richtete den bekränzten Baum unter Frohlocken auf. Dann erschienen auch die Männer, wieder wurden 12 Tonnen Bier getrunken und das Fest unter Jubel und Gesang abgehalten. Wenn ein Mädchen aus einem anderen Dorfe einheiratete, mußte sie um den Baum tanzen und eine Münze hineinlegen. Wenn jemand am Baume gerieben hatte und gesund geworden war, spendete er gleichfalls eine Münze. Niemand rührt das Geld an, bis Soldaten kommen und für das Geld Tabak und Branntwein kaufen. Zu Hildebrands Zeiten gab es solche Kreuzbäume noch in Klennow, Dangensdorf, Rebenstorf, Gistenbeck, Krauze. Das Gelage fand bei den Schulzen statt. Der Kreuzbaum scheint den Stadtfrieden bedeutet zu haben, das Fest hat gewiß als Einsegnungstag des Viehs gegolten, auf daß der Baum ja sehr hält. Bei der Eidverwarnung zieht die Androhung der Hölle weniger als die des Unsegens in Feld und Stall. Welche Bewandnis die Hahnenjagd hatte, die ehemals im Amte Lüchow stattfand und mit dem Erschießen des abgejagten und dem Verteilen und Vergeben des gekochten Hahnes schloß, kann ich nicht sagen. Jedenfalls sind heute die symbolischen Gebräuche geschwunden, und nur das Gelage in sehr abgeblaßter Form ist geblieben, dafür hat man Verständnis. In der Geschichte vom armen Lazarus denkt sich das Kind, daß der reiche Mann alle Tage Hochzeitsfutter (Köst) hatte. Die Kuhhirten wollen auch ihren guten Tag haben, gehen entweder am Pfingstvorabend oder am zweiten Pfingstfeiertage mit ihren Peitschen in den Wald, knallen im Takt und

---

und die Weiber bringen daher den Weizen Teig und machen davon Küchlein und geben die Küchlein den Mennern; dieselben werfen das ungebraute Brot durch das flammige Feuer, einer dem andern zu, bis sie vermeinen das es gar sey. Und wenn das Fleisch gar ist, so theilen sie das Fleisch und Brot aus und fressen und sauffen aus Hörnern die ganze Nacht. Auff den Morgen früe vor Tage gehen sie alle für das Dorff und tragen mit sich Knochen und Brosamen und alles was überblieben ist, das legen sie auff die stette, die sie sich haben ausgesehen und vergrabens und tragen alle zumal Erde darauff und verwachtens, das kein Hund dazu kome. Darnach scheiden sie zu Hause und befehlen sich den Göttern und thun Danksagung jrem Signoten, den sie heissen Wurschkayten, mit grosser Reverentz. Diese Gewohnheit (war) — noch — bey des Ordens zeiten, — fürnemlich — bei den Sudawen.“

sammeln dann Geld für eine Tonne Bier ein; die Knechte brennen die Mädchen mit Nesseln und erhalten Geld. Wer am Pfingstmorgen zuerst mit der Herde ausjagt, ist König. Der Aberglaube wagte sich noch vor kurzem bei den Wenden so anspruchsvoll und selbstbewußt vor, daß ein Hauswirt zu Sellien am 13. August 1883 in einer öffentlichen Anzeige in der Zeitung dem 50 Mark Belohnung zusagte, der ihm nachweisen könnte, wer seine Schafherde behext habe.

6. Allerlei Aberglaube in Haus und Feld. Das Schweifstuch eines Toten hat besondere Heilkräfte; es wird unterm Dache verborgen. Einem Bettnässer soll zur Heilung etwas vom Altarlichte eingegeben werden. Um eine blutende Hand bindet man einen schwarzen Faden, ein weißer würde die Hand weiß machen. Zu einem Kranken läßt man einen Hund in die Stube. Läuft der Hund fort, so stirbt der Kranke bald. Besucht man einen Kranken, so nimmt man Salz in die Hand; wird es feucht, so stirbt er. Ein Kranker soll ein Meerschwein ins Bett nehmen, dann geht die Krankheit auf das Tier über. Gegen Krämpfe hilft das Pulver vom verbrannten Traurockzipfel eines Kranken. Eiter thut man, um geheilt zu werden, auf einen Pfennig und legt diesen auf eine Wegkreuzung; wer ihn aufhebt, bekommt die Krankheit. Oder man wischt Eiter mit einem Lappen ab und giebt ihn einem Kranken mit. Einen schlimmen Finger steckt man der Katze ins Ohr; einen blutigen beschmiert man sogar mit Tabakspfeifensaft. Gelbsüchtige Leute legen ein gelbes Band auf die linke Brust. Kranken Menschen setzt man fließendes Wasser unters Bett. Rauhe Hände reibt man mit Speckschwarte und giebt die Schwarte dem Hunde zu fressen. Gegen Zahnschmerzen hilft der Blutegel, wider Bleichsucht Eisen in Rotwein, vor Gelbsucht ein nächtliches Gebet an einem Weidenbaume. Wer Fleischmaden an den Augen hat, der muß sich nach Sonnenuntergang von einem Menschen ein Stück Rindfleisch holen, daß es keiner gewahr wird, und dann das Rindfleisch um den Hals hängen, bis es vertrocknet ist. Treibt man Vieh zum Verkauf auf den Markt, so bestreicht man es mit dem Geldbeutel, dann wird man es los. Ferkeln giebt man zu gleichem Zwecke etwas von allen vier Tischecken ein. Hexen können nicht in Viehställe, wenn Grasbündel davor liegen; sie müssen erst die Halme zählen. Fremde Leute läßt man des bösen Blickes wegen nicht in den Stall. Wenn eine Kuh kalbt, borgt man 24 Stunden nichts aus, sonst schadet's der Kuh und der Milch. Kauft man Ferkel, so streut man ihnen sofort Stroh unter, daß sie gedeihen. Wer sich mit einem Totenkamm kämmt, dem gehen die Haare aus. Wer durch das Nagelloch eines ausgegrabenen Sargbrettes sieht, wird von einer Krankheit befallen, daß er jede Nacht vor einer Leichenbeerdigung aufstehen, aus dem Hause gehen und dann gespenstisch den feierlichen Leichenzug sehen muß. Wem früh zuerst ein Mann mit Wagen begegnet, der hat Glück. Beim Flachssäen macht man mit der Harke einen Eindruck oder ein Kreuz aufs Feld oder steckt einen Stock in

die Erde; je größer das Kreuz oder der Stab, je länger der Flachs. Man säet, wenn Mond und Sonne zugleich am Himmel stehen. Beim Abendglockenläuten soll man von drei Ecken eine Hand voll Sand über den Flachs werfen, dann schadet der Maulwurf nicht. Wind beim Roggensäen ist von schlechter Vorbedeutung. Man soll nicht allen Sauerteig weggeben. Zu Weihnachten gieße man den ersten Eimer Wasser weg. Dem Bullen wird nach dem Decken ein Eimer Wasser auf den Rücken gegossen, daß die Kuh trächtig bleibt. Wenn man unter einer dreibalkigen Egge durchsieht, so kann man die Hexen am ersten Maitage auf einem Besenstiel reiten sehen. Das Butterfafs soll nicht vor fremden Leuten gerührt werden. Wird beim Scheren das Garn nicht aufgebraucht, so legt man es daneben, sonst zerreißen es die „kleinen Leute“. Auf Brotteig legt man Männerzeug, dann gerät das Backwerk. Wer im Mai das erstemal donnern hört, setze seine Finger auf die Erde, dann wird keiner schlimm. Der junge Säemann muß vor dem ersten Säen einen Maulwurf mit der Hand tot drücken, dann hat er eine gesegnete Hand. Wenn kleine Kinder im ersten Jahre Schläge bekommen, fühlen sie später keine mehr. Donnerstagskinder müssen auf dem Altar getauft werden, sonst sehen sie Spuk. Speck wird madig, wenn er Montags in Rauch gehängt wird. Weizen säet man nach Sonnenschein.

#### V. Polabisches Vaterunser.

1. Eccard: Hist. stud. etym., p. 269. Hannover 1711. (Noch 1711 von den Dannenberger Wenden gebetet.) Nach Hennig; vgl. S. 2, 4, 5 und Hilferding, S. 42 f.

Nôs hôlya wader ta toy chiss wa nebisgáy. Sjunta woarda tugi geima. Tia rik komma. Tia willya schingôt koke nebisgáy, kok kak no sime. Nôessi wisse danneisna stgeiba doy nam dans. Un wittedoy nom nôsse ggreis tak moy wittedogime nossem gresnarim. Ny bringgoy nôs ka warsikônge. Tay lôsôy nôs wit wissókak. Chundak.

2. Potocki: Voyage 1795, p. 36. Aus der Gegend von Lüchow.

Nesse wader, tu toy Jiss wa nebis hay. Siungta woarda tygi cheyma. Tujae rick kommae. Tia wiliae szymweh rok wa nebis hay, kak no zimie. Un wy by doy nam nesse chrech kak moy. Wy by dayne nessen chresmarym. Ni bringwa nass na wasskonie. Day lizwaynes wit wyskak chandak. Amen.

3. Von Müller. Neues vaterländisches Archiv von Spangenberg II, 1822, S. 219; vgl. das bei Hennings, S. 44; Schleicher, S. 1 und, nach G. v. Smolskis gütiger Mitteilung, eins in den Kirchenakten zu Plate.

Eyta nossi tang toy bist en Nebi. Sjenta werde tija geyny. Kommoja tija Ritge. Tija Wilja blyoye kock en Neby koick en Simea. Nossi wisse danneisna stjeiba, dogeyra nôss dans. Un schenkôs nossi weineck, kock wy schenkôt nossi weinecker. Un bringoye nos en wienick wersöcke. Sseze die sölva nôs de ggreck, wyltiya blift to Ritge, ti Môcht un warchene. Bûsatz niganka un nirugnissa. Amen.

## 4. Kirchenbuch zu Plate bei Lüchow, durch P. Wöhner.

Eita nossi, tang toy bist en nebi. Sjenta werca tija geygny. Kommoja tija Ritge. Tija Wilja blyoge, kock en nebi, koick en Sinica. Nossi misse danneiska stieba dogey nos. Dans un schenköt nossi weineck, kock wy schenköt nossi weinecker. Unne bringoye nos en wienick wersöcke. Isize disolva nos ode ggreck. Wye tija bliff to Ritge, ti mocht, au warckene Busatz, nigangka un in ragnissa. Amen.

## 5. Mithofs Vaterunser. Lüchow, den 17. Mai 1691. (Vgl. S. 348.)

Noos Wader tada töjis, wattuem nibifien. Sioncta mowardoot tüi. Seimang tüi Rieck cumma. Tua willia moffa schiniot wan nibisjeu eack wiffei foquoi noosfime. Noosfi daglitia Sjeibe dünam daans. Un Wittodüman noosfe Greichie coock moy witto düjeme noos fume Greihynarim. Ni farforünas wa verfoikung. Erlöfünas wittige goidac. Hamen.

## 6. Das polabische Vaterunser Hennigs.

Nösse wader, ta toy gis wa nebigáy, sjungta woarda tügi geim, tia rik komma, tia willia schinyöt kok wa nebigáy kok kak no sime, nõssi wisse-danneisna stgeiba doy nam dâns, un wittedoy nám nõsse ggrêch, kak moy wittedoyime nõssem grêsmarim, ni bringoy nõs ka warsikónye, tay lösoáy nõs wit wissokak chaudak. Amen.

7. Das polabische Vaterunser von Hennig. („Nach einem von Prof. Leskien ein wenig geänderten Text.“ Steinvorth 153<sub>2</sub>f.)

Nos holi våder, tõ tã jis vå nebeşeu, şõtũ vårdãj tũji jaimã; tũji rik komãj; tũja vülã (mo sã) kũnot kok vå nebeşeu tok kak no zemi; nosã visedãnesnã skaibõ doj nam dãns, un vütãdoj nam nosi grechy, kok mãi vütãdojime nosim gresnarem; ni bringoj nos vå vårsükõg (o); tãi losoj nos vüt visokag chéudag. Amen.

## Die Slowinzen.

### Literatur

(vollständig in Dr. Tetzner, Die Slowinzen und Lebakaschuben).

- Backe: Siehe Brüggemann I, 65 f.
- Böttcher: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Köslin. Stettin 1889 ff.
- Bronisch: Die slawischen Ortsnamen in Holstein und im Fürstentum Lübeck. Sonderburg 1901.
- Brüggemann: Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des kgl. Preussischen Herzogtums Vor- und Hinterpommern. Stettin 1779: I; 1784: II; 1800: III. Darin über die Slowinzen: Haken I, 63 bis 65; Backe I, 65 bis 69.
- Büsching: Wöchentliche Nachrichten VII, 1779. Berlin 1780.
- Dreger: Codex diplomaticus. Stettin 1748.
- Edelbüttel: Schmolsiner Kirchenchronik. Handschriftlich.
- Franz: Garder Kirchenchronik. Handschriftlich.
- Garbe: Die letzten Vertreter der slawischen Sprache in dem Kirchspiel Schmolsin und Großgarde. Pomm. Blätter. Stettin, 9. 4. 98.
- Gustke: Virchenziner Eide. Handschriftlich.
- Haken: Siehe Brüggemann.
- Hilferding: Die Überreste der Slawen auf der Südküste des baltischen Meeres. Zeitschr. für slawische Literatur 1864. Bautzen I, 81 bis 97, 230 bis 239; II, 85 bis 111.
- Knaak und Stadtmeister: Kluckener Schulchronik. Handschriftlich.
- Knoop: Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885.
- Knoop und Haas: Blätter für pommersche Volkskunde. Stettin 1892 ff.
- Krofey: Duchowne etc. Bütow 1586.
- Łęgowski: Die Sprache der baltischen Slawen. Blätter für pomm. Volkskunde 1896. — Die Slowinzen im Kreise Stolp, ihre Literatur und Sprache 1900.
- Lorentz: Zur älteren kaschubischen Literatur. Archiv für slaw. Phil. 20, 556 bis 577.
- Micraelius: Altes Pommerland. Stettin 1640.
- Pommersches Urkundenbuch, 3 Bände. Stettin 1868 bis 1891.
- Pontanus: Parvus Catechismus D. Martini Lutheri Germanico-Vandalicus. Danzig 1643. 2. Ausgabe 1758. 3. Ausgabe 1828.
- Quandt: Herkunft der baltischen Wenden. Baltische Studien. Stettin 1872, 1 bis 64.
- v. Sommerfeld: Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slawien bis zum Ablauf des 13. Jahrhunderts. Leipzig 1896.
- v. Stojentin: Aktenmäßige Nachrichten von Hexenprozessen und Zaubereien im ehemaligen Herzogtum Pommern. Weimar 1898.

Tetzner: Die Slowinzen und Lebakaschuben<sup>1)</sup>. Land und Leute, Haus und Hof, Sitten und Gebräuche, Sprache und Literatur im östlichen Hinterpommern. Mit einer Sprachkarte und drei Tafeln Abbildungen. Berlin 1899. — Die Kaschuben am Lebasee. Braunschweig 1896.

Wutstrack: Kurze hist. geogr. stat. Beschreibung von Pommern. Stettin 1793, 1795. 2 Bde.

## I. Sprachgebiet.

Simon Krofey (1586) und Michael Pontanus (1643) reden von einer „slowinzischen“ Sprache und Kirche im Pommerschen; im Deutschen gebrauchen beide „wendisch“, lateinisch „vandalicus“ für slowinzisch. Sie meinen damit die Sprache der evangelischen Slawen in Pommern. Verbreitet waren ihre Bücher im Kreise Stolp, wahrscheinlich auch in Bütow, Lauenburg und Pommerellen.

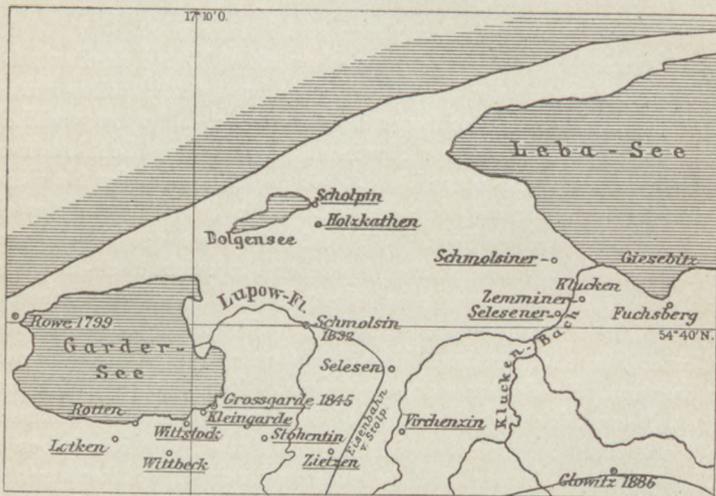
1779 unterscheidet Haken zwischen alten Wendisch-Deutschen, deren Überbleibsel von der Dievenow bis zur Lupow angetroffen wurden, und echter wendischer Nachkommenschaft zwischen Lupow und Leba. Die ersten würden wir heute Slowinzen, die zweiten Lebakaschuben nennen, nur mit dem Unterschiede, daß der Hauptsitz der Slowinzen, nämlich die Ausbauten von Lupowanwohnern in den Klucken, jetzt eine Meile östlich der Lupow liegt. 1879 faßt Cenowa den Begriff etwas anders, wenn er die benachbarten Sprachen als kaschubisch-slowinisch bezeichnet. Die Slawen Pommerns selbst, die im Westen liutizischen, im Osten lechischen Stammes waren, führen in Urkunden der Reihe nach die Namen Slawen, Wenden, Wandalen (unrichtige gelehrte Namensübertragung), Kaschuben oder Pommern. Nach der ziemlich vollendeten Germanisierung Pommerns steht man vor der Thatsache, daß die letzten pommerschen Slawen den Namen der Kaschuben für sich in Anspruch nehmen und die pommerellischen „Polaken“ nennen, während die pommerellischen schon in Schrift und Literatur der letzten Zeit Kaschuben hießen. Man hat darum gut gethan, nunmehr den pommerellischen Slawen den Namen der Kaschuben zu lassen. Es ist auch recht, daß man für die pommerschen evangelischen Slawen rechts vom Kluckenbach, die einen kaschubischen Dialekt sprechen, den Namen Lebakaschuben angenommen hat. Und es bleibt für die in der Sprache mehr abweichenden evangelischen Slawen, links vom

<sup>1)</sup> Dasselbst bitte ich, außer den Wutstrackschen Vaterunsern S. 195, die falschen Namensformen in die richtigen Simon Krofey und Michael Pontanus zu verbessern; des letzteren Geburtsjahr lautet 1578 in der Kirchenchronik, auf seinem Bilde: 1583. Außerdem finden sich folgende Fehler: S. 4, Z. 21 zuletzt: lies Wratislaw; S. 6, Z. 6 v. u.: 65 bis 69 von Backe; S. 65, Z. 1 v. u.: Prät; S. 66, Z. 2: Gaffelstange = Wiidl, Ruder = Wjisl; S. 70, Z. 1: 1887; S. 89, Z. 2 v. u.: 1181; S. 102, Z. 6: 1766; S. 129, Z. 7 v. u.: 1623; S. 184, Z. 13: Anna ist Johann Friedrichs und Erdmutes († 1623) Nichte, Bogislaw XIII. Tochter; S. 4 oben: Die Sorben sind tschechischen Stammes. Zu S. 177 vgl. hier S. 417, 420.

Klückenbach, die Bezeichnung Slowinzen übrig. Dieser Name ist durch den Verbreitungsbezirk der Bücher von Krofey und Pontanus gerechtfertigt, obwohl die heutige slowinzische Sprache nicht unbedeutend von der fast polnischen Schreibweise jener zwei einzigen slowinzischen Schriftsteller abweicht. Der Name wurzelt ferner in der Thatsache, daß die Slowinzen ihre Sprache die slowinzische nennen und den Volksnamen in Anspruch nehmen, wenn auch selten und etwa in der Fassung als Antwort: „Wir sind Slowinzen, Slowinzen und Kaschuben ist dasselbe.“

Das ganze slowinzische Sprachgebiet (Abb. 169), ehemals im Westen mit dem polabischen zusammenhängend, beschränkt sich heute nur

Abb. 169.



Maßstab 1 : 250 000.

## Das slowinzische Sprachgebiet 1900.

Die unterstrichenen Orte werden noch von einzelnen Slowinzen bewohnt. Die Zahlen neben den Kirchspielen ○ bezeichnen das Jahr des letzten slawischen Gottesdienstes.

noch auf die Schmolziner und Selesener Klücken am linken Ufer der Klückenbachmündung, ferner auf die Dörfer Groß- und Kleingarde, Wittstock, Roten, Lotken, Wittbeck, Zietzen, Stohentin, Virchenzin, Scholpin und Holzkatzen. Nur die Klücken und Garde können noch eine Anzahl Leute aufweisen, die man als Slowinzen bezeichnen könnte, weil sie sich mehr ihrer Muttersprache als der deutschen bedienen. Die meisten der 100 bis 200 slowinzisch sprechenden Leute radebrechen die Sprache und finden für die sinnfälligsten Dinge den Ausdruck nicht mehr. Zusammenhängende Sätze können nur wenige bilden, und die mischen deutsche Worte in Menge ein. Ihre Muttersprache erlosch als Kirchensprache im letzten Kirchspiel Garde 1845, in Schmolzin

1832. Die letzten Slowinzen sollen hier und da noch nach Glowitz, dem Mekka und der letzten Hochburg der Lebakaschuben, zum Gottesdienst gewandert sein. Da wird aber seit 1886 auch nur deutsch gepredigt. 1856 war in Bütow, um 1799 in Rowe, 1795 in Budow, Nossin, Schurow, Dammen, 1787 in Mikrow, 1778 in Lupow, Freist, Zetlin, Kolziglow, Dübsow, 1700 in Stolp der slawische Gottesdienst erloschen. Die nach Osten fortschreitende Germanisierung Pommerns kann man in der Geschichte Schritt auf Schritt verfolgen; die Geschichte dieser pommerschen Slawen gehört zur Geschichte der Slowinzen.

## II. Geschichte.]

Nach dem Verschwinden des rugischen und herulischen Namens finden wir slawische Volksstämme in Pommern. Weshalb die Germanen wanderten und wie die daheim gebliebenen im Slawentum untergingen, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Vielleicht kann man mit jenen Wanderungen, wenn auch nur entfernt, unsere heutige Sachsengängerei vergleichen. Gerade bei Betrachtung der Heruler ist mir der Vergleich gekommen. Die Heruler besaßen in Südschweden ein mächtiges Hinterland, später hatten sie feste Stützpunkte an der Ostseeküste. Landnot (im heutigen Sinne) war es sicher nicht, die sie zur Auswanderung gezwungen hätte. Später ist in ganz Ostdeutschland allenthalben von Westgermanen gerodet und geackert worden, und die Einwanderer machten Boden urbar, der auf Meilen hinaus von niemand betreten worden war. Ob freilich unsere Ostgermanen Geschmack an solcher Arbeit gesucht oder gefunden hätten, das möchte ich bei dem kriegerischen Gepräge der Wandilier in Abrede stellen. Das Erbrecht scheint mir die Quelle des Wanderstromes anzudeuten. Es giebt für einen thatkräftigen Besitzlosen keine härtere Strafe als nichts machen zu sollen oder Rädchen am Wagen eines anderen sein zu müssen. Im Kriege unterstanden die Jünglinge und Männer zwar auch einem Oberbefehlshaber. Aber man lese nur die Geschichte der Heruler und Rugier. Sie wählten sich zunächst ihren eigenen König und Heerführer und wahrten sich dabei so viel Freiheit, daß römischen und griechischen Schriftstellern eine solche Königswürde nur als ein Schatten erschien. Der freie Mann hatte auch im Heere Recht über Tod und Leben seiner Angehörigen und Sklaven. Und wenn einmal ein Narses dieses Recht nicht anerkennen will, verläßt sofort das ganze Herulervolk mit Kind und Kegel vor der Schlacht die römische Schlachtordnung und zieht sich trotzig von dem zurück, der ihre Freiheit so wenig achtet. Und doch kommen sie sogleich wieder zurück. „Was würden die Römer sagen, was würde der Oberfeldherr von uns denken; die Leute wissen ja nicht, daß uns bitter Unrecht geschehen ist; man hält uns für feig, weil die Schlacht losgehen soll.“ Ihr König eilt mit dem ganzen Heere zurück und thut Wunder der Tapferkeit.

Es war eben der Kriegsmut, die Hoffnung auf Ruhm, die in ihren Augen einzig richtige Ausfüllung eines sonst leeren Lebens, die sie in die römischen Heere trieb. Und war der Krieg vorbei, so zog man in die Heimat zurück, bis aufs neue wieder irgendwo etwas los war. Wie oft sehen wir Herulerscharen die Ostseeströme auf- und die Pontuströme abwärts wallen und umgekehrt. Und wo sind die Heruler? Überall, in allen Heeren, zu allen Zeiten. Und wenn ihr alter König erschlagen oder abgesetzt worden ist, geht immer wieder eine Gesandtschaft ins alte Stammland, „den König aus Thule“ zu holen. Sie gingen alle im fremden Lande zu Grunde; die Verbindung mit der Heimat war zu bald unterbrochen, die Entfernung war zu groß. Ganz anders die Slawen, die Schritt für Schritt westwärts drangen, sich einnisteten, wo Platz in Fülle vorhanden war, und das verringerte Germanentum langsam überwucherten. Zu Karls des Großen Zeit ist eben ganz Ostgermanien slawisch, wenn auch ohne einheitliche Führung. Ja, unsere heimischen Schriftsteller gebrauchen sogar noch die alten deutschen Namen für die unterdessen slawisierten Völker. Ein Zeitgenosse Barbarossas, Helmold, nennt die Heveller ruhig Heruler; der Pegauer Mönch läßt Wiprecht von Groitzsch dem harlungischen Königsgeschlecht entstammen; die Werler und Balten (nach den Hirren des Ptolemäus) setzt man ruhig den Herulern gleich; und dann bilden sich die baltischen Letten und Litauer ein, sie hätten das römische Reich zerstört. Bis in die neueste Zeit hinein haben selbst einige Gelehrte Werler, Heruler, Hirren, Letten vermengt und vom „herulischen Vater-unser“ gefabelt. Vielleicht ist es der Name der Goten (Gudden), der noch auf weißrussischen und hochlitauischen Stämmen haftet, nachdem diese Leute sogar eine um über 1000 Jahre spätere zweite Völkerwanderung, die friedliche Sachsengängerei, Jahr für Jahr fortsetzen.

Karls des Großen Zug bis zur Peene vermochte ebensowenig wie Boleslaw Chrobrys Eroberung des Gebietes östlich der Oder unsere Pommern („die am Meere wohnenden“) in Abhängigkeit zu bringen. Dem Namen nach gehörte das Land seit dem 15. Mai 834 zum Erzbistum Hamburg unter Ansgar („per omnem Slavorum provinciam usque ad mare“); als Karl im Juni 786 das östlichste Bistum Verden gründete, reichte dies nur bis zur Peene. Unter Kaiser Otto I. wurde, mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg 968, der Erzbischof Adalbert geistlicher Herrscher alles slawischen Volkes jenseits der Saale und Elbe (archiepiscopus totius ultra Albiam et Salam Slavorum gentis). Daß aber polnischer Einfluß in Pommern vorherrschend war, zeigt die Schenkung eines Teils der Ostseeküste an Papst Johann XV., von seiten polnischer (Misica = Miseko) und pommerscher Herrscher (vgl. S. 8).

Der Pommernfürst Swantibor I. hinterließ 1107 seinen beiden ältesten Söhnen Slawien, den beiden jüngeren Pommerellen. Slawien reichte von der Peene bis zur Persante und hatte Stettin als Hauptstadt. Pommerellen erstreckte sich östlich davon bis über seine Hauptstadt Danzig hinaus.

Zu Stettin herrschte Wratislaw I., der 1124 vom Bischof Otto von Bamberg zum Christentum bekehrt ward. Er errichtete zu Julin (Wollin) ein Bistum, das 1140 nach Cammin verlegt ward. Kaiser Lothar schenkte 1136 der Bamberger Kirche für die Bemühungen Ottos die Landschaft Tribsees und vier Provinzen Slawiens. Die Slawen leisteten der Christianisierung Widerstand. Am 11. April 1147 verhiess Papst Eugen III. den Kreuzfahrern gegen die Slawen gleiche Sündenvergebung wie den Jerusalemfahrern und im September 1151 bat König Swen von Dänemark den König Konrad zu einer Zusammenkunft, um mit ihm über die Zähmung (*ad Slavorum depressionem*) der Slawen durch die deutschen Fürsten zu unterhandeln. Ratibor (*illustris princeps, dux Slavorum* 1158), der Fürst von Schlawe, unterstützte die Christianisierungsversuche. Er gab dem pommerschen Bischof Adalbert das Kloster Stolp; so schenkte auch der Pommernfürst Sambor dem Kloster Oliva 1178 mehrere Dörfer, und der Pommernherzog Swantopolk beunkundete 1180, dafs die den Dänen abgenommene Kastellanei Stolp von jeher zu Gnesen gehört habe.

Wratislaws Söhne, Bogislaw I. und Kasimir I., nahmen 1170 den Herzogstitel an, betrachteten sich als deutsche Fürsten und wurden von Friedrich Barbarossa 1181 zu Lübeck belehnt und unter die Lehnshoheit des Markgrafen Otto I. von Brandenburg gestellt. In der nächsten Zeit fanden Streitigkeiten mit den dänischen Königen statt. Friedrich II. hatte dem König Waldemar einige slawische Besitztümer in Pommern gegeben, die er nicht halten konnte. Nach der Gefangennahme des Dänenkönigs Waldemar II. und seines Sohnes durch den Grafen Heinrich von Schwerin verpflichtete sich der König am 17. November 1225, alle Slawenländer (*omnes terras Scлавie*) aufser Rügen nebst Zubehör beim Deutschen Reiche zu lassen. Die Herrin von Schlawe, Mirosława (*Scлavorum ducissa et filius Barnim, dux eorum*), erhielt die ihr entrissenen Güter zurück. Langsam schritt nun die Christianisierung und Kultivierung weiter. 1235 ward ein Nonnenkloster Marienbusch bei Treptow in Scлавia oder Scлавonia gegründet.

Während für Pommern bis jetzt immer der Name Scлавia oder Scлавonia (1239 *populus terre Rugianorum in Scлавia*) gebraucht wurde, taucht auf einmal daneben Cassubia auf, scheinbar zum Unterschied von den nie mit Scлавia, Scлавonia bezeichneten Pommerellen oder Pomerania, zuerst wohl in einer Urkunde vom 19. März 1238. Da nennt sich Bogislaw I. Herzog Kaschubiens, Fürst von ganz Pommeranien. Seit 1238 wird Cassubia öfter angewendet. Am 28. August 1245 stellt Papst Innocenz IV. die Minoritenbrüder in ganz Dacia (Dänemark), Cassubia und Pomerania unter den Schutz des Bremer, Hildesheimer, Schweriner Oberhirten. 1248 wird von einem Eindringen in Kaschubien und ins Land der Kaschubiten (*terra Cassubitarum*) gesprochen. Wratislaw III. war Herzog der Kaschuben, Barnim I. am

22. Februar 1246 Herzog der Slawen, später Herzog „der Slawen oder Kaschuben“, doch führte er auch den Titel eines Herzogs „von Kaschubien“, „von Pomeranien“, „von Stettin“, „der Pommern“. Die Beifügung „oder der Kaschuben“ erfolgte erst, nachdem er Schlawe, Stolp und Belgard erworben hatte, so daß also diese Gegenden als das eigentliche Kaschubien anzusehen sind. Am 12. September 1248 werden mit dem Ordensmeister Heinrich von Weida auch zwei adelige Mecklenburger, die Brüder von Sambors Gattin Mechthild, als Herren in Kaschubien (*dominos Cassubie*), von Swantopolk von Danzig, Herzog von Pomeranien, und seinem Bruder Sambor zu Schiedsrichtern gemacht. 1253 zeigt zum erstenmal Barnims I. Siegel die Inschrift eines Herzogs der Slawen und Kaschubiens, die verdeutsch in den Worten Herren der Wenden und Kaschuben noch heute in Fürstentiteln fortlebt. Die Siegelinschrift lautet: *Sigillum Barnim dei gratia illustris ducis Slavorum et Cassubie*. 1268 machte Bischof Hermann von Cammin einen Unterschied zwischen Slawien oder Wendenland (Mecklenburg), Kaschubien (Pommern) und Pomeranien (Pommerellen). 1289 heißt das Belgarder Land Kaschubien. So unklar die Begriffe Kaschubien und Slawien waren, da ja nicht fest umgrenzte Provinzen diese Namen führten, so hatte sich doch seit Ende des 13. Jahrhunderts, bis zu welcher Zeit Gegenden vom westlichen Mecklenburg bis zur Leba Kaschubien genannt wurden, der Gebrauch des Kaschubennamens für die Lebagegend und des Wendennamens für Westpommern festgesetzt. Daran hielt man bis heute fest; nur ist die Verbindung des Namens mit Ostpommern seit etwa 150 Jahren schwankend geworden. Mit dem Aussterben der Slawen Pommerns, dessen östlicher Teil seit 1295 zeitweise mit Pommerellen verbunden war, blieb der Kaschubename auf den pommerellischen Slawen haften. Es ist eigentümlich, daß gerade diese pommerellische Sprache auch über die Leba hinübergreifen hat.

Barnim I. begünstigte das Deutschtum auf jede Weise; deutscher Minnesang erscholl in Slawien. Sein hervorragendster Vertreter war Fürst Wizlaw IV. von Rügen. Die alte Rugierinsel war von Slawen als Hort echten Slawentums auserkoren worden. Bei Arkona stand der berühmte Göttertempel. Schon Wizlaw I. hatte aber 1221 unter den Aufständen der Slawen zu leiden. Obwohl Slawe und von Slawen umgeben (zwei edle slawische Zeugen, Boranthe und Pridiborc, werden 1225 in einer Urkunde zu Tribsees namhaft gemacht), begünstigte er doch das Deutschtum. Wizlaw IV. († 1305) nun, der nach dem Tode seines Bruders Sambor zur Insel Rügen noch das gegenüberliegende Festland 1304 erhielt, vermählte sich nach dem Tode der hinterpommerschen Herzogstochter Margaretha mit einer deutschen Gräfin Agnes von Ruppin. Trotz seines fehdenreichen Lebens im Dienste Erichs IX. von Dänemark pflegte er dichterische Neigungen. Frauenlob und der Goldener rühmen ihn und sind wahrscheinlich von ihm unter-

stützt worden. Seine Verse sind niederdeutsch und heben sich mit ihren kräftigen Tönen von einer Menge Singsang der damaligen Zeit vorteilhaft ab. Rügen scheint fast ganz deutsch gewesen zu sein, 1404 (Tetzner, Slowinzen, S. 6) starb die letzte Wendin.

Wol up, gî stolten helde,  
 Nu komet vor mit melde  
 Dråde up de velde.  
 Ne rôket wie juk scelde,  
 Sit de tît is wunnechlik.  
 De bôme sint geklêdet,  
 Den Vogelîn berêdet,  
 Vil manigen twich se brêdet.  
 Sen rôket wie se vêdet:  
 Dit gift in de meije rik.  
 Nu tredet up den anger unde dônet  
 Mit den vogeln jûwen nûwen sôten sanc. — — —

Wizláv de junge singet  
 Dit liet, sîn frôwe em bringet  
 Dat sîn lif dorch se ringet,  
 Swó sêre sie en dwinget,  
 Dat wird noch sîn frouden dach.

1295 erhielten Pommern-Wolgast in Bogislaw IV. und Pommern-Stettin in Otto I. eigene Fürstengeschlechter; die Oder war Landes-scheide. Nach der Tannenberger Schlacht fielen Schlochau, Bütow und andere polnischè Landesteile an Pommern. 1464 wurden beide Linien wieder vereinigt, aber 1523 unter Georg I. von Wolgast und Barnim XII. von Stettin aufs neue geteilt. Im Vergleich zu Grimnitz wurde 1529 festgesetzt, daß Pommern reichsunmittelbar sein, Brandenburg aber die Erbfolge haben sollte. Georgs Nachfolger war 1531 Philipp I. Kantzow († 1542) unterscheidet um diese Zeit die Wenden nach Sprache und Kleidung von den in der neuen Mark und dem „Heitort“ wohnenden Kaschuben, Sebastian Münster schreibt auf seinen Karten den Namen Cassubia zwischen die Städte Bütow, Stolp, Neustettin, den Namen Vandalia zwischen Lupow und Leba, den Namen Unterpommern südlich von Vandalia und Lauenburg, Oberpommern bei Cammin, östlich vom Haff. Die beiden pommerschen Fürsten nahmen 1534 zu Treptow die Reformation an und ließen durch Johann Bugenhagen eine neue Kirchenordnung einrichten. Bugenhagen führte die plattdeutsche Schriftsprache ein, und das Deutschtum war so mächtig geworden, daß an slawische Bücher zunächst gar nicht gedacht wurde. Aus den Offizinen von Kellners Witwe und Jochim Rhete ging so manches Buch hervor, das der Verdeutschung des Landes Vorschub leistete. Als Philipp I. 1560 starb, hinterließ er fünf Söhne: Johann Friedrich (1542 bis 1600), Bogislaw XIII. (1544 bis 1606), Ernst Ludwig von Pommern-Wolgast, Barnim XII. (1549 bis 1603) und Kasimir von Cammin (seit

1573). Barnim XI. behielt bis 1573 die Oberleitung, Johann Friedrich († 1600) regierte in Stettin, Ernst Ludwig († 1590) in Wolgast; die jüngeren hatten Teilgebiete ohne Landesoberhoheit, so Barnim XII. († 1603) Bütow. Um diese Zeit nun veröffentlichte Simon Krofey am Konkordientage 1586 seine „Duchowne piesnie D. Marcina Luthera“, bei Jakob Rhode in Danzig gedruckt. Der Titel heißt verdeutsch: „Geistliche Lieder Doktor Martin Luthers und anderer frommer Männer; aus dem Deutschen in die slowinzische Sprache übersetzt von Simon Krofey, Diener des Wortes Gottes in Bütow.“ In der Vorrede sagt er, er verdanke seinen Fürsten so mancherlei; er habe Wohlthaten von ihnen empfangen und wolle in aller Demut beitragen zur Sammlung des Volkes, wie zur Erbauung seiner Fürsten, an erster Stelle also Barnims von Bütow und Rügenwalde, des späteren Herzogs von Stettin, und Johann Friedrichs, die die kleine Arbeit und Dienstbezeugung als ein Ehrengeschenk annehmen möchten. Er hofft, daß weitere notwendige Bücher in dieser Sprache übersetzt würden, und ist für seine Herren immer zu frommer Fürbitte und unterthänigen Diensten bereit. Ich sah dies Buch neben der ersten Auflage des Pontanus zuerst 1896, und es ist seitdem leider kein zweites Exemplar aufgefunden worden. Das in Schmolsin aufbewahrte Büchlein, ein Schweinslederband in der Größe von 8,5 × 13,5 cm, umfaßt Bogen A bis O, deren erste Blätter am unteren Rande mit Zahlen versehen sind. Nach dem Titelblatt fehlen einige Blätter. Die Seiten haben keine Zahlseiten. Die Lettern sind gotisch, zum Teil recht undeutlich. Zwei Blätter sind vorgeheftet und ein ganzes Bündel bildet den Schluß. Auf diesen Blättern stehen andere handschriftliche Lieder, teils slowinzische Übersetzungen, teils deutsche Lieder und ein Kirchengebet. Die Zahl der gedruckten Lieder, die von Luther, H. Sachs, P. Eber, E. Alber, P. Speratus, L. Spengler, J. Jonas, J. Weis, E. Hegenwald herrühren, ist 85; zuweilen sind Gebete angehängt, 86 steht die Litanei, 87 das Lied der Maria (Lukas 1), 88 der Lobgesang des Zacharias, 89 der des Simeon, 90 bis 96 folgen Gesänge mit Noten. Die meisten Gesänge haben nur die deutsche Anfangszeile als Überschrift. In der Inhaltsangabe wird erst das „Register nach dem Alphabeth Deusch“ und dann das Register „wedluk Alphabetu Slowięsky“ aufgeführt. Man sieht, das Buch ist für doppelsprachige Gemeinden berechnet, deren deutsche Glieder den deutschen Gesang singen, während die Slowinzen den Text ihrer Sprache vor Augen haben. Die 162 handschriftlichen Seiten bieten nicht nur sprachliches, sondern auch literaturgeschichtliches Interesse. Hatten schon die gedruckten Gesänge Glossen und Zwischenschriften, so bietet die 103. Seite des Anhangs den Namenszug eines Liederdichters und Übersetzers, des Schmolsiner Pfarrers Sporgius, und die 78. zeigt als Zahl der Niederschrift 1709.

So nahe die Sprache der Krofey'schen Lieder dem Polnischen

steht, so ist doch der Versuch Krofeys, das Slowinzische zur Schriftsprache zu erheben, ganz anzuerkennen. Dafs der Bütower Pastor damit einem Wunsche seiner Fürsten entgegenkam, ist sicher. Unerkklärlich aber bleibt, weshalb das Buch in Danzig und nicht in Stettin gedruckt worden ist. Wohl lag Danzig näher, aber die Verbindung mit seinen Fürsten und der Eifer derselben für die Kultivierung ihres Volkes und für Bücher mufs zu anderen Erwägungen führen. Wie eifrig gerade die pommerschen Fürsten die Reformation und die guten Neuerungen pflegten, ist oft hervorgehoben worden. 1582 war die berühmte Druckerei zu Barth von Bogislaw errichtet worden, aus der die niederdeutsche Bibel von 1588 und, nach der Verlegung in die Stettiner Oderburg, 1603 Friedeborns Beschreibung der Stadt Stettin, Cramers „Vier Bücher der grossen pommerschen Kirchenchronik“ und andere bedeutende Werke hervorgingen. Diese Druckerei kaufte übrigens später der König Gustav Adolf und schenkte sie der neugegründeten Dorpatschen Universität.

Die pommerschen Fürsten waren auch im Besitz eines Exemplars der schönen 36 zeiligen Bibel, die von Gutenberg oder dem Bamberger Albert Pfüster herrührt und jetzt in Greifswald aufbewahrt wird. Johann Friedrich war ein prachtliebender und thätkräftiger Fürst. Er baute 1575 bis 1577 das Stettiner Schlofs, nahm am Türkenkriege teil und war durch seine Gemahlin Erdmute († 1628) Schwiegersonn des Brandenburger Kurfürsten Johann Georg (1571 bis 1598) geworden.

Die folgenden Jahrzehnte sind eine trübe Zeit für die pommerschen Herzöge. Mit unheimlicher Schnelligkeit, ähnlich wie die Linien Sachsen-Weissenfels und Reufs-Ronneburg-Werdau, räumte der Tod in kurzer Zeit ein zahlreiches und kinderreiches Herrschergeschlecht weg. Von Philipps I. fünf Söhnen war nur Bogislaw XIII. (1603 bis 1606) übrig geblieben, der hatte elf Kinder. Zwei von ihnen, Philipp II. († 1618) und Franz († 1620), sind am Stettiner Schlosse verewigt. Die Inschrift lautet: 1619 illustriss. D. Philippus II. et Franciscus I. fratres Sedinorum, Pomeranorum, Cassubiorum, Vandalorum duces, Rugiorum principes, Caycorum comites, Leopoliensium terrarum Butoviensium dynastae hoc aedificium suis sumptibus exstructum etc. Unter Franz († 1620) spielte auch der berühmte Hexenprocefs gegen Sidonie Bock, seine frühere Geliebte, die auf der Folter eingestand, sie habe das pommersche Herzogsgeschlecht beseitigen wollen. Sie stammte aus einem wendischen Herrschergeschlecht an der Rega und endete auf dem Scheiterhaufen. Wilhelm Meinhold, der Verfasser der Bernsteinhexe und vieler hübscher Gedichte, behandelt weitschweifig die Geschichte in seiner Klosterhexe 1847.

Der letzte männliche Sprofs des Pommernherzogs, Bogislaw XIV., hatte trotz seiner Neutralität noch die Schrecken des 30jährigen Krieges zu erleiden. Er starb 1637; das Land fiel an Brandenburg, aber die Schweden räumten Vorpommern noch lange nicht; die Hohenzollern

mussten sich aufser mit Hinterpommern vorläufig mit dem Titel Herzog der Kaschuben und Wenden begnügen und erhielten das letzte Stück Pommern erst nach den Befreiungskriegen.

Es lebte nun noch die Schwester Bogislaws XIV., die Herzogin Anna. Als sollte der Glanz des alten Greifengeschlechtes noch einmal mit Sonnenglut in einem Edelstein leuchten, so sehen wir die letzte pommersche Herzogin vor uns. Es ist zu verwundern, daß die zahlreichen trefflichen Romanschriftsteller Pommerns nicht ihre romantische Lebensgeschichte mit neuem Zauber umgaben und dem Volke darstellten.

Anna war das elfte Kind, die jüngste Tochter Herzog Bogislaws XIII. und der Herzogin Clara von Braunschweig-Lüneburg. Sie war ein Mädchen, herrlich an Leib und Seele, beglückt vom Umgang liebender Brüder und in schönster Eintracht lehender Eltern; heiter und sorglos floß ihre Jugend dahin. Der Glanz des zu Stettin herrschenden Onkels, die Bildungsbestrebungen des ganzen Herrschergeschlechtes erfüllten auch ihre Seele. Und wenn die Redner und die Dichter der damaligen Zeit sie eine Esther von Charakter, eine Abigail an Verstand, eine Perle und Krone der Fürstinnen nennen, so scheinen sie diesmal nicht übertrieben zu haben. Leider starben Vater und Mutter früh, und schon am 4. August 1619 führte sie der katholische Ernst von Croy und Archot als Frau heim. Aber der heißgeliebte Gemahl muß im kaiserlichen Heere am Rhein fechten und stirbt nach 14 Monaten im Feldlager, ohne sein Söhnlein Ernst Bogislaw gesehen zu haben. Nun beginnen herbe Tage für die geistreiche, anregende Herzogin. Sie lebt bei ihren katholischen Verwandten, wird gequält und geärgert, weil sie nicht in die katholische Erziehung ihres Kindes willigt, man will sie um das Ihrige betrügen; sie weilt bald da, bald dort, denn der Reichthum der Croy- und Archotschen Familie liegt zerstreut vom Elsass bis in die Niederlande. Da stirbt ihre Tante Erdmute, und ihr Bruder Bogislaw XIV., jener gute treffliche Mensch, der freilich den Stürmen des 30jährigen Krieges nicht gewachsen war, trägt ihr den erledigten Witwensitz Stolp am 13. November 1623 an. Sie kommt mit ihrem Söhnlein und lebt bis zum Tode ihres Bruders 1637 in Stettin. Beim Erbvergleich des Schwedenkönigs Gustav Adolf und Bogislaws war sie zugegen und soll dabei äußerst klug und taktvoll gehandelt haben. 1637 zog sie nach Stolp, besuchte aber, überall gern gesehen, fleißig ihre Verwandten. Schmolsin erkor sie sich zum Liebessitz und baute hier Kirche und Schloß, unterstützte die Armen und lebte ganz der Kunstpflege und Wohlthätigkeit. Als herrliches Denkmal ihres Kunstsinn und ihrer Bildungspflege sind noch jetzt die Schmolsiner Kirche (1632 gebaut) und deren Bilder, ist ihr Marmordenkmal in der Stolper Schloßkirche, sind aber auch die von rauher Hand zerstörten Schmolsiner Kunstschatze, sind endlich die Werke des Pontanus zu betrachten. Als Anna 1656 in Greifswald

einzog, wollte die begeisternde Huldigung der Studenten kein Ende nehmen. Als sie am 7. Juli 1660 die Augen schloß, versank der Glanz ihres Geschlechtes. Ihr Sohn, der schon mit 12 Jahren Herr von Cammin war und Vasall des Großen Kurfürsten wurde, starb 1684 in Königsberg. Dessen natürlicher Sohn endete als Jesuit in Ingolstadt. — Uns interessiert hier Annas Verhältnis zu Pontanus, der seit 1610 als Schloßkapellan der Herzogin Erdmute und später als Schmolsiner Pfarrer wirkte.

Auf das Bild, das Anna malen liefs und das den Pontanus in seinem Ornate darstellt, hat sie in lateinischen Versen setzen lassen:

Mächtigster Jesu, du bist meine starke Brücke im Leben,  
Mitten im Tode selbst wirst du die Brücke mir sein.  
Süßester Jesu! Mein Trost, mein Trost bist du mir im Leben,  
Hoffnung im Tode und Trost, wenn ich einst wieder ersteh'!

Pontanus veröffentlichte 1643 seinen Katechismus. Die Wünsche Krofeys hatten sich also sehr spät erfüllt. Pontanus erwähnt die Vorarbeiten Krofeys nicht, druckt aber ein oder zwei Lieder von ihm mit Namensnennung ab. Der Katechismus war nach seiner ganzen Anlage eigentlich mehr für die Pastoren und Lehrer berechnet; aber er brach sich auch, wenn verschiedenen Zeugnissen zu trauen ist, beim Volke Bahn. 1758 erschien eine neue Auflage, die wohl Schimanski oder Engeland besorgten, 1828 eine dritte von Mrongowius. Die erste Auflage, von der ich nur das Schmolsiner Exemplar kenne, führt den folgenden Titel (der Druckfehler Germanica in der fünften Zeile ist im Druckfehlerverzeichnis verbessert):

In nomine Jesu.  
Parvus Catechismus  
D. Martini Lutheri  
Germanico - Vandalicus.  
Der kleine Catechismus D. Martini Lutheri.  
Deutsch und Wendisch gegen einander gesetzt.  
Mit anhang der Sieben Buszpsalmen König Davids.

(Dann folgt der slowinzische Titel, bei dem noch die Passionsgeschichte nach Matthäus mit aufgeführt wird, Luthers Bild von der Größe eines Fünfmarkstücks und die Druckangabe:)

Drukowány w Gdainsku przez  
Jerzego Rhetá Roku Pánskiego 1643.

Der Pappband (15 × 17 cm) enthält viele doppelspaltige Seiten, links den deutschen, rechts den slowinzischen Text; einleitende Worte sind meist in lateinischer Sprache. Die Titelseite hat Psalm 34, 12 in allen drei Sprachen. Dann verbreitet sich Pontanus auf vier nummerierten und sieben unnummerierten Seiten über den Wert des Katechismuslernens. Der Katechismus soll mit Fleiß getrieben, alle

Vierteljahre wiederholt werden, daß die Herzen gewöhnet werden zur Gottesfurcht und weg vom „segnen, böten, Wicken, Warsagen, Zauberey und dergleichen Teufflichen Beyglauben“. Ein vierzeiliges Gedicht schließt die Ermahnung. Nun folgen die Hauptstücke ohne Luthers Erklärung und mit Erläuterungen, dazu Belegstellen und Bilder, dann kommen Luthers Fragestücke und andere, wie Segen, Gebete, Haustafel, Trau- und Taufbüchlein, darauf die ersten Bußpsalmen mit dem Schluß (slowinzisch): „Diese Bücher hat Gott, dem Herrn, dem Dreieinigen, zur Ehre und Erbauung seiner slowinzischen Kirche in unserem Pommerschen auf die Bitte und dem Betreiben, auch mit bewilligter Unterstützung einiger frommen Leute, verfaßt, übersetzt und für die Öffentlichkeit herausgegeben Michal Mostnik, d. i. Pontanus oder Brückmann, Diener des Wortes Gottes in Schmolsin, am Tage des Erzengels St. Michael, im Jahre des Herrn 1643. Dem Herrn allein die Ehre. Ende.“ Nach diesen 206 Seiten folgen mit neuem Titel noch 70 oder mehr Textseiten. Sie enthalten die illustrierte „Passya“ oder Leidensgeschichte, geistliche Lieder, eins aus Krofey, zwei aus Krofey's Anhang. Eins der Gedichte ist „auff einer Fürstlichen, recht christlichen Creutzträgerin Symbolum“ gedichtet. Die Anfangsworte der Strophen heißen: **Hilf Jesu friedlich zur Seligkeit persönlich.** Es ist klar, daß dies auf seine große Gönnerin geht, die wohl auch die Kosten trug. Ich kann aber die Anfangsbuchstaben nicht deuten, die Namen Anna und Ernst Bogislaw liegen nicht darin, eher der des **Herzogs Johann Friedrich zu Stettin-Pommern.**

Pontanus starb in Armut; sein Sohn, der ihm zur Unterstützung beigegeben war und sich unwürdig benahm, bezahlte seine Schulden nicht. Erst Ernst Bogislaw berichtigte die 114 Fl.

98 (100) Katechismusfragen in beiden Sprachen, die in den anderen Auflagen gedruckt stehen, folgen handschriftlich. Das Buch ist mit Glossen versehen, besonders das Taufbüchlein („Das Übersriebene ist der Dualis im casubischen Dialekt“). Auf einem Deckeleintrag steht, daß das Schmolsiner Exemplar 1675 Herr Johannes Sartorius einem nicht genannten Manne geschenkt hat, was Brotolomäus Raddeus, Küster in Dübsow (Großen Düpsau) bezeugt, der auch die Katechismusfragen geschrieben haben wird. Vielleicht war Raddeus selbst der Beschenkte, auf keinen Fall war es der Schmolsiner Pastor. Denn um diese Zeit war Thomas Pontanus (1654 bis 1696) angestellt, der hatte dies Geschenk nicht nötig. Daß man übrigens in der Zeit des Pontanus den Unterschied zwischen slowinzischer und kaschubischer Sprache genau kannte, bezeugt der Rektor des Stettiner Pädagogiums und Herausgeber des Werkes „Altes Pommern (Altstettin, Georg Rhete, 1640)“, Dr. Johannes Micrälius, jener berühmte Gelehrte, der die Überführung der früher erwähnten, aus Barth stammenden Bartholdschen Druckerei nach Dorpat vermittelte. Er sagt auf der 211. Seite seines Werkes: „Es sind noch heutiges Tages die wendi-

schen Örter von den cassubischen unterschieden, wie denn auch die wendische Sprache etwas anders fällt, als die cassubische.“ Das slowinzische Sprachgebiet wurde natürlich immer geringer. In Schlawa scheint im 17. Jahrhundert die slawische Sprache verschwunden gewesen zu sein. In Stolp wollten die ersten Prediger an der altstädtischen Kirche keinen zweiten zulassen. Es wurde aber doch der slawischen Sprache wegen einer für nötig gehalten und deswegen 1623 Paulus Manteius, 1644 Michel Pontanus (nicht mit dem Schmolsiner zu verwechseln), 1677 Petrus Silvester angestellt, um 1700 scheint der slowinzische Gottesdienst erloschen zu sein, um dieselbe Zeit in Freist, wo 1636 noch ein Küster „den alten kaschubischen Leuten dienen konnte“. Büsching (Neue Erdbeschreibung, neueste Ausgabe 1768, IX, 2063 f.) sagt um die Mitte des 18. Jahrhunderts: In unterschiedenen Kirchspielen dieses Kreises (Stolp) sprechen die Einwohner deutsch und calsubisch, daher auch in den Kirchen deutsch und polnisch gepredigt wird. Hübner (Reales Lexikon 1704; Aufl. 1764, S. 431) kennt Kassuben nur als Herzogtum, Pommerellen, Lauenburg und Bütow umfassend. Es scheint, daß das Slowinzische im 18. Jahrhundert auf das Garder und Schmolsiner Kirchspiel beschränkt war, aber in Anlehnung an das Lebakaschubische in Glowitz, Zezenow, Charbrow, Leba noch stark genug blieb. Friederich von Dreger meint 1748: „Die meisten Dörfer, sonderlich in Hinterpommern, sind von Wenden bewohnt geblieben, wie denn auch jenseits dem Stolpischen Fluß die wendische Sprache von den Bauern noch gebraucht, auch noch der Gottesdienst in selbiger gehalten wird, welche Sprache man irrig die cassubische heisst, weil Cassuben, Pommern, Pohlen zwar eine Sprache gehabt, das eigentliche cassubische Land aber gewesen, wo nun Belgard, Arnhausen, Polzin, Neustettin, Dramburg und Schievelbein belegen ist.“ Dreger hat nun den Ton angegeben, der 100 Jahre und noch länger fortklingt. Die Gelehrten streiten hin und her, was eigentlich kaschubisch sei und was nicht, und wo die Kaschubei liege. Pfennig redet von zwei Herzogtümern, Kassuben (Neustettin, Regenwalde, Polzin) und Wenden (Rügenwalde, Stolp). — Zunächst freilich schien das Slowinzische noch stark genug. In Garde wies man 1766 einen Prediger zurück, weil seine slowinzische Predigt nicht zu verstehen war, und wählte Kummer (1766 bis 1808), den Schwiegersonn des Glowitzers Schimanski. In Schmolsin hatte J. M. Sporgius (1696 bis 1719) eifrig die slowinzische Übersetzung und Umdichtung gepflegt, sein Nachfolger G. F. Lindner (1720 bis 1733) ward seiner guten kaschubischen Predigten wegen angestellt; und Johann Heinrich Köller, der Hofmeister des Herrn von Bandemer, der den Pietismus in Garde einführte, scheint sich auch der kaschubischen Sprache angenommen zu haben. Denn aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts stammen alle die handschriftlichen Bücher, die slowinzische Eigenart verraten, und wohl sämtlich in den Bestrebungen der Schmolsiner Pastoren wurzelten: das Schmol-

siner Perikopenbuch, das Schmolsiner Gebetbuch, die Schmolsiner Ergänzungen und Glossen zu Krofey, die Glossen zu Pontanus. Pastor Engeland (1734 bis 1752) hält noch kaschubische Prüfungen. 1747 rät Schimanski in Glowitz, man solle den Katechismus und die Heilsordnung deutsch und polnisch in gespaltenen Kolumnen drucken, aber — um das Deutsche schneller einzuführen. In der That ward 1758 der Katechismus des Pontanus neu aufgelegt. — Nun schien auf einmal das Slowinzische erschlaft. Kummers Sohn und Nachfolger in Garde (1808 bis 1836) kam schon in eine ziemlich deutsche Gemeinde, der Schulunterricht war deutsch; die slawische Predigt seines Nachfolgers Häfner (1837 bis 1844) war nicht zu verstehen, und A. Müller (1845 bis 1858) hielt nur noch einigemal slowinzisches Abendmahl. Nicht anders war es in Schmolsin. A. Friderici (1782 bis 1810, † 1819) war zwar der echten kaschubischen Sprache mächtig, aber es kamen nur noch 40 zum kaschubischen Abendmahl, und 1792 hörte der polnische Katechismusunterricht auf; unter Kypke (1817 bis 1830) schief auch die kaschubische Predigt ein. Und die unruhigen Schmolsiner, die den alten Pastor vertrieben und mit Rebellion und Schulgeldverweigerung 1830 bis 1838 den Behörden getrotzt, durch Brandstiftungen die Sicherheit gefährdet und den neuen Prediger Edelbüttel, weil er nicht kaschubisch predigen wollte, bedroht hatten, fanden in dem alten Freiheitskämpfer ihren Mann. Er predigte 1832 zu Weihnachten das erste- und letztmal slowinzisch, d. h. er las die Predigt ab. Und damit war das Slowinzische als Kirchensprache erloschen. Die Behörden hatten schon längst gewünscht und angeordnet, daß das Deutsche immer besseren Eingang fände, und Edelbüttel war ganz der Mann, in einer so aufgeregten Gemeinde durch Festigkeit einerseits und durch Güte und treffliche geistliche Wirksamkeit anderseits das Volk zu gewinnen. Es handelte sich nun um ein friedliches Einschlafen des Völkchens, das heute fast nur aus Fischern besteht und auf seinem Dünensand mit den ostpreussischen Letten zu vergleichen ist.

Die von Dreger angeregte Streitfrage greifen 1779 Herr von Wobeser und Bernoulli auf. Ersterer meint mit Recht, Kassuben und Wenden hätten nie Landschaften bezeichnet, die Kaschuben hätten bis Rügenwalde gewohnt. Wo sind aber die Kaschuben und Wenden geblieben? Bernoulli bestätigt, daß er 1778 in Lupow eine kaschubische Predigt gehört habe. Vom Slowinzischen des Pontanus scheint man gar nichts gewußt zu haben. Haken teilt in demselben Jahre die pommerschen Slawen in drei Klassen: beinahe naturalisierte Kaschuben an der westpreussischen Grenze, Istker am Meere, Wenden in der Mitte gegen die Leba. Mit den Istkern scheint er die Leba-kaschuben, mit den Wenden die Slowinzen zu meinen. — In demselben Jahre erschien der erste Theil von Brüggemanns Hauptwerk über Pommern, darin berichtet Backe über die Wendisch-Deutschen (ger-

manisierten Slowinzen) und Haken über die Lebakaschuben. Büsching 1779, Brüggemann 1784, wie auch Wutstrack 1793, geben im großen und ganzen die Angaben der vorhin genannten wieder. Die kaschubische Probe Wutstracks, das Vaterunser, weicht von den zuvor vorhandenen gedruckten und schriftlichen Fassungen ein wenig ab. Kaschubisch und Slowinzisch scheint jetzt in eins verschmolzen. Als Lorek seine Arbeit: „Zur Charakteristik der Kaschuben am Lebestrom“ in den Pommerschen Provinzialblättern 1821 veröffentlichte, machte der Herausgeber, Hakens Sohn, die Bemerkung, nur in Zezenow und Glowitz werde noch in der Stolpeschen Synode polnisch gepredigt, in Rowe, Garde, Schmolsin und Stojentin seien höchstens noch 50 bis 100 Stockkaschuben. Trotzdem war 1828 noch eine Neuauflage des Pontanus nötig<sup>1)</sup>. Mit Gründlichkeit, aber slawischer Voreingenommenheit, erfasste 1856 Hilferding seine Aufgabe, die pommerschen Slawen kennen zu lernen. Er bereiste alles Land und trennt ziemlich richtig die westpreussischen von den Lebakaschuben, Kabatkern (Glowitz) und Slowinzen. Die Ausdehnung ihrer Gebiete giebt er durch Aufzählung der Ortschaften und rechnet dabei zu Ungunsten der Deutschen. Seine Sprach- und Dialektproben sind die ersten derartigen. Das slowinzische Gebiet ward dann meines Wissens vor meiner Reise 1896 nicht wieder behandelt. Seitdem haben u. a. Lorenz und Łęgowski neue dankenswerte Studien über die Slowinzen veröffentlicht.

### III. Die Klucken.

1. Lage und Umgebung. Die Klucken, 40 an der Zahl, liegen unterm 39,05 Längen- und 54,64 Breitengrade und zerfallen in die Schmolsiner, Selesener und Zemminer Klucken. Alle drei bilden eine Schulgemeinschaft, aber nur die ersten eine Dorfgemeinde, während die anderen zu den in dem Bestimmungsorte genannten Dörfern gehören. Die Bezeichnung ist Eigennamen ohne Artikel geworden, so daß man jetzt unschön statt „in den Klucken“ sagt „in Klucken“. Die Schmolsiner Klucken sind am meisten deutsch geworden, hier befindet sich im Gegensatz zu den verstreut liegenden anderen ein Fahrweg, der nach dem 1 $\frac{1}{2}$  Meilen entfernten Kirchdorfe Schmolsin führt. Außerdem hat dies Dorf die Schule, die Postniederlage, den Gottesacker und — den Krug. Der Gottesacker gehört aber nur den Schmolsiner Klucken, die Selesener Klucken begraben ihre Toten in dem 1 $\frac{1}{2}$  Meilen entfernten Selesen, die Zemminer in dem 2 Meilen entfernten Kirchdorfe Glowitz. Dahin gehen auch die Bewohner der zuletzt genannten Dorftheile in die Kirche, während die ersteren beiden in Schmolsin eingepfarrt sind.

<sup>1)</sup> Vgl. auch Schafarikis kurze Erwähnung der Ostseeslawen (Slaw. Alt. II, S. 408. Leipzig 1844) und anderer Slowinzen (II, S. 330, 344, 498).

Die Klucken liegen mitten im Lebamoor, 2 km von der Südwestspitze des Lebasees, durch Wiesen von ihm getrennt. Sie stehen kaum  $\frac{1}{2}$  m über dem Seespiegel, sind bis zu 1 km voneinander entfernt und beherbergen etwa 550 Einwohner, von denen 350 auf die Schmolsiner, 150 auf die Selesener und 50 auf die Zemminer Klucken kommen. Die letzteren beiden liegen, getrennt durch moorige Wiesen, 2 km südlich von den ersteren und werden wieder voneinander durch den Kluckenbach geschieden, der die Schmolsiner Klucken nicht berührt. Mitten durch diese geht eine Sanddüne, die hinter der Schule sich bergartig türmt und den Fahrweg vor dieser als Sandwüste erscheinen läßt. Von diesem Sandberge aus übersieht man nicht nur die durch Fußpfade verbundenen Klucken und die Brücke, sondern den See mit der Nehrung und die ganze Kaschubei. Im Norden und Nordosten breiten sich, unterbrochen von Sträuchern und schmalen Gräben, die saftigen und bunten Lebawiesen aus, die im Schilf des flachen Ufers enden. Zahllose bekannte und nicht wenige seltene Blumen schmücken sie. Da finden wir das rote glockige Moosglockchen (*Linnaea borealis*) und den ährenähnlichen Sumpfwurz (*Calla*), den zähen grünbraunblättrigen, weiß blühenden Sumpfporst oder wilden Rosmarin (*Sedum palustre*), verschiedene Arten roten Ampfer (*Rumex*) und Augentrost (*Euphrasia*), gelbes Taschenkraut (*Alectorolophus*), weißes Wollgras und gelben Löwenzahn (*Leontodon taraxacum*), Hahnenfuß, Wegerich und roten Klee, braungelbes Läusekraut (*Pedicularis*) und weiße Schafgarbe (*Alchemilla vulgaris*), die kleine weiße Spergel (*Spergula arvensis*) und eine ebenso kleine gelbe Hahnenfußart, rotes Epilobium und das prächtige weiße Herzblatt (*Parnassia*), den Wasserliesch (*Butomus umbellatus*), das Pfeil- und das Habichtskraut, den roten Stendel, Sitter oder Sumpfwurz (*Epipactis latifolia*) und das Knabenkraut, den Engelsüß und die Hundskamille (*Anthemis arvensis*), das Sumpfergifsmeinnicht und den seltenen Tannenwedel, wie den zarten Wasser-nabel (*Hydrocotyle vulgaris*). Verschiedene Heidearten schmücken das ärmlichere Land, so die rötliche, gipfelglockige *Erica tetralix* und die schlankere *Calluna vulgaris*. Im Bache aber leuchtet die schöne gelbe Teichrose (*Nymphaea lutea*) und die Kaschubenraute, die sonst Wasserpest genannt wird. In dem sich westwärts anschließenden Walde sieht man Birken, Buchen und Eichen, Heidelbeeren, Haselsträucher, Fichten und Kiefern.

Nordwärts erglänzt der meilenbreite blaue Lebasee. Weiß leuchten die Dünen der Nehrung, an deren Fuß sich Wälder anschließen. Brauender Nebel verbirgt das zur Schmolsiner Hofkammer gehörige Gut Dambee (Eichen), das von zwei Familien bewohnt wird. Hierher geben die Kluckener oft ihr Vieh in die Weide und müssen dafür jährlich pro Stück etwa 15 Mk. bezahlen. Im Osten der Nehrung vor den Ruinen der Lebamünder Kirche liegen die Häuschen des Dörfchens Rumbke, das nach Schmolsin eingepfarrt ist. Westlich von der Düne

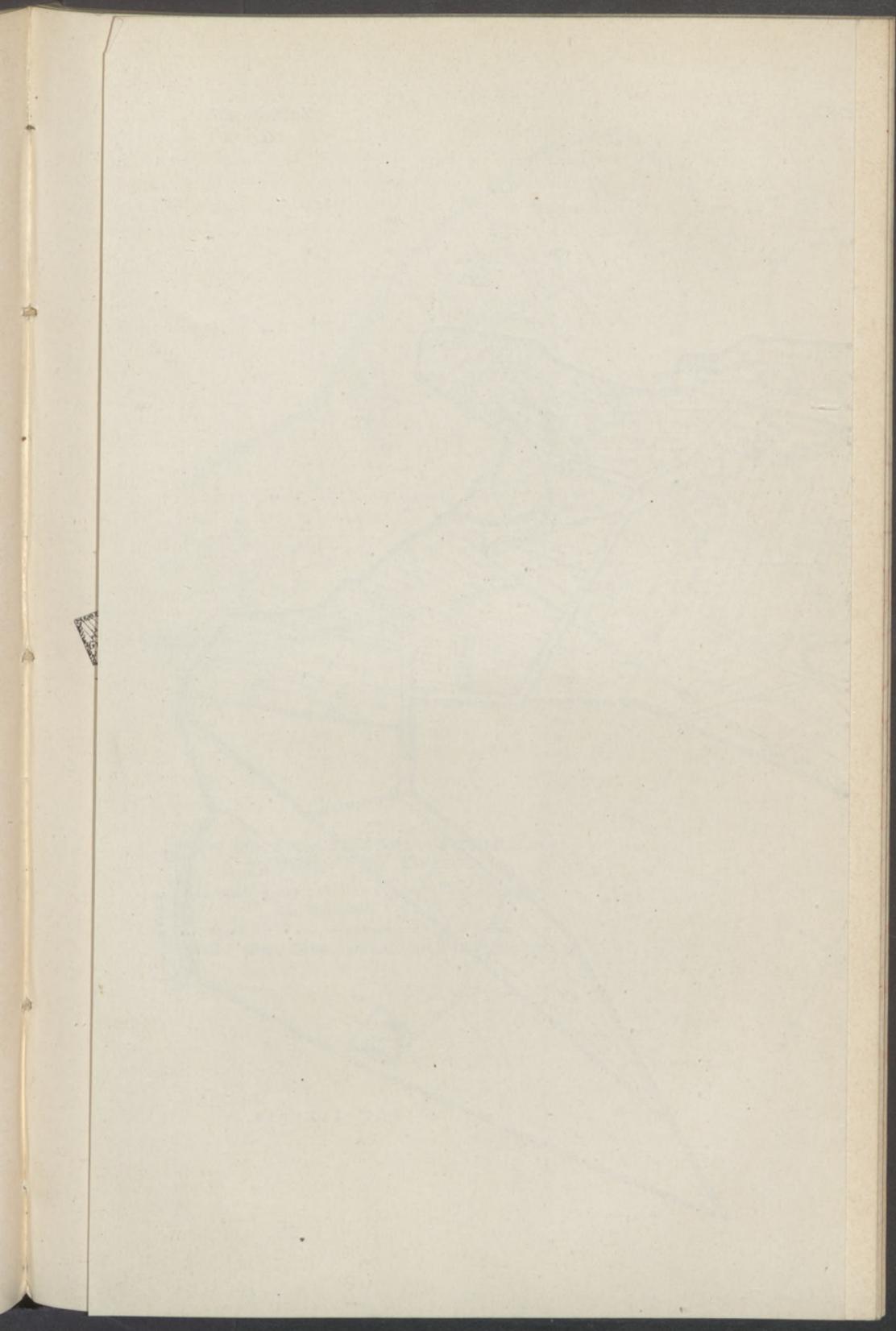
breiten sich nach den Gehöften kleine Kartoffeläcker, sowie zahlreiche Baumgruppen neben Kohlfeldern und Moorstichen bis zum Walde aus. Am Ende aber winkt auf hoher Düne ein Leuchtturm. Im Südwesten ragt der heilige Berg der Kaschuben, der sagemuwobene Revokol, an dessen Fußse Schmolsin liegt. Von hier fahren auf sandigem Wege nordwärts Heu- und Torfwagen am Kanal hin, der die beiden Seen verbindet. Bis übers Knie versinkt man oft im Sande. Ein Ziehbrennen ist weithin sichtbar, dann wendet der Weg rechts nach den Klucken ab, überall durch Sand, den man scherzweise „Hamburger Schnee“ nennt. Der Süden zeigt Binsenwiesen und Moorstriche, unterbrochen von Baumgruppen. Die Aussicht endet mit jener nadelholzbewachsenen Hügelkette, aus der im Süden, hoch erhoben, die Turmspitze von Glowitz schaut. Dahin führt jetzt von den Zemminer Klucken aus ein Fahrdamm. Auch der weite Osten ist flach, hat Wiesen und Moorgegend und endet in Wald und Hügel. Man erblickt die Stranddörfer Fuchsberg oder Giesebitzer Moor, Giesebitz, die Lebamündung, Speck, Babidoll, Czarnowske und das Badestädtchen Leba.

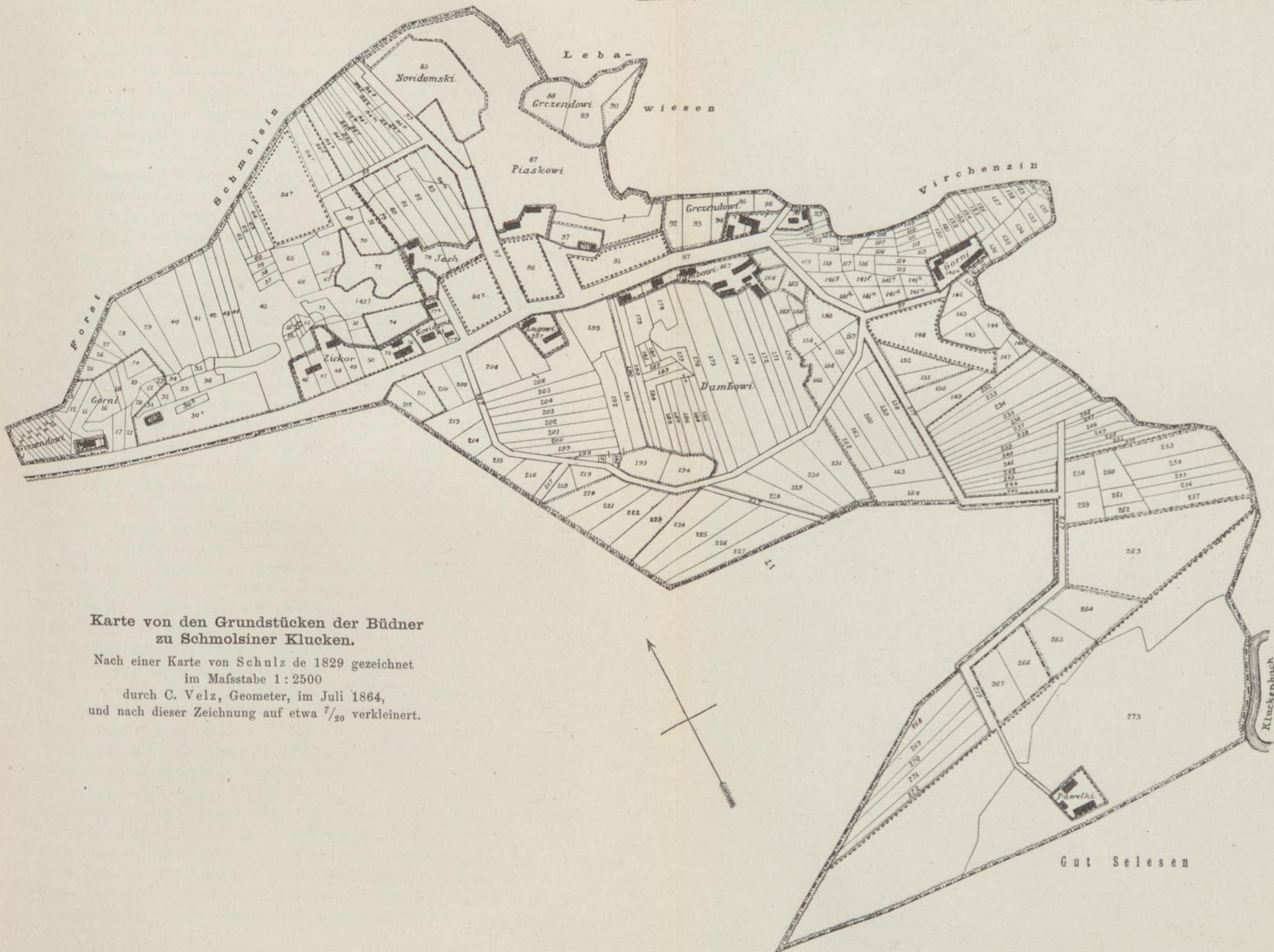
2. Ortsgeschichte. Die Klucken sind alte Siedelungen, die schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts einen heimischen Schullehrer, Pollex (1738), hatten; ursprünglich sind die Häuser wohl Ausbauten der betreffenden Dörfer gewesen, und aus den Schmolsiner Kirchenbüchern kann sicher nachgewiesen werden, wann die Neusiedelungen selbständig wurden. Die Bewohnerzahl ist früher eine sehr geringe gewesen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wohnten in den Schmolsiner Klucken nur 9 Familien, heute sind es über 60, die Selesener weisen 20, die Zemminer 8 Familien auf. Von diesen 90 Familien, unter denen sich in den Selesener Klucken ein Hausstand Zigeuner befindet, sind nur die des Lehrers und des Gastwirts rein deutsch, eine andere (Reimann) ist mit ihren vielen alt ansässigen Verzweigungen halb slowinzisch geworden. So kommt es, daß wir nur wenige deutsche Familiennamen antreffen. Und da außerdem seit alters fremde Siedler nur schwer in die Klucken gelassen, und meist Verwandtschaftsheiraten geschlossen werden, so ist die Zahl der Namen eine geringe. In den Schmolsiner Klucken herrscht von Anbeginn die Familie Klück, sie weist 22 Hausstände auf, außerdem 10 Pollex und 8 Reimann. In den Selesener Klucken walten die Namen Kirck, Czirr und Ruch, in den Zemminer der letztere. Andere Familiennamen, die häufiger vorkommen, sind Proy, Eick, Krietzsch, Gabbey, Gromoll, Kaitzschik, Damaschke, Wogatzki.

So kam es, daß 1857 unter 57 Schülern 18 Klück, 13 Kirck, 10 Ruch, 4 Pollex, 3 Reimann waren, 1875 unter 72 Kindern 50 Klück. Die Zahl der Knaben überwiegt die der Mädchen, 1880 waren unter 82 Schülern 50 Knaben. Zum Unterschiede setzt der Lehrer den Schülern des Vaters Vornamen vor. Aus der Geschichte der Klucken ist erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etwas bekannt. Es werden

die ersten Lehrer Pollex (1738) und Heick (1747) namhaft gemacht; letzterer war „ein junger geschickter Mann“, unter ihm sollte eine Schule gebaut werden, was jedoch erst 1863 geschah. In vorigem Jahrhundert wirkte einer aus der Familie Klück. Er war früher Seefahrer und wurde Schulhalter, weil er Schaden genommen hatte und nun lahm war. Die Kinder brachten ihn selbst in die Schule und nach Hause. Er bezog zwölf Thaler Gehalt und verfertigte während des Unterrichts hölzerne Löffel und Holzpantoffel. 1849 hatte der Ort, wie so viele Großstädte, seine regelrechte Revolution, die sich in der Zeit der Steuerverweigerer, nach Edelbüttel, folgendermaßen abspielte. Schon 1848 wollte man in Selesen kein Zollgeld bezahlen, gab aber schließlic klein bei. Die Selesener und Schmolsiner Klucken widersetzten sich aber weiterhin, Chausseebeiträge abzuliefern, da sie ja selbst keine Chaussee hätten und bekämen. Die Exekution wiesen sie durch stummen Widerstand ab. Am 5. Juli in aller Frühe rückten 1 Offizier, 7 Unteroffiziere und 43 Soldaten mit klingendem Spiel von Stolp aus in Schmolsin ein. Am 6. früh 6 Uhr zogen sie unter Trommelschlag in den Klucken ein, nahmen 74 Schafe, viele Schweine und mancherlei Hausgerät. Dann ging es nach Schmolsin zurück, wo anderen Tages alles verkauft werden sollte. Die Kluckener kamen aber hinterher, borgten sich Geld in Schmolsin und bezahlten die Kosten, die von 13 auf 126 Thaler gestiegen waren. Zwei Selesener blieben indessen standhaft und wurden am 7. nachmittags durch einen Trupp von 12 Soldaten nochmals ausgepfändet, und eine Kuh wurde nach Schmolsin getrieben. Die Geschädigten gingen schnell nach, lösten sie ein, wie jene die Schafe und Schweine, und zogen teils lachend, teils scheltend zurück. Ein Klück aber rief dem Rittergutsbesitzer Herrn v. Bandemer zu: „Wenn uns der König auf der einen Seite und die Herren auf der anderen ausplündern, so kann nichts überbleiben.“ Er erhielt einen Kolbenstoß und flache Säbelhiebe, und der Führer der Exekution wollte ihn mitnehmen; durch inständiges Bitten erlangte er aber Vergebung. — Damals hatten die Schmolsiner Klucken 153, das Kirchspiel 3709 Einwohner. Die Schule wurde in einer Stube abgehalten, die eine Witwe auf Gorni geschenkt hatte. Der Lehrer und Schneider Gabbey hielt in einer Stube seines Wohnhauses Schule; 1863 wurde ein Schulhaus gebaut und ein seminaristisch gebildeter Lehrer, Fröhling, angestellt, der nun in deutscher Sprache unterrichtete. Er begann mit der Kultivierung des Bodens, die durch den jetzigen Schmolsiner Pfarrer Neumeister und den Kluckener Hauptlehrer Stodtmeister zu einer nicht mehr vergänglichen gestaltet wurde.

Der Boden, auf dem die Klucken gebaut sind, sucht an Ungastlichkeit seinesgleichen und ähnelt nur dem Czarnowkes. Zwischen See und Dorf ist Wiesenland, das aber den Kluckenern nicht gehört. Als nämlich die Regierung, um den armen Bewohnern aufzuhelfen, diese saftigen Lebwiesen umsonst gegen geringe Grundsteuer anbot,





Karte von den Grundstücken der Büdner zu Schmolsiner Klucken.

Nach einer Karte von Schulz de 1829 gezeichnet  
 im Mafsstabe 1 : 2500  
 durch C. Velz, Geometer, im Juli 1864,  
 und nach dieser Zeichnung auf etwa  $\frac{7}{90}$  verkleinert.



Gut Selesen

Wydawnictwo  
J. M. K.  
w Toruniu

nahmen sie das Geschenk nicht an und riefen dem Verkünder zu: „Dat möt wat sîn, dat is en Seelenverkêper.“ Die Selesener dagegen griffen dankend zu und scheuten den meilenweiten Weg nicht. Nun müssen sich die Kluckener, die so wenig Gras haben, das schönste Heu vor der Nase wegholen lassen, schelten auf die Witterer jener Seelenverkêper und ergreifen jede Gelegenheit, ein Stück Wiese zu erwerben, um nicht das teure Heu kaufen zu müssen. An die Wiesen schließt sich südwärts reiner Sandboden an, der Haus und Zaun, Baum und Stein zuweht und nur mit Mühe abgewehrt wird. Diese Sandstrecke ist nur schmal, aber alle Schmolsiner Klucken stehen in dieser Wüste, die noch westlich in den Wald hineinreicht. Weiter südlich folgt Moorboden, der die Grundlage der Selesener und Zemminer Klucken bildet, aus diesem aber hat man durch Kultur doch einige Felder und Wiesen gewonnen. Das fruchtbare Land beginnt erst südlich von den Klucken, nach einer stein- und kiesreichen Gegend. Die Bodenschichten beim Brunnengraben sind dieselben. In den Schmolsiner Klucken folgten beispielsweise auf drei Meter zu Tage liegenden Sand ebenso viele Meter Moor und dann Kies.

Wie fanden sich nun die slawischen Siedler mit diesem Boden ab? Von einer runden Dorfanlage, wie bei Garde, konnte schon des ungleichartigen, meist unbrauchbaren Landes wegen nicht die Rede sein. Die Gehöfte baute man, wo man es für gut hielt, nur die Schmolsiner Klucken bilden eine Strafe. Die beigelegte Karte (Abb. 170) des einzig noch slowinzisch zu nennenden Dorfes bietet ein typisches Bild der ganzen Art der Anlegung, wie sich erst, fast planlos, Gehöft mit eigenem Namen an Gehöft ansiedelt. Sie zeigt auch die Zerstückelung der minderwertigen Fluren, wie sie sich infolge der fortgesetzten gegenseitigen Abgrenzung, sowie infolge der übertriebenen Erbteilerei und des Klebens an der Scholle entwickelt hat. Jeder Siedler nahm sein Stück und gab ihm einen Namen. Der Name des Stückes blieb, auch wenn es wiederholt geteilt worden war. Diese Einrichtung finden wir ebenso in Litauen und genau so in anderen kaschubischen Dörfern. So hießen die Teile Zezenows: Czegorke, Czeschinitz, Gawreuz, Kateuz, Pablitz, Pasitz, Schlauschnitz, Schlippnitz, Tomschütz, Toplitz. Die Teile von Giesebitz führen die Namen: Bijelawa, Bilowa, Birk-Lessagurka, Bobann, Buttaw, Czefka, Dobrowka, Jerusalem, Gonlätsch, Kamstätsch, Klina, Kwistrow (Quisdofka), Misk (Muis), Nord, Oberstrafse, Poagekraug (Froschkrag), Pajanke (Pajnik, Parzonka, Paris), Saborra, Samuczefka, Sekampja, Woiistrow, Wolitsch, Zoll. Die Schmolsiner Kluckengrundstücke (vergl. Abb. 170) führten die Namen: Dambowi, Gorni, Greczendovi, Jach, Lugowi, Novidomski, Pawelki, Piaskowi, Zickor. Diese Namen waren so in Fleisch und Blut übergegangen, daß beispielsweise in der Schulliste unter Beschäftigung einfach der Name Gorni oder Zickor geschrieben wurde, und Marie Klück Pawelks Marie genannt ward. Jeder dieser Teile hatte nun, aufer seinen Stücken

Wiese, Acker und Unland, für gewisse Stücke Vieh Weiderechtigkeit. Brachte ein Teil mehr Kühe, so mußte dafür Bezahlung geleistet werden. Ursprünglich erbte nur der älteste oder der jüngste Sohn das Grundstück, später teilte man alles regelmäÙig, so daß jetzt annähernd 300 zu den 9 Teilen gehören. Man teilte nicht etwa zusammenhängend, sondern jede Sorte Land für sich, so daß ein solcher Teil jetzt eine ganze Menge kleiner, unzusammenhängender Teile in Haus und Feld hat, die naturgemäß die Quelle von Familienprozessen sein müssen, zumal die Teilungen nie gerichtlich festgesetzt worden waren. Dazu kommt das Unangenehme, daß eben keiner ein neues Heim baut, oder auswandert, oder Geld statt des Teiles nimmt. Es will durchaus jeder „Besitzer“ — sei es auch nur einer Handbreit Erde — sein, und wenn drei Familien in einer Stube zusammen wohnen müssen und die Kate immer mehr Flickwerk wird.

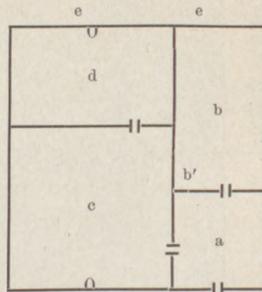
In einem solchen Katenteil geschehen hintereinander mehrere Sterbefälle, die Frau bleibt allein übrig und verläßt außerdem aus irgend einem Grunde gleichfalls die Wohnung, um eine andere ererbte zu beziehen. Die Stube steht seit Jahr und Tag leer, die Scheiben sind zerbrochen, Ungeziefer nistet sich ein. Ich frage: Warum verkauft denn die Frau ihren Anteil nicht, obwohl Käufer genug da sind? „Und wenn sie 1000 Thaler bekäme, will sie das Stück nicht hergeben, weil es ja ihren Vätern gehörte.“ So kommt es, daß auch die Schmoltsiner Klucken keinen aus den anderen auf ihrem Gottesacker begraben lassen; der Gottesacker gehört eben nur ihnen, und keine Summe kann genügen, ein Eckchen abzutreten. Und sogar die Kämmerer giebt kein Land für den Gottesacker weiter her.

3. Haus und Hof. Das Urgepräge des slowinzischen Hauses ward durch fortwährenden Anbau verwischt, ist aber doch wieder zu erkennen. Die Vorderseite ist meist der StraÙe abgekehrt. Die Wände sind aus Fachwerk oder bloÙem Lehm gebaut, öfter ist der untere Teil mit Brettern beschlagen, die Rückseite aber mit Schilf verstärkt. Die Lehmwand ist etwa 2 m, der zugeschrägte Giebel weitere 3 m hoch. Das Dach ist mit Schilfschindel bedeckt, trägt ein Storchnest, eine bis zur Erde reichende Feuerstange oder Feuerleiter und zeigt erst neuerdings — einen Schornstein. Die alten Holzessen werden immer seltener, doch sind selbst die Rauchkaten (Abb. 171) noch ziemlich häufig anzutreffen, bei denen sich der Herdrauch seinen Ausweg durch Fenster, Thür und Bodenluke suchen muß. Rauchkaten giebt es außerdem auch noch in Garde. Die Vorderseite des Hauses ist in zwei Teile geschieden, die beiden Thüren stoÙen mit den Bändern aneinander und halbieren das Haus (Abb. 172). Je ein kleines sechstteiliges Fenster und ein Hausfensterchen seitlich oberhalb der Thür kennzeichnen die Vorderseite, die oben über der Thür augenförmig aufgebogen ist und je eine Heuluke enthält. Unter den Fenstern sind Bänke, daneben

Torf- oder Brennholzschichten. Die Hausflur ist meist in zwei Teile verschieden, deren hinterer die Küche bildet. Zu dieser führt geradeaus eine Thür, zur Stube seitwärts eine solche, hinter der Stube ist noch eine Kammer. Der Stubenthür gegenüber stehen meist die Betten, seitwärts der Herd und eine Kommode oder ein Glasschrank.

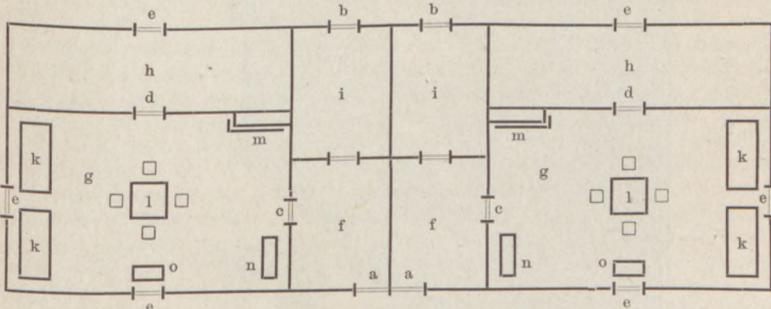
Die Grundform wird verschiedentlich abgeändert; so finden sich je zwei statt eines Fensters, oder die Fenster sind in der Mitte und die Türen außen, zuweilen folgt der Reihe nach Thür auf Fenster, in anderen Fällen sind die Ställe gleich seitlich angebaut. — Die Lehmwände ruhen selten auf Stein, häufig auf Stubben und Balken. Die Diele fehlt meist, auch Steinfliesen sind selten, oft ist der glatte Moorboden mit Lehm gemischt, mitunter ist das bloße Moor mit Sand bestreut. Kein Haus hat einen Keller, man baut einen solchen auf steinerter Grundlage auf die platte Erde kegelförmig, etwa 4 m breit und 3 m hoch, man belegt ihn mit Holz und Schindel und bewahrt Kartoffeln darin (vgl. Abb. 173, S. 410). Ähnlich sieht auch der Backofen aus, er ist nur halbkugelförmig, besteht

Abb. 171.



Rauchkate in den Selesener Klucken. Auf eingerammten Stubben liegen Steine; darüber Gersafsau. Der Boden ist oben mit Lehm festgemacht und mit Sand bestreut. ab ohne Decke, das Dach ist sichtbar; a kleiner Vorraum (zuweilen fehlt die Wand zwischen a und b), b Küche mit b' Kamin. c Stube mit zwei Himmelbetten. d leere kleine Stube. ee Dorfstraße. Gegenüber liegt eine von drei Seiten mit Kiefern als Umzäunung umgebene Rauchkate, deren Rückseite von Schilf beflochten ist und eine Thür mit zwei Luken aufweist. Vor der Rückseite ein 8 m langes Kartoffelfeld, vor der Vorderseite ein Gärtchen.

Abb. 172.



Slowinzhisches regelmäßiges Haus.

a, a Hausthür. — b, b Hofthür. — c, c Stubenthür. — d, d Kammerthür. — e, e Fenster. — f, f Hausflur. — g, g Stube. — h, h Kammer. — i, i Küche. — k, k Betten. — l, l Tisch mit Stühlen. — m, m Kachelofen mit Ofenbank. — n, n Kommode oder Glasschrank. — o, o Koffer.



Glowitzer Fichtberg.  
Keller. Backofen.

Wohnhäuser.  
Gottesacker-Einfassung.

Grabplatten.

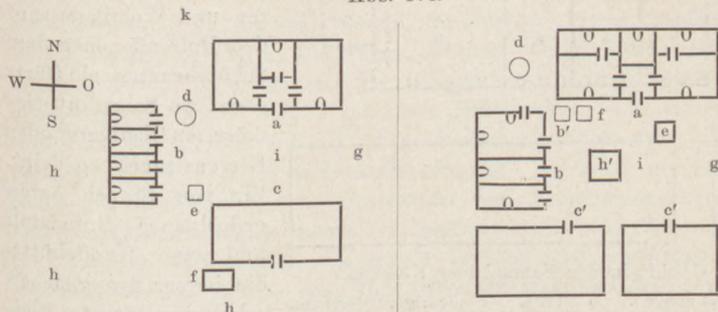
Kirchhof.

Abb. 173. Im Slowinzenland. (Nach einer Skizze gezeichnet von Frida Koch.)

aus Lehm und hat eine Eisenthür an der abgeschragten Vorderseite (Abb. 173).

Beim Gehöft (Abb. 174, 175 und 176) liegen der Vorderseite die Stallungen oder Gärten gegenüber, jene wie die Wirtschaftsgebäude

Abb. 174.



Gehöfte in den Selesener Klucken.

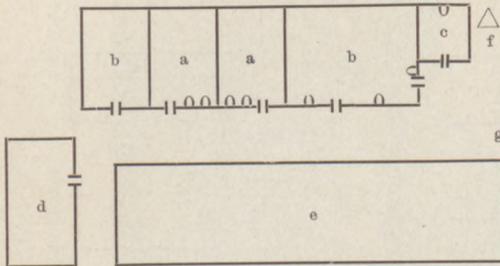
a Wohngebäude; auf Stubben, darauf Steine, dann Balken mit Fachwerk. b Stall. b' Entenstall aus Weidengeflecht. c Vorratschuppen; Dach, ohne Grundmauern. Giebelzier auf der einen Seite: Doppelter Pferdekopf, darüber Modell eines Zweimasters. Bei c' Thüreingänge mit je drei Teerkreuzen; Fisch als Wetterfahne; Dach: Schilfschindel; Dreiecksseiten: Bretter. d Dünger. e Ziehbrunnen. f Torf. g Eingang ins Gehöft. h Kiefernwäldchen. h' Gärtchen mit Kirschbaum. i Hof. k Feld.

sind gewöhnlich seitlich. Die andere Seite ist für den Eingang frei, der jedoch auch zwischen den Gärten durch auf den Hof führen kann<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Über die ältere slowinzische Bauweise vgl. Backe: Die Bauart ist nach der Landwirtschaft bequem eingerichtet. Der Hof ist von den Wirtschaftsgebäuden ganz eingeschlossen, und man fährt durch das Thorzimmer auf denselben, wo auf der einen Seite die Scheunen, auf der anderen die Stallungen sind, über deren einer oder etlichen der Kornboden sich befindet, und aus diesen kann man unter einem hervorragenden Dache auf einem Pflaster nach dem Hause zu gehen. Ins Haus führt ein großes Thor, weil sie einen Teil ihres Heues oder Erbsen über dem Flur verwahren. Auf einer Seite des Flurs ist das Torfmagazin, die Hille und Flocke für die Hühner, weiter hin die Thür in den Kohlhof, und darauf in einer Reihe die Betten in der Achterluft, oder Achterherd, die durch ein Fenster erleuchtet wird, und wo die große hohe Kirte der Hausfrau steht, imgleichen der Eingang in den Keller. Gemeinlich ist für Wirt und Wirtin ein Bette, welche aber im Winter wenn sie kleine Kinder haben, in der Stube, oder Nadup schlafen, darauf ein oder zwei Gastbetten, und dann die Betten für das Gesinde und die größeren Kinder. Zu diesen Betten müssen sie auf ihren großen Kümnen oder Kästen hinaufsteigen; und weil sie so nahe an der Decke sind, hineinkriechen, und kann sich niemand darin aufrichten, ohne mit dem Kopfe anzustossen. Gegen den Hauseingang über ist der Feuerherd unter einem Schwibbogen, und daran stößt die ordentliche Wohnstube. Auf der anderen Seite ist noch eine Stube nebst den nötigen Vorratskammern, auch meistens noch ein Ausgang. Ihr aus Gerste und schwarzen Erbsen oder auch Feldbohnen gebackenes Brot, wozu nur ein kleiner Teil von Roggenmehl kommt, wird auf der rechten Seite des Feuerherdes in der Höhe auf einer

Die Gärten haben selten einen Zaun, sind jedoch mit einem Rande von Fichten, Birken oder Kiefern, auch Apfelbäumen umgeben, die 2 m voneinander entfernt sind. Viel mehr als Kartoffeln und Kohl wird darin

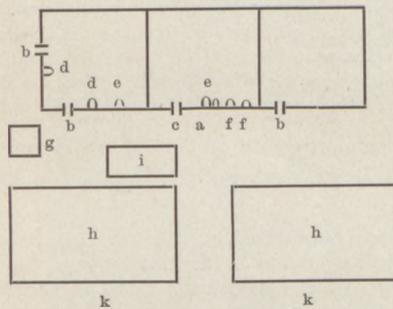
Abb. 175.



Gehöft in den Schmolsiner Klucken.

a Wohnungen. b Ställe. c niedriger Vorräum.  
d Wirtschaftsgebäude. e Garten. f Torf. g Eingang.

Abb. 176.



Gehöft in den Schmolsiner Klucken.

a Rauchkate in Fachwerkbau. b nach außen zu öffnende Thür. c nach innen zu öffnende Thür. d Fenster. e Heuluke. f kleine Fenster. g Schöpfbrunnen. h Kartoffelfeld, umgeben von Birken, Fichten, Apfel- und Weichselbäumen. i kleiner Garten mit Salat und einem Apfelbaum. k Landstrafse.

zwei Männer gelang es aber doch, aus Wüsten Paradiese zu zaubern; das sind Neumeister und Stadtmeister.

In den 70er Jahren hatte der Schmolsiner Pastor bereits dem früheren Lehrer mit Bäumen aus seinem Garten und Ratschlägen die Hand

Brottrage aufbewahrt, woselbst es im Winter nicht leicht friert. Es ist ganz gut für einen starken Arbeiter, aber für einen zärtlichen Geschmack macht der Torfgeruch und der strenge Erbsengeschmack es sehr unangenehm; sonderlich wenn bei Mißwachs es aus lauter Gerstenmehl und Erbsen oder Wicken verfertigt wird, da es wohl bei den stärksten einen Ekel wirkt, welchen sie den Brodt-Koag nennen, d. i. eine langsame Krankheit (Fritzower Gegend).

nicht gebaut, doch befindet sich zwischen Gärten und Wohnhaus auf dem Hofe oft neben dem Schöpfbrunnen ein Gärtchen, wo Salat und Gemüse, ein Obstbaum oder Beerenstrauch gedeiht. Ein von dünnen Ästen geflochtener Entenstall und eine Hundehütte, die immer den gleichen schäferhundartigen kleinen Hund beherbergt, runden das Bild des Hofes ab. Die Felder und Wiesen stoßen meist nicht ans Gehöft, jene bieten Kartoffeln und Hafer und seit etwa 20 Jahren auch Korn.

Um den unfruchtbaren Sand- und Torfboden nutzbar zu machen, sind verschiedene Versuche angestellt worden, aber die begutachtenden Herren kamen immer zu dem Ausspruch: „Hier gedeiht weder Baum noch Strauch.“ Der Thatkraft

zur Urbarmachung eines Stückes Land geboten. Es erstand ein Garten, dessen Spuren nicht untergegangen sind. Die baldige Versetzung des Lehrers und die Abgeneigtheit seiner Nachfolger für Gartenbau ließen alles verkümmern. Folgen wir dem Berichte Stadtmeisters, der 1886 von der alten Arbeit nur wenig mehr vorfand. „Die Schulwohnstube hatte bestofsene Thüren und Wände, die Tapeten waren zerrissen, die Schulstube befand sich in ähnlichem Zustande, Bücher fehlten gänzlich; sofort liefs der Schulvorstand das Gröbste in Ordnung richten, zur Pflasterung der Küche liefs er sich aber nicht herbei, da er selbst nicht einmal in der Stube Steinbelag hatte. Vom Schulgarten sah man noch Spuren früherer Anlagen und Anpflanzungen. Die einst von fleifsigen Händen gepflanzten jungen Obstbäume und Beerensträucher waren meist ausverkauft, einige waren des Nachts gestohlen worden. Da der Zaun um den Garten fehlte, so konnte es auch nicht ausbleiben, dafs die noch übrigen Bäume vom Vieh befressen und bestofsen wurden.“ Nun schickte der Pastor eine Einspännerfuhr Beerensträucher, Kirschbäume u. s. w. Der Lehrer mischte den Sand mit Torfgräbenauswurf, pflanzte und jätete und schuf einen wirklichen Garten. „An der westlichen Seite des Schulgartens lag ein zur Schule gehöriges Stück Unland, auf welchem die Bewohner weideten und Streusand gruben. Es war der Wunsch der königl. Regierung, dies Stück Land, etwa vier Morgen, zu tragbarem Lande umzuwandeln; aber kein Vorgänger that es.“ Nun grub auf Anraten des Pastors der Lehrer einen Viertelmorgen aus, erhöhte ihn durch Moorboden und Gräbenauswurf und pflanzte Hopfen und Cichorie. Das war nicht lohnend genug; da versuchte er mit guten Erfolge es mit Korn. Sofort gab die königl. Regierung 40 Mk. Belohnung und forderte zu weiterer Urbarmachung auf. 1887 wurde ein Stück zwischen dem Schulgarten und der Viehweide, 1888 ein anderes fertig. Da gewährte die königl. Regierung 150 und 179 Mk., und der Kammerherr v. Bandemer schickte seine Begutachtung der königl. Regierung ein. Nun wurde immer weiterer Boden ertragfähig gemacht, und des Kaisers Gnade und die Anerkennung von seiten der Regierung wurden dem Lehrer wiederholt zuteil. Man kaufte ihm eine Wiese, baute ihm eine Scheune für 1300 Mk. und unterstützte ihn überall.

Jetzt ist das grofse Schulgrundstück ein blühendes und fruchtreiches Paradies. Schwerer Roggen gedeiht auf den Feldern, und Obst und Wein blinken dem Wanderer entgegen. Hat denn die segensreiche Arbeit des Lehrers Nachahmung gefunden? Leider nicht allenthalben. Wohl wurden von der königl. Regierung Preise zu weiterer Urbarmachung ausgesetzt. Da machten sich's einige leicht und setzten Kiefern in den Sand, den meisten anderen dauerte die Zeit zwischen Saat und Ernte zu lange. Sie wollten noch selbigen Jahres Früchte sehen und liefsen alles liegen, als die Bäumchen so langsam wuchsen. Zudem liebt der Slowinze die Früchte nicht, sie sind ihm

lediglich ein Verkaufsstück für den Markt. Einige Einwohner aber haben sich des Lehrers Wirksamkeit zum Vorbild genommen. Besonders eifrig ging man daran, auch Roggenfelder anzulegen, und diese nehmen jährlich an Zahl zu. Andere Kluckener von zäherer Ausdauer betrieben die Anlage von Gemüse- und Obstgärten. Die ersteren sind zahlreicher, die letzteren finden wir bei drei Einwohnern. Im Schulgarten stehen 100 Obstbäume, einzelne kümmerliche hat fast jeder Besitzer. Um einen Begriff vom Reichtum jenes Gartens zu geben, wo vor 25 Jahren Sand inmitten von Sande lag, will ich die wichtigsten Gewächse darin anführen. Es gedeihen Johannis-, Stachel-, Wein-, Him- und Erdbeeren; Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Walnüsse; Bohnen, Kartoffeln, Salat, Radieschen, Gurken, Kürbis, Sellerie, Petersilie, Zwiebeln, Hopfen, Cichorie, Rüben, Kohl; Rosen, Nelken, Georginen, Päonien in Buchsbaumumrandung. 1895 verkaufte der Lehrer 2 $\frac{1}{2}$  Centner Honig aus neun Bienenstöcken, für 10 Mk. Hopfen, für 13 Mk. Eierpflaumen, für eine ziemliche Summe Obstwein. Früher baute man das wenige Gemüse auf dem Felde, jetzt säen viele schon drei bis vier Scheffel aus und lassen jenes im Garten gedeihen; eine Familie brachte für 50 Mk. Zwiebeln auf den Markt. Mit einiger Sorgfalt wird Kartoffelbau auf dem Torflande getrieben. Abgesehen von den Stichen, die man zur Torfkultur, nämlich zur Erlangung der Brennsoden bestimmt hat, behandelt man das Moorland an günstigen Stellen wie Ackerland und baut Rüben, Hafer und besonders Kartoffeln. Die Behandlung des Bodens geschieht auf folgende Art: Man sticht mit dem Spaten etwa 0,2 m tief den heidebewachsenen Torf heraus, wendet ihn um und läßt die Pflanzendecke als Dung verfaulen. Oben darauf streut man wieder Dünger und gräbt dann im nächsten Frühling nochmals um. Abzugsgräben nehmen das Wasser auf, so daß die höher liegenden breiten Beete trocken bleiben. Diese Gräben müssen immer gereinigt werden, und den Gräbenauswurf benutzt man zur Düngung sandiger Grundstücke. Die gründlichste Grabung findet nach Frühlingsanfang statt. Dann wird nochmals gedüngt und gegraben und im Mai mit dem Kartoffelstecken begonnen. In den folgenden zwei Monaten wird mit einer karstartigen Hacke das Unkraut entfernt und das Kartoffelhacken zweimal vorgenommen. Die Kartoffelernte ist sehr reichlich, der Name „Kartoffelkaschubei“, den die Einheimischen gebrauchen, zutreffend. Mit Leichtigkeit und ohne Gerät nimmt man mit der Hand unter dem Kartoffelkraut die Knollen weg und legt gleich im Moor große Mieten oder Haufen an, in denen man die Kartoffeln aufhebt. Meist sind sie fast luftdicht von der Außenwelt durch Schilflagen abgeschlossen. Im April schafft man die übrigen Kartoffeln auf die Scheunentennen und rüttelt sie alle 8 bis 14 Tage rollend auf dem Boden mit den Händen hin und her, daß die Keime abbrechen. Der Kartoffelreichtum gewährt die Mittel zu reichem Viehstand; in dem nahen Giesebitz werden wohl 50 Stück

Mastvieh auf einmal verladen; Rind und Schwein sind gut genährt, der mangelnde Wieswachs wird durch Kartoffeln und Rüben ausgeglichen. Wie der Kluckener auf feine, reine Geräte in Haus und Hof, auf dem Acker und der See hält, so sorgt er auch für reichliche Düngung. Geschieht dies letztere auch nicht allgemein, so treibt doch die Not und der dürrtiger werdende Fischfang immer mehr dazu. — Wie lange wird es dauern, so erntet vereinzelt der Kluckener gleich dem Giesebitzer seine 15 Scheffel Roggen auf dem Morgen gepflegten Ackerlandes! Freilich ist das Ackerland sehr selten und teuer, und der Bau auf dem Moorlande ist leichter. Die aufgeworfenen Moorhäufchen geben großen Landstrecken ein eigentümliches Aussehen. Noch einer Ernte ist zu gedenken, die erträglich ist, das ist der Schilfschnitt am Seeufer. Er erfordert keine Mühe und Auslagen als eben das Schneiden und soll beispielsweise dem Giesebitzer Rittergutsbesitzer an 2000 Mk. einbringen. Man benutzt das Schilf zu Schindeldachung.

4. Beschäftigung. Garten-, Ackerbau und Viehzucht bilden nicht den Haupterwerb des Slowinzen <sup>1)</sup>. Aufser Schafen, Ziegen, Schweinen, Enten, Gänsen, Tauben und Hühnern besitzen die Schmol-siner Klucken 8 Pferde und 140 Kühe; von letzteren gehören 3 der Schule. Keiner hat mehr als ein Pferd, bei festlichen Gelegenheiten thun sich immer zwei zu einem Gespann zusammen. Die herrschaftliche Jagd erstreckt sich auf unsere bekannten Wildarten, zu denen auf der See-seite wilde Enten und Schnepfen kommen. Die hauptsächlichste Beschäftigung aller ist die Fischerei. Doch treibt eben jeder alles, fischt früh, bessert an seinen Hausgeräten mittags und versorgt nachmittags das Feld und den Torfstich. Alle nennen sich „Eigentümer“, auch Wirt oder Besitzer; einer, der ein Haus für sich hat, ist „Büdner“; ein einziger Tagelöhner ist ohne eigenes Heim; sonst führt, abgesehen vom Lehrer und Wirt, je einer die Bezeichnung Tischler, Schneider und Dachdecker.

Die Hauptbeschäftigung nun, die Fischerei auf dem Lebasee, erfordert genaue Kenntnis der Netzarten. Das wichtigste Netz ist die Zese, mit der man auch in den Haffen fischt. Sie gilt für den Lebasee

<sup>1)</sup> Vgl. Haken über die Beschäftigung des Slowinzen 1779: Sie sind zu Künsten und sogar zu Wissenschaften nicht ungeschickt, indem manche Bauernsöhne dieser Gegend Gelehrte geworden sind, und man unter ihnen viele antrifft, die durch ihr eigenes Nachdenken und Fleiß in Schiff-, Häuser- und Mühlenbau, in der Uhrmacherskunst und dergleichen auch viele Geschicklichkeit erworben haben. Das weibliche Geschlecht legt sich auf Spinnen und Weben, so daß sie alles, was sie an leinen, wollen und halb-wollen Zeug gebrauchen, selbst verfertigen, die Wolle auch selbst färben; das männliche pflegt zu stricken, wenn es mit der Feldarbeit nicht beschäftigt ist, und die Holzpantoffeln, welche sie im Hause und bei der Arbeit tragen, für sich und die ihrigen zu verfertigen. Zum Beweise ihrer Wirtschaftlichkeit dienet, daß Knechte und Mägde sich von ihrem Lohn zu erübrigen suchen, und letztere sonderlich sich Leinen und Betten erwerben, um damit eine eigne Wirtschaft anzufangen.

als „Fischfresser“ und ist jetzt verboten, trotz aller Bitten der Kluckener. Die Zese ist eine richtige Mausefalle, auch der Gestalt nach; die ich sah, war etwa 2 m breit und dreimal so lang. An der oberen Seite sind Holzstücke aus Pappelborke befestigt, sie werden von den Slowinzen Pluto, von den Niederdeutschen Flete genannt und dienen dazu, daß das Netz offen bleibt. Die kegelstumpfförmige Maschenkehle oder Mätternitz zeigt den Fischen den Weg ins Gefängnis. „Was da herein ist, kommt nicht wieder heraus“, sagte man befriedigt. Die Slowinzen meinen, es sei ein großes Unrecht, daß man ihnen die Zese entzogen habe. Jeder Vernünftige müsse einsehen, daß sie nur große Fische fange, und gerade die kleinen Arten würden immer seltener. Außerdem wüßte man ja gar nicht, wovon man weiterhin leben solle. „Wir wollen Se. Majestät bitten, uns nur die Zese wiederzugeben, ohne ihn wird sie nicht wieder erlaubt.“ Der Oberförster von Schmolsin hat mit eiserner Hand auf Erfüllung der Vorschriften gehalten, daß nicht Raubfischerei getrieben wird.

Ähnlich der Zese ist die Reuse, nur daß sie stufenweise spitz zuläuft und statt der Fleten Bogenreifen besitzt. Die Kehle beginnt 1½ m vom Anfang und vom Ende zwischen dem zweiten und dritten Reifen. Eine Abart der Zese, die Flunderzese, wühlt mit Bleistücken im Grundsande, ist in der Mitte eng und vorn und hinten gleich breit. Die Zese wird von zwei Booten mit je zwei bis vier Mann Besatzung in die Mitte genommen. Ein kleines Staknetz führt den Namen Klimjo oder Klémenz. Eine andere kehlenlose Netzart, die sich bei den Slowinzen schwerer einbürgert, weil sie eine Neuerung ist und zu viel kostet, ist die Wjidnik. Sie hat nur Flügel und ein Meternetz (Mazeza). Die Maschen werden hinten immer enger und haben nur noch 1,5 cm Breite. Man windet die Wjidnik mit Kähnen auf dem Lebasee, daher hat sie auch ihren Namen (slow. wjic = winden). Ihr ähnelt die Brozeschke (von slow. brudzec = waten), die nur im Flachwasser gebraucht werden kann. Zur künstlichen Fischerei nimmt man Streichnetze. Viel verwendet wird der Kescher, insbesondere der Zauwekescher (Ziehkescher) oder, wie man abergläubisch umgedeutet hat, der Zauberkescher. „In den geht alles hinein.“ Er ist ein einfacher kurzstieliger Hamen (vgl. Abb. 58, S. 153) wie ein Schmetterlingsnetz, der Bügel ähnelt einem kleinen Ballschläger im Wurfballspiel. Man fängt Plötze, Barsche, Aale, Schleien, Hechte, Bleie, Zander, Dorsche (Pomuchel), selten Lachse. Auf dem Meere wird selten gefangen, obwohl es durch die Leba mit dem See verbunden ist. (Vgl. die Netze der Kuren, S. 153.)

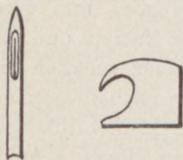
Die künstliche Winterfischerei verdient besonders hervorgehoben zu werden, sie wird von andauernder Romantik umkrönt. Im Sommer trinken die Kameraden jeder Abteilung in gehobener Stunde „auf Rechnung des ersten Winternetzes“, die jungen Mädchen bleiben nicht zu Hause und beteiligen sich unter Scherz an der harten Arbeit, und

das ganze Dorf lauscht gespannt auf den Ausgang jedes Zuges. Zwölf Teilhaber oder Maschkôps wählen unter sich für den linken Flügel (Lewiê) und für den rechten (Prawiê) je einen Kapitän und nehmen eine Anzahl Arbeiter (Mandêlniks) an, darunter auch Mädchen. Ein Teilhaber macht den Schenken, der rund herum den Schnaps gleichmälsig einschenkt. Den Teilhabern gehören die Netze, die unten spitzen Kähne mit flachem Boden und die gröfseren unten breiten Boote gemeinschaftlich; sie teilen später die grofsen Fischarten, während die Arbeiter die kleinen bekommen, alles nach altem Brauch. Die Arbeiter bekommen für ihre ganze Arbeit nichts, wenn keine kleinen Fische im Netze sind, und die Teilhaber haben umsonst Mühe und Zeit verschwendet, wenn nur kleine Fische ins Netz gingen. Die Arbeiter gehen des Wassers wegen in ganz kurzen Hosen mit ebenso langen Taschen, in die mitunter grofse Fische wandern sollen. Jeder macht seine Arbeit und hilft dem andern nicht. Nun hackt man zwei grofse und viele kleine Löcher in eiförmiger Anlage. An der Spitze wird das sackförmig endende Netz, befestigt an je einer Stange mit Seil, eingesenkt. Dieses Netz ist sehr grofs, das Fuchsberger misst 100 Klafter = 150 m auf jedem Flügel. Die Stange (Prat) wird durch eine kürzere mit Zwiesel versehene Richtstange (Klüttsch) nach der nächsten Eisöffnung gelenkt und von einer ebenso kurzen Gaffelstange (Wjidl, poln. widly) dahin geschoben. Das Ruder heifst Wjisl (poln. wioslo). So geht es auf beiden Seiten von Loch zu Loch, am grofsen Endloch holt man das Netz heraus. Inzwischen ist unter Gesprächen immer die Flasche herumgegangen und das Brot aus der Lischke verzehrt worden. Die Lischke ist ein starker, geflochtener Spankasten, reichlich  $\frac{1}{2}$  m lang, nicht ganz halb so hoch und breit. Sie hat einen ebensolchen übergestülpten Deckel mit lederner Handhabe in der Mitte. Nun teilen die Teilhaber ihre Fische in 12 Teile, die Arbeiter die ihrigen. Einer mufs dem Schauplatz den Rücken wenden und wird gefragt: sis stuga? (wessen sind sie?). Er nennt die Namen, und die inzwischen mit Karinen herbeigeeilten Kinder und Frauen schaffen die Fische sofort nach Hause und eilen damit in die nächstliegenden Dörfer und Städte zum Verkauf. Die Karine ist ein kleiner Rücken-tragkorb, die Vorder- wie die Hinterseite hat einen Bügel. Auch Nichtbeteiligte kommen, um billig Fische zu erwerben, falls der Fang ein guter war. Die Teilung, die im Winter auf dem Eise geschieht, nimmt man im Sommer in der Nähe der Pustiniebrücke vor, wo die Kähne landen. Es ist schon vorgekommen, dafs ein Netz für 1500 Thaler Fische herausgezogen hat; in Fuchsberg fing man im Januar 1891 für 2400 Mk. Bleie auf einen Zug. Die armen Kluckener, die bei der Zesenfischerei erwischt werden, müssen das erstemal 15 Mk. Strafe, das zweitemal das doppelte, das drittemal das vierfache, dann das achtfache zahlen. „Ein Zug bringt alles wieder ein“, trösten sich die in ihr Schicksal Ergebenen. Jetzt kommt gewöhnlich ein

Großhändler und kauft die Fische gleich vom Eise weg, da giebt es dann nach glücklichen Zügen abends ein lärmendes Fest im Krüge; sonst ißt man nie daselbst. Aber bei solcher Gelegenheit schmaust man Hering und Brot und bis zum frühen Morgen — Schnaps.

Zum Vergleich sei auf die Fischerei eines der westlichen Kirchspiele des ehemaligen slowinzischen Gebietes aufmerksam gemacht, aus dem Backe vor einem Jahrhundert einen Bericht über die Wendisch-Deutschen veröffentlichte: auf die Fischerei des Fritzower Kirchspiels. Dieses liegt am Fritzower See, dem nördlichen Teile des Camminer Boddens, der erweiterten Dievenow - Mündung. Vom Fritzower See fließt die Dievenow in westlicher Richtung und läßt eine kilometerbreite Nehrung zwischen Bodden und See liegen, derart, daß am Beginn der Nehrung, im Osten, Klein-Dievenow, ein ehemaliges Vorwerk von Fritzow, liegt. In einer Entfernung von 3 km westlich folgt der jetzige Hauptteil, Berg-Dievenow, und noch 1 km Ost-Dievenow. Gegenüber, auf Wollin,  $\frac{1}{4}$  km entfernt, liegt West-Dievenow. Es heißt deshalb West-Dievenow, weil es am Westufer der Dievenow liegt, von Ost-Dievenow liegt es südlich. West-Dievenow ist ein altes Fischerdorf, die drei anderen Dievenow, besonders Ost- und Berg-Dievenow, sind jetzt beliebte Seebäder. Die Fritzower und Camminer Fischer fischen im Bodden, die Dievenower fast nur auf dem Meere. Der Hauptsache nach treiben diese Dievenower den Störfang. Sie befahren mit ihren großen Kuttern die ganze Küste, ja bis zu den Ostseeprovinzen. Immer thun sich mehrere Fahrer zusammen und verkaufen den Fang dann an der Küste. Das Störnetz wird aus 50 Pfund Baumwolle hergestellt. Der Schwere dieses Netzes wegen macht man jetzt nur halbe Netze zu 25 Pfund. Die Netze stricken die Fischer den Winter über mit Nadel und Bock (Abb. 177) oder bekommen aus Itzehoe das fertige Garn, das

Abb. 177.



Netznadel mit Bock.

zuvor in Ostpreußen, der dortigen billigen Löhne wegen, gesponnen wird. In Dievenow wird dann nur das Tau dazu gemacht. Die Maschen haben 70 bis 80 mm Knotenlänge. Ein halbes Netz ist 20 Maschen tief und 70 bis 75 Klafter breit. An der oberen Breitseite wird die neunte Masche am Tau mit Faden festgeschlagen (Schlag), alle vier Schläge wird ein Korkfloß oder eine Flete befestigt, ein Stück Kork,  $\frac{1}{4}$  m lang, halb so breit und etwa  $\frac{3}{4}$  dm dick. An der unteren Breitseite sind an der 19. oder 20. Masche etwa 20 große Zinkringe befestigt, die 36 cm im Durchmesser halten und das Netz auf dem Grunde festhalten. Vier solche halben Netze („Länge“ oder „Worp“) sind in einer Länge zusammengesteckt und stehen etwa 4 m über dem Meeresgrunde. In einer Linie mit einiger Unterbrechung stellt man nun 120 halbe Netze auf dem Meeresgrunde auf und man hat zwei bis drei Stunden zu segeln, wenn man den ganzen Jagdgrund übersehen will. Würde man die Netze auf einem kleineren Raume aufstellen, so

wäre der Fang nicht ergiebig genug. Jede Länge wird an beiden Seiten verankert. Der Anker liegt schief abseits, oben ist die Steuerleine mit dem Schwimmholz, auch Bake, Steuer oder Sweeke (Rügen) genannt, das ist ein kahnähnliches Holzstück mit Fahne. Das Ankerseil ist 30 m, die Leine am sogenannten Schulmeister etwa 20 m lang. Der Störfang währt vom Februar bis September. Jede Fahrt von Swinemünde in den Rügener Fischgrund, eine Entfernung von fünf deutschen Meilen, dauert etwa zwei Tage. Die Netze liegen immer auf dem Meere, müssen aber im Sommer alle 14 Tage, im Frühjahre alle sechs Wochen herausgeholt und getrocknet werden, dafs sie nicht verfaulen. Der Fang wird nach Salsnitz, Cammin, Stettin oder Swinemünde gebracht, wo gewisse Händler stete Verwendung haben. Es kommt vor, dafs gar kein Stör eingegangen ist, zuweilen hat man elf und mehr gefangen. Der Händler bezahlt 45 bis 60 Pf. für das Pfund, und ein Stör wiegt etwa einen Centner.

Gleich wichtig ist der Flunderfang. Das Flundernetz zählt 1400 Maschen oder 2800 Knotenlängen und ist 20 Maschen oder 40 Knoten tief, die Knotenlänge beträgt 55 mm. Acht bis zehn Netze werden zusammengebunden. Im ganzen liegen 50 Netze auf einem Jagdgrunde. Oben schwimmt Pappelborke oder Kork, unten halten dünne Bleiröhrchen das Netz straff. An den seitlichen Enden sind die 14 bis 15 Klafter langen Seile, Grenke genannt, befestigt. Von den Grenken aus reicht ein Seil mit dem vorhin erwähnten Schwimmholz nach oben. Morgens 2 Uhr wird auf den Fang gefahren, um 9 oder 10 Uhr ist man zu Hause. Der Flunderfang dauert vom Frühjahr bis zum Herbst, die Netze stellt man dicht am Lande. Die Fische bleiben mit den Kiemen in den Maschen hängen und verstricken sich durch seitliches Schlagen immer mehr. Im Flundernetz fangen sich auch Steinbutten, Dorsche, Barsche.

Das Staknetz ist 1000 Maschen lang und 40 Maschen tief. Auf jeder Seite sind, wie beim kurischen Kurrennetz, noch grofse Maschen (Letringe), so dafs sich die Fische wie in einem dreifachen Sack fangen. Das Staknetz ist also nicht straff gezogen, sondern lose zusammengedrückt und ist ein richtiges Jagdnetz, mit dem man im Bodden Barsche, Hechte, Plötze, Breitfische fängt.

Das Winternetz ist vom kurischen nicht unterschieden und wird von Camminer und Fritzower Schiffern auf dem Bodden benutzt, der im Winter stets zufriert.

Mit der Zese fischt man im Herbst am Strande auf Fludern. Die bei den Kuren und Slowinzen am Lebasee gebräuchliche Zese kennt man hier nicht. Die Dievenower Zese ist fünf Klafter lang, vorn drei, hinten zwei Klafter breit, hat keine Kehle und eine Knotenlänge von 30 mm. Hinten sind die Maschen dieses Zesensackes etwas enger und stärker. Kork oder Pappelborke hält den einen Teil der Zese oben, Knorren oder Röhrenbleistücke den anderen unten. Zur

Zese braucht man zwei Boote, jedes hat ein Zesenende an einer 150 m langen Leine (Flunderleine). Alle  $\frac{1}{2}$  m ist eine Strohwiepe, alle 2 m ein Stein befestigt. Die Strohwiepe ist ein kleines Strohbündel und besteht aus einem Dutzend in der Mitte zusammengebrochener Halme. Jetzt will man auch Kehlen in die Zesen machen, weil der Fang immer weniger lohnend wird.

Weniger einträglich ist hier der Fang auf Kaulbarsche, Aale, Lachse; man bedient sich zu diesem Zwecke lieber der Angeln, die auch im Meere in langen Reihen gesetzt werden. Als Köder benutzt man den Taabs oder Tobiasfisch.

Gezählt werden die Fische nach Wal. Ein Wal hat vier Stiegen zu je 20 Stück. Hat man ein Wal abgezählt, so wirft man einen Wurffisch, Walhering, in einen danebenstehenden Kasten, so daß man an der Anzahl der Wurfheringe die Zahl der Wale erkennt, der Walhering gehört zum Wal, so daß dieser in Wirklichkeit 81 Stück hat, ähnlich der Mandel zu vier Würfeln von je vier Stück und dem Schock zu  $4 \times 4 \times 4$  Stück. — In Rügen dagegen hat man gleich Netzsäcke, die  $4 \times 84$  Stück fassen; ein Wal hat dort also noch vier gute.

5. Charakter. Die Kluckener sind ein schöner Menschenschlag, die jungen Burschen sind meist mehr als mittelgroß und kräftig gebaut. Sie lernen gut in der Schule, avancieren alle beim Militär, leisten als Seefahrer Tüchtiges und kehren dann in die Heimat zurück, wo sie allerdings an der alten Kraft und Schönheit allmählich einbüßen. Die jungen Mädchen sind von ebenmäßsigem, schönem Bau; auch sie altern nach der Heirat schnell. Das Haar ist blond, den Bart rasieren die Männer meist am Kinn und den Backen glatt aus. Sie halten mit Stolz an Standesunterschieden fest. Ein Teilhaber sieht einen Arbeiter nicht für voll an, und der Ruf eines Arbeiters: „Heute bin ich Teilhaber“, kennzeichnet den Stolz des Besitzenden. Ein Altsitzer hält sich für einen kleinen Herrgott, dem jede Arbeit zu gering ist. Vor den Behörden aber hat man eine ungewöhnliche Scheu, die geben nach ihrer Ansicht nach Gutdünken Gesetze und haben Macht, daß sie erfüllt werden. Gern hätte man von den Früchten des Lehrers, aber nie stiehlt man aus dem Garten. Als Nahrung bevorzugte man früher Klöße, die noch jetzt bei Festen mit Obst verabreicht werden. Man kocht Grütze und Kartoffeln zusammen, ebenso Kartoffeln, Milch und Fische; besonders bevorzugt man auf diese Weise gekochte Kartoffeln und Aale. Auch gebackene große Fische werden gern gegessen, die kleinen aber benutzt man als nahrhaftes Schweinefutter. Wie die gerösteten Fische, gelten bei den Kaschuben auch geröstet zerstampfte Pellkartoffeln als willkommene Speise. Die Hauptnahrung ist also: Fisch und Kartoffel, Kloß und Grütze. Dazu kommt an Stelle des teuren Kaffees gebranntes Korn oder noch lieber Cichorie. Fleisch ißt man selten. Abstosend wirkt der unaufhörliche Schnapsgenuß und das reichliche Tabakschnupfen. Das Brot bäckt man hier und

da mit Kartoffeln vermenget selbst, meist holt man es aber aus den Marktorten. In den Klucken hat nur noch der Lehrer einen Backofen, in Giesebitz und Babidol giebt es noch mehrere. Die Kluckener nennen gekauftes Brot scherzhaft „auf der Karine gebackenes“. Als die beiden Hauptgenusmittel gelten Schnaps und Cichorie, beide für Mann und Weib. Gott habe sie den Menschen gegeben wie die unentbehrliche Luft und das Wasser. Der Slowinze liegt von früh bis Abend in der Kneipe oder er trinkt seinen Schnaps zu Hause. Die Frau tauscht heimlich Eier gegen Fusel ein. Noch nach der Polizeistunde um 10 Uhr bleiben einzelne Männer vor der Kneipe. Das kleine nach innen gebogene Viertelliterfläschchen kostet 10 Pfg.; dabei sitzen die Kluckener an der einzigen langen Tafel an der Vorderwand und trinken aus kleinen runden Gläsern immer aufs neue. Aber sie brauchen selten einen Arzt, der Schnaps schadet ihnen nichts. Sie haben so schöne Elfenbeinzähne, daß schon die ältesten Chronisten sie der Erwähnung wert halten. — Der Charakter der Slowinzen wird verschieden geschildert<sup>1)</sup>, von sehr vielen als häßlich und unlobenswert. Man sagt, sie seien faul, diebisch, fischten und jagten ungern, ausgenommen da, wo es verboten sei. Wenn man sie aufklären und eine Neuerung einführen wolle, seien sie mißtrauisch und gingen nie darauf ein. Wolle man etwas erreichen, müsse man das Gegenteil sagen. Einen Deutschen würden sie nie offen und ehrlich behandeln, sondern beschwindeln. Sie stellten sich immer dumm und wären äußerst gerieben. Wenn sie angeklagt seien, erschienen sie zerknirscht, dumm und unwissend vor dem Richter, so daß dieser jeden für halb unzurechnungsfähig halte und den Angeklagten freispreche; dann aber juble

<sup>1)</sup> Vgl. Hakén 1779: „Es gebührt ihnen das Lob der Ehrlichkeit, indem man bei ihnen nur sehr selten Beispiele von List und Betrug finden wird. Sie drücken im Reden und ganzen Wesen geradezu ihre natürlichen Empfindungen aus, wissen aber doch solchen, welchen sie Ehrerbietung schuldig sind, als der Obrigkeit und ihren Predigern, selbige thätig und mit Worten an den Tag zu legen. Sie begegnen sich einander sehr liebeich. Ihr festes Händedrücken beim Ankommen und Weggehen, indem sie auch den kleinsten Kindern die Hand geben, ist ein Beweis davon. Knechte und Mägde heiraten, sobald als sie sich etwas erworben haben, und da solcher-gestalt unbeweibte Knechte sehr selten sind: so ist diese eine von den vornehmsten Ursachen, woher diese Gegenden so volkreich sind. Von Dieberei hört man selten, und wenn dergleichen vorfällt, so betrifft es das Obst und Holz, weil sie die Meinung hegen, es sei nichts Sündliches, was aus dem harten Holze wachse, zu nehmen, wo man es finde. Gewöhnlich leben sie mäßig und nüchtern, und wenn sie bei feierlichen Gelagen es für erlaubt halten, die Mäßigkeit zu überschreiten: so werden doch Schlägereien sorgfältig vermieden. Gastfreiheit und Dienstfertigkeit kann man im ganzen ihnen nachrühmen, und Reisende, in Brüche geratene oder im Schnee verirrt, können, sobald als ihr Rufen, es sei bei Tage oder zur Nachtzeit, gehört wird, sich die willigste Hilfeleistung versprechen. Bettler bekommen in diesen Gegenden reichlicher Almosen als sonst, und daher zieht sich eine Menge derselben von anderen Orten dahin.“

der Slowinze hoch auf, lache sich eins ins Fäustchen und prahle: den hab' ich aber schön beschwindelt! Selbst unter sich seien sie neidisch und prozesssüchtig, sie gönnten niemand etwas, nur sich. Sie sprächen: das kann ich schon, wenn ich will; aber ich will nicht.

Ich stimme diesem Tadel nicht bei. Freilich sind sie schlau und mißtrauisch, arbeiten nicht gern viel und haben die gemachte Arbeit lieber als die zu bewerkstellende. Aber das ist bei vielen armen Landbewohnern der Fall, wieviel mehr erst bei einem Volke, das jahrhundertlang unterdrückt und geringschätzig behandelt worden ist! Ich habe so viel Gastfreundschaft und Herzlichkeit, so viel Bereitwilligkeit und Zutrauen, Gutmütigkeit und Friedensliebe, Vaterlandsstolz und Unverdorbenheit gefunden, daß die kleinen Fehler daneben verschwinden. Auch die Vorliebe fürs Alte und der Hang am Herkömmlichen verdient mehr Lob als Tadel.

6. Kleidung. Die Kleidung ist jetzt nicht anders als unsere bei geringen Leuten. Rot und blau gekreuzte Zeugjacken, lange Gehröcke und kurze Joppen aus schlechtem Zeug tragen die Männer, den Kopf bedeckt eine Mütze. Die Frauen sind meist aufgeschürzt, haben Kattunjacken und kurze Tuchröcke. Die altertümliche, ärmellose, eng anliegende Miederjacke über weitbauschigen Hemdärmeln kommt auch noch vor. Sonntags ist die Mädchenkleidung hell. Ehemals war die Kleidung schwarz. Die Männer trugen Röcke, gefüttert mit Fries, ohne Taschen, Falten und Knöpfe, dafür Haken und Ösen. Das Kamisol war von Zwillich aus Leinen und schwarzer Schafwolle. Backe berichtet: „Diejenigen, welche sie zum Staat anziehen, lassen sie braun färben, welches sie Muß-, das ist Moofsfarbe nennen. Diese sind mit grünem Bande eingefasst und schliessen sich dicht an die Hand, so daß sie vor dem Rocke hervorragen, und diese Ärmel sind an den Seiten wohl mit acht Knöpfen zugeknöpft. Unter diesen haben sie noch Brusttücher von bunten Kallmank, mit welchen sie vorzüglich prangen. Im Winter und auf Reisen tragen sie Stiefeln, im Sommer mit ledernen Riemen zugebundene Schuhe, zu Hause aber und bei der Arbeit, Holz pantoffeln. Die Beinkleider von Leder oder Zwillich haben an den Taschen viele Knöpfe, und sind an den Knien mit bunten Bändern, welche die Mädchen zu weben und zu verschenken pflegen, zugebunden. Ihre Hüte sind steif und rund, ohne Ecken aufgestützt, mit einem schwarzen seidenen Bande umgeben, zur Winterzeit aber tragen sie insgesamt rauhe Mützen. Das weibliche Geschlecht geht öffentlich nicht anders als schwarz gekleidet. Ihre Jopen sind von schwarzen, sehr glänzend gepreßten Zibeth, am Halse und auf den Schultern mit schwarzen Borten eingefasst. Die Ärmel gehen dicht auf die Hand, sind oben in der Schulter fast in der Dicke einer Hand mit Wolle ausgestopft, welche Ausstopfung aber allmählich gegen die Hand zu abnimmt, so daß der Ärmel die Form eines Pistolenholfters zu haben scheint. Ihre Oberröcke sind gleichfalls schwarz, die Schürzen von

schwarzen oder grünen und blauen Rosch, und die kurzen Röcke darunter von eben dem braunen Zeuge, woraus die Camisöler der Mannsleute verfertigt sind. Alle tragen rote Strümpfe und gemeinlich Pantoffeln, wenn sie in die Kirche gehen. Ihre Haare sind dreistrehlich geflochten, wozu sie etliche Bind grün oder baumwollen Garn nehmen, ohne dafs dieses zu sehen ist. Die Flechte wird hinten am Ende in der Rocks-Einfassung befestigt. Blonde oder goldgelbe Haare machen eine große Schönheit aus. Unverheiratete gehen, wenn sie geputzt seyn wollen, mit bloßem Kopfe, um welchen ein oder auch wohl mehrere schwarzseidene, an beiden Enden mit einem Blümchen von ihrer Hand gestickte Bänder gehen, deren Enden hinten an der Flechte herunterhängen. Dazu haben sie noch eine schwarzsamette, mit schwarzen Borten besetzte und etwas ausgestopfte Binde oder Stichel um den Kopf, die inwendig mit rotem Friefs gefüttert ist. Dergleichen aber dürfen nur Jungfern tragen, nicht aber geschwächte. Die Schnürleiber sind gewöhnlich von bunten oder auch schwarzen Zeuge, vorn mit Friefs ausgeschlagen und heißen Joseepe, stehen auch, wie die Jopen, vorn offen. Vor der Brust tragen sie einen steifen Latz von Papp, der nach ihrem Vermögen mit schwarzen Sammet, bunten seidnen Flickern und wohl auch mit Tressen besetzt, zuweilen mit blankem Papier überzogen ist. Die Hemden bedecken ganz die Brust und schliessen dicht um den Hals. Um die Unterhemden, welche ohne Ärmel sind, binden sie ein schwarz oder bunt seiden Tuch. Über diese ziehen sie ein (kurzes) Oberhemd mit (feineren) Ärmeln und breitem Kragen.“

7. Alltagsleben. Früh morgens 3 Uhr fahren die Schiffer mit ihren Booten vom Kluckenbach auf den See und kehren noch vormittags zurück. Werden sie durch widrige Winde auf der Nehrung festgehalten, so liegen sie drüben tagelang in ihren Hütten, bei Kartenspiel und Gespräch. Aber nie entsteht eine Schlägerei. Sie bereiten sich ihr Essen selbst und holen dazu aus Rumbke Schnaps. Kommen sie aber nach Hause, so muß die Frau wieder den Fang zu Markte tragen. Diese hat auch das Geld in Verwahrung und führt die häusliche Herrschaft. Früh 3 Uhr kommt auch der Hirt mit einer  $\frac{1}{2}$  m langen, unten  $1\frac{1}{2}$  dm breiten Blechtute und bläst in einem langen Ton vor jedem Gehöft. Überallher kommen die Kühe und gehen auf die Dorfweide. Es ist ein Sommertag, die Kinder gehen ohne Sang und Klang, ganz anders als im Erzgebirge, in die Beeren. Schon kommen die ersten Schnapskäufer in den Krug. Es arbeiten die Frauen in Haus und Hof. Der Briefträger erscheint. Zu Mittag kehren die Kühe zurück. Selten wird ein Fremder in das Dorf verschlagen. Aufser dem Förster habe ich innerhalb acht Tagen nur einen einzigen gesehen, der für eine fromme Stiftung sammeln wollte, aber schnell wohlhabenderen Gegenden zustrebte. Nachmittags 3 Uhr erklingt wieder des Hirten Ton, ausgenommen Sonntags, an dem vielleicht ein

Urlauber mit seinen Freunden und Freundinnen unter Trompetenklang den Fluß abwärts fährt, weiß gekleidete Mädchen aber sammeln sich zur Unterhaltung vor irgend einer Thür. Nachmittags ist das Leben im Krüge lebhafter, es wird Abend, der Hirt treibt die Kühe heim und ruft den irrehenden zu: „Ihr wollt wohl gar in den Krug, das glaub' ich.“ Um 10 Uhr abends beginnt die Polizeistunde, der Nachtwächter verkündet sie mit zehn schrillen Pfeifentönen, durch die er auch weiterhin die Stunden markiert. Der Leuchtturm auf den Dünen durchstrahlt die Nacht, es wird feierlich ruhig, der Mond liegt zauberisch auf der eigenen Idylle.

Die Männer, die nicht im Krüge saßen, trinken zu Hause ihren Schnaps, teeren gemeinschaftlich die Boote, die Netze werden ausgebessert und die Wirtschaft besorgt. Sonntags aber geht alles zur Kirche, trotzdem sie zwei Meilen entfernt ist. Tief religiös ist der Kluckener nicht gerade, aber eine förmliche, oft bis ins Herz gehende Frömmigkeit zeichnet ihn vorteilhaft aus. Die ganz alten Leute, die zu Hause bleiben müssen, lesen Sonntags ihre Postille. Oft wird auch der Prediger zu häuslichen Andachten geholt.

8. Gerät, Zierat. Die natürliche künstlerische Beanlagung des Slowinzen bethätigt sich nur wenig. Die Häuser sind durch zahllose Anbauten entstellt. Hörnerförmige Giebelzier ist zuweilen, aber selten

Abb. 178.



Lischke. (Nach Andree.)

vorhanden, an der Spitze der Feuerstange findet sich mitunter ein künstlich gearbeitetes Schiff oder ein Fisch als Wetterfahne. In den Häusern hält man auf reines, sauberes Haus- und Tischgerät, das aber nichts Eigenartiges bietet, sondern beim Tischler oder auf dem Markte gekauft wird, wo es am billigsten ist. Der Glasschrank enthält eben die Glasnipsachen und Zierate, die die Bauern ganz Deutschlands auf dem Jahrmarkte für die gute Stube kaufen, nur daß der Kluckener derlei Sachen meist als Hochzeitsgeschenke erhält.

Neben den eigenartigen Körben, der Karine und Lischke (Abb. 178), ist hier und da noch eine Handmühle zu sehen; in den Klucken ist keine mehr im Gebrauch, wenigstens nicht zur Mehlbereitung für das Brot. Ein 1,3 m langer und halb so breiter und starker Holzklotz steht auf vier Füßen, die 0,3 m hoch sind. Oben ist ein cylinderförmiges,  $\frac{1}{3}$  m tiefes Loch angebracht, auf dessen Grunde sich ein fester Stein befindet. Über diesem liegt ein geriefter, 20 cm starker und ebenso großer beweglicher Stein mit seitlichem Loch, in dem eine schräge Stange steckt, deren anderer Endpunkt lose in einem Loch an der Decke genau über dem Mittelpunkte eines Steines ruht. Der obere

Stein hat in der Mitte ein 10 cm breites Loch zum Einschütten des Getreides, der untere an der Seite ein nach außen durch das Holz gehendes zum Abflufs des grob gemahlenen Mehles. Das Stangenende muß ein Mann mit der Hand im Kreise herum-

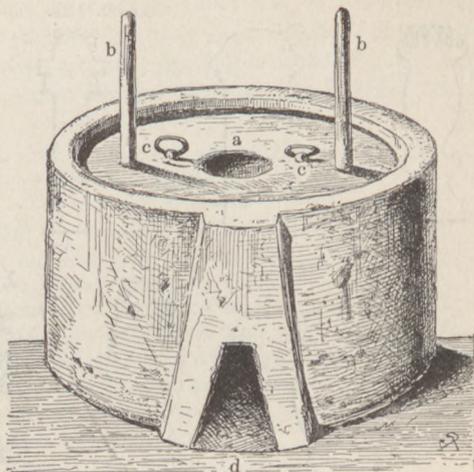
drehen. Eine ähnliche (Braunschweiger) Handmühle etwas anderer Form zeigt die Abb. 179.

Ein schöner hölzerner Schulleuchter mit gedrehtem Mittelstab und sechs geraden Lichtstangen macht dem heimischen Tischler alle Ehre. Auf diesen und seine Vorgänger geht ja auch die Anfertigung der hölzernen Grabplatten (Abb. 180) zurück. Da der Gottesacker erst wenige Jahrzehnte alt ist, weist er nur wenige Arten altslowinischer Plattenformen auf, die

wir in Glowitz noch antreffen. In den Klucken begegnen uns fast nur die 1,5 m langen, 0,3 m breiten, oben abgerundeten Grabplatten und die ebenso hohen Kreuze, die an jedem Ende mit einer aus drei konvexen Bogen bestehenden Linie enden (Abb. 181 a. f. S.). Die Farbe dieser ist dunkel; die Vorderseite trägt den Namen des Toten, die Hinterseite einen Spruch. Einzelne Familieninschriften lauten: „Ruhestätte des Büdnern Johann Klück. Er wurde geboren 1782 am 10. May und starb 1857 am 6. July im Alter von 75 Jahren 2 Monaten.“ „Hier ruht der Büdnern Johann Kirck, gobr. (!) den 25. März 1818, gest. d. 4. April 1878.“ „Hier ruhet der Eigenthümer Martin Klück, geb. 28. Dez. 1813, † 10. März 1884, Karoline Klück, geb. 13. Jan. 1825, † 20. März 1887.“ Darunter hat der slowinische Künstler kleine wellenförmige Ornamente oder Schlangelinien angebracht.

Schon winken hier und da eiserne Grabkreuze, die in merkwürdigem Gegensatz zu dem einfachen, weitläufigen Holzstaket der Gottesackergrenze stehen. Die meisten Gottesäcker, so die zu Garde, Glowitz, Schmolsin, haben als Mauer einen künstlich geschichteten

Abb. 179.



Steinerne Handmühle (Sempmühle). (Nach Andree.)

a Einwurf in den Läufer. bb Hölzerne Stiele zum Drehen. cc Eiserne Ringe zum Herausheben des Läufers. d Ausflufs.

Abb. 180.

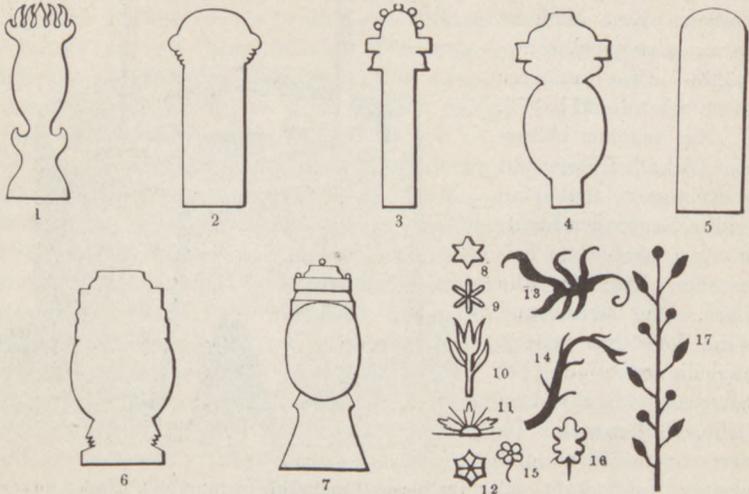


Kluckener und Garder Holz-Grabplatten.

Steinwall (vgl. Abb. 173, S. 410), die Grabplattenformen sind aber in allen, aufer in Glowitz, ebenso einfach.

Uralt ist die Anfertigung von Papierblumen und Papierschmuck. Die Berichte aus dem vorigen Jahrhundert erwähnen diesen Zierat

Abb. 181.



Alter Fritzwower Holz-Grabschmuck.

1 bis 7 Grabplatten<sup>1)</sup>, 1 bis 1½ m hoch, dunkelfarbig. Schwarze Schrift auf weißem Grunde. 8 bis 17 Ornamente, farbig oder golden, wie die Kugeln und Spitzen in 1, 3, 7.

schon und noch heute flicht das Slowinzenmädchen in den Brautkranz oder in den Preiselbeerkrantz, der das standesamtliche Aufgebot umrahmt, gelbe, rote und weiße Papierblumen. Die eine Seite des Schulzimmers ist von 65 Mooskränzen mit solchen Blumen geschmückt, jeder Konfirmand und jede Konfirmandin stiftet einen als Andenken, und bei Festlichkeiten beschenkt man sich ebenso mit solchen, so daß wir deren in jeder Stube antreffen. An den Wänden hängen aufer Kränzen nur Familien- und Soldatenbilder, zuweilen auch religiöse und patriotische.

9. Volkslieder und Spruchdichtung. Der Slowinze ist arm an Liedern. Was er singt, hat er entlehnt. Nicht ein einziger seiner Gesänge gehört ihm ursprünglich an. Die alten Gesangbuch-

<sup>1)</sup> Vorderseite zeigt Name und Lebensdaten (z. B. des Fritzwower Schäfers, 1777 geboren, also zur Zeit Backes), Hinterseite Sprüche, z. B.: „Solls zum Sterben gehn, wollst du bei mir stehn, mich durchs Todesthal begleiten und zur Herrlichkeit bereiten, Daß ihr einst mögt sehn mich zur Rechten stehn“ oder „Es war kein Kraut für meine Schmerzen, kein Balsam mehr in G —, der Tod drang mit Gewalt zum Herzen, es fanden keine Thränen statt; gar unerbittlich war der Schluß, ein jeder Mensch ihm folgen muß.“ Der neue Grabschmuck besteht nur in Eisenkreuzen und Steinplatten.

Lieder des Pontanus und anderer waren Übersetzungen aus dem Deutschen, dann wurde das polnische Gesangbuch gebraucht. Diese Lieder singt der Kluckener mit großer Andacht, aber selten. Die in der Schule gelernt und vom Militär mitgebrachten Lieder werden wohl auch einmal im Krüge angestimmt, aber nur in besonders gehobener Stimmung. Öfter ertönt der Sang beim Fischen; außer den bekannten Liedern „Still ruht der See, die Vögel schlafen“, „Es murmeln die Wellen“, „Ein armer Fischer bin ich zwar“ hörte ich in Garde:

„Ach könnt' ich doch in meinem ganzen Leben  
Noch einmal meine Eltern wiedersehn!  
Was wollte ich nicht alles dafür geben,  
Ach könnte dieses einmal nur geschehn!

Sie sorgten sich für mich und meine Brüder  
Und zogen uns zu braven Menschen auf.  
Ich sehe sie nun nie und nimmer wieder,  
Der liebe Gott nahm sie im Himmel auf.

Die liebe Mutter, die mit tausend Schmerzen  
Mich unter ihrem treuen Herzen barg,  
Ich kann an meine Brust sie nicht mehr pressen,  
Sie ruht nun längst im stillen Sarg.

Der liebe Vater ruht im Grabe drinnen,  
Der unter Sorgen nur gewollt mein Wohl. —  
Drum liebet eure Eltern, folget ihnen!  
Nur dann ergeht es euch auf Erden wohl.“

Slowinzische Lieder habe ich nur wenige vorgefunden, deren Herkunft man in den Klucken genau kennt. Man sagt nämlich, früher hätte man wohl Schelmenstücke gesungen, aber selten; beim Tanz habe man nur „Immer rechts 'rum“ oder „Immer links 'rum“ gerufen. Da habe 1848, bei Niederdrückung des polnischen Aufstandes, ein Klück zwei Liedchen aus Wreschen in Posen mitgebracht, die Soldaten hätten sie immer gesungen. Und dann verbreiteten sich die beiden Lieder über die ganze pommersche Kaschubei, sie sind umgewandelt worden. Aber, da selten einer noch ordentlich seine Muttersprache kann, sind die Lieder so unverständlich verdreht worden, daß man selbst in Glowitz und Giesebitz mit aller Mühe keinen Sinn herausbrachte. Die Alten in den Klucken aber brachten es noch zuwege. Das eine heißt etwa:

Unsre Mutter, gute Mutter,  
Früh aufstehend, giebt sie gütig  
Uns ein Ei zum Frühstück.  
Mittags hat sie sich gebessert,  
Zweien hat sie eins zerschnitten,  
Hat versteckt sich abends.

Daraus hat man noch ein verderbtes vierzeiliges Lied gebaut, das sich der Wiedergabe entzieht. Das Hauptlied „Unsre Herde“ hat zwei Melodien:

## Wreschener Lied.

Un - sre Her - den spran - gen in die Wäl - der, hab' sie hüpfen  
 sehen durch die Fel - der, um die Al - ten kann ich ru - hig  
 sein, wä - ren nur die Jun - gen erst here - in. O hei - hi - to,  
 da - ho lo tu - ru - ru - ka - lu.

Zu dieser Melodie (vergl. Tetzner, Slowinzen, S. 232) habe ich noch eine Stohentiner bekommen:

Un - sre Her - de sprang in die Wäl - der, hab' sie  
 Un - ser Bök - lein seh ich ganz alle - ine! Drü - ben  
 hüpfen seh'n durch die Fel - der, um die Al - ten kann ich ru - hig  
 liegt's auf dem grü - nen Raine. Wenn ich auch noch gehe, bricht das  
 di - ri di - ri di - ri di - ri  
 sein, wä - ren nur die Jun - gen erst here - in.  
 Herz, Lie - be Mut - ter, dir vor Gram und Schmerz.  
 Da - ida, di - ri di - ri di - ri da - ida.

Merkwürdig ist die Wandlung dieses Liedes, dessen zweite Strophe einem anderen Liede der Kaschuben ähnelt. Letzteres Lied gehört der Weltliteratur an und schildert den Tod des Husaren auf dem Schlachtfelde und die verschiednen lange Trauer der Geliebten, der Schwester und der Mutter.

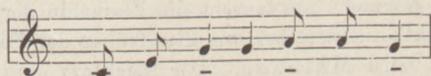
Einige weitere Liedchen folgen:

## Die Tanne (Priehn-Garde).

Ach die Frau hat Geld im Walde,  
 In dem grünen Walde,  
 Schlag die Frau nur, schlag die Frau nur,  
 Schaff nach Haus sie balde.

Nein, du sollst die Frau nicht schlagen,  
Arme Frau nicht schlagen.  
Denn sie wird das Geld wohl in der  
Grünen Mütze tragen.

## Der Ritt zur Geliebten (Pigorsch-Stohentin).

Melodie: 

Weit ist's übers breite Meer  
(Die unterstrichenen Noten werden betont.)

Weit ist's übers breite Meer,  
Weit zu meiner Liebsten her.  
Ritt zu ihrem Schloß heraus,  
Und ich klopfte an ihr Haus.  
Kam die Mutter, lud mich ein:  
„Steig vom Pferd und komm herein.“  
„Nein, ich steig vom Pferde nicht,  
Bis ich schau ihr Angesicht.“  
„Wirst die Liebste nimmer sehn,

Einen andern Weg wohl gehn,  
Und vor deiner Liebsten stehn.“  
Ritt und kam ans Grab der Braut,  
Stand am Grab und weinte laut.  
(Hier wiederholte der Sänger  
Zeile 7 bis 11.)

„Wirst sie einst dort oben sehn.  
Sie vergab dir alle Schuld  
Und empfängt dich dort voll Huld.“

## An der Seite des Meeres (Frau Savallisch-Rotten).

An des Meeres Seite hütet  
Mägdlein einen Iltis sich,

Aber an des Sees Seite  
Hütet es den Gänserrich.

## Paul Kojic (Buttke-Garde).

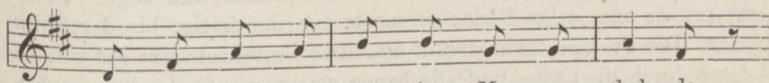
Paul Kojic mäht die Wiese,  
Und Grütze kocht die Trina.

Paul will ja keine Grütze,  
Er will ja nur zu Trina.

## Slowinzisches Tanzlied (Stohentin).



Ach, Ma - rie - chen ging her - um im Wal - de



und ver - irr - te sich im Moo - re bal - de.



Ach, man fand, so schwarz wie Moor, Marie dann im Walde.

Bei Übergabe der Brautgeschenke, bei der Ankunft des Hochzeitsbitters werden Sprüche gesprochen, die aber nichts Merkwürdiges bieten. — Selten singt man. Dreschreime und dergleichen kennt man nicht, hingegen ist die Zahl der Sprichwörter nicht unbedeutend. Viele sind den deutschen gleich, so „Not bricht Eisen“, „Nachts sind alle Katzen grau“, „Der Mensch denkt, Gott lenkt“; andere hörte ich

das erstemal, sie lauten in Übersetzung: „Er frisst wie ein Ochse die Teufelskirsche (begierig), „Wenn der Hafer groß ist, ist das Pferd tot“ (vergebliche Arbeit), „Er geht auf die Angel“ (stöbern), „Er ist dumm wie ein Kalb“, „Er ist bis zum Slowinzischen (Gottesdienst) geblieben“ (er hat noch gezecht), „Fischt er nicht, so schießt er was“, „Sie bäckt das Brot auf der Karine“ (sie tauscht die Fische in der Karine gegen Brot um und bäckt's nicht selbst, wie dies früher der Fall war).

10. Sagen und Märchen. Der Reichtum daran ist so groß, daß ich hier nur die wichtigsten andeuten kann. Der wilde Jäger, der mit Hussaschrei in den Lüften mit seinem Gefolge dahinfährt, die feuerspeiende Schlange, die den einsamen Wanderer mit Feuer und Gift schädigen will, so daß man ganze verbrannte Wiesenstrecken sehen kann; das beilwerfende Kalb, das an Orten weilt, wo das Geld luttet; der Mann mit dem zweiten Blick, der alles sieht, was dem gewöhnlichen Menschenkinde verborgen ist; der tolle Junker, bei dessen Begräbnis die Kirchenglocken keinen Ton von sich geben, und der als Geist umgeht; der dumme Hans, ein geriebener, schlauer Bursche, der über die Afterweisheit der Menschen, und besonders über den betrogenen Teufel, triumphiert; der lahme Bucklige, der das Vieh verhexen kann und im Besitz starker Zauberbücher ist; das weise Mädchen, das Hof und Haus schützt, Geld bringt und bevorzugten Menschen erscheint; die Mahrt, die auf einem Strohalm über die Ostsee fährt, einem Wiesel gleicht und sich als Alp nachts auf des Menschen Brust setzt (Alpdrücken, Mahrtreiten); die unterirdischen Leuten: das sind die Hauptstoffe der Kluckener Sagen, die in verschiedenster Form verbreitet sind. Zwei will ich aus Volksmund erzählen, die Sage von der Garder Steininsel und dem Blutstein zu Rowe, und die Sage vom Revekol.

Der Gardesche Prediger sollte einst in Rowe predigen, das über dem Gardesee drüben liegt. Er sprach: „Ich thu's gern, wenn ein Damm nach Rowe geht.“ Da kommt der Teufel und sagt: „Verschreibst du mir deine Seele, so mach' ich ihn fertig, bis der Hahn kräht.“ Der Prediger geht darauf ein. Der Teufel schwirrt mit seinem Gefolge durch die Lüfte, und alle bauen emsig, wie die honigtragenden Bienen. Der geistliche Herr aber hat Angst um seine Seele und verrät den Pakt seiner Frau. Die geht nachts in den Hühnerstall und klatscht vor Tagesbeginn in die Hände, so daß der Hahn kräht, nachdem sie selbst seine Stimme vorgemacht hat. Vor Schreck lassen die Teufel die Steine fallen, der Damm ist noch nicht fertig; die Seele gerettet. Eine Anzahl erratischer Blöcke am Ufer, die thatsächlich Zeichnungen wie Pferdefüße und Hahnenfüße haben, werden mit jener Sage in Verbindung gebracht. Vom Damm ist nur die Steininsel inmitten des Sees übrig. Von den Steinen aber soll die Rowesche (oder die Witstocker) Kirche gebaut worden sein, die einen blutträufelnden, vom Teufel herrührenden Stein enthält. In anderer Fassung tritt an Stelle

der Frau ein Schäfer auf, und es handelt sich um den Bau einer Kirche inmitten des Sees.

Der Revekol war in alter Zeit ein Wallfahrtsort. Erst stand ein heidnischer Altar, dann eine katholische Kapelle daselbst, dahin wurden vom Papst wiederholt Büßer geschickt. Die Herzogin Anna, die Protektorin des Michael Pontanus, hatte am Fusse des Berges ihr Schloß. Kapelle und Schloß sind heute selbst in ihren Trümmern verschwunden, den Berg aber krönt ein eichener Aussichtsturm, der weithin im Lande sichtbar ist. Jetzt ist der Revekol (vgl. Böttcher, Kreis Stolp, S. 24) mit seinen herrlichen Waldungen ein beliebter Ausflugsort der weiten Umgegend. Vom Revekol erzählt man eine Menge Geschichten, man deutet gar den Namen aus dem lateinischen rev. col. = verehrungswürdiger Berg, oder aus dem Plattdeutschen (Räuberhöhle, Schlupfwinkel) und zeigt noch jetzt die Löcher, wo sich die Räuber versteckt hielten. Die Glocke der Kapelle soll in die Lupow heruntergerollt worden sein, wo sie noch jetzt von Sonntagskindern gehört wird. Über den von den Räubern versteckten Schätzen liegen zwei große eiserne Nadeln; wer die heben kann, findet die Schätze. Auch war ein Gang zwischen dem Heiligtum auf dem Revekol und dem alten Schloß.

11. Aberglauben, Sitten und Gebräuche. Die alten Bräuche sind ausgestorben. Wenn sich noch Spuren erhalten haben, so läßt man sie ungenügend sehen. Die wichtigsten will ich mitteilen. Bevor ein Kind zur Taufe gebracht wird, legt man es unter die Ofenbank, daß es fromm wird. In die Wiege legt man ein Gesangbuch zu gleichem Zweck. Man soll Neugeborenen ein Licht anbrennen, daß sie nicht vertauscht werden. Kocht eine Schwangere Wasser unnütz, so gedeiht das Kind nicht gut. Die Wöchnerin geht um den Altar, wird eingesegnet und legt dabei eine Mark an der Stufe nieder. Die gestorbenen Wöchnerinnen werden zu Haus und in der Kirche gesegnet. Die gefallene Jungfrau muß um die Kirche gehen und einen Groschen in die Mauer legen. Stirbt eine Jungfrau, so breitet die Mutter deren Ausstattung im Totenzimmer vor ihr aus. Einem Toten giebt man ein Gesangbuch, eine Schnapsflasche, eine Münze, Haare, Federn und Borsten seiner Haustiere mit, den Frauen ehemals ihr Kirchenlaken. Die Bank, auf der der Sarg steht, wird umgeworfen und mit in die Gruft gelegt, daß der Geist nicht sitzen bleibe. Man mißt den Sarg mit einer Rute und macht danach die Gräber, die Rute zerbricht man und wirft sie mit auf den Sarg. Wenn der Trauerzug fortgeht, bekreuzt einer das Vieh im Stalle und die Bienen im Korbe, daß sie dem Toten nicht nachfolgen.

Bucklige und Hinkende sind gewöhnlich mit dem zweiten Gesicht begabt und können Vieh beschreien und Menschen verrufen, so daß beide krank werden. Durch Kreuzschlagen verwahrt man sich dagegen, darum sind fast an jeder Kluckener Stallthür drei schwarze Kreuze.

Beschrieene Schweine müssen durch den vierten Reifen springen, dann fressen sie wieder.

Die Hochzeiten macht man am liebsten Dienstags, Freitags oder Sonnabends, früher bei Beginn des Herbstes, jetzt zu jeder Jahreszeit.

In der Sylvesternacht wird Asche um die Bäume gestreut, dafs sie gut tragen, dann ein Strohseil darum gewunden.

Wer das Tischtuch liegen läfst, kommt wieder.

Osterwasser holt man vor Sonnenaufgang aus dem Kluckenbach, bewahrt es das ganze Jahr auf, weil es heilkräftig ist. Zu Ostern brennt man auf dem Berge Osterfeuer an, wie beim Sedanfest eine Teertonne. Am Neujahrmorgen und am Hochzeitstage schofs man gern mit Pistolen. Vor dem Marientage (25. März) wird die Stube mit Wacholder eingeräuchert, zu Pfingsten stellt man Birkensträucher in die Stube. Am Andreasabend wird Blei gegossen, um sein Schicksal zu erfahren; zum Sylvesterabend reitet man auf den Kreuzweg, da erscheinen um Mitternacht Geister und beantworten alle Fragen.

Man geht am ersten Osterfeiertage mit Ruten „frische Grüne peitschen“. Zu Weihnachten nehmen zwei oder drei Burschen ein Bettlaken, einen Stock und zwei Siebe, bewickeln alles mit Stroh und einen an den Stock gebundenen Stiefelknecht mit Heu. Über den Stock, den der eine Mann hält (Schimmelreiter), schlägt man ein Bettlaken, so dafs nur der Stiefelknecht als Pferdekopf und das Stabende mit Schwanz zu sehen ist. Dem Schimmel wird ein Zaum angelegt. Ein Mann führt ihn und der andere klopft ans Fenster, ob er in die Stube darf. Darf er, so beten die Kinder und werden mit Zucker beschenkt.

Zu Walpurgis wird nichts Besonderes vorgenommen, auch die Verlobungsgebräuche kennt der Kluckener nicht, er verschmäht das Verloben, weil es keinen Sinn habe.

12. Familienfeste. Hochzeit. Der Hochzeitsbitter (der Ollmann, Starost, Köstenbitter) im dunklen Anzuge sagt acht Tage vorher allen Freunden und Bekannten, möglichst vielen, die Hochzeit an. Auf seinem Haupte thront ein geborgter Cylinder, der mit roten, grünen und blauen flatternden Cigarrenbändern umgeben ist. Ein Büschel solcher Bänder weht auch an seinem Spazierstock; dieselben farbigen Bänder, meist rote, bindet man den Kühen ums Horn, dafs sie nicht verzaubert werden sollen. Die vier bunten Bänder liebt der Slowinze wie der Litauer. Die Mädchen, besonders die Brautjungfern, deren Braut und Bräutigam je vier wählen, tragen bei allen Feierlichkeiten solche Seidenstreifen, in die Blumen gewebt sind, um die Hüfte und vor der Brust. Hat der Hochzeitsbitter seinen Spruch in gereimter Rede angesagt, so wird er willkommen geheifsen und bekommt einen Schnaps und mitunter ein Trinkgeld. Von dem vielen Schnaps wird er zuletzt schwankend und findet sich mit oder ohne Not ins Hochzeitshaus zurück, wo er die Zusagenden anmeldet und Abendbrot

genießt. Die Brautleute, meistens Verwandte, gehen am Sonntag vor der Trauung zur Kirche. Die Hochzeit selbst währt gewöhnlich vom Freitag bis zum Sonntag und ist immer noch meist im Herbst. Früher ging der Hochzeitszug unter Gejubil und Pistolenschiefen zu Fuß nach Glowitz oder Schmolsin zur Trauung, jetzt fährt man meist in möglichst vielen Wagen zweispännig. Zuvor haben sich alle die Hochzeitsgeschenke angesehen, die am Polterabend auf einen Tisch gestellt worden sind und meist aus Glasschranksachen bestehen. Der erste Wagen des Hochzeitszuges fährt aufser dem Ollmann das Brautpaar. Die Brautjungfer hat Papierblumen im Haar, der Fuhrmann solche an der Brust, die Pferde sind mit Bändern, die Wagen mit Guirlanden geschmückt. Vom Brautkranz aus Myrten hängen die Enden auf die Schultern herab; einen Schleier giebt es nicht, das Brautkleid ist schwarz. Gefallene dürfen den Kranz nicht tragen, auch darf bei deren Hochzeiten nicht geläutet werden. Der Bräutigam ist völlig modisch gekleidet. Zunächst geht der Brautzug ins Gasthaus, wo gegessen und Schnaps und Bier getrunken wird. Der Hochzeitsbitter bezahlt, während am Sonntag beim Kirchengang die Brautjungfern für alles aufkommen. Nun geht der Köstenbitter zum Pastor, sagt seinen Spruch und ordnet dann, während dieser in die Kirche geht, den Hochzeitszug. Voran zieht er selbst mit seiner Frau, darauf folgt das Brautpaar, dann kommen die Brautjungfern mit je einem Burschen, zuletzt die Verwandten. Das Brautpaar geht, sobald es zu läuten anfängt, vor den Altar, die anderen setzen sich in die Bänke. Nach der Traureden wandeln alle um den Altar herum und legen ein Opfer für die Kirche auf.

Nun marschirt oder fährt alles in den Krug und wirft unter die Zuschauer unterwegs Münzen. Bei Tanz und Gelage verweilt man im Krüge bis zum Abend, dann geht eine Wettfahrt nach Hause los, die nicht immer glatt abläuft. Zu Hause steht das Mahl bereit; der alte Vater empfängt das Paar mit einem Schnäpschen und nimmt die Glückwünsche des Gefolges entgegen. Das Vordrängen der Braut, damit sie die Herrschaft im Hause habe, ist nicht mehr gebräuchlich, da die Frau ja thatsächlich herrscht. Das Abendessen besteht aus Hühnersuppe, Klößen mit Backobst, Fleisch und Fisch, besonders Hammelfleisch; das Brot ist „schön fest“, es hat vier Wochen lang im Rauch gehangen.

Dann beginnt der Brauttanz, alle, auch die Kinder, müssen teilnehmen und die Musikanten bezahlen, man giebt 1 Mk., wer arm ist, 10 Pf. Der Musikant, der nur eine Ziehharmonika braucht, nimmt oft 30 bis 40 Mk. auf einmal ein. Daher kommt es, daß sich viele um dies Amt bewerben, dem Brautpaare die Hochzeitsfuhren umsonst ausrichten und noch 6 Mk. Brautsteuer geben. Andere Instrumente als die Ziehharmonika braucht man nicht. Geht das Brautpaar zeitig fort, muß es jedem Zuschauer eine Flasche Wein geben, deshalb bleibt es bis zuletzt beim Tanz.

Am nächsten Tage dauert das Essen und der Tanz in der alten Weise fort, am Sonntag aber geht es wieder in die Kirche. Da läßt man erst die Kirche sich anfüllen und tritt dann im Zuge ein, um bewundert zu werden. Am Sonntag währt das Fest bis Mitternacht, dann wandert alles heim.

Backe meinte in seiner Schilderung der Hochzeitsgebräuche 1779, man schliesse nie Neigungsheiraten, sondern befolge den Willen der Eltern und Verwandten. Er fährt fort: „Dennoch ist Zank und Unverträglichkeit in den Ehen selten. Wenn ja eine Frau von ihrem Manne geschlagen wird, so geschieht es heimlich, und die Frau sucht es auch zu verheimlichen, wenn es aber dennoch auskommen sollte, ihren Mann damit zu entschuldigen, daß es unschlagen Wyf als es unsolten Kohl sei. Wenn nach Absterben des einen Gatten der andere wieder heiraten will, so kommt es dabei wieder auf das Gutachten der erwachsenen Kinder um so mehr an, da den Alten bei Übergabe des Hofes an die Kinder ein ansehnliches Altenbrot ausgemacht wird, oder ihnen gewisse Jahre gesetzt werden, die sie noch wirtschaften sollen. Gemeinlich wird die Braut aus der Verwandtschaft erwählt. Kann eine Bütenschaft oder Bütware, das ist ein Tausch, getroffen werden, wenn zwei Söhne oder ein Sohn und eine Tochter in der einen, und zwei Töchter oder gleichfalls ein Sohn und eine Tochter in der anderen Familie sich befinden, so ist dies vorzüglich. Der älteste Sohn bleibt im väterlichen Hause und der andere geht in den Hof seiner Schwiegereltern über. Wegen der Mitgabe wird sehr gehandelt, indem ein Teil von seinen Forderungen abläßt und der andere zu seinen anfänglichen Anbietungen zulegt, es mag nun eine Kuh oder Kalb, oder Füllen und Geld sein. Bei wohlhabenden besteht die Mitgabe in vier Pferden, vier Kühen und einigen hundert Thalern an Gelde, aufer Leinen und Betten. Zween Tage vor der Hochzeit werden zwei auf ihre Art wohl geputzte am Hut und auf der Brust mit blanken Sträußen gezierte Knechte auf den besten mit blanken Zäumen versehenen Pferden ausgesendet. In der Gegend von Köslin haben sie einen Spiels (vgl. Stettiner Museum) oder ordentliches Esponton in der Hand, an welchem rote Bänder hängen, und oben bei dem Eisen ein Strauß von Flittern. Diese reiten auf den Flur und wohl gar in die Stube des einzuladenden, und fangen alsdann einen langen Spruch in Versen an, welcher das Brautlied heißt. Die Hochzeiten werden gemeinlich im Herbst gehalten, am Dienstag oder Donnerstag angefangen, und einige Tage hintereinander in der Braut und des Bräutigams Hause fortgesetzt. Holt der Bräutigam sich eine Braut in seinen väterlichen Hof, so ist der Anfang der Hochzeit, die Trauung und das Brautbette bei der Braut Eltern; geht er aber in den Hof über, so muß die Braut, zumal wenn sie eine Witwe ist, zum Bräutigam kommen. Den Tag der Trauung ziehen sie mit ihren Kasten und Betten in den Hof, den sie bewohnen sollen, unter der Begleitung der jungen Leute zu Pferde und

vieler Mädchens, sonderlich aus der Verwandtschaft, welche alle bis auf den folgenden Tag daselbst bewirtet werden, alsdann aber ins erste Hochzeitshaus zurückkehren, wo unterdessen die Alten geblieben sind, und in dem Genusse ihrer Ergötzlichkeiten noch einige Tage fortfahren. Zur Trauung fährt die Braut mit ihren Gespielinnen auf einem großen mit vier Pferden bespannten Wagen, und vorn an sitzen Musikanten mit Piepsack und Violinen. Der Bräutigam kommt mit seiner Gesellschaft von Verwandten und allen Knechten des Dorfes auf den besten Pferden mit blanken Zäumen geritten. Die Kleidung der Braut ist schwarz, bei wohlhabenden von Seide, und so auch die Schürze, über welche sie an einigen Orten noch eine weiße von Nesseltuch oder Leinwand hat. Um den Leib trägt sie einen ledernen Brautgürtel, der mit silbernen vergoldeten Buckeln fast eines Theeköpfchens groß, dicht aneinander besetzt, und vorn mit einer silbernen Kette zusammengeheftet ist. Der Schnürleib ist gleichfalls mit einer silbernen Kette zugeschnürt. Auf dem Kopfe trägt sie eine Krone, fast wie eine Grenadiermütze hoch, die man Flitterpeil heisst. Der untere Teil desselben ist von vergoldetem Silber in der Dicke eines Messerrückens, eine Hand breit, darüber sind einige Bügel, welche die Höhe und Haltung ausmachen. Rund herum hängt eine große Menge silberner Flittern, die theils rund, theils oval, theils dreieckig und in beständiger Bewegung sind. Über die Schultern hat sie einen Mantel von schwarzem feinen Tuch, der vorn inwendig und auswendig drei bis vier Finger breit mit schwarzem Samt ausgeschlagen und in lauter kleine Falten gelegt ist. Er wird ein Heuken genennt und geht über die Waden herunter. Statt des Kragens ist oben eine starke Pappe über eine halbe Elle lang und eine Hand breit befestigt, mit schwarzem Samt überzogen, und mit seidenen Borten besetzt, welcher im Nacken über den Schultern wegsteht. Es sind Bänder daran, um ihn um die Schultern zu binden, und vorn an dem samtnen Ausschlage können sie die Hände durchstecken, zu welchem Ende auf jeder Seite inwendig etwas schwarzes Zeug angenäht ist. Sowohl der Flitterpeil, als der Brautgürtel und der Heuken sind als Inventarienstücke wohlhabenden Familien eigen, und werden bey allen darin vorkommenden Fällen gebraucht. In einigen Gegenden wird statt des Flitterpeils der Braut eine Krone von Knistergold mit vielen herumhängenden beweglichen Flittern aufgesetzt. Um den Hals hat die Braut einen großen blaugestärkten Kragen, der rund um den Kopf ziemlich in die Höhe steht. Beim Zurückkehren von der Trauung in der Kirche finden sie das Hochzeitshaus zugemacht. Nach der Eröffnung desselben kommt jemand mit einem ganzen Brot und einem Krug Bier heraus. Die Braut muß zuerst aus dem Brot ein Stück herausbeißen, darauf der Bräutigam, und dann die übrigen nach der Reihe. Das ausgebissene Stückchen Brot wird nicht gegessen, sondern von den Bräutleuten aufgehoben. Im Treptowschen fährt die Braut aufs Flur, wo sie, nachdem sie ab-

gestiegen, von der Köchin an den Herd geführt, und ihr von jedem Gericht aus Töpfen und Kesseln etwas zu kosten gegeben wird. Hierauf geht der Bräutigam mit den Mannspersonen in die Stube zum Essen, und die Braut setzt sich mit ihrer weiblichen Gesellschaft auf dem Flur zu Tische. Vor ihr sowohl als vor dem Bräutigam steht ein hölzerner Leuchter mit drei Armen, worauf drei Lichter brennen, die nicht geputzt oder ausgelöscht werden, sondern von selbst ausgehen müssen. Die übrig gebliebenen Enden werden aufgehoben. Nach der Mahlzeit wird getanzt. Der erste Tanz ist allemal der lange Reihen, da der Brautdiener an dem weißen Schnupftuch faßt, den die Braut in der Hand hat, alle übrige Mädchen sich einander an der Hand fassen, und so auf dem Flur nach ihrer Art künstlich mit vielen Wendungen und Schwenkungen tanzen, wobei sie oft unter dem Tuch, den die Braut und der Brautdiener halten, durchgehen. Dieser muß sich dabei in Acht nehmen, daß sie ihn nicht umringen, sonst muß er eine Strafe erlegen. Nach Erledigung des langen Reihens führt der Brautdiener alle in die Stube, die Braut dem Bräutigam und jedem der anderen jungen Leute ein Mädchen mit den Worten zu: »ich habe deiner gedacht, und dir ein schmuck jung Mädchen gebracht; verschmadest du meine Hand, so wirst du ihre nicht verschmaden.« Diese ist hernach eines jeden vornehmste Tänzerin, mit welcher er allemal den Tanz eröffnen muß, ehe er sich an eine andere wenden darf. Am anderen Tage der Hochzeit ist die junge Frau noch als Braut in ihrem vorerwähnten Staat, am folgenden aber setzt sie Haube und Mütze auf, fährt mit den Frauen zur Kirche und wird nach Absingung eines Liedes und nachdem sie geopfert hat, von dem Prediger mit einem Gebete eingesegnet. Diese Ceremonie geschieht auch im Hause auf dem Flur, in dessen Mitte ein gedeckter Tisch mit einem Lichte darauf gestellt wird. Die Männer gehen nicht mit in die Kirche, im Hause aber wohnen sie dem Gesange und Gebete zugleich mit dem weiblichen Geschlechte bei.“

**Taufe.** Der Kindtaufsschmaus dauert nur einen Tag; jeder weitere kostet 75 Pf. Steuern. Die Paten müssen während der Taufrede das Kind abwechselnd in die Hand nehmen. Das Geld im Patenbriefe (3,50 Mk.) darf nicht zurückgewiesen werden. Die Taufe findet bald nach der Geburt statt, weil die Wöchnerin vor der Taufe nicht über die Strafe gehen darf; „sie könnte sonst das Vieh versehen“.

**Begräbnis.** Wenn ein Kluckener im Sterben liegt, eilen die Nachbarn in die Stube, singen Choräle und beten laut, der Sterbende singt mit, bis ihm die Stimme versagt. Am vierten Tage hält man das Begräbnis ab. Nur die Bewohner der Schmolsiner Klucken haben ihren eigenen Gottesacker. Bei ihnen findet das Begräbnis folgendermaßen statt. Eine halbe Stunde vor des Lehrers Ankunft sammeln sich die Leidtragenden im Trauerhause an, wo sie mit Schnaps und Weißbrot (Stuten, Pameln) ohne Butter oder Fleisch bewirtet werden.

Beim Eintritt des Lehrers wird nach einem stillen Gebet und dem Gesang eines Chorals vom Lehrer die Leichenrede mit Vaterunser gehalten. Unter dem Gesange eines Liedes hebt man den Sarg auf die Trage, und der Zug setzt sich in Bewegung. Bei Erwachsenen wird auf dem Wege „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ oder „Jesus, meine Zuversicht“ mit Pausen gesungen; bei Kindern: „Christus, der ist mein Leben.“ Der Lehrer geht kurz hinter dem Sarge und tritt beim Betreten des Gottesackers vor ihn. Er liest einen Bibelabschnitt vor, betet ein Vaterunser und stimmt mit den Sängern, während man den Sarg einsenkt, das Lied an: „Nun lasset uns den Leib begraben.“ Dann verrichten alle knieend ein stilles Vaterunser, gehen an die Gräber ihrer Angehörigen und beten dort. Im Trauerhause giebt es Butterbrot mit Käse und Schnaps, Pellkartoffeln mit gekochtem Fisch und dann Reissuppe. Je zwei und zwei haben eine Schüssel. Zuletzt reicht man nochmals Schnaps und Butterbrot, Bier und eine Cigarre. Nun singt man ein Gesangbuchlied, und der Lehrer betet am Schluß — das wünscht man immer — nochmals für alle. Auf dies Gebet legt man großen Wert. Einzelne, die vor nichts zurückschrecken, stehen dabei wie gebrochene Sünder. Sie weinen und fühlen zuweilen ihre wundeste Stelle im Trauerhause berührt. „Das wirkt“, „das war sehr hübsch“, meinen sie und geloben im Herzen Besserung.

In den Zemminer Klucken sind die Gebräuche bis zum Abmarsch des Trauerzuges dieselben. Dann geht der Lehrer bis zur Dorfgrenze mit und scheidet mit einem „Behüt euch Gott“. Nun wandelt man, im Winter mit der Leiche auf dem Schlitten, bis Zemmin, wo der Zemminer Lehrer die Führung des Zuges und die Leitung des Gesanges „Jesus, meine Zuversicht“ übernimmt. Hinter Zemmin singen sie allein. In dem 15 km entfernten Glowitz begleitet der Glowitzer Kantor die Leiche bis ans Grab. Von der Leichenhalle ab zieht der Pastor mit und beendet die Feierlichkeit, dann begiebt sich die Trauergesellschaft in den Krug, wo es recht laut hergeht. Die Bewohner der Selesener Klucken fahren ihre Särge den Kluckenbach aufwärts, laden sie dann am Berge auf den Wagen und fahren nach dem 10 km entfernten Selesen, wo der Lehrer die Beerdigung vornimmt.

#### IV. Sprachliches.

Bei allen diesen Handlungen bedient sich jetzt der Kluckener der hochdeutschen Sprache, die er schön rein und deutlich spricht; im Krüge aber herrscht die plattdeutsche Mundart vor.

Interessant ist Hakens Bericht über die Sprache der Slowinzen 1779: „Die Aussprache der plattdeutschen pommerschen Mundart klingt bei ihnen etwas grobe und als aus vollem Munde kommend. Den Lautbuchstaben a sprechen sie in vieler Wörtern als o und in anderen als u aus, sch wie sk und f verwandeln sie oft in ch, z. B. in

Lucht statt Luft. Ihre alten Wörter kommen nach und nach in Vergessenheit. Zur Probe können folgende dienen. Dörretz oder Dörse heist eine Stube. Schlöpt ein bätken int Döritz un laht us en Muhlken vull kulzen, heist, geht ein wenig in die Stube und lafst uns etwas reden; en düglich Balg, ein artig Kind; en lütck Lüt, ein klein Kind; davallsk, thöricht; Hön eine Ecke oder Winkel; Syg jy noch gaut weelig? befindet ihr euch noch wohl; behäuwen, gebrauchen, wovon im hochdeutschen Behuf herkommt; Nadup eine Art von Alkove in der Stube. Man erinnert sich noch, daß die Alten Ath für Vater gesagt haben. In ihren Reden bedienen sie sich einer Menge von Sprichwörtern, welche zum Teil einen Beweis des ihnen natürlichen Witzes abgeben. Wir wollen nur einige davon anführen. Wedder den Backafen pusten, sich einem Mächtigern widersetzen, gegen den man nichts ausrichten kann; Köp dy n'en Buck (Bock), so werst nich melken, wenn du faul sein willst, so entbehre auch den Nutzen; Wenn dei Kinner klen sind, wyst man sei af mit'm Appel un Lappen, wenn sei grot waren, mutt ganz anners klappen, kleine Kinder kosten etwas, aber wenn sie groß werden, kosten sie viel mehr; Sei süht uth, afs wenn sei uth den Arften (Erbsen) jagt ist, sie sieht ganz verwildert aus; Gif em wat unnern Bart, so wardt wohl krygen gaude Art, gieb dem Vieh was zu fressen, so wird sich's wohl bessern; Im Winter ifs baven an, wo man de Bratäppel langen kann, im Winter ist bei dem Ofen die beste Stelle; Sei süht uth afs Melk un Blaut, man kann sei immer ut Sult un Water geneiten, Beschreibung eines reizenden Frauenzimmers; Dei Bruut mut spinnen, die Hochzeit ist aus; Wat schallt Honn'g in de Teerbütt, dies Sprichwort wird gebraucht, wenn jemand eine gute Speise verachtet, weil er sie nicht gewohnt ist, oder wenn man eine Speise zu gut für ihn hält; Necken, dat deith hei nich, in den hülternen Büchsen (Kanzel) steiht hei nich, nein, das thut er nicht, auf sein Wort muß man nicht trauen, als wenn es von der Kanzel gesprochen wäre; Dem ifs dei Seil (Seele) in den Fullen verbistert, die Seele hat sich bei ihm in den Falten verirrt, sagt man von einem Alten, den man gerne los sein will und der noch nicht sterben kann; Wer myn Mauder oock ne Zeg (Ziege) un ick hedd man gauden Deg (Gedeihen), es schadet wohlgeratenen Kindern nichts, wenn sie auch geringe Eltern haben; Dei der over der Höll sitt, mutt den Düvel tau Vaddern bidden, wer einen vor sich hat, der ihm schaden kann, muß ihm wohl etwas zu gute thun; Fruwens Rat und Baukweitsat raden sullen, averst wenn sei raden, so raden sei oock recht tau dowegen, Frauenrat und Buchweizensamen geraten selten, wenn sie aber geraten, geraten sie rechtschaffen; He heft morgen nen fetten Dumen, er hat morgen einen Schmaufs zu erwarten; Kanst oock all Eyer kaken? willst du auch schon Frau spielen; Wer na Noten fidelt, den dört dei Precepter nich up dei Finger slan, wer nach der Vorschrift handelt, hat keine Verantwortung; Fischt hei nich watt, so schütt (schiefst) hei

wat, gelingt es ihm nicht auf die eine Art, so gelingt es ihm auf die andere; Hei ifs so flink als en ult Büfenschlott, er will gern geschwind sein, aber das Alter versagts ihm; Hei kann mitm Ellbagen nich in dei Fobke (Tasche) kamen, sagt man von einem Geizigen, der nicht gern Geld ausgiebt; En Düvel hett den annern Glupogg, un wenn sei tau seihn, scheilen sei alle beede, ein Esel heifst den andern Sackträger; Wenn 'm den Düvel zehn Jahr Huback dregt (auf dem Rücken trägt) un sett'n enmahl unsacht nedder, helpt alles nifst, bei einem Undankbaren verschwendet man seine Gutthaten; Wen'm mit dem Knaken nam Hunn smitt, so kachinkt (schreit) hei nich, wenn man seinen Vorgesetzten oder Richter mit Geschenken besticht, sieht er durch die Finger; Man mutt naken (oft: vgl. Md. fartn = forthin) nen swarten Hund Schwan heiten, man mufs oft anders reden oder handeln als man denkt; Hei geht als dei Hund na der Köst, er geht nicht den geraden Weg, sondern bald rechts, bald links; Dat Beir folgt dem Tappen, steck tau, so dörst nich jappen, trinke mäfsig, so hast du immer was und darfst zuletzt nicht schmachten; Wenn dei Kark oock noch so grot ifs, dei Preister predigt doch man so vel, als hei will, dies Sprichwort braucht man, wenn jemand ein grofs Gefäfs darbeut, in der Meinung, man soll ihm viel darin geben; Wenn't taum Klappen künt, ifs Grootmauders Slaapmütz, am Ende ist es nichts; Sei hebben eren egnen Kopp, als dei Rügianschen Gänse, sie bleiben bei ihrer einmal gefafsten Meinung; 't sitt em nich in den Kledern, 't sitt em im Liv, das ist bei ihm keine Gewohnheit, die er wieder ablegen kann, es ist eine angeborene Gemütsart; Hei wett das Wysken wol, man nich dat Wörtken, er weifs die Melodie wohl, aber nicht das Wort, er weifs wohl, wie ein Ding sein soll, aber nicht, wie er es machen soll.“

Slowinzisch wird nur von den alten Leuten und auch von einigen jüngeren bei der Fischerei, beim Grufs und um Deutschen unverständlich zu sein, gesprochen. Man grüfst: *dobri dzien* (guten Tag), *pomosch bog* (hilf Gott), *dobri wieczor* (guten Abend), *wietousche* (willkommen), *ze kuoja* (ich danke), *bog säplac* (schönen Dank, Gott bezahl's), *s boga* (mit Gott). Die Sprache ähnelt der polnischen und stimmt in vielen Worten wörtlich mit ihr überein. Das wissen auch die Slowinzen und erzählen, dafs sie oft in Lauenburg als Dolmetscher zwischen Käufern und polnischen Verkäufern auftreten. Sie haben ein feines Ohr für die Unterschiede zwischen beiden Sprachen und erzählen noch jetzt, dafs von den früheren Pastoren der Schmolsiner gar nicht, der Glowitzer sehr schlecht, der Zezenower aber vorzüglich kaschubisch predigen konnte. Der Wortschatz ist ein anders gearteter als der polnische und umfaßt die Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, und selbst von diesen hat der Kluckener viele vergessen und gebraucht ein slawisiertes deutsches Wort; so für die Handwerkernamen. Auch die Betonung weicht oft von der polnischen ab; sodann wendet der Kluckener häufig eine eigentümliche Diphthongisierung, Vokalverände-

rung und Konsonanteneinschiebung an. Einige Beispiele mögen folgen: Polnisch *jestem* (ich bin), slowinzisch *jo jim*; p. *ubogi* (arm), sl. *wubuodji*; p. *izba* (Stube), sl. *jizba*; p. *on* (er), sl. *wuon*; p. *koniec* (Ende), sl. *kōnc*; p. *uzda* (Zaum), sl. *wusda*; p. *wzrost* (Wuchs), sl. *wruost*; p. *twardy* (fest), sl. *schwardy*; p. *ogień* (Feuer), sl. *wōdjen*; p. *my* (wir), sl. *ma*; p. *gęś* (Gans), sl. *gąs*, *gōse*; p. *środa* (Mittwoch), sl. *struoda*; p. *igła* (Nadel), sl. *jegła*; p. *ucho* (Ohr), sl. *wuocze*, pl. *wusche*; p. *jezioro* (See), sl. *jiesere*; p. *mydło* (Seife), sl. *madło*; p. *podnieść* (aufheben), sl. *woniesc*; p. *jest dobrze* (es ist gut), sl. *je doubrsche*; p. *tak mi Panie Boze dopomóz* (so wahr mir Gott helfe), sl. *tak ak mi bōg pomōsche*; sl. *zerkwia* (Kirche), p. *cerkiew* (griechische Kirche), *kosciel* (Kirche) und *zerkwischetze* (Gottesacker) sollen beweisen, daß die Einführung des Christentums hier sehr zeitig und von seiten der griechischen Kirche geschehen sei. Die Sprache hat jedoch nur so schwachen Hinterhalt, daß als Gemeingut nur noch wenige Wörter gelten können und ganz allmählich eins nach dem andern dem Kluckener unverständlich wird, bis die deutsche Sprache allein herrscht.

## V. Slowinzisches Vaterunser.

### 1. (Nach Pontanus 1643.)

Oy'cze<sup>1)</sup> nasz, który jes w Niebie. Święcono bądź<sup>2)</sup> imię twe. Przydzy<sup>3)</sup> twe królestwo. Twa się Wolá stáni<sup>4)</sup> jáko w Niebie tako y na Ziemi. Chleb nasz powszedny day nam dzisa<sup>5)</sup>. Y odpuscy<sup>6)</sup> nam nasze winny<sup>7)</sup>, jáko y my odpuszczamy<sup>8)</sup> naszym<sup>9)</sup> winnowácom. A niewodzy<sup>10)</sup> nas w pokuszenie. Ale nas wybawi od złego<sup>11)</sup>. Bo twoje jestá królestwo, y<sup>12)</sup> moc, y poczesność od wiéká asz do wieka<sup>13)</sup>. Amen.

### 2. (Nach Martin Pollex [Łęgowski, S. 19].)

Woejczje nasz, chtore te jes w niebie. Swancone niech bandze imian twe. Przyjdze nom twoje królestwe jak w niebie, tak na zemi. Twój chłjeb powszednan, mili Jezusku, dzys nom daj, a wetpusc nom nasze wine, nasze grészy. A niewedze nas w poekuszenie le nas webawi weto wszewo grzechu. Abe two jesta moc tro wetwieka dowieka. Amen.

<sup>1)</sup> Oy'cze Wutstrack. Uejcze (= Łejcze), nasz, który. Mich. Klick, Klucken. — <sup>2)</sup> będzie Schmolsiner Gebetbuch, ba'dz Wutstrack, swiancone bądźe imię twoje Klick. — <sup>3)</sup> Przydz nam Schm., Przydz W. — <sup>4)</sup> stany Schm. — <sup>5)</sup> dzysa Schm., dzésia W. — <sup>6)</sup> odpusz Schm., ospuse W. — <sup>7)</sup> winy Schm. — <sup>8)</sup> odpuszczimy Schm., odpuszczamy W. — <sup>9)</sup> naszym W. — <sup>10)</sup> winowaycom Schm., Winnowáycom W.; nie wodze Schm., niè wodz W. — <sup>11)</sup> Ale naz zbawi od wszego złego Schm., Ale nas wybáwiad złego W. — <sup>12)</sup> y twoja Schm. — <sup>13)</sup> na wieky wiekow Schm., ass do wiéká W.

## Die Kaschuben.

### Literatur.

(Siehe Tetzner, Slowinzen und Lebakaschuben, S. 268 bis 272.)

- Das Altertums-Museum im Schloß zu Stettin. Stettin, Fischer und Schmidt.  
Berka (Biskupski): Słownik kaszubski (Wörterbuch). Warschau 1891.  
Biskupski: Beiträge zur slawischen Dialektologie. Breslau, Dissert., 1883.  
Bronisch: Kaschubische Dialektstudien. Leipzig 1896 ff.  
Cenova: Skôrb etc. (Märchen, Rätsel u. s. w.). Schwetz 1866/68. Kaschubisch. — Sbjór etc. (126 Lieder u. s. w.). Schwetz 1878. Kaschubisch. — Zarés etc. (Entwurf zur Grammatik der kaschubisch - slovinischen Sprache). Posen 1879. Kaschubisch und deutsch.  
Derdowski: O panu Czorlinscim. Thorn 1880.  
Haken: Bericht. Abgedruckt bei Tetzner, Slowinzen und Lebakaschuben.  
Hilferding: Die Überreste der Slawen etc. Ebenda abgedruckt.  
Kantzow: Pomerania. Herausgegeben von Kosegarten. Greifswald 1816.  
Łęgowski: Kaszuby i Kociewie. Posen 1892 (v. Nadmorski).  
Lorek: Zur Charakterisirung der Kaschuben am Lebastrom. Pommersche Provinzialblätter 1821.  
Marański: Die stammverwandten Beziehungen Pommerns zu Polen. Neustädter Gym.-Progr. 1866.  
Möller: Der Dantzger Frawen und Jungfrawen gebrauchliche Zierheit und Tracht 1601. Dantzig, Jac. Rhode. Herausgegeben von Bertling 1886. (20 Trachten. Sehr realistisch die Umbitter-Weiber.)  
Mrongowius: Ausführliches polnisch - deutsches Wörterbuch. Königsberg 1835.  
Nadmorski: Vgl. Łęgowski.  
Perlbach: Pommerellisches Urkundenbuch. Danzig 1882.  
Pernin: Wanderungen durch die sogenannte Kaschubei. Danzig 1886.  
Pobłocki: Słownik etc. (Wörterbuch). Chełmno 1887.  
Ramułt: Słownik etc. (Wörterbuch). Krakau 1893. — Karte in „Statyst. L. Kasz.“. Krakau 1899.  
Treichel: Volkslieder und Volksreime in Westpreußen. Danzig 1895. — Zahlreiche Arbeiten, veröffentlicht von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, dem Verein für Volkskunde etc.  
v. Winter, Plehn etc.: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. Heft 1 bis 4 Pommerellen. Danzig 1884 ff.

### I. Sprachgebiet.

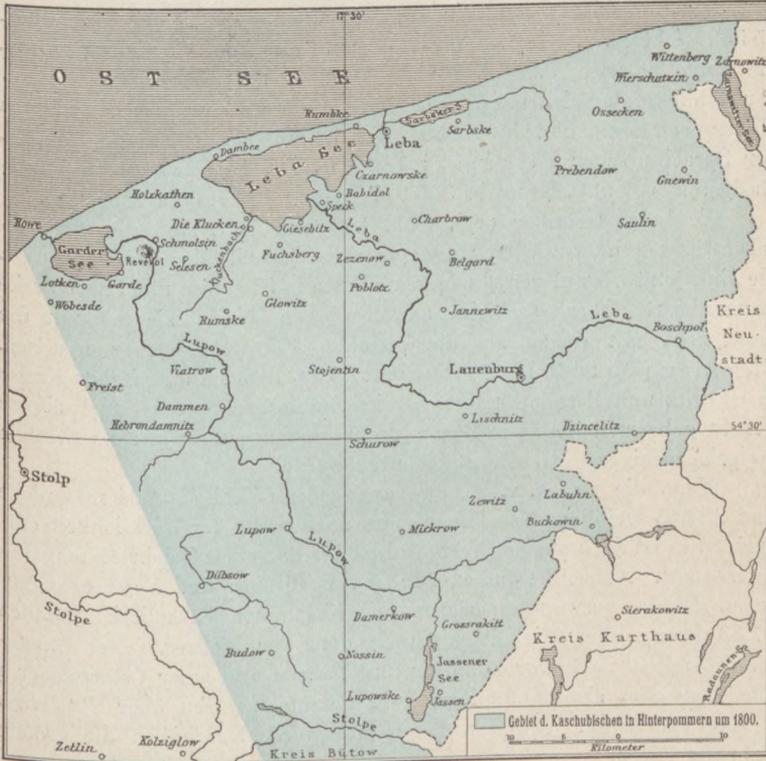
Die Heimat der Kaschuben ist Pommerellen. Kaschuben nennt man heutigen Tages die bodensässigen katholischen Slawen der Kreise Danzig, Danziger Höhe, Putzig, Neustadt, Karthaus, Berent, Konitz,



und dem heute westpreussischen Pommerellen. Dieses Pommerellen war im 13. Jahrhundert noch ganz slawisch und gehörte zum polnischen Gebiet.

1793 umfaßte das hinterpommersche Sprachgebiet (Abb. 183) außer dem Kreise Lauenburg und einem Teil von Stolp auch noch Sprachreste von Bütow.

Abb. 183.



Die kaschubischen Kirchspiele in Pommern im 18. Jahrhundert.

(Vgl. S. 443, Z. 3 v. u. und das Gebiet der Kaschuben S. 473.)

1860 endete die kaschubische Sprachgrenze bei der Linie Gnewin, Wittenberg, Ossecken, Prebendow, Sarbske, Leba, Charbrow, Zenzenow, Dammen (ausgeschlossen), Garde, Südufer des Sees. Die Kirchensprache war deutsch und kaschubisch oder polnisch, die Familiensprache links des Kluckenbaches slowinzisch.

1885 begann die Grenzlinie am Nordostufer des Lebasees, reichte bis zur Mündung der Leba, ging flussaufwärts bis in die Gegend von

Zezenow und über Poblitz, Glowitz, Garde, das Südufer des Lupowsees entlang.

1900 hatte das Deutschtum das an den Grenzen verkleinerte Gebiet so voneinander geschieden, daß, westlich vom Kluckenbach abgetrennt, die wenigen Dörfer bei Garde, Schmolsin und den Klucken liegen, die noch slowinzische Reste beherbergen. Östlich davon, namentlich in und bei Giesebitz und Czarnowske, befinden sich Lebakaschuben.

Sehr verschieden sind die Angaben über die Zahl der Kaschuben. 55 539 giebt A. v. Fircks für 1890 an. Die Zahl ist viel zu gering, die Karte beweist, daß eben viele Masuren und Kaschuben sich auf der Zählliste als Polen bezeichnet haben. Die erste Auflage des kleinen Meyerschen Lexikons zählt 85 500, das Brockhaus'sche Lexikon 170 000, der Sprachforscher Biskupski 180 000, Dr. Legowski am zuverlässigsten 137 000, Ramult 330 917 (davon 130 700 in Amerika).

Die Lebakaschuben (vgl. Abb. 182 und 183) sind die evangelischen Slawen im östlichen Hinterpommern jenseits des Kluckenbaches. Sie sind jetzt bis auf verschwindende Reste in Giesebitz und Czarnowske germanisiert. Ihre Geschichte und Konfession bindet sie mehr an die Slowinzen, mit denen sie die gleichen Erbauungsbücher besaßen. Büsching (IX, 2063 bis 2064) meint 1768, daß im stolpischen Kreise in Glowitz und Zezenow neben der kaschubischen Sprache auch eigene Tracht geherrscht habe, in Bütow und Lauenburg aber in allen Kirchen doppelsprachiger Gottesdienst gehalten werde.

Wenn die von A. v. Fircks angegebene Zahl (26 984 männliche und 28 555 weibliche Kaschuben) nun auch nicht der Wirklichkeit entspricht, so ist doch aus den Verhältniszahlen desselben Gelehrten manches interessant. Aufser 11 Juden, 1453 Evangelischen und 5 der evangelischen Kirche verwandten waren alle Kaschuben katholisch, nämlich 97,39 Proz.; dies Verhältnis ähnelt dem der Mäher. Der Staatsangehörigkeit nach waren aufser fünf Russen und einer Österreicherin alle Deutsche, also 99,99 Proz. 42 Personen waren über 90 Jahre, 2 über 100 Jahre. Mit den Polen stellen die Kaschuben die größte Zahl der Alten.

Mit deutscher und kaschubischer Muttersprache waren 1223 Männer und 990 Frauen begabt. Es zeigt sich, daß unter diesen doppelsprachigen 595 Evangelische waren, also ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz. Bei den Kaschuben merkt man die einer selbsthaften Bevölkerung eigentümlichen Merkmale der Zahlabnahme in den höheren Altersklassen und der Langlebigkeit des weiblichen Geschlechts, mit der auch die verhältnismäßig langsamere Zahlabnahme des letzteren verbunden ist. Die Statistik zeigt ferner, daß besonders die männliche Bevölkerung zwischen dem 20. und 25. Jahre auffällig gering ist, was seinen Grund in der Auswanderung und in der Sachsengängerei hat. Die Zahl der Doppelsprachigen nimmt übrigens mit dem Alter ver-

hältnismäßig zu, sie steigt bei den Männern bis zum 20. Jahre und fällt verhältnismäßig nur langsam.

Neben je 1000 Erwerbsfähigen zählte man 750,3 nicht Erwerbsfähige.

## II. Geschichte.

Als 997 der heilige Adalbert nach Danzig kam, war die Stadt polnisch. Der Besitzer war Boleslaw, der zweite christliche Polenfürst. Aber dieser hatte fortgesetzt mit den Aufständen der Pommern zu rechnen, die nur lose mit seinem Reiche zusammenzuhängen schienen. Kräftiger scheint die geistliche Herrschaft gewesen zu sein, nicht die des Hamburger (seit 834) oder Magdeburger (seit 968) Erzbistums, aber die des Gnesener (seit etwa 1000). Mit dem Bischof Werner von Kujavien oder Leslau, der sich 1148 das Land von der Leba bis Danzig ausdrücklich als Eigentum mit dem Zehnten von dem Getreide und den Schiffen schenken liefs, ist zugleich der Zeitpunkt angegeben, an dem Westpommern ostwärts bis zur Leba ein eigenes Bistum und dasselbe Land ein eigenes Herzogsgeschlecht um Schlawe besafs, hervorgegangen aus dem pommerschen Herrscherhause, sich aber durch verwandtschaftliche Bande mehr an die Deutschen als an die Polen bindend. Die Polen behandelten nun Pommerellen als ihnen zugehörend und wählten Statthalter für Danzig. Der erste war Subislaw und soll der Gründer des Cistercienserklosters Oliva sein, das aber erst unter seines Nachfolgers Sambor Regierung (1170 bis 1207) von Kolbatz aus 1178 gegründet worden sein kann. Sein Bruder Mestwin I. (1207 bis 1220), der Stifter des Prämonstratenserklosters Zuckau, tagte noch friedlich mit den polnischen Bischöfen zu Mikulin. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so begann die Fehde seines Sohnes Swantopolk (1220 bis 1266) mit Polen und mit den eigenen Brüdern. Swantopolk vereinigte 1227 Slawien mit Pommern und rief deutsche Siedler nach Danzig, sein Bruder Sambor nach Dirschau. Swantopolk bestätigte die Schenkungen Konrads von Masovien für den Bischof Christian von Preussen 1223, dem er auf Geheifs des Papstes Gregor IX. 1231 gegen die heidnischen Preussen beistehen sollte. Er beschenkte die Stanislauskirche in Garde mit dem Fischzehnten im Garder See, dem Zehnten von Preuloca und Rowe (Rou) und anderen Einkünften aus Zietzen (Sice), Rowen (Roune), Vietkow (Wicesowo), Schorin (Scurevo), Schmolsin (Smoltzini). Sein Nachfolger Mestwin II. (1266 bis 1294) erkannte 1269 die Brandenburger Markgrafen als Lehnsherren an und sprach ihnen Danzig zu. Den Mönchen von Belbuk gab er 1281 die 1180 zur Gnesener Erzdiözese gehörige Stolper Kirche mit dem Dorfe Karzin, dem Zehnten der Dörfer Labuhn, Stantin, Wobesde, Buckow, Selesen, die Marienkapelle auf der Burg mit dem Zehnten von Flinkow und Strellin und zu einem Kloster die Nikolaikirche mit den Dörfern

Bekel, Veddin, Schorin und Schmolsin (Obesda; Smolino cum sylvis, pratis, pascuis, paludibus; piscationem in stagno, quod Gardna vocatur, et — quod Lebesco dicitur etc.). Charbrow war seit 1286 bei Kujavien. Wohl besaß er ganz Pommerellen bis auf Belgard, aber von allen Seiten drohten die Feinde, zumal er durch unkluge deutschfeindliche Politik und durch Schwanken keine Bundesgenossen erhalten konnte. Barnim von Pommern griff nach dem Kloster Bukau in Schlawe, und als er starb, wollten der Orden, Brandenburg und Polen gleichzeitig das Land. Kurze Zeit besaß es der Polenkönig Przemyslaw († 1295), der sich vom Gnesener Erzbischof zum König von Polen und Herzog von Pommern hatte krönen lassen. Dann nahm es der Sohn des mächtigen Ottokar, Wenzel II. Wenzel III. verpfändete es 1305 aufs neue den Brandenburgern. Aber Wladislaw von Polen rückte ins Weichselgebiet ein. Und als 1308 die Brandenburger, wie 30 Jahre zuvor, in Danzig einmarschierten, riefen die Danziger den Orden herbei; der kaufte den Brandenburgern ihre Rechte ab, ergriff 1310 selbst Besitz und hatte 1313 alles Land bis auf Lauenburg, Bütow, Stolp, Schlawe und Rügenwalde. Unterdes hatten die kujavischen Bischöfe überall deutsche Verhältnisse eingeführt, und die eigentlichen Herren des Landes, die Äbte von Oliva und Pelplin, der Palatin Swenza von Danzig und Stolp und andere, leisteten dem Deutschtum Vorschub. Bis zum Verfall des Ordens war das Deutschtum so weit vorgeschritten, daß selbst die Besitznahme durch Polen 1454 und 1466 nicht mehr von Einfluß sein konnte. Als nach der ersten Teilung Polens Pommerellen 1772 an Preußen kam, war ein altes durch deutsche Arbeit und Siedelung erworbenes Land in den Besitz der Behauer zurückgelangt. Lauenburg und Bütow aber lagen seit 1657 in brandenburgischen Händen. Ging auch der deutsche Charakter Pommerellens durch die Polenherrschaft nicht verloren, so fand doch keine lebensvolle Weiterentwicklung wie im übrigen Deutschland statt. G. Freytag sagt u. a. etwa (Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 269 f., 9. Aufl. Leipzig 1876):

„Die Mehrzahl des Landvolks (der Kaschuben) lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen. Wer einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten, — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, nur mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kien-span erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot

wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde, dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrothe Kopftuch für ihre Frauen, stumpf und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Pflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte, schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand. Ebenso dürftig und verwüstet waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer erkrankte, fand keine andere Hülfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampfe mit den Herden der Wölfe; wenig Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Tiere und Menschen decimiert wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihre Hütten niederlassen, sie wußten, was solche Erscheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prärie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilsberg und Braunsberg mit 12 Städten und 100 Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preussische Tamboure mit zwölf Mann das ganze Ermland durch vier Trommelschläge erobert hatten.“

Friedrich der Grosse selbst meinte: „Ich glaube, Kanada ist ebenso kultiviert wie Pommerellen“, und an anderer Stelle: „Man hat mir ein Stück Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich beschäftigt bin.“ Ähnlich hiefs es auch in amtlichen Berichten über den Netzedistrikt von 1773: „Das Land ist wüste und leer. — Die meisten der vorhan-

denen Wohnungen scheinen gröstenteils kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. . . . Der Bauernstand ist ganz verkommen, ein Bürgerstand existiert gar nicht.“

Anton (Die alten Slawen, Leipzig 1783) gedenkt kurz der Kaschuben unter Benutzung der Aufzeichnungen Hakens.

Wertvoll ist auch das Zeugnis Rhesas. Es ist um so wichtiger, als der völkerkundige Gelehrte und Dichter mit aller Liebe an den Litauern und Kuren hing, gegen die Sprachvernichter auftrat und das Volkstümliche zu schätzen wußte. Als Rhesa mit zur Befreiung Deutschlands auszog und als Militärprediger den Feldern von Leipzig zueilte, kam er auch durch Kaschubien. Er schreibt in seinem Buche darüber:

„Zwischen Stargard und Konitz ist gegen 10 Meilen lauter Heidesand und Wüstenei. Man reist zwei, drei Meilen weit, ohne ein Dorf anzutreffen. Es scheint ein von Gott und Menschen zugleich verlassenes Land zu sein. Die Kaschuben, ein wendischer Völkerstamm, bewohnen diese Wüstenei. Sie sprechen eine dem Polnischen ähnliche Sprache. Der Schnitt ihres Gesichts ist auffallend von den Preußen verschieden, sowie ihre Kleidung. Sie sehen aus wie die gemalten Heiligenbilder auf dem Trödel. Da sie katholisch sind, so ist Einfalt und krasse Bigotterie auf ihrem Gesichte zu lesen. Ein gewisser Zug von Feigheit und Haß gegen die Deutschen läßt sich von ihnen nicht verbergen. Mit heimlichem Argwohn blicken sie den Fremden von der Seite an, wenn er nach dem Wege fragt, und thun, als verstünden sie den Deutschen nicht. Übrigens herrscht die größte Armseligkeit innerhalb ihrer mit Marienbildern bedeckten Wand. Keine Spur von deutschem Kunstfleiß, kein Stuhl in dem Hause, kein Obstbaum im Garten. Ich glaube, daß dies Volk, obgleich mitten unter Deutschen, seit fünf und mehr Jahrhunderten auf derselben Stufe der Roheit und Unkultur stehen geblieben, weil der Deutsche sie und sie den Deutschen nicht leiden können. An Schulen auf dem Lande ist gar nicht zu denken, daß sie wenig Patriotismus haben werden, läßt sich nach dieser Schilderung wohl erwarten, und durch sie wird der preussische Staat gewiß nicht gerettet werden.“ — Rhesa sah mit dem Auge des Freiheitskämpfers und Patrioten.

Lorek schildert 1820 die Lebakaschuben schon in besserem Lichte; neuere Schriftsteller werden auch den guten Seiten der pommerellischen Kaschuben gerecht. Die Sprache ist an vielen Orten, besonders in evangelischen Kirchspielen, deutsch und der Sinn zutraulicher geworden. Auf mich wenigstens haben die Leute einen freundlicheren Eindruck gemacht als auf Rhesa.

Daß indes auch noch heute dort polnische Gesinnung vorherrscht, zeigen die Reichstagswahlen. Dem allgemeinen Kulturaufschwung aber hat sich das Kaschubenland nicht entzogen. Auch die Ansiedlungskommission hat ihre Thätigkeit nicht umsonst ausgeübt.

Ursprünglich scheint man, im Gegensatz zu den Slowinzen, rein polnische Bücher gebraucht zu haben; in Zezenow findet man noch die alte polnische Bibel, das Königsberger preussische polnische Gesangbuch, die Evangelia und Episteln deutsch und polnisch (Danzig 1721) mit angehängtem Gesangbuch und Einmaleins. In Garde hatte man aber auch im Jahrhundert der Reformation die Lutherische Postille und einen Katechismus in polnischer Sprache; das Krofeyse Gesangbuch wird nicht erwähnt. Auch in Glowitz besafs die Kirche 1733 aufer deutschen Büchern und der plattdeutschen Kirchenordnung ein Gesangbuch, eine Bibel, einen Katechismus, eine alte und die neue Dombrowskische Postille in polnischer Sprache.

Am frühesten erscheint das lebakaschubische Schrifttum in Anlehnung an das evangelische slowinzische erblüht zu sein. Die handschriftlichen Arbeiten sind kaum auseinander zu halten. Auf lebakaschubischem Boden entstanden aber sicher die Virchenziner Eide um 1720 (Tetzner, Slowinzen, S. 212 bis 228). Zu den in meinem Buche angegebenen Stücken füge ich hier die Übersetzung des Reinigungs-, Zeugen- und Dreschereides (S. 214) und den Lojower Holzwärtereid.

Reinigungseid: Ich N. N. schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, dafs ich an dem betreffenden Bier unschuldig bin und auch das Bier nicht angezapft habe, so wahr mir Gott helfen möge durch Jesum Christum. Amen.

Zeugeneid: Ich N. N. schwöre bei Gott dem Allmächtigen und bei seinem heiligen Evangelium einen körperlichen Eid, dafs ich weder aus Liebe oder Furcht zu meinem gnädigen Herrn, noch aus Haß oder Zorn gegen die Zipkower fälschlich aussagen, sondern die reine Wahrheit sagen will, wie es einem ehrlichen und aufrichtigen Menschen ansteht. Wenn ich lügen sollte, so gebe Gott, dafs ich verdorre wie ein dürrer Ast am Zaun und kein Glück in allem dem Meinigen habe, sondern dafs meine Thaten verflucht seien. Amen.

Dreschereid: Ich N. N. verspreche und schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, dafs ich in der mir vom Herrn Schloßsvogt zum Dreschen anvertrauten herrschaftlichen Scheune das Korn so gut als möglich ausdreschen und nichts nehmen will, was mir nicht gehört. Ich will auch nichts nehmen lassen und es anzeigen und nicht verbergen, wenn es geschieht. So wahr mir Gott helfe. Amen.

Lojower Holzwärtereid. Ich N. N. schwöre zu Gott dem allmächtigen einen wahren leiblichen Eyd, dafs ich auf das mir anvertraute Holz und Buschwerk bey Lojow fleißig acht haben will. Solches ofte bey Tag und Nachte durch gehen, und achtung geben, dafs niemand, weder einheimische noch fremde Schaden darin thun, und dafern ich jemand darin betreffen solte dafs er was abhauen oder stehlen wolte, so will ich solches sogleich meiner Herrschaft anzeigen und darin keinen übersehen, es sey Freund oder Feind. Will auch sonst meiner Herrschaft in allen stücken treu und gehorsam seyn,

alles dieses will ich thun und halten, so wahr mir Gott zur ewigen seeligkeit helfen soll durch Jesum Christum. Amen.

Mrongowius hat in seinem polnisch-deutschen Wörterbuche auch den kaschubischen Sprachschatz (1835 bis 1837) berücksichtigt. Kaschubische Wörterbücher schrieben besonders Poblöcki 1887, Berka (Biskupski) 1891, Ramult 1893. Eine kaschubische Schriftsprache aber wollte Flavius Cenowa aus Slawoschin im Putziger Kreise schaffen. Die nördliche Mundart sollte die Grundlage einer gemein lechischen Sprache bilden und die „slowinzische“ Sprache sollte von Hela bis ins Tschechenland verständlich sein. Unermüdlieh sammelte der fleißige Arzt und Gelehrte seit 1850 Lieder, Märchen, Sprichwörter, er dichtete auch selbst und verbreitete die jetzt seltenen Heftchen. Der Humorist Derdowski gab 1880 ein Werk heraus, in dem er, wie Donalitius, das gewöhnliche kaschubische Volk schilderte. Von neueren kaschubischen Ethnographen ist besonders Legowski zu erwähnen, der mit Vor- und Umsicht die sprachlichen und volkstümlichen Schätze hebt.

### III. Wohnung, Beförderung, Kleidung.

Boden. Uralte Burgwälle, die Treichel besonders erforscht hat, und zahlreiche Urnenfunde beweisen, wie lange die Kaschubei besiedelt ist. Der Boden selbst ist karg, und besonders im Norden sind die großen Heiden oder Moore, ein Gemisch von Sand- und Torfand, während der Waldbestand, der hier und da nicht unbedeutend war, gering geworden ist. Landschaftlich schöne oder merkwürdige Gegenden, wie der Strand und die Kaschubische Schweiz, locken wohl auch Fremde zum Besuch, und die Tuchelsche Heide ist lange nicht so schlecht als ihr Ruf. Die Moorlandschaften sind bei all ihrer Einförmigkeit (vergl. Abb. 184) nicht unbelebt. Der Bauer sticht die Palten, die oberste Schicht des mit Moor und Heidekraut bewachsenen Torfmoors, und fährt mit dem Kuhgespann haushohe Haufen vor sein Gehöft. Die klar gehackten Palten benutzt er als Streu oder füllt die Düngergrube damit an, daß die Jauche einzieht. Die Palten machen also das Stroh, das Feuerungsmaterial und den Dünger zum Teil überflüssig. Der Gräbenauswurf der Moore wird auch hier zur Mischung und Fruchtbarmachung des Sandgebietes benutzt; auch die Düngersalze haben ihren Einzug gehalten. Die Moordörfer, die die großen Heiden unterbrechen, sind meist recht klein (vergl. Abb. 185) und zeigen in der Gebäudeanlage mit den schiefen Giebeln, den abseits liegenden Kartoffelmieten, Kellern, Speichern, Backöfen und dem Ziehbrunnen ein festes Gepräge (vergl. Abb. 186).

Haus. Die Grundform des Hauses ist der slowinzischen Urform ähnlich: zwei halbe Häuser sind zusammengebaut (vgl. Abb. 172, S. 409); jede Hälfte gehört einer Familie. Wenn bei den Lebakaschuben links



Abb. 184. Das Giesebitzer Moor, der Lebasee, dahinter die Nehrung. Dorf Fuchsberg, von dem östlich Giesebitz, westlich die Klucken liegen.

(Nach einer Aufnahme des Verfassers.)



Abb. 185. Kaschubisches Dorf inmitten des Zemminer und Ruschitzer Moores.  
(Nach einer Aufnahme des Verfassers.)



Abb. 186. Giesebitzer Lebwiese.  
Im Hintergrunde die Nehrung, im Vordergrunde Kaschubenkate, Ziehbrunnen, und abwechselnd ein Kartoffelhaufen  
und ein Backofen.

(Nach einer Aufnahme des Verfassers.)

und rechts von dem Hausflur nur je eine Stube mit dahinterliegender Kammer das gewöhnliche ist (Abb. 187), der Stall aber abseits liegt,

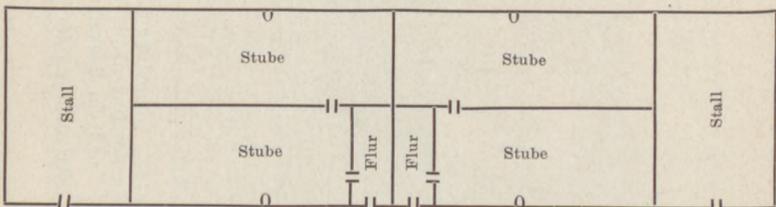
Abb. 187.



Czarnowsker Kaschubenhäuser. (Nach einer Aufnahme des Verfassers.)

so bemerkt man in der Krockower Gegend viele Häuser, bei denen seitlich noch ein Stall angebaut ist (Abb. 188). Tritt in Pommern

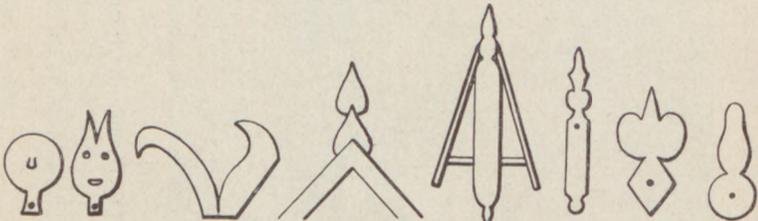
Abb. 188.



Grundriß eines Krockower Hauses.

noch hier und da Holzbau auf, so in Westpreußen meist Lehmfachwerk mit Strohdach. Der festgestampfte Lehm Boden und die Rauchkate haben der Diele und der Esse Platz gemacht. Im Norden ist die Giebelzier seltener als im Süden (Abb. 189). Aus- und Einbauten

Abb. 189.



Giebelzier aus dem Neustädter Kreise.

(Treichel in den Verh. d. Berl. anthr. Ges., 30. 6. 1888, 16. 2. 1889, Abbildungen) verwischen zudem in wohlhabenderen Gegenden die landschaftliche Eigenart. Der unermüdliche Treichel hat Hunderte von

westpreussischen Giebelfiguren gesammelt (vergl. a. a. O. 30. 6. 1888, 16. 6. 1894, 21. 7. 1894, 20. 6. 1896 etc.). In der Küstengegend ragen oft einfache Windbretter kreuzweise am Giebelende in die Höhe, und das Dach fällt nach allen vier Seiten schräg ab. Beim Keller (Abb. 190), der stets zu ebener Erde, nie unter dem Hause liegt, ist die Erdgrube die Hauptsache. An den beiden Enden sind Pfahlkreuze und darüber ein Balken über die Grube gelegt. Nun bildet der Balken

Abb. 190.



Kaschubischer Keller in Krockow.

den First, an dem schräg mit Palten bedeckte Hölzer dachartig anliegen. Der Kellereingang ist stets gemauert und mit einer niedrigen Thür versehen, auf der Seite öfters mit Schilf belegt und ähnelt zuweilen einer Hundehütte. Der Backofen ist mit Lehm beklatscht (Abb. 186), gleicht äußerlich öfter dem Keller, ist aber kugelig und hier und da zu einem Backhäuschen ausgebaut.

Beförderung. Es wird noch derselbe auf den abseits liegenden Dörfern gebräuchliche kurze Leiterwagen gewesen sein, mit dem wir, in Rhesa, das Land durchfuhren. In den Leitern (Abb. 191) stehen zwei halbe ineinander geschobene Korbkästen, wenn man nicht Strohseile durch die Leitern gezogen hat. Auch der Sitz ist von Stroh. Im Winter setzt man das Gestell einfach auf Kufen. Bei der geringen Zahl von Eisenbahnen wird man bald mit diesem etwas unbequemen Gefährt vertraut, das indes schon hier und da modischen Wagen im Preise von 500 Mk. Platz macht.

Abb. 191.

Leiterwagenseite  
in Krockow.

Kleidung (Abb. 192 bis 194). Die Kleidung der alten Kaschuben ist sehr häufig beschrieben worden (sämtliche alten Zeugnisse in meinen „Slowinzen und Lebakaschuben“), namentlich Lorek hat den Gegenstand für sein Kirchspiel ausführlich behandelt, den schwarzen kurzen Faltenrock und das ärmellose Mieder der Frau, die Pelzmütze, den gezipfelten Doppelpelz der Männer (Abb. 193) und die schön gestickten großen Handschuhe, die früher in Glowitz sogar als geistliche Abgabe in Gebrauch waren, in ähnlicher Weise

Abb. 192.



Handschuh. (Nach Andree.)

aber auch noch heute in ganz Norddeutschland vorkommen (Abb. 192). Noch vor 10 Jahren trug man im Neustädter und Putziger Kreise den langen blauen Rock aus selbstgewebtem Tuch, heute sind Sommerüberzieher und Kaisermäntel nichts Seltenes, und die Kleider der Bazare sind teilweise in die entlegensten Gegenden eingezogen. (Vgl. auch Abb. 194.)



Abb. 193. Kaschubische Tracht im Jahre 1820.

(Nach Lorek.)



1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

Abb. 193. Typen aus Czarnowske. (Nach einer Aufnahme des Verfassers gez. von Hiemann.)

1 Kaschubischer Fischer. 2 Kaschubin im gewöhnlichen, 11 im Trauerkleide. 3 bis 7 Kaschuben. 8 Germanisierte Kaschubin im Trauerkleide. 9, 10 Zigeuner.

## IV. Familienfeierlichkeiten.

Hochzeit. Die Bräuche bei Hochzeit, Begräbnis und Taufe weichen von dem polnischen, masurischen, slowinzischen und mährischen nur in Kleinigkeiten und individuellen Zufälligkeiten ab.

Neben der Brautschau giebt es auch eine Bräutigamsschau, wenn die Heirat zwischen den Vätern verabredet worden ist. Bei der Verlobung fährt der Bräutigam die beiden Mütter, der Brautvater Braut und Schwiegervater. Der Hochzeitsbitter spricht seine Sprüche deutsch, seltener kaschubisch. Unter den zur Hochzeit von den Gästen geschickten Nahrungsmitteln befindet sich auch ein Hahn für den Bräutigam. Man nimmt es sehr übel, wenn bei der Einladung eine nahestehende Familie übersehen wird. Die Frau des Lehrers putzt meist die Braut an. Vor dem Brautgang bittet jene ab. Der geschmückte Hochzeitsbitter führt den Zug zur Kirche an. Knechte reiten schiefsend nebenher. Am Hochzeitstage wird dem Bräutigam aus Scherz von den wartenden Frauen oft die Thür zugehalten und nur gegen Versprechungen geöffnet. Kommt das Paar nach Haus, so reicht man ihm Salz und Brot, das berühren beide mit den Lippen. Zum Brautmahl gehören ungeköpfte Fische, Reis, Schwarzsauerer. Brautschubstehlen, Hochzeitsecke, Lichter vor dem Paar sind auch in der Kaschubei hier und da zu finden. Der Hochzeitsbitter hält in Pausen Reden, die mit der Aufforderung zum Geben enden, für die Braut, für ihn, für die Musikanten, für die Köchin. Zum Schluß bittet der Brautvater, mit dem wenigen fürlieb zu nehmen. Gesang und Gebet beschließt die Tafel. Beim folgenden Tanz muß jeder mit der Braut tanzen, und am nächsten Morgen jede; „der Kranz wird abgetanzt“, nachdem um Mitternacht zuvor die Häubung vorgenommen worden ist. Da schliessen die Jungfrauen einen Kreis um die Braut, singen ein Lied („Wir winden dir den Jungfernkranz“), tanzen, nehmen ihr den Kranz ab und setzen ihr die Haube auf. Der Kranz war schon zuvor zerknittert worden. Jeder nimmt sich ein Stück davon.

Die Hochzeit findet meist um Martini, und zwar Dienstags statt; dann sind natürlich die Musikanten rar. Ärmere feiern die Hochzeit im Krug; dabei wird viel süßer Schnaps getrunken. Die Getränke spielen eine Hauptrolle, schon bei der Verlobung wird auf die Heirat ein Faß Bier getrunken. Das soll zugleich die Abmachungen wegen der Ausstattung rechtsgültig machen. Die in Prosa übertragenen Sprüche und Lieder aus der Arbeit Treichels zeigen zunächst eine Zeit, bevor die Myrte als Brautschmuck üblich war. Sie zeigen, wie die ähnlichen litauischen Lieder, ferner den Gesichtskreis der Leute und die symbolische Art der Redeweise. Die Kaschubin ist weit davon entfernt, sich schlagen zu lassen, sondern führt die Geldbörse.

In Zarnowitz und Umgegend laden meist Bräutigam und Braut am Polterabend persönlich, mit einer Flasche Schnaps versehen, die

Dorfbewohner zu ihrer Hochzeit ein; zur Hochzeit bringt man Musik mit zur Kirche (vier Hornbläser), nach der Trauung wird bis gegen 4 Uhr im Gasthause getanzt, wobei viel freudiger Lärm gemacht wird, während der Kaschube Streit vermeidet.

Hochzeitsbitterverse: Zu gering sind meine Füße, um zu überschreiten die herrschaftliche Schwelle; aber ich bitte euch um Entschuldigung, geehrte Herrschaften, auf daß ihr euch nicht darüber wundert, weil ihr mich heute so frei aufdringlich gesehen. Denn ich bin nicht zu den Herrschaften gekommen aus eigenem Kopfe, sondern von Gott beredet. Ich bin geschickt zu den Herrschaften zuerst von Gott, von seiner allerheiligsten Mutter und allen Heiligen, von den Eltern dieses jungen Paares, auch von diesem Brautpaare (Namen) selbst, welches im Begriff steht (Zeit, Ort) in den Ehestand zu treten. Ich lade euch, alle Herrschaften, welche ihr euch in diesem Palaste (Hause) befindet, zum Hochzeitsakte, damit ihr, geehrte Herrschaften, keine Ausrede macht und diesem jungen Paare zum Ehestand dient; auch damit die Mädels und Brautjungfern sich Schürzen und Tücher schön waschen und plätten, die Strümpfe mit seidenen Bändern festbinden, damit dieselben im Tanz nicht auf die Hacken herabfallen, damit für sie selbst sowohl, auch für die junge Frau keine Konfusion hieraus entsteht; auch daß ihr, junge Herren und Kavaliers, die ihr euch in diesem Palaste (Hause) befindet, die Pferdchen gut mit Hafer füttert, die Wagen schmiert, die Stiefeln putzt und die Pistolen in Ordnung bringt, um mit diesen dem jungen Paare Triumphe zu schießen. Auch Euch, Herr Wirt, der Ihr Euch im Palaste befindet, sich mit den Pferdchen nicht auf Reisen zu begeben, — weder nach Danzig — denn es wird sehr vornehm zugehen — auch nicht nach Berent — denn es wird nicht Taufe sein — nach Bütow nicht oder Krakau; — darüber aber thut mir der Kopf weh, — nicht mir nur so allein, — wie dem jungen Paare viel mehr. — Es wird eine reiche Hochzeit werden; — da sind schon geschlachtet zwei gehörnte Ochs, — zwei schwanzgestutzte Borge, — drei Mandel Gänse, — drei Paar Puthähne — und drei Körbe mit Pfefferkuchen. — Es wird da sein ein Backofen voll Brot, — welches uns sehr nötig sein wird. — Es wird da sein ein leichtes Getränk, — und werden wir trinken einer zum andern. — Da wird sein ein Ohm Branntwein und ein Ohm Rum, — da werden wir recht trinken und saufen. — Die Hochzeit soll dauern eine ganze Woche, aber für uns nicht jeden Tag, — von Sonntag auf Montag, — von Montag auf Dienstag, — von Dienstag auf Mittwoch, — von Mittwoch auf Donnerstag. — Und am Freitag wollen wir zusehen, — ob Letzttag ist oder erst anfängt. — Wer sich aber noch Sonntag wird amüsieren wollen, — der vergesse nicht, einen Beutel mit Geld mitzunehmen. — Aber ich, meine geehrten Herrschaften, bin ein Reisemann, — der Beutel ist mir und mein Bauch so leer: — Daher bitte ich, geehrte Herrschaften, um ein Glas Bier —

oder auch um ein Gläschen Rum, — damit ich glücklich nach Hause kommen kann. — Oder auch um einen Groschen Geld, — weil ich habe auf dieser Reise viel Elend und Ungemach ausgehalten. — Hat aber wahrscheinlich den verehrten Herrschaften mein Dienst nicht gefallen, so muß ich die Herrschaften sehr bitten, mir's doch zu verzeihen: — denn ich hab es nicht gelernt in der Schule, noch in der Kirche, sondern in der Scheune. Und ihr wißt, geehrte Herrschaften, daß dort nicht viel Zeit zum Lernen ist, — weil dort Getreide zum Dreschen war. — Jetzt endlich: Gelobt sei Jesus Christus! —

### Häubungsgesänge vor dem Abtanzen des Kranzes:

#### 1. Vor der Häubung.

Ach! mein Kranz von Lavendel,  
Gleite nicht von meinem Kopfe;  
Wenn du meinen Kopf losläßt,  
Wirst du auf der Erde herum-  
geschleppt werden.

Ach! mein Kranz von weißer Rose,  
So mancher dient mir heute:  
Morgen wird er mir nicht mehr dienen;  
Denn morgen werde ich schon Frau  
sein.

#### 2. Nach der Häubung.

Ach, ach, ach! mein Mann schlägt mich,  
Wer wird mich jetzt bedauern?  
Frau Mutter, fahr zu mir  
Und bedaure wenigstens du mich. —  
Nachdem Frau Mutter dann gekommen,  
Hat auch die Wirtschaft sich besehn:  
Schlag, mein Schwiegersohn, gut,  
Bis der Tochter die Haut platzt;  
Nicht mit der Axt, noch mit dem Messer,  
Sondern mit Stock und Strang. —

Wenn auch wer nachjagen möchte mit vier Pferden,  
Er würde meinem Kranze doch nicht ankommen;  
Wenn auch wer fallen liefse ein Knäuel von Zwirn;  
Meinen Kranz würde er nicht greifen.

Ach! mein Kranz von Kartoffelkraut,  
Falle nicht von meinem Busen<sup>1)</sup>.  
Ach! mein Kranz von altem Strauchbesen,  
Wie werden wir uns jetzt knillen.

Ach! mein Kranz von Lavendel,  
Fall doch nicht von meinem Kopfe,  
Wenn du aber runterfällst, so wirst du umkommen,  
Wirst auf meinem Kopf nicht mehr sitzen.

Ach! mein Kranz von weißer Rose,  
Die Welt dient mir jetzt nicht mehr;  
Andern dient sie, und mir will sie's nicht:  
Mein Herz hat es gewulst.

<sup>1)</sup> Z moich piczy; der Sing. = vulva. („Nur Travestierung“. Łęgowski.)

Ach! mein lieber Rosmarin,  
 Ich habe dich gesät auf dem Beete,  
 Jetzt werd ich dich nicht mehr säen,  
 Werde allein Herrin sein.  
 Schwer war es mir auf dem Herzen,  
 Weil ich heute nicht weinte.

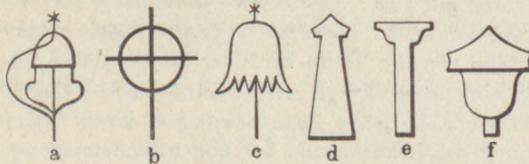
(Ethnogr. Zeitschr. 1884, S. 105 ff.)

Kindheit und Taufe. Bis zur Taufe darf nichts verborgen werden, die Taufe muß bald geschehen. Brautleute als Paten bringen Glück. Die Kinder sollen nicht nach Verstorbene benannt werden. Bei der Rückkehr von der Taufe wird der Mutter das Kind zu Füßen gelegt. Wer eine leere Wiege wiegt, raubt dem Kinde den Schlaf. Bis zur Taufe muß die junge Frau etwas von ihrem Manne anhaben. Die Entwöhnung des Kindes muß bei abnehmendem Mond geschehen. Zu Paten nimmt man keine Personen mit körperlichen Gebrechen. Über Kinder, die am Boden liegen, soll man nicht wegschreiten, sonst wachsen sie nicht. Hat man es doch gethan, muß man wieder zurückschreiten. Kinder, die die Schere in den Mund nehmen, bekommen Hasenscharten. Kinder, die sich auf den Tisch setzen, bekommen Schwären. Den ausgefallenen Zahn soll das Kind über den Kopf werfen, daß ein neuer wächst. Zum erstenmale Pate sein, und zwar bei unehelichen Kindern, bringt Glück. Einbinden von Geld in den Patenbrief, von frommen Büchern in die Wiege, das Hüten vor Beschreien und vor den Unterirdischen, ist auch bei den Kaschuben bekannt. Wenn ein Mädchen beim Umzug des Schimmelreiters vom Storch berührt wird, bekommt es im folgenden Jahre ein Kind. Irrlichter sind ungetaufte Kinder. Aus den Planeten lesen manche die Lebenszeit und das Lebensgeschick. Mit Kindern, die im Schlafe lachen, spielen die Engel.

Krankheit und Tod. Aalhaut, Maulwurfspfoten, Schleim der schwarzen Schnecke, Berühren mit einer Leichenhand, Glockenfett, Glockenseilasche, zu Johanni gesammelte Kräuter: sind gute Heilmittel. Präpelformeln werden deutsch und kaschubisch gesprochen. Wer am Sonntag erkrankt, wird nicht wieder. Auf Tolltäfelchen mit der Formel „Sator arepo tenet opera rotas“ gebackene Kuchen helfen gegen den Biß toller Hunde. Beim „Beschrieensein“ hilft das Bewischen mit dem Hemde eines Menschen des anderen Geschlechts. Anzeichen für den Tod sind: Abfallen eines Bildes von der Wand, Stehenbleiben der Uhr, Maulwurfshaufen im Hause, Hundegeheul, Uhugekrächze. Todkranke sollen nicht umgelegt werden; man zieht Sterbenden das Kopfkissen weg. Auch hier teilt man den Haustieren den Tod mit und hält unter Schmaus und Gesang geistlicher Lieder die Totenwacht. Kleidung Lebender giebt man Toten nicht mit ins Grab; unfertig hinterlassene Arbeiten macht man nicht fertig. Die Namenszüge entfernt man aus der Totenkleidung und -wäsche. Neuntöter oder Vampyre bringen Zähne mit auf die Welt, haben ein Häutchen auf dem Kopfe und Striemen

am Halse. Man muß ihnen im Sarge den Kopf vom Rumpfe trennen. Beim Begraben kippt man die Sargbank um. Dem Toten legt man den Kamm, womit er gekämmt worden ist, unter das Kissen. Man giebt ihm öfters eine Citrone in die Hand und zieht ihm ungetragene Wäsche an. Toten soll man nicht nachweinen, sonst wird ihr Hemde nafs. Redet man von Toten, so sagt man: „Gott hab ihn selig.“

Abb. 195.

Grabschmuck ( $1\frac{1}{2}$  bis 2 m hoch).

a, c von schwarzem Blech mit gelber Inschrift; auf der Hinterseite von a (Bohlschau): „Droben ein Wiedersehn“, auf der Vorderseite: „Hier ruht in Gott Auguste März, geb. den 7. Nov. 1873, gest. den 18. März 1889 zu Borowo. — Grabspruch auf c (Doppelgrab zu Bohlschau): „Hier tönt kein Weinen, nagt kein Schmerz, hier wohnt das Glück, hier ruht das Herz.“ — „Die Hand der Liebe deckt euch zu, Schlaft eine sanfte, süße Ruh.“ — b, d, e, f von Holz.

Auf das Grab (Abb. 195) verwendet man in der Strandgegend nicht viel Schmuck. So sind in Zarnowitz, wohin 17 Dörfer die Toten begraben, nur 18 Grabdenkmäler, gewöhnlich umlegt man dort die Gräber mit Feldsteinen von doppelter Faustgröße.

## V. Aberglaube und Gebräuche.

Geister. Teufel, Alp, Mahrt, die Leutchen, kopflose Gespenster, Hexen und Kobolde sind auch bei dem abergläubischen Teile der Kaschuben zu Hause. Die Kolik ist ein lebendes Wesen wie der Gumbs der Litauer. Hinter dem Mistkäfer verbirgt sich der Teufel, ebenso kommt er im Wirbelwind oder hat, wo Irrlichter funkeln, Geld verborgen. Unken sind verwünschte alte Jungfern. Feurige Männchen bringen fliegend Geld über die StraÙe.

Glück, Unglück, Zukunft. Schrotkugeln im Wildfleisch bringen für Jäger Glück. Der Backteig und das Brot sollen bekreuzt werden. Ein gefundenes Hufeisen muß man ans Haus annageln; es bringt Glück. Klagt einem ein Kranker sein Leiden, so soll man still sagen: „Klage dem Stein“, daß er die Krankheit einem nicht anklagt. Während des Spiels soll man sein Geld nicht zählen. Hochzeitsthaler vererbt man gern. Wer ein neues Kleid anhat, den muß man zupfen mit den Worten: Zupf, zupf, zupf, daß bald zerreißt, morgen kriegst du wieder ein neues; das heißt „den Schneider herauszupfen“. Man schiebt beim Betreten eines neuen Hauses zuerst ein Thier hinein, mauert es wohl gar ein, damit alles Unglück sich auf das Thier lenken

soll und für den Menschen nur das Glück übrig bleibt (vgl. Wallenstein im Altorfer Karzer). Der erste Traum im neuen Hause ist von Vorbedeutung. Mittels Erbbibel und Erbschlüssel kann man Diebe entdecken. Eine Hand, die drei Maulwürfe totgedrückt hat, ist eine glückliche. Wo ein Storch nistet, brennt das Gebäude nicht ab; wo Schwalben ihr Nest haben, schlägt kein Blitz ein. Maulwurfshaufen im Hause bringen Glück, vor dem Hause Unglück. Hunde, die Wasser-namen haben, kann kein Dieb besprechen. Die Zukunft erfährt man durch Pantoffelwerfen, Bleischmelzen, Knopf abzählen, Bibelaufschlagen, Lichtverglimmenlassen, mitternächtliches Kreuzwegstehen; besondere Zeiten, die Zukunft zu erfahren, sind: Mitternacht, Sylvesternacht, die zwölf Nächte, Johannisvorabend, Andreastag, Heiliger Abend. Auch verbirgt man gern unter umgestürzten Tellern verschiedenerlei, beispielsweise Brot, Geld, einen Zweig u. dergl., läßt einen Teller wählen und schließt von dem darunter liegenden auf die Zukunft. Glücksgebäck hat man gern in der Schublade. Wenn man Salz verschüttet, wird Zank werden. Ein Unverheirateter soll weder Butter noch Käse anschneiden. Wer das erste Ränftchen bekommt, wird bald heiraten; das Ränftchen darf ein Bettler nicht bekommen. Man bäckt „Neujahrchen“, die giebt man den Neujahrssängern; dies Gebäck soll für das Vieh besonders gut sein. Man setzt niemandem ein unangeschnittenes Brot vor. Schimmelig Brot macht die Augen klar. Das Brot darf nicht mit der Unterseite nach oben gelegt werden. Gäste bekommt man, wenn sich die Katze putzt. Freitags und Montags soll man keine Reise beginnen. In den Zwölften wird, wie allwärts, nicht gern gesponnen und gerungen. Bei zunehmendem Mond unternimmt man alle Sachen, die Wachstum bedingen; bei abnehmendem solche, die ein Verschwinden wünschenswert erscheinen lassen. Für eine geborgte Stecknadel soll man nicht danken, sonst vergeht die Freundschaft. Nägel muß man bei zunehmendem Licht abschneiden. Was man beniest, ist wahr; wenn man in der Rede plötzlich vergiftet, was man sagen wollte, war es eine Lüge.

Adventszeit. Vermummte und verkleidete Knaben ziehen am Weihnachtsvorabend mit dem Brummtopf herum und singen: Wir treten herein ohn' allen Spott, einen schönen guten Abend, den geb' euch Gott (auch: den gab uns Gott), einen schönen guten Abend, eine fröhliche Zeit, die unser Herr Christus uns hat bereit'. Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch, auf allen vier Ecken gebratenen Fisch u. s. w. Es folgen Wünsche für alle Familienglieder; zuletzt bekommen die Sänger eine Gabe. — Solche volkstümlichen, der Hauptsache nach wohl von Lehrern oder gewitzigten Leuten gemachten Verse werden auch zum Geburtstage, bei Hochzeitseinladungen, beim Bringen des Erntekranzes und der Erntekrone vorgetragen, sowie als Bindsprüche bei der Ernte, als Richtsprüche, als Schnursprüche der Zimmerleute, Lotsprüche der Maurer und Bindsprüche der Ziegler.

Der Umzug des Schimmelreiters, zu dem sich oft noch neben der Musik mit Stürzen, Giefskannen u. dergl. ein Bärentreiber, Storch, Jude, Bettelweib gesellt, findet in der Adventszeit statt <sup>1)</sup>.

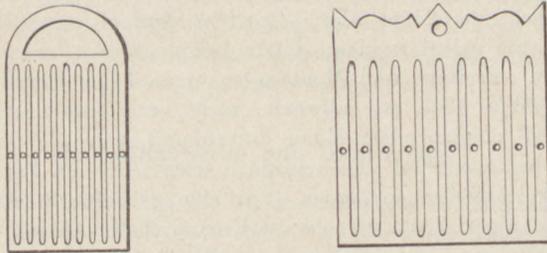
Osterzeit. Die „Palmweihe“ der Weidenkätzchenruten findet ähnlich wie bei den Tschechen zu Palmarum statt <sup>2)</sup>, die Kräuterweihe am 15. August. Zu Ostern „hüpft“ die Sonne, man holt Osterwasser und geht schmackostern. Zu Walpurgis bekreuzt man die Thüren.

Johannisfest. Man brennt am Vorabend Teertonnen an, die man auf Stangen gesteckt hat, und die Jugend tanzt darum. Den Kühen bindet man Kränze um den Hals, bekreuzt die Stallthüren und sammelt gewisse Heilkräuter.

Tanz und Spiel. Hier und da sieht man noch den Schuster-, Schäfer-, Mützen- oder Bärentanz. Die Kinder spielen: „Wir gehn wandern“, „Gehohlen, gestohlen, gekuppelt, gekauft, gehandelt, gewandelt“, „Wappen oder Zahl“, Klippe, Ballspiel, Fangen, Himmel und Hölle, Holz auf Stein, Tischspiel.

Gerät. Von eigentümlichem Gerät, das vom Slowinzischen ab-  
wiche, ist hier etwa eine stattliche Reihe von Schulzenstöcken, Tabaks-  
kacheln <sup>3)</sup>, die auch in Litauen vorhandenen Web- und Strickkämme <sup>4)</sup>

Abb. 196.



Flechtkämme.

15 cm breit, 10 cm hoch bis zum Ende der Spitze. Durch die (etwa neun) Löcher werden Garnfäden gezogen und zu Bändern geflochten.

(Abb. 196), Balden und Kollektenbecken, Segenbretter, Bell-, Sator- und Tolltafeln zu erwähnen. Die Schulzentische mit den eingeschnittenen Zeichen jedes Bauern, die Rundmarken <sup>5)</sup>, die slawischen Joche (Abb. 197), Quernen, Schlüsselanhängsel finden sich bei anderen slawischen Stämmen auch. In einigen Orten (Zarnowitz) wird bei

<sup>1)</sup> Vgl. Treichel, a. a. O. 20. 1. 1883, Abbildungen. Geräte auch im Stettiner Museum.

<sup>2)</sup> Treichel, Vortrag 15. 5. 1883.

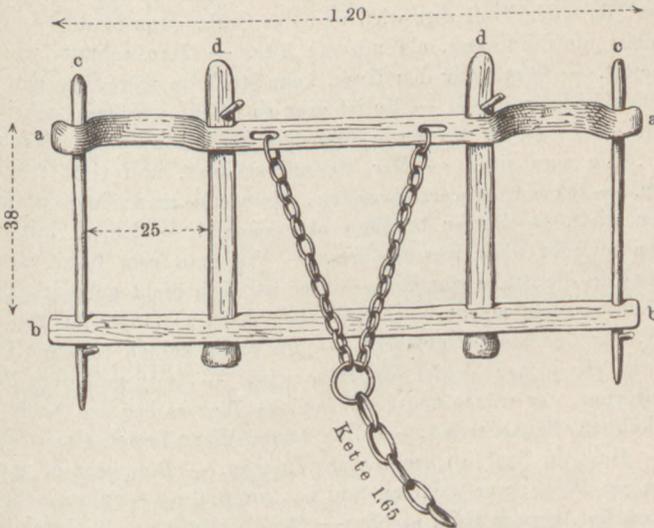
<sup>3)</sup> Treichel, a. a. O., 21. 1. 1882.

<sup>4)</sup> Desgl., 21. 10. 1882; 16. 12. 1893; 21. 7. 1894.

<sup>5)</sup> Vgl. Stettiner Museum und Treichel, a. a. O., 21. 7. 1894, Abb.

Bekanntmachungen ein hölzernes Rohr herumgesandt, darin befindet sich das zusammengerollte Schriftstück<sup>1)</sup>. Dem Gemeindestab (Abb. 198) und der Tafel (Abb. 199) folgte an vielen Orten das einfache Schriftstück.

Abb. 197.



Slawisches Rinderjoch.

(Aus Andree, Braunsch. Volkskunde, 2. Aufl.)

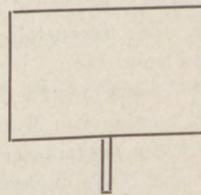
Abb. 198.



Früherer Bock in Bohlschau.

Etwa 1 m lang, gewachsener und geschälter Stock mit möglichst vielen Biegungen. a Griff, b Blatt mit Bekanntmachung, um den Stock gewickelt, c Bindfaden als Befestigung.

Abb. 199.

Bock (Gemeindezeichen)  
in Bohlschau.

24, 35 cm. Runder Stiel:  
14 cm lang.

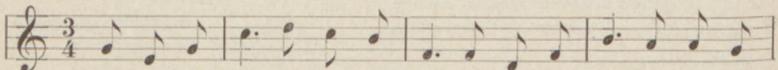
<sup>1)</sup> Vgl. Abbildungen und Ausführungen von A. Treichel, a. a. O., 21. 1. 1882; 21. 7. 1894.

## VI. Kaschubische Sprichwörter und Lieder.

Er ist auch nicht hinter dem Ofen aufgewachsen. — Das Schwein hat vergessen, daß es ein Ferkel gewesen ist. — Du mußt es so machen, daß der Wolf satt wird und das Schaf ganz bleibt. — Es ist ihm mehr um die Junge, als um die Alte. — Man schläft, wie man sich bettet. — Wenn für den Hund kein Stock da wäre, würden alle Menschen leiden müssen. — Er ist dort so nötig, wie das Loch in der Brücke. — Er ist so weise wie Salomons Beinkleid. — Die Nachbarn wissen, wie man sitzt. — Der Mensch schießt, und Gott trägt die Kugeln. — Er ist so verschwunden, als wenn man einen Stein ins Wasser wirft. — Besser besoffen als ersoffen. — Einem hungrigen Fürsten mundet auch Kartoffelbrei. — Wo man sein Geld verzehrt, darf man in die Stube spucken. — Der ist noch nicht geboren, der es allen Leuten recht macht. — Das Wasser wird so lange im Topfe getragen, bis der Henkel abbricht. — Es giebt keinen ärgeren Teufel, als wenn ein armer Teufel ein Herr wird. — Gott gab dem Frosch nicht Hörner, der würde sonst spießsen. — Wer es bequem haben will, der bleib zu Hause sitzen. — Das letzte Wort findet einen sichern Ort. — Hast du Brot, so suche nicht Kuchen. — Ihm geht es wie den Erbsen am Wege, wer nicht zu faul ist, zupft ihn. — Wo die Tugend ein Loch hat, vermag Geld nichts. — Der Wolf wird nicht durch Beten fett. — Die Dummen werden nicht gesäet, sie wachsen von selbst. — Wenn auch der Herr befiehlt, er muß es doch selbst thun. — Je älter der Kater, desto härter der Schwanz. — Hols der Teufel, Gott giebt's wieder. — Wer nicht arbeiten will, ist nicht wert, daß er ißt. — Wenn eine Kuh den Schwanz aufhebt, thun's alle. — Für Geld kann man den Teufel tanzen sehn.

Łęgowski, Treichel u. a. haben kaschubische Sagen, Märchen etc. gesammelt. Die Sagenstoffe unterscheiden sich nicht von den slowinischen und polnischen. Die Schlaueit und Verschmitztheit spielt eine Rolle in Schwänken und Streichen. Steinsagen, Geistergeschichten, Volksrätsel werden von Mund zu Mund erzählt. Die von Treichel in Hochpaleschken gesammelten meist deutschen Lieder beweisen, wie allgemein eine Reihe deutscher Lieder gesungen, wie wenig zeitweilig vom Volk Neugedichtetes beibehalten wird und wie sehr der deutsche Gesang den kaschubischen überwiegt. In Kaschubien singt man unter anderen folgende Lieder:

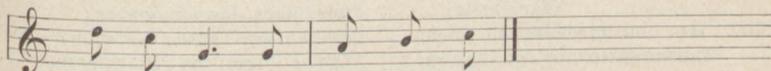
## 1. Ein armer Fischer bin ich zwar.



Ein ar-mer Fischer bin ich zwar, verdi-  
 Sie hat einen rosenroten Mund, die Brü-  
 ste, die sind kugel-



fahr, doch wenn Feins - lieb - chen am U - fer ruht, dann  
rund, die Hän - de sind so zart und fein und



geht das Fisch'n noch mal so gut.  
ihre Zähne wie El - fen - bein.

Und fahren wir zur See hinaus  
Und werfen unsre Netze aus,  
Dann kommen Fischlein, groß und  
klein,  
Ein jedes will gefangen sein.

Und kehren wir vom Fischfang heim  
Und ziehen unsre Netze ein,  
Dann geht Feinsliebchen ins Käm-  
merlein  
Feinsliebchen will jetzt schlafen ein.

Des andern Tags in aller Früh,  
Da klopft es leise an die Thür,  
„Steh auf, mein Fischer, so jung  
und schön,  
Du sollst heut wieder fischen gehn.“

Und ist der Monat Mai vorbei,  
Vorbei ist's mit der Fischerei:  
Dann geht Feinsliebchen zum  
Traualtar,  
Es lebe hoch das Fischerpaar.

Dies mir von Herrn Lehrer Boldt-Giesebeitz mitgeteilte, von den Anwohnern des Lebasees ganz besonders in Anspruch genommene Lied, wird in Hannover von den Soldaten gesungen, auch hörte ich es in Leipzig und Dievenow.

## 2. Cudne cepy z widłami.

(A. Treichel, Urquell N. F. I, S. 176. — Vgl. S. 496 dieses Buches.)

(Dieses Lied ist in verschiedener Fassung bei allen Westslawen verbreitet.)

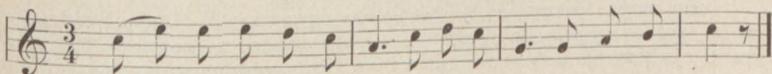
Ein wunderschöner Dreschflegel mit  
der Heugabel  
Droschen Erbsen im Eichenhain.  
Es fraß ein Häslein eine Stute auf.  
Es sitzt auf der Donau.

Die Scheune wurde lustig  
Vertrieb das Häslein.  
Die Stampfmühle (der Stampftrog)  
erblickte den Schabernack  
Sprang durchs Fenster raus.

Ausgebrütet wurden Kraniche  
Hinter dem Ofen im Spinnrocken.  
Einen Holzhäher gearb ein Holz-  
häher,  
Blinde haben das gesehen,

Das Meischen hat geworfen  
Unter dem Fenster auf einem Brett;  
Sechs Türken hat es geboren  
Der Deutschen elf.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Nach einer Angabe aus Braunschweig wurden die beiden Schlufszeilen dort mit etwas anderem Rhythmus wie folgt gehört:



<sup>2)</sup> Var.: Die Meise hat geworfen Hinter dem Fenster auf dem Questenbrett; Lutheraner, Türken hat sie geboren, Der Juden einhundert und fünfzehn.

Einer von ihnen war Präsident  
Auf der lindenen Brücke,  
Und es kam ein Wolf ihm erzählen,  
Er hätte aufgegessen hundert Stuten  
in den Fasten.

Er hat ihm aufgegeben zur Buße  
(zur Strafe)

Hat ihm hineingeschlagen einen  
Tannenreifen auf dem Hintern  
(auf das Fell);

Und der Wolf, wenn er sich rührt,  
so stöhnt er.

Denn er fürchtet sich vor dem Reif.

So geht der Wolf nach dem Forste,  
Ertappte er dort einen Hering.

Die Ahle tanzte im Walde,  
Durchstach einen Bären!

Es sitzt ein Mückereich auf einem  
Heuschober

Ist gesättigt mit Jauche,

Dem Wolfe droht er:

„Du wirst verlustig Deiner Seele.“

Der Mückereich hat ihn gestochen  
Mit seiner bunten Nase,  
Der Wolf hat ihn gestofsen  
Mit dem buckligen Schwanze.

Und aus dem Mückereich drang Blut,  
Drei haben darauf gesehen;  
Dreihundert Türken ertranken,  
Welche durch das Blut fuhren.

Am Vigiltag des Aschermittwoch  
Hat das Schwein das Horn herunter-  
gestofsen,

Der Hund hat sich den Schwanz  
rausgewunden,

Die Henne hat einen Zahn verloren.

Die Maus wirtschaftet mit der  
Butter,

Die Katze wehrt die Fliegen ab,

Der Hund trippelt hinter dem Pfluge

Die Ratte treibt die Ochsen.

### 3. Blüten.

Wer Blüten will im Garten seh'n  
Muß Sommers in den Garten geh'n.  
Der Winter zog ins Land daher,  
Ich finde keine Blumen mehr.

(Czarnowske.)

### 4.

Unsre Mutter, kleines Rebhuhn,  
Schlägt die Kinderlein.  
Unser Vater, lieber Vater,  
Trinkt stets Branntwein.

(Glowitz.)

### 5. Nascha matka.

Meine Mutter, matka,  
Poszła (ging) in die Stadtkä,  
Kupić (zu kaufen) Messer, noza,  
Zu schlachten alte Koza (Ziege).

(Treichel,

Volkslieder 106, 6.)

## VII. Kaschubisches Vaterunser.

(Mitgeteilt vom Vikar Al. Swieczkowski-Zarnowitz.)

Das kaschubische „Vaterunser“ ist ebendasselbe wie das polnische, nur mit dem Unterschiede, daß das weiche polnische *ć* und *ś* (gestrichen) im Kaschubischen scharf ausgesprochen wird, ebenso das polnische *dź* im Kaschubischen *dz* heißt. Kaschubisch heißt es:

Ojeze nasz, ktorys jest w niebiesech swęc sę imię Twoje, bądź wola Twoja, jako w niebie, tak i nazemi, chleba naszego powszedniego, daj nam dzisaj i odpusc nam nasze winy, jako i my odpuszczamy naszym winowajcom i nie wodz nas na pokuszenie ale nas zbaw odezłego. Amen.

## Die Polen.

### Literatur.

- Bäck: Die Provinz oder das Großherzogtum Posen in geographischer etc. Beziehung. Posen und Bromberg 1847.
- Baer: Die Bamberger bei Posen. Posen 1882.
- v. Bergmann: Zur Geschichte der Entwicklung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in der Provinz Posen seit 1824. Tübingen 1883.
- v. Brodnicki: Beiträge zur Entwicklung der Landwirtschaft in der Provinz Posen während der Jahre 1815 bis 1890. Leipzig 1893.
- Brückner: Geschichte d. poln. Lit. Leipzig 1901.
- Codex diplomaticus majoris Poloniae. Posen 1877 ff., 4 Bände.
- Dresser: Sächsisch Chronicon. Wittenberg 1596.
- Ehrenberg: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der in der heutigen Provinz Posen vereinigten ehemals polnischen Landesteile. Leipzig 1892.
- Erbrich: Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier, übertragen. Breslau 1869.
- Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4. Band: Aus neuer Zeit. Leipzig, 4. Aufl. 1876.
- Gehre: Die neue deutsche Kolonisation in Posen u. Westpr. Großenhain 1899.
- Greveniz: Der Bauer in Polen. Berlin 1818.
- GuRADZE: Der Bauer in Posen. Posen 1898.
- Hacquet: Abbildung und Beschreibung der südwestlichen und östlichen Wenden, mit 29 kolorierten Kupfertafeln. Leipzig 1801.
- Hengstenberg: Geschichte des Deutschtums in der Provinz Posen etc. Rawitsch 1894.
- Hochberg: Schilderung der besonderen Sitten, Gebräuche und Ansichten bei der slawischen Bevölkerung in Oberschlesien. Übers. d. Arb. d. schles. Ges. 1847, 192/94.
- Hoffmann von Fallersleben: Ruda. Kassel 1865.
- Hundrich: Statistik und Übersicht der Arb. d. schles. Ges. Breslau 1843.
- H(undt) v. H(afften): Das Verhältnis der Provinz Posen zum preussischen Staatsgebiet. Berlin 1870.
- Knoop: Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1893.
- Kohte: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Berlin 1898. — Das Bauernhaus in der Provinz Posen. Posen 1899.
- Kölling: Siehe Pestalozziverein.
- Kremmer: Der Posner Wanderer. Posen 1897.
- Lukaszewicz: Histor. stat. Bild der Stadt Posen, 2 Bände. Posen 1878.
- Meyer: Geschichte des Landes Posen. Posen 1881.
- Posener Archäologische Mitteilungen. Red. v. Jadzewski und Erzepki. Jahrgang 1887. Posen 1887.
- Nadmorski: Ludność Polska w Prusach Zachodnich (m. Karte). Warschau 1889.
- Nitschmann: Geschichte der polnischen Literatur. Leipzig 1883.
- Partsch: Schlesien I. Breslau 1896.

- Perlbach: Preufsisch-polnische Stud. z. Gesch. des Mittelalters. Halle 1886.  
 Pestalozzverein, Schlesischer: Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Breslau, Woywod, 1898. (60 bis 66 Barthel, Wanderung im Wendenlande. 392 bis 397 Kölling, Die Polen Oberschlesiens.)  
 P(ohl): Volkslieder der Polen. Leipzig 1833.  
 v. Reichenbach (V. Gr. Bethusy-Huc): Oberschlesische Dorfgeschichten. Leipzig 1901.  
 Roger: Pieśni ludu polskiego w gornym Szląsku z muzyką zebrał i wydał. Breslau 1863.  
 San Marte: Großpolens Nationalsagen etc. Bromberg 1841. — Die polnische Königssage. Berlin 1848. — Polens Vorzeit etc. Bromberg 1859.  
 Schmidt: Geschichte des Deutschkroner Kreises. Thorn 1867. — Der Kreis Flatow in seinen gesamten Beziehungen. Thorn 1867. — Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1867.  
 Szujski: Die Polen und Ruthenen in Galizien. Wien und Teschen 1882.  
 Vlach (und v. Helfert): Die Čecho-Slawen. Wien und Teschen 1883.  
 Warschauer: Stadtbuch von Posen. Posen 1892.  
 Weiß: Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier, metrisch übertragen. Leipzig 1867.  
 Woycicki: Polnische Volkssagen und Märchen. Berlin 1839.  
 Wurzbach: Die Sprichwörter der Polen. Wien 1852 (2. Aufl.).  
 Wuttke: Städtebuch des Landes Posen. Leipzig 1864.  
 Zeitschrift für Geschichte und Landesk. der Pr. Posen. Posen 1882/84.  
 Zeitschrift der historischen Gesellschaft f. d. Prov. Posen. Posen 1885 ff.  
 Zienkiewicz: Die Trachten des polnischen Volkes, mit 36 kolorierten Kostümbildern. Paris 1841.

### I. Sprachgebiet.

Die Zahl der Polen betrug nach A. v. Fircks 1890 in Europa 13 Millionen, wovon  $6\frac{1}{2}$  (Łęgowski 10 Mill.) auf Rußland,  $3\frac{1}{2}$  Millionen auf Österreich-Ungarn und nahezu 3 Millionen auf Deutschland fallen. Diese Angaben sind für Deutschland freilich nur dann annähernd richtig, wenn man Masuren und Kaschuben, deren Zahl A. v. Fircks auf etwa 161 000 angiebt, einrechnet. Dabei stützt sich A. v. Fircks auf die amtlichen Zähllisten, die aber in diesem Punkte kein treues Bild geben; sie verschieben die Zahlen zu Gunsten der Polen, denn als solche benennen sich die Masuren und Kaschuben meist. Es bezeichneten sich 255 768 als Evangelische, 2 556 606 als Römisch-Katholische, 177 als Griechisch-Katholische, 6 als Mennoniten, 915 als Baptisten, 6 als Methodisten, 78 als Apostolische, 22 als Freireligiöse, 54 als Dissidenten, 2969 als Juden, 22 als Bekenner anderer Religionen; auf die oberschlesischen Polen (934 590) entfielen 36 141 Evangelische, 897 870 Römisch-Katholische, 2 Griechisch-Katholische, 572 Juden. 2 811 109 Polen hatten deutsche Staatsangehörigkeit, 1642 österreichische, 3755 russische, 70 ungarische Staatsangehörigkeit, von den oberschlesischen 933 387 deutsche, 725 österreichische, 464 russische. Über 100 Jahre alt waren 7 Polen und 47 Polinnen, bei den oberschlesischen 1 Pole und 5 Polinnen. 1871 betrug die entsprechenden Zahlen im ganzen preufsischen Staatsgebiete: 147 + 287, 1875: 141 + 240, 1880: 128 + 231, 1885: 24 + 67, 1890: 13 + 59, woraus

hervorgeht, daß Polen den stärksten Prozentsatz stellt. Die Volkszahl der Polen, Masuren und Kaschuben betrug 1858: 2 009 816, 1861: 2 265 042, 1864: 2 356 800, 1867: 2 436 800, 1890: 2 977 951.

Auf die preussischen Provinzen verteilten sich die Polen, Kaschuben und Masuren 1890 folgendermaßen: Ostpreußen 155 089 Männer + 172 607 Weiber, Westpreußen 240 515 + 252 914, Stadtkreis Berlin 7229 + 6794, Brandenburg 10 837 + 4870, Pommern 7241 + 4045, Posen 494 689 + 558 495, Schlesien 477 149 + 517 812<sup>1)</sup>, Sachsen 13 871 + 8723, Schleswig-Holstein 3504 + 944, Hannover 3420 + 2522, Westfalen 19 498 + 7879, Hessen-Nassau 595 + 357, Rheinland 4623 + 1723, Hohenzollern 5 + 1.

Im Dienste der Religion waren 28 Polen, 10 Masuren, 0 Kaschuben bei der evangelischen, 1386 Polen, 0 Masuren, 17 Kaschuben bei der katholischen, 1 Pole bei der griechisch-katholischen und 8 bei Synagogengemeinden thätig. Der Kreis Adelnau war zu 92,89 Proz. polnisch. Von 549 Kreisen in Preußen haben 61 überwiegend polnische Bevölkerung. In Oberschlesien sind das: Rybnik, Pleß, Kattowitz, Beuthen, Tarnowitz, Gleiwitz, Kosel, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Oppeln, Rosenberg und Kreuzburg; in Posen: Kempen, Schildberg, Ostrowo, Adelnau, Pleschen, Krotoschin, Rawitsch, Gostyn, Koschmin, Jarotschin, Schmiegel, Kosten, Schrimm, Schroda, Wreschen, Witkowo, Strelno, Inowrazlaw, Magilno, Schubin, Znin, Gnesen, Wongrowitz, Obornik, Posen, Grätz, Samter, Tuchel, Schwetz, Kulm, Briesen, Strasburg, Löbau; die masurischen und kaschubischen Kreise lasse ich beiseite. Das ganze Gebiet ist geschlossen und wird von einer Reihe Kreisen mit schwächerer polnischer Bevölkerung umgeben. Aber auch westlich zählt eine ziemliche Reihe von Kreisen, elf, über 1 Proz. polnische Bevölkerung; über 10 Proz. außerhalb der vier preussischen Ostprovinzen nur Bütow (10,86 Proz. Polen, 2,26 Proz. Kaschuben). Im Kreise Recklinghausen waren von 17 768 Schulkindern infolge der polnischen Zuwanderung 368 polnisch (2,071 Proz.), von 32 333 in der Stadt Charlottenburg 78.

Nach der Größe des Besitztums teilt man, ähnlich wie bei den Sorben, die polnischen Bauern in Großbauern, Halbbauern, Viertelsbauern, Gärtner oder Bädner und Kätner. Ein Großbauer hat etwa 7 Hufen Ackerland, etwa 210 Morgen. Außerdem besitzt er noch Wiesen. Ein adeliger Großbauer bekam von seinem Herrn 4 Pferde, 4 Ochsen, dazu Kühe und Kleinvieh. Ein Halbbauer oder kleiner Gespannbauer besaß die Hälfte, ein Viertelbauer den vierten Teil eines Großbauernbesitzes, der Gärtner nur ein Achtel, ein Kätner noch weniger. Natur-

<sup>1)</sup> In Schlesien lebten, nach Hundrich, 1834 im Regierungsbezirk Oppeln 266 399 Deutsche neben 468 911 Polen, 11 754 Mähren und 1366 Tschechen. 1846 in ganz Schlesien 528 691 Polen, 38 824 Mährer, 10 218 Tschechen und 30 942 Wenden.

lich haben sich die Verhältnisse durch Zu- und Verkauf verschoben; auch bestehen Bezeichnungen wie Hühner und Halbhühner, Groß- und Kleinkossät.

Eine bemerkenswerte Seite des Polentums ist die Sachsengängerei. Zwar nehmen auch die Litauer und die Mährer daran teil, aber nicht in demselben Maße. Im Jahre 1890 lebten in der Stadt Berlin 16 000 Slawen, im übrigen Brandenburg ohne die Wenden ebensoviel, in der Provinz Sachsen 23 000, in Schleswig-Holstein 5000, in Hannover 7000, in Hessen-Nassau 1000, im Rheinland 7000 und in Westfalen gar 29 000 Slawen, die nicht immer das Gastrecht ehrten. In den überwiegend polnischen Kreisen Posens, Westpreußens und Oberschlesiens (Abb. 200), die eine heftige Gegnerschaft in ihrer Presse gegen das Deutschtum zeigen, sind die Städte zur Hälfte polnisch, von 152 nämlich 77. Leider besteht weit und breit auf beiden Seiten häufig der Irrtum, es handle sich um einen Kampf gegen die polnische Sprache. Das Umgekehrte ist eher der Fall, das Polentum sucht neue Gebiete durch die Sprache zu erobern. Die 100 000 Sachsengänger, die im Frühjahr über die Elbe kommen, gehen nicht alle im Herbst mit ihren Ersparrnissen zurück, ein Teil bleibt sitzen, sondert sich aber von der übrigen Bevölkerung gern ab, es bilden sich kleine slawische Kolonien, die jedes Jahr neue Zurückbleibende aufnehmen und schliesslich ihre Zeitungen, Kirchen, Schulen wünschen.

Zur Sachsengängerei einige Beispiele. Wohl wandern auch Kaschuben und Masuren nach Westen, den Hauptstrom aber senden die Polen. Abgesehen von den Händlern und den Gänsetreibern im August, kommen besonders Land- und Fabrikarbeiter. In Wilhelmsbrück bei Kempen findet beispielsweise ein reiner Menschenmarkt statt. Freilich stellen das Unwissende als Sklavenmarkt hin, in Wirklichkeit wissen aber die Polen, was sie fordern können. Sie sehen sich mehrere Kontrakte genau an und geben sich nicht dem ersten besten Inspektor in die Hände. Der Hauptandrang ist Anfang April und am dritten Osterfeiertag. In der ersten Aprilwoche 1900 sind in dem kleinen Wilhelmsbrück 14 000 solcher Sachsengänger angekommen. Ein Jude bringt sie meist und bekommt von den in Wilhelmsbrück wartenden Verwaltern eine bestimmte Summe, etwa 3 Mk. für den Kopf. In Oberschlesien hörte ich sogar einmal 25 Mk. nennen. Diese 14 000 wollen zunächst in Wilhelmsbrück untergebracht sein. Wohl gibt es sieben Gasthöfe, aber die langen kaum für die Verwalter; in einem kleineren saßen fünf auf einmal. Die Nacht verbringen sie ruhig und fügsam auf Streu. Wie Heringe liegen sie aneinander geschichtet und der Wirt verdient, obgleich er nur 10 Pf. für das Nachtlager und 5 Pf. für die Tasse Kaffee empfängt, ein schönes Stück Geld. Ein solcher Verwalter holte allein 400 Mann. Ein Vermittler verdiente in einem Jahre 12 000 Mk. am Zwischenhandel, sonst durchschnittlich 6 Mk. Früher mußten die Polen noch 1 Mk. zugeben; jetzt ist jeder Verwalter froh, wenn er die



Abb. 200. Die Polen und Kaschuben in Westpreussen, Posen und Schlesien.

Leute an sich fesseln kann. Sie zerreißen sich um die Polen und suchen sich mit allen Mitteln die Leute abzulocken, aber diese wissen schon selbst, daß sie die Fahrt und Beköstigung umsonst bekommen und die geschmeicheltesten Kontrakte die schlechten sind; der polnische Truppführer bekommt übrigens auch noch 5 oder 6 Mk. Der Haupthandel ist in Kempen, wohin in derselben einen Woche gleich direkt 8000 Mann führen. In Kattowitz soll der Betrieb noch umfangreicher sein. Aber er herrscht an der ganzen Grenze; selbst aus dem verhältnismäßig kleinen Rasselwitz gehen jährlich 300 Landarbeiter in die Magdeburger Gegend und 1000 Maurer in die Städte. Wenn sie im Herbst zurückwandern, ist das Treiben ruhiger, denn die Züge kommen zu verschiedenen Zeiten. Natürlich sind ganze polnische Ortschaften im Sommer wie ausgestorben, und die dortigen Besitzer können Landarbeiter oder gar Dienstmädchen nur spärlich bekommen.

Seit 1894 hat die preussische Regierung die vaterländische Förderung wieder kräftig aufgenommen, durch neue deutsche Kolonisation, besonders in Posen und Westpreußen, den deutschen Bauernstand daselbst zu stärken, den Boden zu kultivieren und Mafsregeln zum Schutze des Deutschtums zu treffen, der polnischen Agitation aber durch segensreiche Einrichtungen und Landesverbesserung die Gelegenheit zu Kämpfen zu nehmen. Und es steht zu erwarten, daß auch dieser Slawenteil sich bald freudig und wohl unter dem deutschen Szepter fühlt, wie die Litauer und Letten, die Preußen und Masuren, die Polaben und Slowinzen, die Sorben und alle, die heute zwar ihre Muttersprache verlernt, dafür aber ganz andere Wohlthaten des Deutschen Reiches ererbt haben.

## II. Zur Geschichte und Kulturgeschichte der Polen in Deutschland.

Der älteste slawische Geschichtschreiber, der im 12. Jahrhundert lebende Kiewer Mönch Nestor, berichtet von einem Einfall der Wlachen ins Land der Donauslawen, von denen sich die Slowenen trennten und als Lechen an der Weichsel niederließen, die Lechen aber wären in Polen, Lutizen, Masowien und Pommern zerfallen. Die Polen, „die in der Ebene wohnenden“, fanden Reste alter germanischer Völkerschaften vor; benutzten ja Burgunder, Heruler und Goten die Flufsthäler als Heerwege. Das Vorrücken der Slawen in ehemals deutsches Gebiet geschah langsam und fällt in die Zeit der vernichtenden Kämpfe zwischen Rom und Germanien. Der Stammsitz des polnischen Reiches scheint sich in der Posener Gegend gebildet zu haben, wo die zurückgebliebenen Deutschen ihre Eigenart aufgaben. Der erste sagenhafte Piast soll um 840 Stammvater des Herrscherhauses gewesen sein, der vierte, Mieczyslaw, ward 962 von Gero unterworfen. Die Polen wurden Christen, 966 (996?) ward unter

Mieczyslaw das Posener Bistum gegründet, das unter dem Magdeburger Erzbistum stand und Sitz einer Woiwodschaft blieb. Infolge der Siege Heinrichs und Ottos des Großen und der Wallfahrt Ottos III. nach dem neugegründeten Erzbistum Gnesen erstarkte der deutsche Einfluss und hatte eine neue Zuwanderung deutscher Kaufleute, Geistlicher, Soldaten in die Lande polnischer Zunge zur Folge. Das friedliche Verhältnis zwischen Deutschen und Polen wurde auch nicht getrübt, als der mächtige Nachfolger Mieczyslaws, Boleslaw I. oder Chrobry (992 bis 1025) seine erfolgreichen Kriegszüge nach Westen ausdehnte und die Freundschaft mit Otto III. sich in Feindschaft verwandelte.

1018 erkannte Heinrich II. die Unabhängigkeit Boleslaws an und schloß mit ihm zu Posen Frieden. Bald entbrannte der Krieg aufs neue, 1038 verbrannte Herzog Brzetislaw I. von Böhmen die Stadt Posen, und in den folgenden Jahrhunderten erschöpften sich die polnischen Herrscher unter sich und im Kampfe mit den Kaisern. Es war noch im 12. Jahrhundert zweifelhaft, wie weit die westelbische Gegend unter slawischem oder deutschem Einflusse stehen würde. Doch wanderten immer mehr Deutsche in die slawischen Länder; deutsche Geistliche, deutsch redende Juden und deutsche Handwerker kamen zuerst. Sie fanden die schlimmste Willkürherrschaft vor; die Adeligen bedrückten die Bauern hart und zeigten sich überall herrisch. Wie man über die Polen dachte, mag Helmold bezeugen:

„Polen ist ein großes Land der Slawen, dessen Grenzen das Reich der Ruzen berühren sollen. Es zerfällt in acht Bistümer. Einst hatte es einen König, jetzt wird es von Herzogen regiert. Es ist, wie Böhmen, der Majestät des Kaisers unterthan und zinsbar. Die Böhmen und die Polen führen gleiche Waffen und haben dieselbe Kriegssitte. So oft sie nämlich zum Kriege mit fremden Völkern kommen, sind sie tapfer in der Schlacht, aber nachher höchst grausam, indem sie sich der Plünderung und des Todschlages schuldig machen: sie schonen nicht der Klöster, nicht der Kirchen und Kirchhöfe. Sie lassen sich aber auch nicht anders in einen auswärtigen Krieg ein, als wenn ihnen die Bedingung zugestanden wird, die Schätze, welche in den Schutz der heiligen Orte geflüchtet sind, plündernd hervorholen zu dürfen. Daher kommt es auch, daß sie aus Begierde nach Beute oft ihre besten Freunde wie Feinde behandeln, weshalb man sie sehr selten herzuruft, wenn man der Hülfe im Kriege bedarf.“

Die Lage der Bauern war nach Schmidt eine menschenunwürdige und ist so unter der eigenen Herrschaft immer geblieben<sup>1)</sup>. Bis zur

<sup>1)</sup> Wie es in polnischen Landen selbst aussah zu der Zeit, als das Deutschtum erstarkt, aber durch jesuitischen Einfluss bedroht, und eigene Fürstenkraft nicht imstande war, die Zügel der Regierung zu führen, mag Cavaliere Bichi aus Siena erzählen, der vom 27. Mai bis zum 2. Juni 1696 Posen bereiste (Ehrenberg, S. 547 f.): Hier, im Dorfe Mach, lernte ich auch den folgenden, für Polen charakteristischen Brauch kennen, der darin besteht,

Teilung bestand die große Masse aus Zinsbauern und Scharwerkern. Von den ersteren hatten die Eigentümer wenigstens den vollen oder nutzbaren Besitz ihrer Hofstellen und die Emphyteuten auf die Zeit eines oder zweier Menschenalter. Die Scharwerker aber saßen noch 1750 entweder als erbliche Besitzer ohne Eigentum oder als Zeitpächter oder als Besitzer auf unbestimmte Zeit. Wenn ein leibeigener Bauer zu polnischem Recht klagen wollte, mußte er sich durch seinen Herrn vertreten lassen. Gegen diesen gab es keine Berufung. Auf ihrem Hofe hatten die Bauern überhaupt kein Erbrecht. Der Edeling konnte nach Belieben die Bauern versetzen und that es häufig. Der Bauer mußte dann ein anderes Gehöft bewirtschaften und hatte nicht das Recht der Verweigerung. Gerade die fleißigen Bauern wurden immer wieder auf andere heruntergekommene Höfe geschickt, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Bauern sich diesen Herrendienst so leicht als möglich zu machen und um die Arbeit zu drücken suchten. Viele entliefen überhaupt, um neuer angekündigter Übernahme zu entgehen;

daß man, da es in den Städten meistens keine Wirtshäuser giebt, einen Privatmann aufsucht, der den Reisenden in seinem Hause beherbergen möchte, was die Polen auch bereitwilligst thun. Vorausgesetzt ist hierbei, daß man nicht bei Juden einkehren will, die einen sehr guten Tisch führen, und welche man überall, auch in jedem noch so kleinen Orte antrifft. Ferner teile ich mit, daß, sowie man vom Wagen abgestiegen ist, und sogar noch auf dem Wagen selbst, man mit dem Hausherrn entweder Bier oder Schnaps trinken muß, den derselbe dem Reisenden sofort anbietet, wobei der Pole zuerst auf das Wohl des Reisenden trinkt. Auch pflegt man den Polen durch Händeschütteln zu begrüßen, und um mit ihm ein Gespräch zu führen, ist das Lateinische ausreichend, weil es in Polen, selbst unter den Bauern, wenig Leute giebt, die es nicht verstehen. Ist man in das Haus eingetreten, so muß man verlangen, was man essen will, vorausgesetzt, daß etwas vorhanden ist, weil, falls keine Hühner geschlachtet werden, Fleisch nur an den Markttagen zu haben ist. Sobald man nun gehört hat, was man bekommen kann, muß man im voraus zahlen, damit der Hausherr das Betreffende kann kaufen lassen, und diese Art erstreckt sich sogar auf das Brot, weil der Pole nicht Gefahr laufen will, von dem Reisenden keine Bezahlung zu erhalten, wie es ihre Edelleute thun, welche essen und trinken und dann bisweilen, sogar unter Aufbietung von Gewalt, nicht bezahlen; deshalb verlangen die Polen das Geld zur Herbeischaffung im voraus. Ferner muß man auch von ihrem Kupfergelde, das sie Schillinge nennen, eine hinreichende Menge vorrätig haben; denn Silber sieht man nur wenig, und will man einen Ungarn wechseln, so pflegen sie einige Silberstücke Namens Schostak, der so viel wie unser Karlin gilt, und den gesamten Rest in lauter Kupfer auszu zahlen. Außerdem muß man eine Schlafdecke mithaben, welche auch auf der Reise als Sitzunterlage dient, denn oft findet man nicht einmal Stroh zu einem Nachtlager, und ist solches vorhanden, so ist es verfault. Am Freitag findet man — nur Eier, wenig Fische und hauptsächlich Krebse. Das Brot pflegt schlecht und unausgebacken zu sein, und wenn man Wasser verlangt, wird man an manchen Orten nur ungenießbares erhalten. Die Häuser beginnen nun wieder aus Holz erbaut zu sein, wie in Böhmen, sie sind aber weit schlechter, und bei wenigen befindet sich die Wohnstube über dem Erdgeschofs u. s. f.

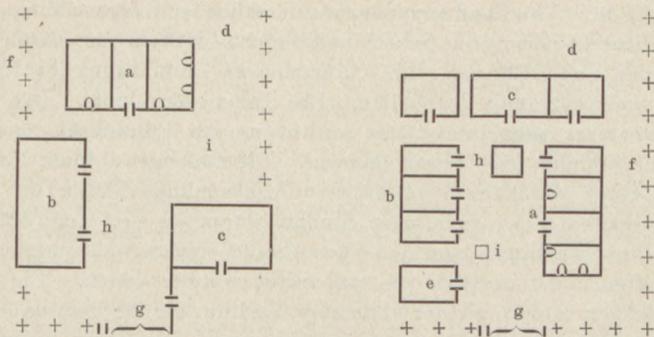
wir begegnen diesem Entlaufen ja auch bei der tschechischen Kolonisation schlesischer Landesteile. Der Herr konnte seine Bauern züchtigen, war aber auch verpflichtet, für ihre Ernährung zu sorgen, das war seine ganze Pflicht. Die Patriarchalität und das Brudertum bestanden, aber nur einseitig. Willkür und knechtische Unterwürfigkeit herrschten. „Die Bauern waren“, wie Mickiewicz bildlich sagt, „gewohnt, daß ihnen die Haut mit dem Messer abgezogen wird wie dem Aal.“ Zum großen Teil hatten die Scharwerker nicht einmal die Schüssel im Besitz, aus der sie aßen; es gehörte alles dem Herrn. Bessere Zustände wurden erst, als durch die Ausführung der Auseinandersetzung größere Sicherheit geschaffen und mit der Entwicklung des durch Loskauf freigewordenen Domänenbauers dem Volke der Zutritt zum Gericht angebahnt ward. Die willkürlichen Leistungen und Abgaben erfuhren bei der Gliederung der Bauernschaft eine feste Regelung. Die freien Bauern polnischen Rechtes hatten ein erträglicheres Dasein als die Leibeigenen und Kmeten.

Unter diese Bauernschaft nun wurden die Deutschen gerufen. Wir finden seit dem 12. Jahrhundert Niederländer in den Kreisen Konitz und Stargard; in der Stadt Posen sind im 13. Jahrhundert Deutsche als Ratsherren und Bürgermeister thätig. Die Posener Bischöfe und Klöster, aber auch die Landesherren und Edlen begehrten die Zuwanderung Deutscher. Die Siedler kamen in Scharen und behielten sich ihr deutsches Recht vor; meist saßen sie zu magdeburgischem Recht. Das Land empfingen sie erblich zu festem Zins, ohne willkürliche Abgaben, ohne Geheiß und Gericht der Starosten, Kastellane, Woiwoden und Palatine. Ihre Aufgabe war Einführung des Handwerks und Gründung der Städte. Das Handwerk blühte. Der Pole Lukaszewitz sagt, sie hätten nicht nur das Handwerk, sondern auch die Bildung nach Polen gebracht. Die tüchtigen, durch Handel und Gewerbe wohlhabend gewordenen Ankömmlinge hätten sich 300 Jahre erhalten. Dem polnischen Einfluß wären sie erst um 1500 erlegen, ihre Tüchtigkeit und den Fleiß ihrer Vorfahren aber hätten sie beibehalten, auch nachdem sie polonisiert worden wären. Ein Teil der Adeligen freute sich der blühenden Städte, aber die meisten sahen scheid auf die Ankömmlinge, die ihnen einen Teil ihrer Einkünfte raubten und die Unterthanen bessere Zustände ahnen ließen. Diese Deutschfeindlichkeit gewann Oberwasser, seit in der Schlacht bei Tannenberg Jagiello gesiegt hatte und das polnische Nationalgefühl erstarkte. Aber das deutsche Wesen war zu tief eingesickert und bildete eine feste Säule in dem Lande, wo schwache Könige und übermächtige Große sich das Leben gegenseitig sauer machten und fremde Kriegsvölker die Gaue heimsuchten. Und als 1563 den Katholiken und Evangelischen in Polen gleiche Rechte zugestanden wurden, und nach der Schlacht am weißen Berge die vertriebenen böhmischen Evangelischen bei den polnischen Gutsbesitzern freudige Aufnahme fanden,

wurde Polen erst recht mit Deutschtum durchtränkt. Es entstanden die Hauländereien oder, wie man sie irrtümlich nannte, „Holländereien“. Auf auszurodenden oder abzuholenden Gebieten ward zugewanderten Siedlern eine Anzahl von Hufen zur Kultivierung gegeben. Die Ankömmlinge erhielten deutsches (magdeburgisches) Recht bewilligt, hatten geringe Dienste oder geregelte Abgaben in Geld oder Naturalien zu leisten und rodeten nun ihre Ländereien. Vor dem Blockhause blühen Lindenbäume, auf dem Dachfirst nistet der Storch, hinter den Gehöften wechseln Gärten und Wiesen mit Waldstücken ab. Die Anlage der Gehöfte fand nicht in streng fränkischer Art statt, aber man suchte doch meist die einzelnen Häuser um den Hof zu gruppieren. Eine geschlossene Reihenfolge, wie in den Rundlingen, Anger- und Gassendörfern der Slawen, ist nicht zu bemerken. Vielmehr lagen die Siedlungen so verstreut und vereinzelt, wie etwa in Burg im Spreewalde. Die Fahr- und Fußwege bilden ein wirres Netz, darin sich nur der Kundige zurecht findet, und erst mit dem Ausbau des Landes entsteht eine Art Gassendorf. So kamen die Bauern aus Brandenburg, Pommern und Schlesien ununterbrochen; Johann Georg, der große Kurfürst, der erste preussische König mußten Maßnahmen treffen, daß die Auswanderung und Entvölkerung der eigenen Lande endlich aufhörte.

Die Anlage des Hauses und des Gehöftes ist kaum von der sorbischen Art unterschieden (Abb. 201 und 202). Bei den Hauländer-

Abb. 201.



Ratayer Gehöfte.

a Wohnhaus, b Stall mit Speicher, c Lehmfachscheune, d Kartoffelfeld, e Backofen, f Querbretterzaun mit Thür und g Thor, h Dünger, i Ziehbrunnen.

dörfern wie bei den Angerdörfern steht das Wohnhaus mit dem Giebel nach der Dorfstraße gerichtet, doch findet sich ein kleiner Zwischenraum zwischen Bretterplanke und Haus, der vielleicht durch ein Gras- oder Blumenbeet ausgefüllt wird. Der Vorderseite des Hauses gegenüber liegt gewöhnlich der Kuhstall, gleichlaufend mit der Dorfstraße die Scheune. Der Speicher ist meist über dem Stalle angebracht wie bei den Sorben; doch mögen größere Besitzer auch eigene Speicher



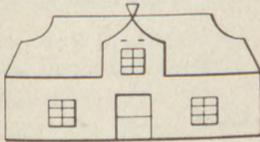
Abb. 202. Polnisches Gehöft bei Posen.  
(Photographie von Rubens-Posen.)

Związek Historyczny  
U. M. K.  
w Torontu

besitzen. Kleinere Gebäude für Schweine, Kleinvieh, Geflügel sind auf dem Gehöfte aufgebaut, wo es der Platz erlaubte. Düngergrube und Ziehbrunnen liegen auf dem Hofe, hinter dem Gehöft beginnt ein Stück Kartoffelland oder Wiese. Der Pferdestall ist bald bei den übrigen Stallungen, bald an der Scheune, nicht selten auch im Wohnhause. Die ausgeschnittenen Ecken der sorbischen Häuser (Abb. 119, S. 302) sieht man häufig. Für den nun fast verschwundenen Speicher hat der Pole die Worte *kleć* (Lehmhütte), *kleta* (elende Wohnung; dimin. *kletka*), *lamus* (gemauertes Wohnhaus, wohl = oberschlesisch *laimes* = Lehmhaus); *sol*, *solek* (Speisekammer, Getreidespeicher); *špichlérz*, *špichrz* (Speicher); *sypanie* (Speicher), *lepianka* (Lehmhütte; Tschech. *lepence*); *swirna*, *swiren*, *srub* (Tschech.-Oberschlesisch).

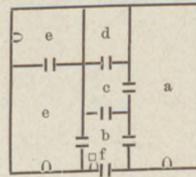
Das Wohnhaus (Abb. 203, 204) selbst hat die Anlage, die bei den Litauern beschrieben ward. Der mittlere Teil, der Flur, wird

Abb. 203.



Vorderansicht eines Ratayer Hauses.

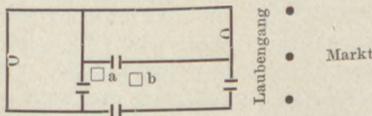
Abb. 204.



Grundriß eines Hauses in Zegrze.  
a Stube, b d Hausflur, c Küche mit Kamin, ee Kammern, f Treppenaufgang.

durch Ummauerung des Kamins oder durch Verwandlung des Kaminstückes in eine Küche, in drei Teile geteilt, den vorderen und hinteren Hausflur und die Küche. Die Teilung der Stuben bewirkt, daß die

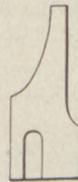
Abb. 205.



Grundriß eines Rackwitzer Hauses von 1660 oder 1669, gez. M. H. S. Nach Modell im Posener Museum, angeblich von einem Rackwitzer Lehrer gefertigt.

31.12 cm Grundriß, Dachhöhe 7, Firsthöhe 17, Gersafsbau ohne Giebelzier, Schräge Giebelfügung.  
a Schornstein, b Treppe.

Abb. 206.



Durchschnitt eines Rackwitzer Schornsteins.  
(a in Abb. 205).

sämtlichen Kammern und Gelasse rund um die Küche liegen. Die Strohschindel ist am Firstende durch zwei Latten festgemacht, die dem letzten Sparrenpaare aufgenagelt sind. Eine eigentümliche Schönheit zeigen die Wohnhäuser, wie sie im Städtchen Rackwitz häufig sind (Abb. 205). Ein schön geschnittener Säulenvorbau, wie bei den

litauischen Kleten, ist der ganzen Marktstrafse eigen. Doppelteilige Thüren an der Langseite führen zum Flur mit Kamin (Abb. 206 und a, 205) und Treppenaufgang, nur zwei Gelasse bilden das übrige Heim (Abb. 205). Die mannigfaltige Giebelzier (Abb. 207) zeigt, wie der Zimmermann verstanden hat, auch bei beschränkten Mitteln und Anlässen dem natürlichen Kunstdrange zu folgen.

Abb. 207.



Giebelzier aus Posen.

Holzlage;  
Posener Giebel.

Nicht nur deutsche Bauart und deutsches Handwerk übte einen Einfluß aus, auch deutsche Sprache und Gelehrsamkeit. Dichteten doch polnische Fürsten deutsche Lieder, ward doch 1561 das deutsche Stadtrecht Lissas in deutscher Sprache bestätigt. So ist auch 1696 das Statut der Rawitscher Tuchmacherzunft, 1722 das Wissockaer Stadtrecht deutsch. Ein Martin Opitz fand an polnischen Höfen Aufnahme und Unterstützung, die polnischen großen Städte waren Horte des Deutschtums. Und wenn jetzt auf dem Posener Markt die polnischen Marktfrauen erscheinen, so haben wir zum guten Teil Deutsche vor uns. Das Volk nennt sie ja auch Bamberger. Und ihre Tracht ist ebensowenig eine slawische, wie etwa die Pyritzer, die man gar für kaschubische gehalten hat. Wir sehen die Marktfrau mit ihren dicken Bauschröcken, die grüne und schwarze Längsstreifen aufweisen, mit ihrer lang vorstehenden gelben Strohhube, ihrem weißen Spitzentuch, der breiten und weißen Halskrause oder dem buntblümigen Halstuch, wir sehen die eigentümliche Befestigung des weißen Kopftuches mittels eines bunten, zusammengedrehten Tuches, wohl auch den blumigen Bamberger Kopfputz (Abb. 208), das kurze sorbische Jäckchen oder die lange Kattunbluse. Aber was wir sehen, ist nicht Polnisch, sondern Deutsch. Polnische Kleidung ist in Deutschland, abgesehen von der Sokoltracht (Abb. 209), nur in Kujavien zu Hause.

Wie es in Polen noch vor 50 Jahren aussah, darüber berichtet F. W. F. Schmidt (Topographie des Flatower Kreises, Neue preuß.

Prov.-Bl. Andere Folge. Königsberg 1854, S. 343): Der Adel macht in Polen die Nation, und von Bauern und Bürgern polnischer Zunge ist nur wenig Erhebliches zu berichten. — Die polnischen Bürger — werden von den Deutschen und Juden an Zahlgeldmitteln bei weitem übertroffen.

Abb. 208.

— Ebenso unbedeutend ist der polnische Bauernstand. — Jetzt ist zwar sein Körper frei, aber seine Seele ist noch immer leibeigen. Der polnische Bauer hat durchaus keine politische Gesinnung, und es ist ihm gleich, ob er preussisch, polnisch oder russisch ist, wenn nur seine Besitztümer nicht angetastet werden. Die einzigen Interessen, die bei ihm neben den materiellen eine Rolle spielen, sind die religiösen, und hierdurch gewinnen die Geistlichen auf ihn einen bedeutenden Einfluß. — Es ist nicht zu leugnen, daß Liederlichkeit und nachlässige Wirtschaft in diesem Stande noch immer nicht zu den Seltenheiten gehören. Ein Verlangen nach geistiger Ausbildung macht sich in dieser Klasse nicht gerade bemerklich. — In einem Punkte aber stimmen — alle Stände und Ge-



Bamberger Kopfputz. (Vgl. Anm. auf S. 500.)  
(Nach Photographie von Rubens-Posen.)

schlechter überein, nämlich in dem starren Festhalten an der eigenen Nationalität und dem Zurückstoßen jedes fremden Elementes. Die dem Polen von Jugend auf eingepflichte glatte Höflichkeit ist nur ein Mittel mehr, das Fremde entfernt zu halten; denn Höflichkeit ist, wie Bulwer sehr richtig bemerkt, eine vortreffliche Erfindung fürs Nichtleiden-

können. — Sie nehmen ohne Bedenklichkeit deutsche Wörter in ihren Sprachschatz auf. Im ganzen findet man wohl über 6000 Vokabeln im polnischen Sprachschatz. —

Abb. 209.



Sokoltracht.

(Nach Photographie von Rubens-Posen.)

Seit jener Zeit freilich hat sich mancherlei geändert. 1848 war die polnische Umwälzung am offenen Widerstande der dortigen deutschen Bevölkerung gescheitert. Die Regierung mußte auf Mittel und Wege sinnen, das Land durch Neubesiedelung mit deutschen Arbeitern auf dieselbe Stufe zu heben wie die anderen deutschen Provinzen. Diese neue deutsche Kolonisation ist erst seit 1886 recht in Angriff

genommen worden. 1896 bewilligte der Reichstag 100 Millionen Mark zur Besiedelung polnischer Landstriche mit deutschen Bauern. Bis Ende 1898 wurden 184 Güter mit 110 631 Hektaren und 51 Bauernwirtschaften mit 1836 Hektaren für 7 144 226,87 Mk. in Pommern und Westpreußen erworben und von deutschen Bauern kultiviert. Die Ansiedelungskommission hat 88 deutsche Schulen gebaut, 15 Kirchen, 10 Bethaus- und 15 Pfarreigehöfte wurden errichtet. Raiffeisensche Darlehnskassen, Brennereigenossenschaften, Genossenschaftsmolkereien und genossenschaftliche Kaufhäuser entstanden. Viehstand, Schweinezucht, Geflügelzüchtereie, Obstbau nahmen rasch zu, und das nachbarliche Verhältnis zu den alten polnischen Bauern blieb freundschaftlich.

### III. Sitten und Gebräuche.

Die Ausdehnung des polnischen Sprachgebietes und die hohe Entwicklung eines geistigen Lebens verhindern bei den Polen, mehr als bei einem anderen baltischen oder slawischen Volke, in Kürze Sitten und Gebräuche des ganzen Volkes zu schildern. Die polnische Nationalliteratur hat sich der Weltliteratur eingereiht, und polnische Gelehrte, Forscher und Künstler waren auf allen Gebieten erfolgreich tätig. Ist in den alten polnischen Provinzen, die jetzt zu Deutschland und Rußland gehören, auch die polnische Eigenart im Verschwinden begriffen, so erhält sie doch fortgesetzt aus Galizien Nahrung, wo die Universitäten Krakau und Lemberg die Horte des Polentums bilden. In den Abhängen der Karpathen hat sich bis heute das alte Volkstum mit seinen bunten Trachten, seinen Tänzen und Gesängen, seinen Musikanten und alten Musikinstrumenten, seinen Marktgängern und Juden, seinen Spinnabenden und improvisierten Liedchen am malerischsten erhalten. Und wollen die Polen in Posen ein Nationalfest feiern, so legen sie die farbigen Trachten der Krakauer Gegend an (Abb. 210, 211 a. f. S.) und ziehen wohl auch die alten Volksmusikanten herbei.

1. Tanz und Musik. Wie bei den Sorben, treten gewöhnlich drei Musikanten auf, der eine hat den Dudelsack (Duda), der zweite die Geige (Giszt), der dritte die Lyra. Diese Volkssänger zogen früher von Dorf zu Dorf und sangen ihre Lieder und Sagen. Jetzt trifft man sie noch bei Tanz und Jahrmarkt, wohl auch bei Hochzeiten und sonstigen Feierlichkeiten. Unsere Buker Musikanten (Abb. 212, S. 486) mit ihren niedrigen breiten Hüten, langen Mänteln und hohen Stiefeln sind noch fleißig im Dienste. In Galizien hielten sich die Adligen gern wenigstens einen Teorbanisten, die wie die alten Minnesänger Fest- und Alltag durch Lied und Saitenspiel verschönten. Bekleidet mit reicher Kosakentracht, wie Pohl meint, tanzten sie singend und schlugen den Teorban zur Belustigung des Hofes.

Pohl führt vier Tänze als echt polnische an, die Polonaise, die Mazurka, den Krakowiak und die Kolomejka. Die Polonaise ist der

feierliche Reigen, wobei die Paare dem ersten folgen und schließlich zum allgemeinen Tanze übergehen; jeder konnte der Dame im ersten Paare die Hand zum Tanze reichen. „Dieses erinnert an die gleichen Rechte des Adels in der Republik. — Malt sich in der Polonaise der

Abb. 210.



Tracht aus der Krakauer Gegend, getragen bei einem Posener Fest.

(Photographie von Mirska-Posen.)

Geist des alten Adels, so spricht sich in dem „Mazur“ die Seele des gesamten Volkes aus. — Die Figuren, welche durch die verschiedenartigste Zusammenstellung der Paare gebildet werden, sind reich an Erfindung und beweisen, wie schonend das Gefühl eines Slawen gegen die Weiblichkeit ist.“ Der Pole singt zur Mazurka. Der Reigenführer

singt, während die Musik verstummt, ein Lied, die Musik fällt dann von neuem ein und der Tanz beginnt, wie beim sorbischen Tanz und bei den Volkstänzen, die im westlichen Sachsen noch in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts im Schwang waren. Der Krakauer tanzte ihn mit seinen Klirrsporen, der Gebirgsbewohner mit blankem Beil. Der „Krakauer“ ist ein Galopp in der Runde und wird zur Hälfte getanzt und zur Hälfte gesungen.

Pohl führt einige solche Verse an. Man singt:

Dort an Krakaus hohen Mauern  
fließt die Weichsel hin  
Und die Polen zogen alle fort in  
langer Reih.

Dann tanzt man rundum  
und ein zweiter Sänger singt  
weiter, improvisierend:

Alle zogen mit den Sensen, und  
sie kehrten nicht.  
Und es trauern Wälder, Fluren  
und daheim die Weiber.

Die Kolomejka, bei der nicht gesungen wird, tanzt man „von den Ufern des Sans bis ans Schwarze Meer hin. Stumm hält und leitet der Tänzer das Mädchen an einem Band“, Tuch, Zweig. Auf ein Zeichen flieht das Mädchen mit zierender Gebärde; die Tänzer eilen melancholisch und händeringend hinterdrein, und wenn die Mädchen das Band wiedernehmen müssen, schlagen sie die Augen nieder und bedecken das Gesicht mit ihrer Schürze. Fällt der Zweig, so beginnt der Tanzwirbel.

2. Hochzeit. Aus dem Jahre 1832 berichtet Pohl über die Brautwerbung und Hochzeit u. a. folgendes. Am Sonnabend geht der Brautwerber mit einigen Männern in das Haus des Mädchens, und die Eltern laden schnell eine kleine Gesellschaft zusammen, selbst wenn das Mädchen den Eltern gegenüber erklärt, von dem vorgeschlagenen

Abb. 211.



Mädchentracht bei Krakau.

(Nach Photographie von Rubens-Posen.)

Bräutigam nichts wissen zu wollen. Ist die Gesellschaft lebhaft geworden, so trinkt der Wortführer den Eltern des Mädchens aus einem Becher Met mit den Worten zu:

Fleißig wie der Biene Leben  
Ist das Ackerleben,  
Und süß wie der Honig  
Ist der Ehestand.

Abb. 212.



Buker Musikanten.

(Nach Photographie von Rubens-Posen.)

Wenn die Maid den Trunk annimmt, so hat sie damit ihr Jawort gegeben und Aufgebot und Verlobung folgen nach dem Zechgelage am

folgenden Sonntag. Entfernt sich aber das Mädchen aus der Gesellschaft, so „schiekt sie damit den Werber nach Dreikraut“ (za trojzielem), das ist ein mystischer Name für eine mystische Pflanze, etwa wie die blaue Blume oder die Springwurz oder ähnliche bei den Litauern auch gekannte Begriffe. Der Werber geht nun, aber der Wortführer bleibt zurück, da die Eltern den Trunk annahmen, die kleine Festlichkeit dauert fort und dabei wird das Lied gesungen, das bei Litauern, Sorben, Masuren ähnlich wiederkehrt (Pohl, S. 43).

An die schlanke Fichte  
Setzten sich drei Vögel,  
Und zum schönen Mädchen  
Kamen drei Jünglinge.  
Du bist mein! So spricht der eine,  
Und der andre: Sei nicht hart!  
Und der dritte: So Gott will,  
Kommst du in mein Haus!  
Und das Mädchen lacht sie aus  
Und versetzte ihnen:  
„Meine Mutter, die hat mich  
In der Milch gebadet.  
Von dem Monde liefs sie nur  
Meine Augen schauen;

Und die Blumen liefs sie nur  
Meinen Busen küssen:  
Doch wollt schöne Knaben ihr  
Mich zum Weibchen haben,  
Dann müßt ihr zum Sonntagsfest  
Mir drei Sachen bringen:  
Und der erste der soll mir  
Milch von Vögeln schaffen;  
Und vom Monde soll der zweite  
Einen Strahl mir holen;  
Und der dritte soll noch heut  
Über Meere reiten  
Und zur Hochzeit einen Kranz  
Mir von Dreikraut bringen.“

Bei der Hochzeit und beim Abschied sind nach Pohl Lieder wie die beiden folgenden üblich, deren zweites ebensowenig ernst zu nehmen ist, wie das ähnliche der Litauer und Sorben.

## Hochzeitslied.

Drei Freier waren heut bei mir,  
Ein jeder brachte Gaben.  
Der Schöne gab mir schöne Worte,  
Dazu drei Ellen Bänder;  
Der Zweite, häßlich war er, doch  
Er brachte Gold, drei Näpfe;  
Der dritte trug der Rosen drei  
Und auch drei Herzensküsse.

Und in dem Ersten möcht ich gern  
Wohl meinen Bruder küssen,  
Und in dem Zweiten möcht ich gern  
Wohl meinen Nachbar grüßen;  
Den Dritten aber, der die Rosen  
Und Küsse mir gegeben,  
Dem möcht ich meine Augen schenken  
Und auch mein junges Leben.

## Die arme Schwester.

Von den Brüdern, von der Mutter  
In die fremde Hütte  
Ging ein Mädchen unter Thränen,  
Lieblich wie die Beere.

Und man sang ihr unterwegs  
Gar ein schönes Liedchen:  
„Goldne Kleider wirst du haben,  
Tage süß wie Lieder!“

Doch sie hatte schwere Tage,  
Denn ihr Mann war böse;  
Und sie weinte ganze Nächte,  
Tages war sie traurig.

Und da schrieb sie zu den Brüdern,  
Schickte ab die Taube:  
Kommet Brüder, kommet Brüder,  
Sonst stirbt eure Schwester!

Und die Brüder alle kamen,  
Wohl nach sieben Tagen,  
Und sie sagten: Solche Kleider  
Hat bei dir die Schwester?

Sind das Tage wie die Lieder,  
Ist das unsre Schwester?  
Sah so aus die junge Beere,  
Da du nach ihr reichtest?

Und die Schwester bat die Brüder,  
 Sie mit sich zu nehmen,  
 Doch sie sagten erst: Wir müssen  
 Dir den Mann begraben!

Ach! was wollt ihr, liebe Brüder?  
 Laßt den Mann mir leben!  
 Wer wird Vater sein dem Kinde,  
 Wenn ihr ihn begrabet?

Ich werd' Vater sein dem Kinde,  
 Einen Mann dir geben;  
 Und die Menschen werden hören,  
 Wie sich Brüder rächen.

Heute spielt sich die Hochzeit so ab: Der Bräutigam bekommt zwei Druschbas als Trauzeugen, die Braut zwei Brautjungfern (Druchnas), mit denen die Druschbas oder Drauschen tanzen. Bei reichen Hochzeiten geben diese Brautjungfern den Druschbas 5 Thaler „fürs Austanzen“ und zum Ankauf von Bier und Schnaps. Die Druschbas tragen bunte Sträuße im Knopfloch, die Druchnas bunte Kränze mit Perlen auf dem Kopfe, der Bräutigam hat nur einen Rosmarinstraufs, die Braut einen Myrtenkranz, wie die Konfirmandin, als Abzeichen. Die Hochzeit selbst ist meist Dienstags und liegt außer der Advents-, Fasten- und Erntezeit. Die Einladungen besorgt die Braut selbst, auch bei den Angehörigen des Mannes, der Bräutigam aber lädt auch ein; 50 Paare ist in Wilkau (Kreis Neustadt), auf das sich meine Angaben beziehen, nichts Ungewöhnliches. Der Hochzeit geht eine Vorhochzeit voran, wenn die Dienstmädchen den Hausrat (Podzda) überbringen. Da werden sie mit Kuchen, Schnaps und Wein bewirtet. Für den Bauer giebt man Kuchen mit nach Hause. Zum Hochzeitsmahl selbst liefern die Eingeladenen Butter, Milch, Mehl, Kalbskeulen und alles Mögliche. Wer es haben kann, fährt in die Kirche. Nach der Trauung wird der Wagenzug durch eine Schnur aufgehalten. Mit der Gänsefeder hinter dem Ohr verlangt ein guter Bekannter in Vermummung Thorgeld. In der Brautecke sitzen neben dem Bräutigam die Druschbas und Druchnas. Nachts 12 Uhr wird die Braut in die Kammer geführt und ihr statt des Myrtenkranzes eine Trauerhaube mit Rüschen aufgesetzt, sie selbst aber wie die Druchnas mit Tüchern zugedeckt, und unter Scherzen muß nun der Bräutigam die Braut suchen. Am zweiten Tage zieht die Braut ein. Der Bräutigam schickt ihr einen seltsamen Zug entgegen. Einen Waschtrog hat man vorn mit einer Ofenröhre wie eine Lokomotive ausgestattet. Neben festlich gekleideten Genossen hat ein Bauer eine Arbeitsbluse angezogen und macht den Lokomotivführer, die Frauen haben Männerkleider, die Männer Rüschenhauben angelegt. Der Waschtrog wird unter Scherzen auf einem Schlitten durch die mehr oder weniger trockenen Strafsen gezogen, um die Braut abzuholen.

Mit Gerät beladen, hoch oben mit bändergeziertem, aufrechtstehendem Besen geschmückt, fährt nun der Ausstattungswagen ins neue Heim. Das haben die Frauen verschlossen und rufen auf die Anrede: „Reisende sind da, laßt uns herein“, ihnen entgegen: „Bringt ihr was mit?“ Die Ankömmlinge reichen durch die geöffnete Thür

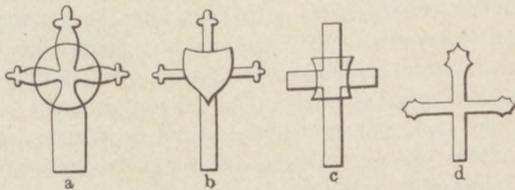
Schnaps, und inzwischen stiehlt man drinnen vom Ausstattungswagen Gerät herab. Eingelassen werden die Ankömmlinge noch nicht, und auf ihre Erklärung: „Wir wollen uns ein bißchen einrichten“, weist man sie darauf hin, daß sie ja nicht einmal die und jene (zuvor gestohlenen) Bilder und Geräte besäßen. Nach erneutem Handel aber findet der Einzug und ein neues Fest mit Tanz im neuen Hause statt.

In Kujavien, wo die gewöhnliche Tracht der dunklen üppigen Mädchen ein rotes oder weißes Mieder, eine Korallenschnur, eine grünseidene Schürze auf hellem Rock, ein schwarzes loses Kopftuch ist, weist die Brautkleidung nur die Abweichung auf, daß der Schleier fehlt und lange seidene Bänder am Myrtenkranz hängen, ähnlich sehen die Brautjungfern aus. Der Bitter wird sehr respektiert, er hat eine Karbatsche in der Hand, das erinnert an die mit Lanzen bewaffneten pommerschen Hochzeitsbitter von ehemals.

3. Kindtaufe. Die Frauen setzen ihres Mannes Mütze bis sechs Wochen nach der Geburt auf, daß ihnen nichts passiert, sonst hat der böse Feind über sie Macht. Zum Kinde wird ein Rosenkranz oder Gebetbuch, solange es nicht getauft ist, in die Wiege gelegt, sonst kommt ein böser Geist aus dem Schornstein und legt einen verzweigten, großköpfigen Wechselbalg (Podjeb) für das Kind hin. Innerhalb 14 Tagen wird das Kind getauft, es hat zwei Paten, einen Mann und eine Frau. Im Patenbrief wird je nach Stand viel oder wenig Geld eingebunden, bei gewöhnlichen Leuten 3 Mk. Wenn das Kind ein Jahr alt ist, wird ihm ein Tuch mit Geld, Rosenkranz und Buch auf den Rücken gebunden und zur Großmutter gebracht. Die bindet das Tuch auf, läßt das Kind wählen und urteilt dann über seine Zukunft.

4. Begräbnis. Bei Krankheiten werden Flecken, die die Wunde einhüllten, oder abgelöste Teile, die „reif“ waren, mit 2 Pfennigen unter die Dachtraufe „zum Weiterwandern“ gelegt oder unter den Fliederstrauch gegraben. Heilkraft haben geweihte Rosen und Kräuter. Die Krankenpfleger melden den Tod den Bäumen und dem Vieh, daß sie

Abb. 213.



Holzkreuze mit Inschriftplatten.

a, b aus Wilhelmsbrück, c aus Bralin, d aus Posen.

nicht eingehen. In den Sarg werden 10 bis 15 Pfennig und ein Gebetbuch gelegt, Kindern Bilder und Spielzeug. Das zum Totenwaschen benutzte Geschirr wird zerbrochen und mit dem Totenwasser in die Erde gegraben. Grabschmuck zeigt Abb. 213.

5. Ostern. Feier von Federball, Fastnacht und Karwoche ist wie bei den Tschechen und Mähren. Der Gründonnerstag wird durch Verspeisen von Honigschnitten ausgezeichnet. Osterumzug um die Felder mit feurigen Besen ist aus der Mode. Das Schnarren früh, mittags und abends, das Wasserspritzen und Klappern (vgl. Abb. 147, S. 342) ist überall gebräuchlich. Meist gießt man mit Töpfchen. Montags gehen die Burschen spritzen, Dienstags peitschen die Mädchen mit Ruten und empfangen Apfelsinen und Maleier zurück. Am Ostertag stellt man einen großen Tisch mit allerlei Braten und Speisen auf und empfängt Besuche. Die Dorfjugend aber stellt sich in zwei Zügen an den Dorfeenden auf; die Mädchen stehen auf der einen Seite; ihr Anführer, ein Mann, trägt eine menschengroße männliche Puppe. Die Schulknaben mit einer weiblichen Puppe kommen vom anderen Ende. In der Mitte des Dorfes müssen sich die Puppen küssen. Diese werden dann ausgezogen und in den Bach geworfen. Später gehen die Mädchen mit geschmückten Reisigbäumchen, die die älteste trägt, von Haus zu Haus und empfangen Eier, Geld, Apfelsinen. Davon verkaufen sie einen Teil, der andere wird zur gemeinsamen Festspeisung benutzt, zu der jedes Kind 15 Pfennige beiträgt. Bekommen die Knaben für ihr Fastenklappern, zu dem sie auch noch auf dem Heuboden schlafen, nicht die gewünschten vier Eier, so verwünschen sie den Bauern die Hühner.

Am 1. April zieht der Schimmelreiter herum. Auch schicken die Bauern den dümmsten Burschen zum Nachbarn mit Scherzen, wie etwa, der Nachbar möge die große Schere borgen zum Strohdach-Abschneiden. Der Nachbar spricht: „Die hab ich ja gestern drüben dem andern Nachbarn zum Nägelabschneiden gegeben.“ Und so wird der Aprilnarr immer weiter geschickt.

Am 1. Mai wettet man, wer den höchsten Maibaum, eine Stange mit Stachelbeerstrauch, hat.

Ein eigentümlicher Osterbrauch herrscht bei der Arbeiterbevölkerung um Inowrazlaw. So ziehen sämtliche jungen Burschen des Dörfchens Jakschitz am ersten Feiertage im geschlossenen Zuge durch das Dorf, um alle jungen Mädchen ausfindig zu machen, „und denselben am Abend von einem erhöhten Platze aus durch einen lungenkräftigen Ausrufer ihre Vorzüge und Fehler in Reimen vorhalten, auch gleichzeitig den am Ostermontag erfolgenden Dingus (Stiegern?), bestehend in Begießen mit natürlichem oder riechendem Wasser, ansagen zu lassen. Je mehr nun ein Mädchen dieser zärtlichen Liebesbeweise erhält, desto stolzer ist es“. Bruchstücke eines solchen Reimgedichtes heißen:

(Haus-) Nr. 8 u M....  
 Jest tam ich dwie.  
 Jednij imię Nastusia,  
 bardro ładna dziewusiá  
 Przytem dobra gosposia  
 o wiele lepsza jak Zosia

Nr. 8 bei Wirt M....  
 Dort sind zwei!  
 eine heißt Nastusia,  
 ein sehr schönes Mädchen,  
 dabei eine gute Wirtin,  
 viel besser als Sofia.

Potrzeba na nią  
pachnącej wody bania  
Ale niech się niczego nie boi

bo za nią organista stoi

Oj! ten da  
bo ma  
bo jutro stare biblie sprzeda!

Ihr geizmet  
Ein Maß duftenden Wassers,  
Sie braucht sich aber nicht zu  
fürchten,  
Denn hinter ihr steht der Herr  
Organist

Dieser giebt, denn er hat's,  
denn morgen wird er alte Scharteken  
verkaufen.

„Für diese öffentliche Heiratsvermittlung hat der namhaft Gemachte die Zeche zu bezahlen, und wehe ihm, wenn er es nicht thut.“

Das Gegenstück mit dem gleichen Endziel:

Nr. 10 u S....

Straszna dziewczyna  
imię się nie wymienia  
Chłopa by nie używała  
bo trzy razy polewkę przyswędziła.

Potrzeba na nią  
trzy fury rzużi  
z tuczynskiej kuźni  
Ale niech się niczego nie boi  
bo za nią ..... stoi  
u. s. w.

Nr. 10 bei Wirt S....

Garstiges Mädchen,  
den Namen nennen wir nicht,  
den Mann würde sie nicht ernähren,  
denn dreimal hat sie die Grütze angebrannt.

Ihr geizmeten  
drei Fuhren Ruß  
aus der Tuznoer Schmiede,  
sie braucht sich aber nicht zu fürchten,  
denn hinter ihr steht der und der  
u. s. w.

6. Andere Feste. Am 24. Dezember genießt man nur eine Wassersuppe und fastet, bis der erste Stern erscheint, dann ißt man körnige, glückspendende Speisen (Rogenerheringe, Erbsen); beim ersten Einläuten umwindet man stumm die Obstbäume mit Stroh. Man trinkt Kaffee und Schokolade, die Knechte knallen und schießen. Früh 5 Uhr besucht man die Messe und schenkt sich Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen. Die eigentliche Bescherung findet am Nikolaustage statt, den Weihnachtslichterbaum hat man erst vereinzelt eingeführt.

Am Johannisabend trägt man Johanniskräuter ein, legt Kornblumenkränze zum Schutz gegen Hexen vor die Ställe, pflanzt Bäumchen auf den Dünger und zieht eine Guirlande vor den Stall.

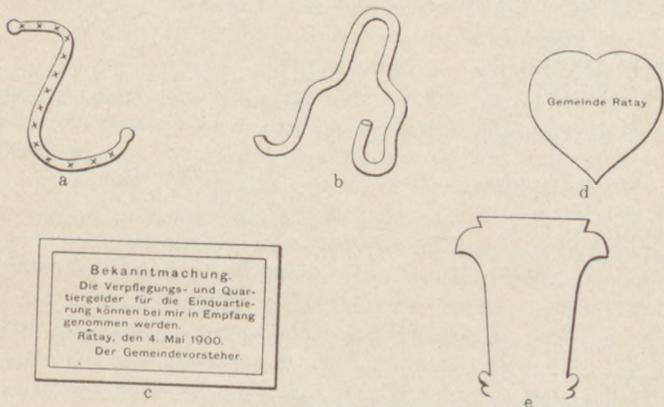
Der Ernteschluß wird durch Übergeben des Kranzes gefeiert. Das ist ein Weizenkranz mit verstecktem Zuckerwerk, den die Magd, hoch oben auf dem Erntewagen sitzend, in der Hand hält. Der Kranz wird mit einem Spruche überreicht, dann bekommen die Arbeiter den Erntekuchen und 3 Mk. Erntegeld. Wer den letzten beim Dreschen bekommt, muß etwas zum besten geben. Außer dem Erntefest wird die Kirmes besonders gefeiert. Am ersten Kirmestag, dem Abfahrs, ist alles ruhig. Am zweiten sammeln der Gemeindediener, der mit seinem selbstgemachten Horn der Gemeinde dient, und der Gänsehirt ihren Lohn an Kuchen, Früchten und Geld ein. Jubel und Tanz herrscht den Nachmittag. An den Festtagen sieht man die jetzt immer mehr aussterbende Tracht und Tanz und Spiel von alt und jung. Die be-

liebtesten Jugendspiele sind: Brettspiel (Warcaby), Bubu (Straszek), Klippe, Kugelkegeln, Lochkugeln, Bohnenwerfen und Steinkobeln, wie bei den Sorben.

Wie bei anderen Stämmen, gibt es auch unter den Polen Betbrüder, den Dewot und die Dewotka, die Fest und Spiel verabscheuen.

7. Geräte. Die Ankündigung von Gemeindeangelegenheiten geschieht, wenn nicht Schreiben herumgeschickt oder die Aufforderungen unter Klingeln mit der Glocke ausgerufen werden, durch Herumschicken des Gemeindestocks (Wic, oberschlesisch Lauska Gemeska), des Täfelchens oder der Kluka (Abb. 214).

Abb. 214.



Polnische Schulzen- und Gemeindezeichen.

a, b Oberschlesische Kriwule (x Zeichen der einzelnen Bauern, zu denen der Stock, die Lauska Gemeska, geschickt wurde; Höhe des Stocks  $\frac{1}{2}$  m). c Holztafel aus Ratay bei Posen,  $21 \times 11 \times 2$  cm. Eine zweite Tafel ist oben mit Wellenlinien verziert. Auf der Hinterseite sind Buchstaben eingeschnitten. d Herzförmige Messingtafel (30 cm hoch) in Ratay und Zegrze. e Messinggriff des Schulzenstocks in Ratay. Inschrift (rund um den preussischen Adler): „Gott mit uns, Gemeinde Ratay“. Länge des braunen Rohres mit Griff: 108 cm. Ähnlich wie Fig. 99.

#### IV. Götter und Geister.

Den Gottesbegriff giebt der Pole durch das Wort Bóg wieder, von dem Bozek = Bałwan, Bałwanek, Götze, Bozatko, Göttchen, Bogini, Fee oder Göttin, Bogini leśna, Waldnympe oder Dryade, Boginka oder Bogunka, Fee, Wassernixe abgeleitet sind. Diesem Bog gegenüber steht der Bies oder Djabeł, Diabolus, Teufel mit dem Teufelchen, dem Djabełek, Djablę, Djabłatko und der Djablica, der Teufelin. Neben diesem biblischen Teufel hat der Pole, wie jeder Balte und Slawe, noch den altheidnischen Czart. In Oberschlesien geht eine Czarotenica des Nachts den Leuten die Kühe melken mit dem Ruf: „Komm Butter aus allen Kellern in mein Butterfaß“, so daß

diese früh keine Milch geben; gewöhnlich bezeichnet man mit Czartnica die Seefledermaus. Mit Czart und czarny, schwarz, hängen auch die Begriffe czary, Hexerei, Zauberei, Czarownica, Hexe, Czarodziej, Zauberer, Czarodziejka, Zauberin, Czarnoksiężnica, Schwarzkünstlerin zusammen. Beim Namen des Piorun denkt man nicht mehr an den Donnergott, sondern nur an den Donner und Blitz. Der Legende entstammen wohl die Feenamen Rusałka und Melisana; „Melisana schreit“, wenn der Wind heult. Lelum Polelum, Kastor und Pollux, die auch Strykowski 1580 erwähnt, und von denen Lele noch heute Weichling bedeutet, scheinen eine Erklärung durch das litauische Lele, Puppe, kleines Kind, zu finden. Man bezeichnet mit den Worten kaum etwas Mythisches, sondern nur bei Lele das Schwache und bei beiden Worten zusammen das durch Po ausgedrückte Zusammengehörige. Koboldartige Wesen sind der Belek, der Bobak, der auch ein Gespenst oder Murmeltier bezeichnen kann, die Poczwara, ein Popanz, und das Krasnyluddek oder Erdmännchen. Gespenst-artig sind der Straszak oder Straszek, Strasznik oder der scheuchende Spukgeist Płoszydło oder Straszzydło und die Strasznica, das Widmo, das Nachtgespenst Wieszczka oder Wieszczyca, die Mara, ein Traumgesicht. Der Alp führt den Namen Mora oder den der amerikanischen Fledermaus, der Zmora, das Totengespenst oder der Blutsauger den des Vampyrs Upiór oder Upierzyc. Wassergeister oder Nixen sind Topielica, Topielec, Topien, Topnie, Utopiec (oberschlesisch); Waldgeister Bogini leśna und Boruta; Windgeister Burza (Sturm) und Wicher (Wirbelwind, unruhiger Kopf, Mistel, Zeichen am Pferde). Die Murawa hopst herum, wenn es kalt wird und der Himmel sich rötet; die Smierć ist der Tod als Knochengespenst; die Południca die Mittagsfrau; den Trach (oberschlesisch) hat der heilige Michael getötet. Nachtjäger und weiße Frau, Riese (Olbrzym) und Zwerg (Karzel), Däumling (Paluch) und Wechselbalg (Podrzutek, Podmiotek), Drache (Ozelek) und Schlange (Żmija) kennt der Pole wie alle germanischen, slawischen und baltischen Völker.

## V. Lieder und Sprichwörter.

Die polnischen Lieder schlagen einen kräftigeren Ton an als die litauischen und als die sorbischen, und dennoch besitzen gerade eine Reihe polnischer Volkslieder einen so tief wehmütigen, sentimentalischen Hauch, wie er nur bei großen Dichtern zum Ausdruck kommt. Im Mittelpunkt steht die Liebe, und alle Töne, die das Liebesglück, der Verzicht, die Sehnsucht, die Eifersucht, die Hoffnung, das Getrenntsein, das Liebesweh kennen, kehren in den polnischen Liedern wieder.

Die Mutter betrachtet ihre Kinder und wünscht dem Mädchen bald einen Bräutigam, dem Sohn eine Prinzessin. Die Jungfrau hütet

ihren Kranz, weist übermüthige Freier mit Scherzen, unwürdige mit Hohn, den Witwer mit Entrüstung, den Ungetreuen mit Entschiedenheit zurück, und sieht es ungern, wenn der Geliebte in den Krieg oder auf die Wanderschaft ziehen will. Sie weiß, daß räumliche Entfernung zur geistigen wird, daß andere Städtchen andere Mädchen bieten und so mancher aus dem Kriege nicht zurückkehrt. Der Kranz gehört dem Geliebten. Ihm gilt ihr Sinnen und Denken. Sie kann nicht sticken, nicht arbeiten, überall glaubt sie ihn zu sehen, Winde, Wellen, Vögel, der Mond sollen auf beiden Seiten Liebesboten sein; soviel Sterne am Himmel sind, sovielmahl lieben oder küssen sich die Geliebten. Am Bache, im Wäldchen, in der Schlafkammer steigen die Liebesseufzer empor, und im Traum läßt man der Phantasie der Liebe alle Zügel schießen. Das Mädchen sehnt sich ins Kloster oder ins Grab, der Bursche ins Priestertum oder in die weite Welt, wenn sich beide nicht vereinen dürfen, denn die Liebe ist „wie der Kerker“, ist scharf „wie Arsenik“ und nach der Geliebten blickt man dreimal, ehe man zu den Heiligenbildern einmal schaut. Mond und Sterne sollen den fernen Geliebten begleiten und schützen, Vögel Kunde über ihn verraten. Wird der Arme auch selten gefreit, so bleibt doch das Mädchen mit Starrsinn dem einmal Erkorenen treu und flieht mit ihm. Denn das Mädchen zieren so viel Tugenden als das Schaf weiße Wolle hat, und es kümmert sich nicht darum, was die Leute Schlechtes von ihm reden. Ihr Kränzlein mag sie nicht leichtsinnig opfern, aber den in der Kälte stehenden Geliebten möchte sie doch nicht erfrieren lassen, sondern ihm Eintritt gewähren. Hat sie aber den Kranz verloren, so möchte sie zeitlebens trauern. Was hilft es, wenn man ihn wiederfindet, aber vier Blumen darin fehlen, wenn der Bursche nur den Kufs oder das Geld, aber nicht das Mädchen haben wollte. Jeder Bursche trägt so viel Falschheit als der Bock schwarze Wolle; er geht zu dem anderen Mädchen, während die eine ihn erwartet. Und die Eltern rächen das Kind nicht, wohl aber der Bruder, der bringt die betrogene Schwester ins liebende Elternhaus zurück. Der gestorbene Geliebte aber kommt als „Bräutigam Tod“ oder das Mädchen schreibt seinen Namen in die Sterne. Wie des Mädchens Liebe, so wird auch die des Burschen in leuchtenden Farben dargestellt. Der arme Bursche trauert, daß ihn des Mädchens Eltern zurückweisen, und hofft durch Thaten sich der Liebe würdig zu zeigen. Der ebenbürtige Jüngling möchte keine Stunde ohne die Geliebte sein, er würde es nie Tag werden lassen, wenn er den Schlüssel zur Morgenröthe hätte. Als Hirsch oder Vogel will er die Geliebte belauschen, er zertritt das Rautenbeet, um am Fenster zu stehen und zu sehen, wie die Mutter das Lieb in Milch badet. Er steht trauernd am Bache, wenn sie seine Liebe nicht erhört, er zieht in den Krieg oder in die Fremde, ihm hilft nur Vergessen. Erst wenn er sich die Liebe aus dem Kopfe geschlagen und frei wie ein Zigeuner wandert, denkt er nicht mehr an sie; vielleicht aber ist

er doch auf der Fahrt, ihr das „Dreikraut“ zu holen und sie dann über den zu trösten, der sie treulos verlassen, einer anderen die Rose gereicht und nicht des Mondes Mitteilung gelauscht hat, wie elend seine verlassene Geliebte ist. Mit der Freude über den endlichen Besitz des Liebs ist der Gedankenkreis der Liebeslieder geschlossen, die Ehe wird nicht verherrlicht. Da fühlt sich das Mädchen unglücklich, — d. h. nur in den Liedern.

Andere Liederstoffe drücken das Weh der Waise aus oder auch die Unzufriedenheit über das Los des Knechtes, der nichts hat und Herrenbrot verdienen muß. Die Trauer um den Tod der Eltern; der Wunsch, diese noch einmal wiedersehen zu wollen; die Bitte um den Elternsegen beim Abmarsch in den Krieg; die Klage der Eltern, Geschwister und der Braut über den Tod des Kriegers; die Seufzer über die gute alte Zeit, da die Mädchen noch selbst webten und spannen und nicht bei den Juden kauften; die Sehnsucht aus dem Kloster oder nach dem Grab bilden den Inhalt vieler Gesänge. In anderen wird die Freude am Soldatenleben, die Thatkraft von Volkshelden, das Leben der Tiere in scherzhaften Vergleichen mit dem Menschen geschildert. Oder es nahen die Erntearbeiter mit Gesang und reichen dem Herrn einen Eichenkranz, der Herrin einen Ähren- und dem Mädchen einen Blumenkranz. Bäume und Blumen erzählen das Geschick derer, von denen sie gepflanzt wurden und der Zeit, die sie durchlebten. Die Pflanzen- und Tierwelt steht im Hintergrunde vieler Lieder und Sprichwörter.

## Lieder.

### Die Wünsche der Mutter.

Auf dem Häuslein, drinn' im Nestchen, sitzen Störche klein,  
Bei der Mutter auf der Schwelle spielen Kinderlein.

Mutter spricht zum lieben Knaben: Wärest du groß doch schon,  
Führtest heim schon eine Fürstin, in das Haus, mein Sohn.

Und sie spricht zur lieben Tochter: Wärest du doch schön,  
Weiß wie Lilien, schlank wie Fichten, auf den fernen Höh'n.

Abends drängten wohl zur Hütte dann die Knaben sich,  
Wollten Flachs dich spinnen sehen, singen hören dich.

### Der Baum.

Es stürzte ein grüner Baum auf der Heid,  
Erschlug den Liebsten und seine Maid.

Erschlug sie und brachte doch beiden Glück.  
Liefs klagende Liebe ja nicht zurück.

## Der Kranz.

Es liegt ein Dorf im Thale,  
Und drinn' ein kleines Haus,  
Da sitzt ein bleiches Mädchen  
Und weint sich aus.

Sie weinet, sie weinet  
Um ihre Schönheit, ach.  
Ihr Kränzlein ist gefallen,  
Wohl in den Bach.

Ich möchte gehn und fragen,  
Was mit dem Kranz geschehn,  
„Habt ihr nicht, liebe Fischlein,  
Den Kranz gesehn?“

Wohl haben wir gesehen  
Das Kränzlein klein,  
Doch fehlten in dem Kranze  
Vier Blümelein.

## Vorm Fenster.

Die Sterne blitzen, kalt ist die Nacht,  
„Öffne das Fenster, dein Liebster wacht!“

„Öffne ich, lieber Knabe du,  
Läfst du die Nacht mir keine Ruh.“

„Ruhe, süßs Mädchen, hast stets du vor mir,  
Liebst du mich nicht, so schick mich von dir.“

„Das hiefse doch spotten der göttlichen Macht,  
Den Liebsten zu stofsen in eiskalte Nacht.“

## Lügenmärchen.

Was für Flegel, was für Gabeln  
Dreschen Erbsenblüten?  
Eine Stute frafs der Hase  
Überm Eierbrüten.

Meister Petz sitzt in der Werkstatt,  
Seine Schuh zu zieren,  
Und der Matz geht, Rüben schmau-  
Draußen promenieren. [send,

Bei dem König fährt die Krähe  
Vor im vollen Glanze,  
Und die Ziege führt den grimmen  
Wolf am Seil zum Tanze.

Greift die Gans zur Kobza. Beide  
Tanzen mit Behagen.  
Knixt die Krähe an und möchte  
Auch ein Tänzchen wagen.

Grimmig schwimmt da schnell das  
Durch des Meeres Wogen, [Beilchen  
Von der Pfauenfedermütze  
Ward es rausgezogen.

Als das Beil im grünen Grase  
Sich nun wollte laben,  
Da bekam es zehn Zigeuner  
Und elf Türkenknaben.

Blieb der eine da als Pfarrer,  
Kam der Wolf zur Messen,  
Beichtet, dafs er hundert Stuten  
In den Fasten gessen.

„Und so viel? Das hört man, Wölflein,  
Wirklich ja mit Grausen.“

»Ach ich möchte, lieber Pfarrer,  
Noch ein Kälblein schmausen.«

## Die Erntekränze.

Gnädiger Herr, komm, lafs dich sehn!  
Klinge, o Herrin, die Schlüssel dein!  
Mägdlein, komm, und spiel mit uns!  
Wir tragen drei Kränze fürs Haus herein.

Hundertjähriges Eichenlaub da,  
Tausendkörnige Ähren hier,  
Doch der dritte ist schöner zu schaun,  
Und den dritten — verbergen wir.

Nimm den Eichenkranz, gnädiger Herr,  
Wachs übers Alter der Eiche hinaus!  
Nimm den Ährenkranz, Herrin, von uns,  
Dafs der Überflufs herrsche im Haus!

Mägdlein, o sieh in deinem Kranz  
Tau und Blumen der Morgenau!  
Wie die Cyane bleibe dein Aug'  
Und du, Mägdlein, wie Morgentau!

## Der Traum.

Wißt ihr Schwestern, was mir gestern  
Unterm Kirschbaum hat geträumt,  
Als der Blumenduft des Lenzes  
Mir die Wang umsäumt?

Leises Rauschen, stummes Lauschen  
Und der Liebste sah voll Lust,  
Wie sich wogend hob und senkte  
Seines Liebchens Brust.

Sprach der Lose: Soll der Rose  
Spotten dieses Angesicht?  
Lange trug ich schon die Qualen,  
Trag sie länger nicht.

Und er küßte Wang und Brüste,  
Knieend unterm Baum.  
Was noch weiter ist geschehen,  
Ach es war nur Traum.

## Bitte.

Herr, erhöre mein brünstiges Flehn,  
Lafs mich nimmer nach Herrenbrot gehn!

Vorgeworfen wird es dir schon,  
Eh' man dir's giebt als Herrenlohn.

Man giebt dir soviel, wie ein Eichenblatt,  
Und fragt: „Du bist doch nun wohl satt?“

Und Butter soviel, als am Fliegenbein,  
Und fragt: „Zwingst du die Butter allein?“ —

„Lebt wohl, Gott schütz euch vor aller Not,  
Ich zwinge weder Butter, noch Brot.“

## Um Mitternacht.

Es hat mich heut um Mitternacht  
Feinsliebchen auf den Weg gebracht.  
Mit Gott allein geh durch den Hain!  
Geh durch den Hain mit Gott allein!  
Gut Nacht!

Es prangen wohl um Mitternacht  
Viel Stern am Himmel voller Pracht.  
Mehr Küsselein gab Liebchen fein  
Mir wohl, als funkeln Sternelein.  
Gut Nacht!

## Sprichwörter.

Drei Dinge gehen nicht ohne Schaden von Hand, ein Pferd ohne Zaum, die Pillen im Leib und die Tataren aus dem Land. — Drei Dingen muß man nicht trauen, Pferden, Hunden und Frauen. — Vier Dinge sind viel wert: eine Ungarmütze, ein türkisch Pferd, ein Masur (tüchtiger Soldat) und ein ungarisch Pferd. — Acht Edelleute aus Oszmiana (Samogitien) führen eine Ziege auf den Markt (so arm sind sie). — Der Edelmann ist in seinem Besitztum den Wojwoden gleich

(Gleichheit des polnischen Adels zur Zeit der polnischen Selbständigkeit). — Ein oszmianischer Edelmann (ein ganz armer Adeliger). — Jemand einen Erbsenkranz (Abweisung, Korb) geben. — Es erging ihm wie dem König Hans Sobieski in der Walachei (er verlor einen Teil seines Reiches und drei Armeen 1685 bis 1691). — Die einen erjagen in Sümpfen das Elen, die anderen verzehren den Braten im Trocknen. — Jeder Fehler hat seine Ausrede. — Man sieht oft besser in die Ferne als in die Nähe. — Er fragt soviel danach wie der Hund nach dem fünften Fuß. — Einem hungerigen (kaschubischen) Fürsten mundet auch Kartoffelbrei. — Zu Gallus (16. Oktober) mußt der Apfel in den Sack. — Dem Gast, der den Wanst nur füllt und die Zähne spitzt, gebührt's, daß er unter Eseln sitzt. — Der Gast schlägt einen Nagel in die Wand, wenn er auch eine Nacht im Hause sich befindet. — Vor deinem Gast thu nicht groß mit Gesellen, Rofs und Weib. — Wen das Glück zärtelt, den verdirbt es. — Er knarrt wie ein polnisches Fuhrwerk. — Bunt ist der Specht, aber des Menschen Leben ist auch bunt genug. — Trau nicht dem Hund, wenn er schläft, dem Juden, wenn er schreit, dem Trunkenbold, wenn er betet. — Der Hungerige fürchtet den Stock nicht. — Das Brot läuft dem Bauch nicht nach. — Der Hund folgt dir, auch wenn deine Hand sein Bein brach. — Ein reicher Bauer, ein gehörnter Ochs. — Wüßte das Pferd seine Kraft, ließe es nicht jeden reiten. — Gast und Fisch stinken nach drei Tagen. — Fromm, wie das Pferd des heiligen Georg. — Mit dem Kranz ist er gestorben (als Junggesell). — Der Djabel ist so klug, weil er so alt ist. — Er denkt an den russischen Monat (aufgeschoben, nicht aufgehoben). — Er lügt wie der Kalender. — Er hat mehr zu thun, als man auf Ostern zu backen hat (sehr viel). — Dunkel wie der Tabak im Horn. — Er will es allen gerecht machen und will's mit niemandem verderben. — Jemandem die Feige (Faust) weisen. — Er läuft herum, wie mit der Wolfshaut um Weihnacht (verkleidet). — Wo der Teufel nicht ausreicht, schickt er ein altes Weib hin. — Nicht Hund, nicht Stuhl (zweideutig). — Ein toter Hund beißt nicht. — Weder Gott eine Kerze, noch dem Teufel einen Brand. — Sie schiessen wie zu Ostern (durcheinander). — Was eine Frau einmal will, das setzt sie durch. — Er schindet sich die Füße und hat die Stiefel auf dem Knüttel hängen. — Die Teufel weinen nicht, wenn die Nonnen tanzen. — Arbeit wie Frohne (harte Arbeit). — Vom Becher bis zur Lippe ist eine weite Strecke. — Er hat das Land geändert, aber nicht die Gedanken. — Der Zigeuner liebt sich der Gesellschaft wegen (aus Kameradschaft) aufhängen. — Ein rüdiges Schaf steckt die ganze Herde an. — Jemandem die Augen einseifen (betrügen). — Ein blöder Hund wird selten fett. — Er zischt wie die Schlange, wenn sie keine Ziegenmilch zu trinken hat. — Je weiter in den Wald, desto mehr Bäume. — Er schmiert den Spiels schon mit Butter, und die Vögel singen noch im Walde. — Eure Rede sei stets mit Salz gewürzt. — Salz und Brot

und ein freundlich Gesicht stehen für das beste Gericht. — Von Posen nach Krakau und Warschau über Lublin (auf Umwegen). — Ein Keil treibt den anderen. — Ich rede von Äpfeln und er von Birnen. — Die Wahrheit zu sagen muß unbenommen bleiben. — Er geht wie ein Kranich (er guckt, ob ihn alle bewundern). — Der Wurm beißt auch einmal einen sauren Apfel an. — Wo das Geld fehlt, ist Brot teuer. — Ehre, Gesetz und Auge leiden keinen Scherz. — Er ist wie der Hund auf dem Heu (braucht's nicht und gönnt's niemand). — Keine Hochzeit ohne Brautwerber, kein Leichenschmaus ohne Bettler. — Die Gesetze gleichen Spinnweben, die großen Hummeln brechen durch, die Fliegen bleiben hängen.

## VI. Polnisches Vaterunser.

(Wutstrack 1793, und heute).

Oycze nasz, któryś jest w Niebie. Święć się Imię twoje. Przyjdź królestwo twoje. Bądź wola jako w Niebie, tak y na ziemi. Chlebá nášzego powzedniego day nam dzisiaj. Y odpusc' nam nasze Winy, jako y my odpuszczamy naszym Winowaicom. Y nie Wodz' nás na Pokoszenie. Ale nás zbaw ode złego, Albowiem twoje jest królestwo, z moc, y chwaltá, na wieki wiekow. Amen.

Ojczy nasz, któryś jest w niebiesiech. Święć się imię Twoje. Przyjdź królestwo Twoje. Bądź wola Twoja jako w niebie, tak i na ziemi. Chleba naszego powszedniego daj nam dzisiaj. I odpusc' nam nasze winy, jako i my odpuszczamy naszym winowajcom. I nie wodź nas na pokuszenie. Ale nas zbaw ode złego. Albowiem twoje jest królestwo i moc i chwala na wieki. Amen. [Schluß: Albowiem u. s. w. nur bei den evangelischen Polen.]



bergischer Grafschaft wohnenden Unterthanen Munde gesammelt von weyland Magister Hennings (!) von Jelfsen, gewesenen Predigern zu Wustrow. Auch theils geändert, theils supliert aus der alten Leute Munde und pronunciation, in anno 1751 durch (F. Müller, vgl. S. 349,2). Der Verfassersname fehlt, ist aber aus S. 140 zu ersehen (?). Da giebt M. das S. 386 abgedruckte Vaterunser und eine ähnlich lautende Beichte mit der Quelle und seiner Namensunterschrift wieder. Die Rechtschreibung unterscheidet sich in Kleinigkeiten von der abgedruckten. Die Handschrift des Wörterbuchs selbst hat 137 doppelspaltige numerierte Seiten und weicht zu ihrem Nachteil in der Rechtschreibung und sonst noch hie und da ein wenig von der Handschrift ab, wie sie im N. vaterl. Archiv 1832 abgedruckt ist. Bei Abdecker steht die Bemerkung: ist noch des Krügers in Tarmitz Alter. Dann heißt es weiter: „Ihre Lob- oder Moral Sprüche sind in den alten Zeiten diese gewesen. Lüchower, de Riecken. Dannenberger, de Süberlicken. Hitzacker, de Demuth. Wustrower, de Suphuth (Saufaus). Berger, de Lüger Clentzer, de Bedrüger; in denen folgenden weiteren Zeiten: Lüchower, de Grotherrschen. Dannenberger, de Schmachtdarmschen. Hitzacker, de Nahkiecker. Berger, de Beschliecker. Wustrower, de Hahlut. De Drawener, de Suebuth (!). Clentzer, de Dumsten. Bodendick, de stumsten. Schnackenburger, de Wancker. Gartower, de Krancker. Ferner Ültzen, dat hohe Fest. Lüchow, dat Drecknest. Dannenberg, de Waterpohl. Hitzacker, de Kackstohl.“ Auf eine Reihe wendischer Personennamen läßt nun Müller das erwähnte Vaterunser mit Beichte und den Hinweis auf die Quelle folgen und giebt dann Hennigs Arbeit über den Drawehn wieder. Die Handschrift hat 180 numerierte Quartseiten; auf dem Vorderdeckel steht innen der Vermerk „Ist mir von dem jetzigen H. Hauptmann Korf in Lüchow geschenkt. E. C. Grisebach.“ Korf war auch der Schenker einiger Polabica an den Breselenzer Pfarrer C. F. G. Hempel, 1784—1794, der sie im Neuen vaterl. Archiv 1822 veröffentlichte.

- S. 349, Z. 11. Hassels Wort „Hier (Wustrow) wurde 1751 zuletzt Gottesdienst in wendischer Sprache gehalten“ beruht sicher auf Irrtum. Aus keinem Kirchenbuche ist zu ersehen, daß nach der Reformation dort irgendwo anders als deutsch gepredigt worden wäre, an polabische Bücher ist gar nicht zu denken; nur die Familiensprache war slawisch. H. v. Jelfsen sagt ausdrücklich um 1705, die Kirche benötige ebensowenig wie das gemeine Wesen das Polabische; innerhalb 20—30 Jahren würde man selbst für Geld die Sprache nicht mehr hören können, selbst die jungen Wenden verlachten sie. Vgl. noch Dobrowsky, Slowanka 1814, 1 ff.
- S. 351, Z. 17: Öring.
- S. 382, Z. 10 v. u. Statt „Er“ lies: Keyfsler (1730, Ausg. v. 1741, S. 1166 bis 1173). Z. 4 v. u. zu ergänzen „nach Hildebrand“.
- S. 383, Z. 22 v. u.: hanen.
- S. 384, Z. 3: Der Kreuzbaum war stets eine Eiche und wurde nur erneuert, wenn der alte umgefallen war; der Kronenbaum, eine Birke (Spiel u. Spangenberg: Erle), jedes Johannisfest; Z. 22: das . . . Bauer. Z. 26: Verzehren.
- S. 386, Z. 7: Selbständig sind die Vaterunser von Mithof 5; Hennig 6, 7, davon 1, 2 (besonders falsch); Müller 3, davon 4.
- S. 387, Z. 11: Sjeibe.
- S. 480 u. früher: Die unregelmäßig scheinenden Formen des Giebelschmucks bei den einzelnen Stämmen ist meist auf die Unvollkommenheit des Stoffs und Werkzeugs zurückzuführen. — Glockenbretter des Weideviehs, wie sie, mit und ohne farbige Ornamentik, in Thüringen und bei einzelnen Südslawen gebräuchlich sind, habe ich in Deutschland bei den Slawen und Balten nicht gesehen.
- S. 481, Anm. zu Abb. 208: Diese Tracht ist Bamberger Mädchen eigen, die bei Fronleichnamsprozessionen die Heiligenbilder tragen, und stimmt mit der der Bräute und Brautjungfern überein. Die Bräute haben blaue (oder grüne) und weiße Bänder am Kopfschmuck, die Brautjungfern bunte, meist rot und gelbe. Die Tracht ist im Aussterben.

## SACH- UND NAMENVERZEICHNIS.

### A.

- ABC, das goldne, 267, 343.  
 Aberglaube 21 (Preußen), 88 (Litauer),  
 162 (Letten), 192 (Masuren), 270  
 (Tschechen), 281 (Mährer), 338 (Sor-  
 ben), 374 und 385 (Polaben), 431  
 (Slowinzen), 462 (Kaschuben), 492  
 (Polen).  
 Abzählreime 86.  
 Ackerbau 17, 44, 148, 164, 188, 219,  
 258, 273, 275, 291, 357, 415, 446, 471.  
 Adalbert 99, 392, 445.  
 Adalbertstag 192.  
 Adam v. Bremen 17, 351.  
 Adel 44, 252, 477.  
 Adelung 349.  
 Adler oder Zahl 87, 464.  
 Advent 202, 380, 463.  
 Ahmed ibn Ismael 292.  
 Aisten 8.  
 Aitwars 89.  
 Akmonis 89.  
 Albertinum 52.  
 Albinus 311.  
 Albrecht der Bär 2.  
 Albrecht von Preußen 14, 40, 187.  
 Albuschait 68.  
 Alexander-Newski-Fest (10. Sept.) 53.  
 Alexen 33.  
 Alle 28, 39.  
 Allerseelentag (2. Nov.) 262.  
 Alp 192, 462.  
 Alte, der, 312, 337.  
 Altenburg 293.  
 Altsitzer 102, 137, 222, 301.  
 Altslawisch 213.  
 Altukta 215, 239.  
 Amerika 48, 55.  
 Amos Comenius 15, 255.  
 Amtmänner 44.  
 Andreasabend (30. Nov.) 432.  
 Andree 285, 377.  
 Andrei Denisow 213.  
 Aneas Sylvius 91.  
 Anna v. Croy und Archot 398.  
 Ansbach 272.  
 Anschlagen 262, 279.  
 Ansgar 392.  
 Antonius Pius 365.  
 Antrympus 21.  
 Anzeichen 338, 461.  
 Apfel beim Abendmahl 373.  
 Apostolische 34, 291.  
 Appenzeller 82.  
 Appidemes 89.  
 Aprilanfang 80, 490.  
 Argaldinus 13.  
 Armenier 238.  
 Arnd 68.  
 Arnold 205.  
 Asche 164.  
 Asien 60.  
 Asop 54.  
 Aufhocker 311.  
 Aulowönen 30, 32.  
 Ausschweytus 25.  
 Awakum v. Tobolsk 213.  
 Azovirth 12.

### B.

- Backe 418, 434.  
 Baderaum 110, 226, 235.  
 Bahre 260.  
 Balde 464.  
 Ballupönen 29.  
 Balk, Hermann 10.  
 Ballethen 2.  
 Balsamerland 23.  
 Balten 2, 392.  
 Baltisches Meer 38.  
 Balwan 492.  
 Bamberger 481, 501.  
 Bammeln 41.  
 Bammelsvitte, s. Bommelsvitte.  
 Bank 334.  
 Baptisten 30, 32.  
 Baranowski 26, 47, 55.  
 Bardowik 2, 351.  
 Barnim 394, 446.  
 Barsduken 21, 90.  
 Bart 246.  
 Barth 397.

- Barten 11.  
 Bartenstein 23.  
 Bartholomäus 192.  
 Basanawitsch 55.  
 Basilisk 311.  
 Bafs 341.  
 Bauernbier 22, 382, 383.  
 Bauerwitz 271.  
 Baum 491. Vergl. auch Maibaum.  
 Baumbach 59.  
 Bautzen 289, 292, 344.  
 Beförderung 455.  
 Begräbnis 23, 83, 160, 193, 202, 242,  
 259, 278, 308, 325, 339, 375, 431, 436,  
 461, 489.  
 Beham 55.  
 Behrendt 51, 67.  
 Beichte 242.  
 Belbuk 445.  
 Beldahnsee 236.  
 Belek 493.  
 Belitz 356.  
 Belltafel 455.  
 Beresina 25.  
 Bergenthal 29.  
 Berlin 33, 62, 182, 250, 284, 291, 343,  
 471, 472.  
 Bernhard II. 293.  
 Bernoulli 402.  
 Berschkallen 30, 32, 36.  
 Berstucke 21, 90.  
 Berthold v. Regensburg 252.  
 Besas 89, 92.  
 Beschäftigung 17 (Preußen), 44 (Li-  
 tauer), 148 (Kuren), 188 (Masuren),  
 219 u. 245 (Philipponen), 250 u. 258  
 (Tschechen), 275 (Mährer), 294 (Sor-  
 ben), 357 (Polaben), 415 (Slowinzen),  
 446 (Kaschuben), 471 (Polen).  
 Besiedelung, vergl. Siedelarbeit.  
 Besitzergreifung 22.  
 Besprengung 22.  
 Bethanien 29.  
 Beutner 239.  
 Beyer 65.  
 Bibel 41, 42.  
 Biber 13.  
 Bicchi 475.  
 Bielebog 310.  
 Bies, Biesas 89, 92, 492.  
 Bilderweitschen 30, 32.  
 Bildukas 89.  
 Bindsprüche 338.  
 Birken, Sigmund v., 351.  
 Biron 257.  
 Bite(h)nen 55, 65, 85.  
 Bittgesang 338, 343.  
 Bittrich 301.  
 Blanitzky 255.  
 Bleigieβen 193.  
 Blinde Kuh 86.  
 Bludnik 310.  
 Bludzisch 310.  
 Bobak 281, 493.  
 Bober 283.  
 Bock, Naturg., 50, 97.  
 Bock (Gemeindezeichen) 465.  
 Bocksheiligung 19, 22, 383.  
 Bog 492.  
 Bogatzki 68.  
 Bogini 492.  
 Bogislaw I. 393.  
 Bogislaw XIII. u. XIV. 397.  
 Bohlschau 465.  
 Böhmen 82, 250, 272.  
 Böhmer 344.  
 Böhmischemährische Brüder 250.  
 Bohnenauskugeln 262, 492.  
 Böhnisch 65.  
 Bojaren 37, 40.  
 Boleslaus (Boleslaw) Chrobry 8, 10, 212,  
 292, 392, 445, 475.  
 Bommelsvitte 129.  
 Borischewitz 224, 234.  
 Borissow 214, 216, 234.  
 Borta 317, 339.  
 Boruta 493.  
 Bozałosc 311.  
 Bralin 257.  
 Brand 135.  
 Brandenburg 40, 250.  
 Branitz 272, 281.  
 Braschka 315, 320.  
 Braunschweig 467.  
 Braut 259, 320, 370, 435, 488.  
 Brautgeschenke 429, 488.  
 Bräutigam, vergl. Braut.  
 Brauthahn 22.  
 Brautjungfern 309.  
 Brautkauf 322, 489.  
 Brautkrone 435, 481, 501.  
 Brautlied, wendisches, 374.  
 Brautraub 242.  
 Brautstein 374.  
 Brautwinkel 259, 278, 318, 488.  
 Breslau 271, 272.  
 Bretke, Bretkuis, Bretkunas 41, 51, 89, 96.  
 Briesen 285, 327.  
 Brot und Semmel 277, 433, 436.  
 Brozeschke 416.  
 Brüdergemeinde 291.  
 Brüggenua 402.  
 Bruisen 32.  
 Brummsen 100, 341.  
 Brummsack 262.  
 Brun 9.  
 Brzesowie 250.  
 Brzetislaw 272, 475.  
 Bubak 311.  
 Bud 310.  
 Büdner 294, 407, 471.  
 Budwethen 31, 35.  
 Budszedehlen 29.  
 Bugenhagen 395.

Bugys 90.  
 Buk 486.  
 Bukowina 213.  
 Bukowine 253, 259.  
 Bülitz 349.  
 Bulwer 481.  
 Burg 289, 303, 309, 316, 327, 334.  
 Bürger 52.  
 Burkhart v. Magdeburg 10.  
 Burza 493.  
 Büsching 347, 401.  
 Bütenschaft, Bütware 434.  
 Butze 360.  
 Byrute 39, 46, 48.

## C.

Calberg 71.  
 Cammin 393, 395.  
 Canada 28.  
 Cantune 13.  
 Carsow 37.  
 Cawald 13.  
 Cellarius 92.  
 Cenowa 389, 450.  
 Centaur 92.  
 Chamisso 59.  
 Charakter 17 (Preußen), 46 (Litauer),  
 165 (Letten), 199 (Masuren), 244  
 (Philippinen), 256 (Tschechen), 289  
 (Sorben), 420 (Slowinzen), 447 (Ka-  
 schuben), 475 (Polen).  
 Charbrow 446.  
 Chicago 28.  
 Chlumsky 255.  
 Chodowiecki 55.  
 Chowronin 216.  
 Christian 10, 187, 445.  
 Christentum 37.  
 Christfest, vergl. Weihnachten.  
 Chylinski 51.  
 Ciskad 26.  
 Clenze 351.  
 Crutinnen 214.  
 Crutinnenflus 228, 241.  
 Cudowa 253.  
 Cymbel, vergl. Zimbel.  
 Cyrill (Kyrill) 233, 246.  
 Czarnowsker Typen 457.  
 Czarotenica, vergl. Tscharotenitza.  
 Czart, vergl. Tschart.  
 Czerwonnen 29.

## D.

Dach, Simon 50.  
 Dagone (auch Dagome) 8.  
 Dagutehlen 42.  
 Dagutschen 42.  
 Dahn 10.  
 Dainos 37, 52, 55, 57, 67, 105, 109, 112.  
 Dannenberg 347, 351, 500.

Danzig 59, 62, 392.  
 Dargys 86.  
 Darkehmen 28.  
 Daubmann 14.  
 Daukantas 49, 55.  
 Dauksza 41.  
 Däumling 90.  
 David 54.  
 Dawillen 32.  
 Debesylas 94.  
 Deeden 29.  
 Deime 28, 39.  
 Demke 65.  
 Demosthenes 50.  
 Demuth 65.  
 Denisow 213.  
 Derdowski 450.  
 Derwan 291.  
 Didlacken 29, 35.  
 Didszullen 29.  
 Diesdorf 293.  
 Dietrich v. Bern 8, 312.  
 Dietrich v. Haugwitz 253.  
 Dievenow 418.  
 Dirschkowitz 279.  
 Disna 27.  
 Dissidenten 33.  
 Ditmerau 271.  
 Djabel 492.  
 Djas 270, 311.  
 Djasek 281.  
 Dłubała 312.  
 Długofs 39.  
 Dnjepr 25, 60.  
 Dnjester 60.  
 Dolky 262.  
 Domeyer (Domeier) 347, 500.  
 Dömitz 348.  
 Don 60.  
 Donaleitis 50.  
 Donalies 50.  
 Donalitus, Amtsrat 53.  
 Donalitus 49, 53, 67, 75, 81, 89, 92,  
 102, 106, 110, 205.  
 Donalson 50.  
 Donau 60, 62.  
 Doneelson 50.  
 Donez 60.  
 Donnerkeil 364.  
 Dönz 356, 360.  
 Doppelsäuger 376.  
 Dorfanlage 21, 234, 238, 263, 294, 352,  
 407, 478.  
 Dorpat 37.  
 Drachhausen 285.  
 Drawehn (Drawey) 351, 373, 382, 500.  
 Dreger 401.  
 Dreikönigstag 79, 193, 260, 277.  
 Dreikraut 62, 487, 495.  
 Dresden 291.  
 Drewenz 9, 12.  
 Drigalski 204, 206.

Drjanotka 311.  
 Drömling 82.  
 Druchna 488.  
 Druschba 258, 277, 315, 318, 488.  
 Dsefdscha (Bielesefdscha) 281, 311.  
 Dubenin(g)ken 27, 29, 76.  
 Dudelsack 262, 319, 341, 483, 486.  
 Düna 60.  
 Dünaburg 25, 46.  
 Dunajus 60.  
 Dunder 311.  
 Düngerfuhrtalka 75.  
 Duoba 92.  
 Durben 11, 37.  
 Durchziehen 87.  
 Dufsnik 253.  
 Dufssee 228.  
 Dziwica, vergl. Dsefdscha.

## E.

Eadgar von England 292.  
 Eberhart von Bayern 292.  
 Eccard 348, 386, 500.  
 Eckersberg 38.  
 Eckertsdorf 189, 214, 218, 226, 234, 236.  
 Edelbüttel 402, 406.  
 Egge 99.  
 Ei 275, 331.  
 Eiche 21.  
 Eichicht, Georg v., 15.  
 Eid 115, 237, 449.  
 Einhart 8, 351.  
 Einsiedelei 235.  
 Elbing 50.  
 Elbinger Vokabular 15.  
 Ellgoth 276, 280.  
 Elluschönen 29.  
 Elmsfeuer 90.  
 Elstertragen 333.  
 Enchiridion 14, 344.  
 Engell 26.  
 England 68.  
 Enzuhnen 30.  
 Epiphaniensfest, vergl. Dreikönigstag.  
 Erbschlüssel 192.  
 Erdleutenchen, vergl. Leutchen.  
 Erdmute 399.  
 Erfurt 2.  
 Ermland 11, 17, 82.  
 Erntegebräuche 19, 22, 189, 243, 262,  
 333, 491, 496.  
 Erzgebirge 283.  
 Esthen 8.  
 Eugen III. 393.  
 Evangelische 33, 186, 290, 324, 444, 470.  
 Eydtkuhnen 30, 36, 46, 68, 96.

## F.

Fabricius 344, 348.  
 Fama Iwanow 216, 234.

Familienfeste 22 (Preußen), 80 (Litauer),  
 158 (Letten), 193 (Masuren), 240  
 (Philipponen), 258 (Tschechen), 277  
 (Mährer), 313 (Sorben), 368 (Polaben),  
 432 (Slowinzen), 458 (Kaschuben),  
 485 (Polen).  
 Fangen 262.  
 Farzen 262, 341.  
 Fasten 220, 237, 243, 273, 275.  
 Fastnacht 79, 161, 193, 243, 261, 352.  
 Federball 262.  
 Federschleifen 262, 337.  
 Fedorwalde 214, 218, 231, 238.  
 Fehrow 285.  
 Fellin 26.  
 Fenstersprüche 366.  
 Ferdinand II. 292.  
 Feste 22, 383 (Preußen), 74 (Litauer),  
 154 (Letten), 188 (Masuren), 240  
 (Philipponen), 258 (Tschechen), 275  
 (Mährer), 331 (Sorben), 368 (Polaben),  
 432 (Slowinzen), 458 (Kaschuben),  
 485 (Polen).  
 Festmachen 21.  
 Fibel 41.  
 Fiedel 100.  
 Firsthalter 220, 297.  
 Fischerei 17, 150, 164, 198, 220, 236,  
 246, 416.  
 Fischerhütte 221.  
 Fischglück 164.  
 Fischhausen 9, 29.  
 Flachs 60, 77, 111, 192, 275, 385.  
 Flachstrockengestell 111.  
 Flandrisches Stadtrecht 272.  
 Flechtkamm 464.  
 Fleischverbot 234.  
 Flins 310.  
 Flocke 409.  
 Flunderfang 419.  
 Franken 42.  
 Frankfurt a. O. 43.  
 Franz I. 397.  
 Freitag 339.  
 Frenzel 313, 344, 500.  
 Freytag 446.  
 Friedewoldt 26.  
 Friedhof 83, 227.  
 Friedland 41.  
 Friedrich I. 41, 49, 393.  
 Friedrich II. (Kaiser) 187.  
 Friedrich II. (der Grofse) 28, 42, 49, 57,  
 103, 204, 249, 253, 257, 272, 447.  
 Friedrich III. 49.  
 Friedrich (Landgraf von Meifsen) 293.  
 Friedrichsgraben 45.  
 Friedrichsgrätz 250, 255, 257.  
 Friedrich Wilhelm I. 42, 51, 65, 103,  
 204.  
 Friedrich Wilhelm III. 234.  
 Friedrich Wilhelm IV. 49, 215.  
 Fritze 344.

Fritzow 418.  
 Fronleichnamfest (3 Wochen nach Him-  
 melf.) 259, 501.  
 Frühlingseinsegnung 22.  
 Frühlingssingen 275.  
 Fuchsberg 451.  
 Funk 14.  
 Futterraum 111.

## G.

Gabeliger Giebelschmuck 145.  
 Gaigalat 68.  
 Gaius 89.  
 Galinder 8, 186.  
 Galizien 483.  
 Galkowen 214, 238.  
 Gallienus 365.  
 Gallustag (16. Okt.) 382.  
 Gallus v. Lemberg 252.  
 Gang 303.  
 Garde 65, 425, 430, 445.  
 Gartenbau 415.  
 Gastfreundschaft 17, 463.  
 Gastwirtschaften 238.  
 Gaudinis 13.  
 Gawaiten 29.  
 Gebäck 197, 260, 262, 368, 371, 380,  
 384, 433.  
 Geburt 339, 379, 430.  
 Gedimin 37, 46.  
 Gedun 11.  
 Gehöft 103, 144, 197, 220, 223, 258,  
 296, 302, 355, 407, (Namen) 450, 478.  
 Geige 100, 247, 319, 341, 483.  
 Geister 21, 88, 192, 200, 270, 281, 310,  
 430, 462, 492.  
 Gelage 13.  
 Gellert 52.  
 Gemeindestock 97, 264, 280, 300, 355,  
 465, 492.  
 Georg v. Brieg 273.  
 Georgenburg 30, 32, 36.  
 Georg Friedrich 273.  
 Georg Ludwig (König Georg) 348.  
 Georg Podiebrad 253.  
 Georgstag (23. April) 80, 382.  
 Geräte 16, 94, 96, 152, 196, 199, 222,  
 225, 264, 279, 292, 300, 364, 417, 423,  
 464, 492.  
 Gerdauen 29.  
 Germanisierung 43, 272, 293, 391, 446, 483.  
 Gero 291, 344, 474.  
 Gersafs 136, 188, 220, 232, 297.  
 Gerfs 210, 218.  
 Gesangbuch 41, 43, 344, 348, 396.  
 Geschichte 8 (Preußen), 36 (Litauer),  
 113 (Kuren), 186 (Masuren), 212  
 (Philippinen), 249 (Tschechen), 271  
 (Mährer), 283 (Sorben), 350 (Polaben),  
 391 (Slowinzen), 445 (Kaschuben),  
 474 (Polen).  
 Gewanne und Gewannamen 352, 353.

Giebel und Giebelschmuck 99, 145, 146,  
 198, 221, 257, 297, 356, 357, 454, 480, 501.  
 Giebelsprüche 356 ff.  
 Giesebitz 451, 453.  
 Gilge 30, 35, 45.  
 Giltine 89.  
 Girelischken 42.  
 Girnokale 26.  
 Girschunen 85.  
 Glaser 51, 95.  
 Glatz 250, 252.  
 Glebokirov 214, 234.  
 Glocken 270, 339.  
 Glockenbretter 501.  
 Glogau 51.  
 Glowitz 65, 391, 437.  
 Glübeich 272.  
 Glück und Unglück 338.  
 Gnesen 445.  
 Goethe 52, 58.  
 Goffer 65.  
 Goldap 28, 36, 40, 53.  
 Göritten 30, 32, 36.  
 Görnitz 290, 292.  
 Goten 8, 392.  
 Gotland 9.  
 Götter und Götzen, vergl. Geister.  
 Grab, Grabschmuck, Grabsprüche 83,  
 99, 146, 194, 228, 264, 280, 326, 329,  
 376, 410, 425, 426, 461, 462, 489.  
 Graumännchen 90, 192, vergl. auch  
 Leutenchen.  
 Gregor 192, 445.  
 Grenzer 65.  
 Griechischkatholische 33, 37, 39.  
 Grodno 25, 40, 62.  
 Groitzsch 292.  
 Gromada 294.  
 Grosser 339.  
 Grofsfriedrichsdorf 35.  
 Grofsfriedrichstabor 251, 257, 262.  
 Grofsstrehlitz 250, 258.  
 Grofswardenberg 250, 254, 257.  
 Grunau, Simon, 15, 21.  
 Gründonnerstag 80, 265, 276, 331.  
 Grünheide 30, 32, 36.  
 Grufs 244.  
 Grygolait 68.  
 Grys 344.  
 Guagninus 79.  
 Gudden 392.  
 Gumbinnen 28, 49, 65.  
 Gumbs 55, 462.  
 Gurhow 295.  
 Gurnen 188.  
 Guschutis 55.  
 Gutstadt 13.  
 Gywate 92.

## H.

Haack 43.  
 Haberer 320.

- Haff 9, 36, 62.  
 Hahn 312, 335, 383.  
 Hahnspiele 334.  
 Haken 402, 437, 448.  
 Halle 43.  
 Hamburg 392.  
 Hammer 97.  
 Handmühle 98, 425.  
 Handschuhe 455.  
 Handwerk 291, 293.  
 Hängespiel 87.  
 Hartknoch 18, 204.  
 Hasenfängen 86.  
 Hasenkamp 205.  
 Häslein in der Grube 87.  
 Haspel 364.  
 Hastermann 270, (Hassermann 281).  
 Hauländereien 478.  
 Haupt 344.  
 Haus und Hausbau 101, 107, 136, 197,  
     220, 225, 238, 240, 263, 274, 279, 296,  
     355, 408, 450, 478.  
 Hausgerät 98, 222, 259, 263, 300.  
 Hausprüche 299, 357.  
 Haustiere 235.  
 Hausunken 22.  
 Havel 253.  
 Hedwig von Polen 39.  
 Heiligenbeil 21.  
 Heiligenbilder 232, 236.  
 Heiligenschrank 222.  
 Heiliger Abend 79, 260.  
 Heilsberg 39.  
 Heilung 93, 161, 325, 374, 461, 489.  
 Heinrich I. 291, 475.  
 Heinrich II. 292, 475.  
 Heinrich von Ermland 13.  
 Heinrich v. Liegnitz 273.  
 Heinrich der Löwe 292, 351.  
 Heinrich v. Weida 11.  
 Heinrichswalde 35.  
 Heirat, vergl. Hochzeit.  
 Heja 97, 300.  
 Helmold 351, 392, 475.  
 Helwing 202.  
 Hennenberger 15, 17, 104.  
 Hennig (Hennings) v. Jepsen 348, 349, 387,  
     500, 501.  
 Hennings 347, 386, 500.  
 Herberstein 92.  
 Herder 52.  
 Herkus Monte 12.  
 Herman 311.  
 Hermann I. 351.  
 Hermann v. Salza 10.  
 Herrnhut 65, 67.  
 Heruler 8, 177, 391.  
 Herzhalz 12.  
 Herzwurm 192.  
 Hesiod 52.  
 Heuscheuergebirge 252.  
 Heuschützer 225.  
 Heveller 392.  
 Hexen 278, 310, 341, 385, 462, 491.  
 Hexenschufs 279.  
 Heydekrug 29, 73, 83.  
 Hieronymus v. Prag 91.  
 Hildebrand 382, 501.  
 Hildebrand v. Kauffung 253.  
 Hilferding 349, 386, 403.  
 Hille 409.  
 Himmelhüpfen 338.  
 Hirren 392.  
 Hirsestampfen 279.  
 Hirt 280, 293, 341, 423, 491.  
 Hober 310.  
 Hoboe 319, 341.  
 Hochzeit 22, 80, 82, 158, 241, 258, 262,  
     277, 313, 320, 339, 343, 362, 368, 432,  
     458, 485.  
 Hochzeitsbittersprüche 321, 432, 434,  
     459, 489.  
 Hochzeitslied, wendisches, 348.  
 Hofer 65.  
 Hof, vergl. Haus.  
 Holaschice 272.  
 Holland 254.  
 Holländerei 478.  
 Holunder 21.  
 Homole 253.  
 Honidlo 310.  
 Honorius III. 10.  
 Hopfen 246.  
 Hornig 311.  
 Hornow 290.  
 Hotzenplotz 272.  
 Hoyerswerda 286, 290, 309.  
 Hubner 401.  
 Hultschin 271, 273.  
 Hummelsherrschaft 250, 252.  
 Hund 94.  
 Hupatz 310.  
 Hurltelius 96.  
 Husla 320, 340.  
 Hufs 40.  
 Hussinetz 250, 255.  
 Hussiten 250, 255, 262.  
 Hynko Krussina v. Lichtenberg 253.  
  
 I.  
 Ibsen 62.  
 Ikschen 33.  
 Iliade 52.  
 Immersatt 127.  
 Immisch 286, 290.  
 Innocenz III. 10.  
 Innocenz IV. 11.  
 Inse 31, 35, 73.  
 Insterburg 29, 36, 38, 65.  
 Irrlichter 78, 192, 461.  
 Issus (= Jesus) 230.  
 Iszdagen 42.  
 Iszlaudszen 29, 42.  
 Iwanowen 238.

## J.

Jabelheide 348.  
 Jackstein 214.  
 Jacobi 352.  
 Jacobowitz 253.  
 Jadwinge 36.  
 Jagdbude 29.  
 Jägerndorf 272.  
 Jagellonen 47.  
 Jagiello 39, 48.  
 Jahrmarkt 79, 243.  
 Jakobitag (25. August) 76.  
 Jakobstadt 214, 236.  
 Jakschitz 490.  
 Jam Kahl 350.  
 Jammerholz 377, 500.  
 Janieschge 348, 500.  
 Jankus 65.  
 Janowitz 252.  
 Jansson 92.  
 Januar 339.  
 Jarkunas 69.  
 Jaroslaw 36.  
 Jaudzime 26.  
 Jauje 78.  
 Jeetze(1) 351.  
 Jessatschen 79, 243.  
 Joachim I. 293.  
 Joachim II. 40.  
 Joch, slawisches 465.  
 Jocunen 50.  
 Jodlauken 29, 35.  
 Johann XV. 8, 392.  
 Johann v. Bernstein 253.  
 Johann Georg I. 292.  
 Johann von Böhmen 38, 252, 292.  
 Johann von Masovien 187.  
 Johannes Chrysostomus 233.  
 Johannes Surbach 39.  
 Johannsburg 186, 232.  
 Johannifest (24. Juni) 75, 80, 83, 162,  
 190, 192, 243, 259, 262, 277, 333, 381,  
 384, 464, 491.  
 Johanniter 273.  
 Jokusch 344.  
 Jonaten 90.  
 Jonathan 54.  
 Jordan 10, 44, 52.  
 Jordanis 8.  
 Juden 13, 27, 33, 39, 238, 291, 444, 471,  
 472.  
 Judica 275.  
 Jugler 349.  
 Julin 393.  
 Jungfernstechen 334.  
 Jurgaitschen 31, 35.  
 Jurgen 382.  
 Jurkschat 65.  
 Juschkiewitsch 27, 49, 55, 99.  
 Jüterbogk 367.  
 Jutra 310.

## K.

Kaczagy 213.  
 Kadzidlowen 214, 238.  
 Kalinowen 209.  
 Kalninken 34.  
 Kalnus 89.  
 Kamenz 323, 500.  
 Kamin 358, 480.  
 Kanklys 98.  
 Kant 50.  
 Kantorin 335.  
 Kanut 10.  
 Kapheim 13.  
 Karbatsche 489.  
 Karfreitag 80, 276.  
 Karine 424, 430.  
 Karkelbeck 127.  
 Karkeln 34.  
 Karl I. 2, 291, 350, 351, 392.  
 Karl IV. 252, 292.  
 Karl XII. 351.  
 Karwoche 276, vergl. Ostern.  
 Kaschuben 3, 65, 97, 102, 389, 394, 441.  
 Kaseleken 29.  
 Kassiodor 8.  
 Katechismus 14, 41, 43, 233, 344, 399.  
 Katholiken 33, 39, 252, 287, 290, 317,  
 324, 444, 470.  
 Kätner 45, 471.  
 Katscher 272, 277, 280.  
 Kattenau 30, 32, 36, 52.  
 Kattowitz 474.  
 Katze 94.  
 Kaukehmen 31, 35, 119.  
 Kauks 89.  
 Kaulchen 86.  
 Kaymen 35.  
 Keber 51.  
 Keistut 38, 55.  
 Kejdany 26.  
 Kelch 51.  
 Keller 109, 221, 226, 411, 453, 455.  
 Kempen 257, 474.  
 Kerbholz 17.  
 Kescher 416.  
 Ketorakis 48.  
 Keyfsler (382), 501.  
 Khodojta 310.  
 Kiaunen 29.  
 Kiel 2.  
 Kienspan und Kienspanständer 77, 98.  
 Kiew 37.  
 Kinderspiele siehe Spiele.  
 Kinten 31, 34, 73.  
 Kirchen 56, 226, 229, 232, 398.  
 Kirhhöfe 83, 227.  
 Kirmes 78, 262, 277, 491.  
 Kittlitz 290.  
 Klageweiber 85.  
 Klapper 261, 276, 341, 490.  
 Klapperbrett 347, 355.

Klarinette 341.  
 Kleidung, vergl. Tracht.  
 Klein 51, 96.  
 Kleintabor 257.  
 Kleist 54.  
 Klennow 348, 352.  
 Kleschowen 29.  
 Klete 106, 143, 479, 480.  
 Kleytin 12.  
 Klippe 262, 279, 464, 492.  
 Klitten 305.  
 Klöster 218, 226, 497.  
 Klostergegend (Sachsen) 291.  
 Klück 406.  
 Klucke 97, 280, 492.  
 Klucken 280, 403, 407.  
 Kmet 258.  
 Knauth 285, 500.  
 Knechte 44.  
 Kneiphof 50.  
 Knižnik 234.  
 Knopfspiele 86, 262.  
 Koadjuten 34.  
 Kober 225.  
 Kobold 192, 311, 462.  
 Kolik 462.  
 Köller 401.  
 Kölmer 44.  
 Kolomejka 485.  
 Kondrotowicz 47.  
 Konfirmation 31.  
 Königgrätz 257.  
 Königsberg 14, 25, 28, 33, 39, 41, 43,  
 51, 53, 59, 62, 204.  
 Königsjagen 276.  
 Königswartha 290, 321, 327, 332.  
 Konrad von Masowien 10, 445.  
 Konrad von Thierberg 12.  
 Konstantinopel 39, 210.  
 Konstanz 40.  
 Köpenick 284.  
 Kopfputz 81, 309, 333, 481, 501.  
 Körner 351.  
 Kornmann 311.  
 Kornpopel 90.  
 Kosaken 247.  
 Köslin 434.  
 Kossät 294, 472.  
 Kofsyk 299, 344.  
 Kottbus 286, 289, 292, 324.  
 Kowno 26, 38, 40, 48, 55, 62, 103.  
 Krähen 42, 149, 239.  
 Krakau 47, 216, 272, 483, 485.  
 Krankheit 93, 162, 279, 325, 339, 374,  
 377, 381, 385.  
 Kranzwerfen 80, 190.  
 Krapat 312.  
 Krasinski 91.  
 Krasniludek 493.  
 Kraszewski 47.  
 Kraupischken 30, 35.  
 Kräuter(weihe) 83, 259.

Krawall 97.  
 Kreuzbaum 373, 383, 501.  
 Kreuze 228, 261, 332, 376.  
 Kreuzzug 10.  
 Kriwe 9, 20, 36.  
 Kriwule 96.  
 Krofey 389, 396.  
 Kronenbaum 373, 384, 501.  
 Krottingen (Crottingen, Deutsch- und  
 Russisch-) 34, 43, 63, 85, 100.  
 Krummholz 280.  
 Kubillen 29.  
 Kublischken 29.  
 Kuchensingen 262.  
 Kuckuck 94.  
 Kugelspiel 87, 492.  
 Kujavien 446, 489.  
 Kukatisten 64, 69.  
 Kulinowen 238.  
 Kulm 10.  
 Kumelupchen 32.  
 Kirche 19, 21.  
 Kuren, vergl. Letten.  
 Kurschat 29, 51.  
 Kussen 30, 35.  
 Küsten 347, 376.  
 Küstrin 59, 62.  
 Kweslys 81.  
 Kykas 81.  
 Kyrill, vergl. Cyrill.

## L.

Labiau 12, 29, 35, 39, 41, 97.  
 Laima 88.  
 Lambertus 8.  
 Landbau, vergl. Ackerbau.  
 Landfried(e) 253.  
 Lange 344.  
 Lankischken 29.  
 Lansanien 10.  
 Lappienen 35.  
 Laptau 12.  
 Lasdehnen 35.  
 Lasdine(h)len 46, 49, 55.  
 Lasduny 27.  
 Lasicus 89, 92.  
 Lätare 261, 275, 310, 331.  
 Laubenvorbau 225, 238.  
 Lauckheim 23.  
 Lauenburg 82.  
 Laugszargen 31, 34.  
 Laukasargus 89.  
 Laukischken 30, 35.  
 Laukn 32, 35.  
 Laumen 88, 312.  
 Lausitz 252.  
 Leba, Lebakaschuben 389, 443, 445.  
 Lechen 474.  
 Legitten 35.  
 Legowski 403, 450, 466.  
 Lehrbriefe 293.  
 Leibeigenschaft 45.

Leibniz 348.  
 Leichenbank 260.  
 Leipzig 291, 293, 344.  
 Leiterwagen 455.  
 Lelum Polelum 493.  
 Lemberg 483.  
 Lengwethen 31, 35.  
 Lenkeninken 35.  
 Leobschütz 256, 271, 273.  
 Leopold von Dessau 42.  
 Lepner 94, 104.  
 Leskien 387.  
 Lessing 52, 59.  
 Letten 3, 28, 30, 34, 37, 113, 288, 392.  
 Letzte, der. 311, 333, 491.  
 Leutchen 21, 311, 430, 462, 493.  
 Lewin 252, 261.  
 Liberda 254.  
 Licht 321, 322.  
 Lichtmeß 83, 382.  
 Lichtständer 98.  
 Liebe 9.  
 Liebesleben 59.  
 Lieder 57, 112, 168, 190, 207, 243, 247,  
 266, 323, 342, 343, 373, 426, 437, 460,  
 466, 495.  
 Liegnitz 250.  
 Ligaschonen 20.  
 Linde 21.  
 Lindwurm 92.  
 Lippowaner 213.  
 Lipstulian 313.  
 Lischke 225, 300, 424.  
 Litauer 3, 18, 24, 317, 343, 344, 382,  
 392, 432, 487.  
 Liuba 310.  
 Liven 161.  
 Livland 26, 37.  
 Löbau i. Pr. 10.  
 Löbau i. S. 286.  
 Lochkugeln 262, 279.  
 Lockrufe 94.  
 Lojewo 213.  
 Lojow 449.  
 Lorch 2.  
 Lorek 75, 448.  
 Lorenz 281, 403.  
 Lothar 293.  
 Lötzen 202.  
 Loye 73.  
 Lübben 310.  
 Lübbenau 290, 293.  
 Lübelner Museum 366.  
 Lüchow 347, 351, 500.  
 Luckau 293.  
 Lügenmärchen 467, 496.  
 Luisenthal 452.  
 Lüneburger Museum 362.  
 Lutizen 474.  
 Lyck 184, 194, 203.  
 Lyra 483.  
 Lysius 43, 52.

## M.

Maarahvas 8.  
 Magdeburg 2, 12, 392.  
 Mährer 3, 82, 249, 271, 274 (Kirch-  
 spiele), 281, 471.  
 Mahr 430, 462, 490.  
 1. Mai 276, vergl. auch Feste.  
 Maibaum 261, 276, 332, 333, 490.  
 Majoran 60.  
 Makunischken 29.  
 Maldiniker 33, 65, 70, 156.  
 Malkwitz 67.  
 Mallwischken 30, 32, 35.  
 Malowany 220.  
 v. Maltzew 218, 248.  
 Mansur I, 292.  
 Manteuffel 26.  
 Mar 192.  
 Mara 311, 493.  
 Marawa 312.  
 Mařenka 275.  
 Marggrabowa 193.  
 Marginne 31, 71.  
 Mariä Geburt (8. Sept.) 381.  
 Mariä Himmelfahrt (15. August) 83, 382.  
 Maria Theresia 254, 257.  
 Marienbild 237.  
 Marienburg 21.  
 Marienstern 332.  
 Märker 82.  
 Markt 194, 243.  
 Markustag (25. April) 382.  
 Martinitag (11. Nov.) 382.  
 Martischken 29.  
 Masovien 10, 186.  
 Masovier 474.  
 Masuren 3, 86, 181, 218, 221, 487, 497.  
 Mate 91.  
 Matthäus 270.  
 Matthiastag 192, 382.  
 Maudannen 218, 226, 238.  
 Maultrommel 100.  
 Mazurka 483.  
 Medis 89.  
 Mehlauken 30, 35.  
 Mehltheuer 254.  
 Meinhold 397.  
 Meifsen 252, 293.  
 Meldien 29.  
 Meletius 15.  
 Melkemen 30, 36.  
 Melneragen 128.  
 Melnosee 9, 40, 187.  
 Melodien 112, 268, 324, 428.  
 Melusine (Melisana) 270, 493.  
 Memel 29, 37, 39, 59, 62, 68, 70, 91,  
 117, 129, 131.  
 Menschenfresser 26.  
 Menschenopfer 22.  
 Merkopate 21.  
 Mertikaitis 68.

Messias 54.  
 Mestwin 445.  
*Μετάνοια* 66.  
 Mezzofanti 55.  
 Michaelistag (29. Sept.) 192, 382.  
 Mickiewicz 47, 477.  
 Micrätius 400.  
 Miechow, Matthias v., 91.  
 Mieczyslaw 474.  
 Mielcke 51, 65, 68, 106.  
 Mierunskan 193.  
 Mikulin 445.  
 Mindowe 37.  
 Minge 73.  
 Minoriten 252.  
 Minsk 27, 40.  
 Mirosława 393.  
 Miseko, vgl. Misica.  
 Misica (Miseko) 8, 392. S. auch Mieczyslaw.  
 Mission 10, 37.  
 Mitgift 434.  
 Mithof 348, 387, 500, 501.  
 Mittagsfrau 90, 312.  
 Moharemfest 98.  
 Mohn 260, 277.  
 Mohnstampfe 279.  
 Mohrunge 52.  
 Moller 344, 348.  
 Moorbruch 45.  
 Mora 285, 493.  
 Morawa rana 270.  
 Möricke 59.  
 Morzana 310.  
 Moskau 26, 37, 62, 213.  
 Moswid 41, 51, 89, 96.  
 Motzkuhnen 29.  
 Mrongowius 399, 450.  
 Muldschen 29.  
 Müller 349, 386, 501.  
 Mumak 311.  
 Münsterberg 254.  
 Mura 270.  
 Murawa 311, 493.  
 Murawjew 28.  
 Musik 82, 98, 247, 259, 278, 340, 371, 433, 435, 458, 483.  
 Muskau 286, 290, 308, 314, 317, 320, 325, 340.  
 Myrrhen 242.  
 Myrte 159, 489.

## N.

Nachod 261.  
 Nachtigall 94.  
 Nachtjäger 493.  
 Nadrauen 12, 20, 28, 40, 187.  
 Nadup 409.  
 Nahrung 17, 76, 77, 318, 420, 491.  
 Namen 241, 266, 403.  
 Napoleon 49.  
 Nassiedel 275, 281.

Natangen 11, 14.  
 Nationalpark 49.  
 Natrimpe 21.  
 Nattkischken 34.  
 Nauseney 254.  
 Negeln 132.  
 Nehring 92.  
 Nehrung 12, 15, 25, 103.  
 Neifse 285.  
 Neronow v. Moskau 213.  
 Neschwitz 327.  
 Nesselmann 52, 99.  
 Nestor 36, 474.  
 Netze, vgl. Fischerei.  
 Neu-Argeningken 34.  
 Neujahr 79, 339, 432.  
 Neukirch 35.  
 Neumeister 406.  
 Neumond 339.  
 Neuntöter 461.  
 Neupodiebrad 255.  
 New York 28.  
 Newski, Alexander, -Fest (10. Sept.) 53.  
 Nidden 30, 133.  
 Niebudszen 30.  
 Niederung 29, 35, 45.  
 Nietzsche 57.  
 Niklas 259, 277, 333, 491.  
 Nikita Pustofwiät 213.  
 Nikolaihorst 214, 238.  
 Nikolaiken 214.  
 Nikolaus II. 272.  
 Nikolaus v. Jeroschin 39.  
 Nikolaus v. Oppeln 273.  
 Nikon 213.  
 Nimmersatt 127.  
 Nix 192, 311.  
 Njemen 31, 62.  
 Njespech 311.  
 Nochten 317.  
 Nogat 9.  
 Nonnen 218, 226.  
 Norkitten 29, 35.  
 Nowgorod 37.  
 Nowogrodek 27.

## O.

Obe(h)lichken 29, 36.  
 Obstbau 220, 305, 333, 360.  
 Occopirrus 21.  
 Oda 8.  
 Oder 271, 273, 280.  
 Odranez 252.  
 Ohlefant 53.  
 Olchowka 26.  
 Olgert 38.  
 Oliva 40, 393, 445.  
 Olmütz 271, 273.  
 Olonez 214.  
 Olsiady 80, 90, 92, 105.  
 Onufri Jakublew 214, 236.

- Onufrigow 214, 226, 228, 235, 246.  
 Opalenietz 184, 201.  
 Opavia 272.  
 Opfer 20.  
 Opitz 480.  
 Oppaland 271.  
 Oppeln 250, 257, 273, 471.  
 Orden 13, 37, 187.  
 Ortelsburg 186.  
 Oschmiana 27, 497.  
 Ossa 9.  
 Ostermeyer 51, 65.  
 Ostern 80, 161, 192, 243, 261, 275, 331,  
 432, 464, 490.  
 Osterreiten 332.  
 Osterschiesen 331.  
 Osterumzüge und Ostersingen 276, 331,  
 336.  
 Ostrog 233.  
 Oszmiana, vgl. Oschmiana.  
 Oswald v. Wolkenstein 38.  
 Oszeningken 29.  
 Otto I. 292, 392, 475.  
 Otto v. Bamberg 293.  
 Otto v. Brandenburg 292.  
 Otto (der Strenge) v. Lüneburg 351.  
 Otto v. Olmütz 272.  
 Ottokar II. 252, 272.  
 Ovid 52.  
 Oxus 60.
- P.
- Paggeleitz 368, 380.  
 Palitschek 270.  
 Pallädszen 29.  
 Palmsonntag 80, 257, 261.  
 Palmweihe 464.  
 Palstock 12.  
 Paltschik 310.  
 Pannwitz 252.  
 Papitz 318, 327, 333, 334, 336.  
 Papst 37.  
 Paresken 71.  
 Parum Schulze 347, 349, 361.  
 Paten 240, 259, 324, 461.  
 Patollus 21.  
 Paul v. Kolomna 213.  
 Pauli Bekehrung 79, 339.  
 Pech 277.  
 Peckullus 21.  
 Peene 392.  
 Pegauer Mönch 293.  
 Peitz 286.  
 Pelleningken 30, 32, 36.  
 Pelwitius 21.  
 Penaten 91.  
 Percey 52.  
 Perdoytus 21.  
 Pergubrius 21.  
 Pergament 237.  
 Perkun 10, 21, 88, 310.  
 Perwelk 132.  
 Pest 43.  
 Peter v. Dusburg 9, 15, 20.  
 Peterhain 214, 218, 238.  
 Petersdorf 29.  
 Petersgrätz 250, 257.  
 Peterwitz 279.  
 Petrick 69.  
 Pfälzer 42.  
 Pfänderspiel 262.  
 Pfeffinger 348, 500.  
 Pfeifen 100, 341.  
 Pfennig 347, 401.  
 Pfingsten 162, 192, 261, 276, 332, 381, 432.  
 Pflanzen 62, 197.  
 Pflug 98, 219.  
 Pforzheim 82.  
 Philipp II. v. Pommern 397.  
 Philipp Pustofwiät 212.  
 Philipponen 3, 187, 212.  
 Philipponenbücher 233.  
 — eid 237.  
 — gemeinden 213.  
 — -Militäraushebung 215.  
 — vorschriften 213.  
 Piasken 214, 235, 238.  
 Pickeln 29.  
 Pierowiz 310.  
 Pikkoll 88.  
 Piktadwase 91.  
 Piktchurna 89.  
 Piktupönen 31, 34.  
 Pillkallen 29, 35.  
 Pillkoppen 135.  
 Pillupönen 30, 36.  
 Pilwale 26.  
 Pilweysen 21.  
 Pilwitz 310.  
 Piorun 493.  
 Pipin 350.  
 Piraggen 224.  
 Pirte 78.  
 Pisanski 55.  
 Pisc 11.  
 Plachta 81, 307, 326.  
 Plasken 31, 34.  
 Platt 288.  
 Pleifse 342.  
 Plibischken 29.  
 Plicken 32.  
 Plinzen 82.  
 Plon 310.  
 Plumpsack 279.  
 Plymouth 28.  
 Plynik 270.  
 Pobethen 14.  
 Pobratsch 315.  
 Poburs 13.  
 Pockallos 21.  
 Poczwarra 493.  
 Podhodek 278.  
 Podiebrad 265, 285.

Pogorzelski 202.  
 Pogesanien 11, 17.  
 Pogirren 27.  
 Pogononie 11.  
 Pogorzelice 214.  
 Pohl 483, 485.  
 Pohla 500.  
 Pokraken 31, 34.  
 Polaben 3, 82, 283, 288, 344, 346, 500.  
 Polangen 25, 46.  
 Polednitsa 285.  
 Polen 3, 27, 34, 38, 40, 47, 97, 187,  
 213, 220, 273, 469, 471, 474.  
 Polonaise 483.  
 Pofudnica 493.  
 Pomesanien 11.  
 Pommerellen 381, 410.  
 Pommern 23, 474.  
 Pomorianer 212.  
 Ponewiesch 83.  
 Pontanus 283, 389, 396, 399, 427.  
 Pope 233.  
 Popelken 30, 35.  
 Poppelau 250, 258.  
 Posen 475, 477, 480.  
 Postille 41, 83, 89.  
 Potocki 386.  
 Potrebnik 233.  
 Potrimp (Potrympus) 21, 88.  
 Pöwgallen 29.  
 Prag 252, 254, 344.  
 Prätorius 96.  
 Predigt 41.  
 Pregel 28.  
 Preil 132.  
 Přemysl 272.  
 Prerau 272.  
 Preukschat 68.  
 Preußen 3, 8, 15, 37, 38.  
 Preusker 339.  
 Priester 19, 27, 36.  
 Prökuls 32.  
 Pröpelsprüche 377.  
 Propilaga 310.  
 Proschaska, Eleonore 351.  
 Prowe 310.  
 Prutenus 9.  
 Przemyslaw 446.  
 Psalter 41.  
 Ptolemäus 186.  
 Pukys 90.  
 Pumpa 313.  
 Pumpot 313.  
 Puseldorf 35.  
 Puschkaytis 21.  
 Pustofwiät 212.  
 Putuwer 37.  
 Pya 310.

## Q.

Quandt 51, 65.  
 Quas 237.

Querbänder 325.  
 Querne 464.

## R.

Rackwitz 479.  
 Rädchenwerfen 262.  
 Radegast 310.  
 Radibor 312, 320, 325, 335.  
 Radusch 334.  
 Raganos 89.  
 Ragnit 29, 39, 68, 205.  
 Rago 80, 190.  
 Raiffeisen 483.  
 Ralbitz 302.  
 Rapagelanus 41, 96.  
 Raskolniken 213.  
 Rasselwitz 474.  
 Rastenburg 183.  
 Rataj 479, 492.  
 Ratibor, Fürst von Schlawe 393.  
 Ratibor 256, 258, 271, 273.  
 Rätsel 60, 87.  
 Rauchhaus 109, 138.  
 Rauchkaten 140, 409, 446, 454.  
 Rauden 273.  
 Raudos 62, 85, 193.  
 Raudohnen 29.  
 Raute 60, 310, 317.  
 Rautenberg 35.  
 Rawitsch 480.  
 Raws 310.  
 Rebenstorf 351, 373, 376.  
 Reformierte 34.  
 Regensburg 2.  
 Reichwalde 500.  
 Reinerz 253.  
 Reiten 23.  
 Reuse 416.  
 Revokol 431.  
 Rhesa, J. 41, 96.  
 Rhesa, L. 55, 58, 60, 99, 118, 218, 448.  
 Richovius 51.  
 Riedelsberg 31, 35.  
 Riga 39, 62.  
 Ringe 18.  
 Ringold 36.  
 Rixdorf 254.  
 Rjäschitza 25.  
 Robkojen 34.  
 Rocken 190, 275.  
 Roggengespenst 192.  
 Roggengrufs 381.  
 Roggenschnitt 76.  
 Rombinus 80.  
 Rominten und Rominter Heide 36, 55, 206.  
 Romowe 9, 20.  
 Rosche 500.  
 Rosenkranz 222, 224, 237.  
 Rossieni 91.  
 Rotenburg 290, 331.  
 Rowe 430, 445.  
 Rucken 34.

Rudau 38.  
 Rudolf v. Habsburg 272.  
 Rudzany 196.  
 Ruhig, Amtmann 53.  
 Ruhig, Philipp 25, 106.  
 Rundling 20, 294, 352.  
 Rundgesänge 343.  
 Rundmarken 464.  
 Rupertus 53.  
 Rupusche 91.  
 Rusafka 493.  
 Rufs 31, 34, 70, 73.  
 Rufsland, Russen 34, 43, 45, 182, 186,  
 232, 236, 244 (Unterschiede von den  
 Philipponen).  
 Russische Lettern 47.  
 Rzezycza 213, 234.

## S.

Saalau 35.  
 Saale 2, 283.  
 Sachsen 250, 472.  
 Sachsengänger 250, 257, 472.  
 Sacken 258.  
 Sackisch 264, 266.  
 Sagen und Legenden 167, 193, 246, 430.  
 Saltzwedel, v. 218.  
 Salzburger 32, 42, 103, 258, 280.  
 Salzmete 313, 318.  
 Sambor 393.  
 Samen 8, 10.  
 Samland 14.  
 Samo 291.  
 Samogitien 90, 103, 108.  
 Samonien 29.  
 St. Petersburg 15, 25, 28, 46, 55.  
 Sarecka 12.  
 Saron 268.  
 Sätzchen 343  
 Satemin 365, 382.  
 Satorformel 461, 464.  
 Sauerwein 55.  
 Saugen 31, 34.  
 Saxo Grammaticus 351.  
 Schachteln (polabische) 365.  
 Schackeln 29.  
 Schack tarp 45.  
 Schafweiden 86.  
 Schakunen 31, 34.  
 Schalauen 12, 28, 40, 187.  
 Schalloch 341.  
 Schaltys 91.  
 Schameiten 39, 78, 80.  
 Scharkabude 32.  
 Scharwerk 15, 44, 477.  
 Schatzgräber 93.  
 Schaukel 80, 243.  
 Schaulen 91, 103.  
 Schawieten 89.  
 Scheibenschlagen 86.  
 Scheite 262.  
 Schemepatis 89.  
 Schere 292.  
 Scherpaschia 311.  
 Scherzzüge 490.  
 Scheschuppe 27, 68.  
 Scheuche 304.  
 Scheune 111, 138, 296, 304.  
 Schiefsen 317.  
 Schikora 258.  
 Schil(le)(h)nen 31, 35, 42.  
 Schiller 59 f.  
 Schil(l)gal(t)en 31, 33, 42.  
 Schimanski 65, 401.  
 Schimmelreiter 2, 75, 432, 461, 490.  
 Schimmelpennig 51, 65.  
 Schindler 344.  
 Schinesghe 8.  
 Schirwindt 35.  
 Schiwa 310.  
 Schlachtfest 78.  
 Schlachziz 236.  
 Schlangen 22, 91 (vgl. Smij).  
 Schlawe 445.  
 Schlaney 253, 258, 263, 266.  
 Schleicher 349, 500.  
 Schleife 290, 310, 322, 326, 340.  
 Schlesien 271, 471.  
 Schleswig-Holstein 82.  
 Schlöfschen 187, 214, 238.  
 Schlitten 99.  
 Schlüssel 336.  
 Schmackostern 22, 261, 276.  
 Schma(l)lenin(g)ken 31, 35, 68.  
 Schmal 310, 332, 342, 344.  
 Schmidt (Philipponenkönig) 215.  
 Schmolck 68.  
 Schmölln 286, 500.  
 Schmolsin 65, 401, 445.  
 Schmuck 94, 435.  
 Schnaps 82, 343, 421.  
 Schnarre 100, 261, 276, 341, 490.  
 Schnitzerei 98, 280, 298, 357, 425, 426,  
 454, 480.  
 Schnurziehen 258, 325.  
 Schönau 302.  
 Schönfeld 214, 227, 231, 238.  
 Schonei 100, 103, 108.  
 Schorbus 307.  
 Schreyahn 356.  
 Schulz (Lehrer des Donalitus) 51.  
 Schulz (Philipponen) 214.  
 Schulz und Schulzenzeichen 19, 40,  
 234, 264, 280, 294, 300, 301, 355, 492.  
 Schustehrus 51.  
 Schütz 15.  
 Schwabe 96.  
 Schwalbe 94.  
 Schwanzgeld 339.  
 Schwarzes Meer 38.  
 Schwarzkünstler 21.  
 Schwarzort 34, 70, 85, 130.  
 Schwayxtix 21.

- v. Schweinichen 273.  
 Schweinchentreiben 86.  
 Schweiz, Schweizer 42, 254.  
 Seba 350.  
 Seben 350.  
 Seckenburg 35.  
 Sedanfest 432.  
 Segenbrett 464.  
 Segensprüche 340.  
 Selesen 437.  
 Semmel und Brot 277.  
 Sengstock 51, 96.  
 Sergunen 29.  
 Serpobaba 311.  
 Serponitza 311.  
 Sibirien 214.  
 Siedelarbeit 11, 39, 117, 187, 218, 250, 254,  
 272, 292, 350, 405, 412, 446, 476, 482.  
 Siegfried v. Feuchtwangen 13.  
 Sieny 236.  
 Sigenoten 20.  
 Sigismund 40.  
 Silvester siehe Sylvester.  
 Sippenritt 23.  
 Skaisgirren 31, 35, 42.  
 Skanthilt 13.  
 Skirwith 73.  
 Skowronnek 198, 218, 241, 245.  
 Slavien 393.  
 Slonim 25.  
 Slonka, vgl. Salzmete.  
 Slowenen 283, 474.  
 Slowinzen 3, 30, 81, 283, 288, 317, 375,  
 388, 390.  
 Slowinzendörfer 409.  
 Slowinzische Sprache 437.  
 Slowaken 299.  
 Smakas 92.  
 Smaledunen 42.  
 Smertnitza 270, 281, 311.  
 Smjerkawa 311.  
 Smij 281, 311, 493.  
 Smierc 493.  
 Smolensk 36.  
 Smyrna 98.  
 Sobieski 498.  
 Sokoltracht 482.  
 Soldat 12.  
 Solowick 232.  
 Sonntag 155.  
 Sorben 3, 81, 97, 282, 285.  
 —, Verbot ihrer Sprache 341.  
 —, Zahl der 291, 471.  
 Sorbische Grenze 287.  
 — Worte im Deutschen 291.  
 — Zeitungen 471, 487.  
 Sorbischer Reihem 344.  
 — Schriftstellerverein 345.  
 Spal 13.  
 Spänchenspiel 87.  
 Speicher 106, 143, 197, 223, 263, 299,  
 302, 335, 355, 411, 450, 479.  
 Speisen 75, 82, 239.  
 Speratus 204.  
 Sperber 52.  
 Sperlingsrupfen 86.  
 Speruks 90.  
 Spiele 85, 199, 243, 262, 279, 305, 337,  
 464, 490, 492.  
 Spiels der Hochzeitbitter 434.  
 Spinnerei 193, 244, 333, 335, 336, 363.  
 Spirdingsee 246.  
 Spitznamen 88, 380.  
 Sporgius 401.  
 Sprachgrenzen der Kaschuben 441, der  
 Kuren 124, der Litauer 25, der  
 Mährer 274, der Masuren 181, der  
 Philipponen 234, der Polaben 283,  
 der Polen 470, der Slowinzen 347,  
 der Sorben 283, der Tschechen 250.  
 Sprachproben, vgl. Vaterunser.  
 Sprachzugehörigkeit 288.  
 Spree 283.  
 Spreewald 45, 289, 297, 322.  
 Spremberg 290.  
 Sprichwörter 63, 177, 192, 268, 289,  
 345, 430, 434, 438, 466, 497.  
 Springwurz 487.  
 Spritze 490.  
 Stabspiel 87.  
 Staknetz 419.  
 Stall 112, 223, 263, 279, 296, 301, 352,  
 355, 411, 454, 478.  
 Stallupönen 29, 36, 40, 52, 55.  
 Stände 294, 415.  
 Starosta 272, 432.  
 Starosvatka 258, 277.  
 Starowierzen 213, 233.  
 Staryk 233.  
 Stätte, Staete, Stete 373, 383.  
 Steen 55.  
 Steinchenspiel 338, 492.  
 Stella, Erasmus 91.  
 Stete siehe Stätte.  
 Stettin 400.  
 Stirnis 13.  
 Stöckchenspiel 83.  
 Stodtmeister 406.  
 Stollereiten 334.  
 Stolp 445.  
 Storch 94, 461, 463.  
 Störfang 418.  
 Strandrecht 17.  
 Strazak 493.  
 Straszyno 493.  
 Straszynca 493.  
 Sträufse 73, 316.  
 Strauseny 250, 253.  
 Strehlen 250, 254, 263.  
 Striykowski 91, 493.  
 Strohpuppe 310, 312.  
 Strohseilumwinden der Obstbäume 193,  
 491.  
 Strohstrickspiel 78, 86.

Strohwich 320.  
 Stürztag 192, 260.  
 Suavabuno 10.  
 Subislaw 445.  
 Suchen 244, 262.  
 Suchenwirt 38.  
 Sudauen, Sudauer 8, 12, 28, 39, 186.  
 Sudermann 57, 62.  
 Süll 377.  
 Supan 291, 293.  
 Surinkimininker 65.  
 Süthen 349.  
 Suwalki 26, 35, 40, 46, 214.  
 Swantibor 392.  
 Swantopolk 393, 445.  
 Swantowit 310.  
 Swen 393.  
 Swenza 446.  
 Sylvester 260, 333, 381, 432.  
 Szabinen 29.  
 Szargillen 97.  
 Szibben 33.  
 Szillen 31, 35.  
 Szinte 11.  
 Szirgupönen 49.  
 Szittkemen 30, 36.  
 Szusken 35.  
 Szwiekszna 109.  
 Szyrwid 41, 102.

## T.

Tabak 246.  
 Tacitus 8.  
 Tafel 97, 492.  
 Tagewählen 82, 321, 432, 463.  
 Talkos 74, 188.  
 Tanais 60.  
 Tanapris 60.  
 Tanaster 60.  
 Tannenberg 40, 55, 395.  
 Tanz und Tanzlieder 341, 343, 370, 436, 483.  
 Tapiau 39.  
 Tarakawa 320, 341.  
 Tataren 41, 497.  
 Tätschwitz 286.  
 Taufe 83, 157, 193, 240, 259, 278, 324, 379, 429, 436, 461, 489.  
 Teer 190, 220.  
 Teerbude 42.  
 Tegnér 55.  
 Tehrer 378.  
 Telsch 91.  
 Teufel 241, 462.  
 Tharäus 344.  
 Theokrit 52.  
 Theweln 29.  
 Thietmar v. Merseburg 9, 351.  
 Thomson 52.  
 Thorn 10.  
 Ticinus 344.  
 Tierfabel 58, 344.

Tierheilkunde 94.  
 Tilsit 29, 65, 74, 99.  
 Titius 218.  
 Titschkerle 262.  
 Tod, vgl. Begräbnis.  
 Tod als Bräutigam 494.  
 Todaustreiben 275, 339.  
 Toeppen 187.  
 Tolke 14, 41, 252.  
 Tolltafel 464.  
 Tolminkemen 29, 41, 43, 46, 51, 56, 85.  
 Topfwerfen 260.  
 Topielica 493.  
 Torf 45.  
 Totenfeier, vgl. Begräbnis.  
 Tötung Alter 377.  
 Trach 311, 493.  
 Tracht 16, 18, 31, 73, 81, 94, 96, 156, 188, 195, 227, 239, 280, 289, 305, 317, 332, 361, 367, 422, 435, 455, 480, 489.  
 Trak 270.  
 Traken 42.  
 Trakehnen 42.  
 Trakininken 42.  
 Traschadlo 310.  
 Träume 94, 338.  
 Trauung siehe Hochzeit.  
 Treichel 450, 466.  
 Trempen 29.  
 Trentitten 12.  
 Treptow 435.  
 Triglaf 310.  
 Tročkawa 300.  
 Troiden 37.  
 Troki 38, 40.  
 Trommel 100.  
 Trompete 341.  
 Troppau 272.  
 Truba 100.  
 Trunksucht 238.  
 Tscharotenitza 278, 312, 492.  
 Tschart (Tschert, Tsart) 89, 92, 270, 281, 311, 493.  
 Tschary 311.  
 Tschechen 3, 83, 249, 273, 281, 339, 471.  
 Tscherbenev 251, 257, 261, 268.  
 Tschermín 257.  
 Tschernebog 310.  
 Tscherny 281.  
 Tschert siehe Tschart.  
 Tschionatulander 60.  
 Tulissonen 20.  
 Tyfenow 11.  
 Tyrune 12.

## U.

Ubags 90.  
 Uckermark 82.  
 Ukininkas 28.  
 Ulrich von Mähren 272.

Ungarmütze 497.  
 Unglück 338.  
 Upior 493.  
 Urnen 146, 292, 311, 351.  
 Utopiee 493.

## V.

Vampir 192, 461.  
 Varpas 28.  
 Vaterunser 23, 112, 177, 211, 248, 270,  
 281, 345, 348, 386, 440, 468, 499.  
 Vegetius 16.  
 Venedig 10.  
 Verden 392.  
 Verkleinerungssilben 58, 207.  
 Vermummung 258.  
 Veronikenthal 257.  
 Verpeja 89.  
 „Versehen“ 373.  
 „Versprechen“ 340.  
 Vetschau 286.  
 Vetttersfeld 292.  
 Viehzauber 339.  
 Vielweiberei 16, 69.  
 Violine, vgl. Geige.  
 Virgil 52.  
 Vit, St. (15. Juni) 382.  
 Vogelhochzeit 207, 339.  
 Vogelverkauften 87, 262.  
 Volkslieder, vgl. Lieder.  
 Volksmusik, vgl. Musik.  
 Voltaire 43.  
 Voranungen 94, 338, 386, 463.

## W.

Wacholder 432.  
 Wachtel 94.  
 Waffen 16.  
 Wahrsager 93.  
 Waidelotten 9, 13.  
 Waiselius 11, 13, 15, 21.  
 Walachei 498.  
 Wald 42.  
 Waldaukadel 29.  
 Waldemar v. Dänemark 351, 393.  
 Waleien 338.  
 Wälle 291.  
 Walpurgis 332.  
 Walterkemen 52.  
 Wandalen 389.  
 Wangen 37.  
 Warichius 344.  
 Warnen 29.  
 Warnin(g)ken 30, 35.  
 Warpudo 10.  
 Warratz 349.  
 Warschau 96.  
 Wasserbegießen 80, 189, 276, 490.  
 Wasserpolnisch 273.  
 Wauer 344.

Waydote 12.  
 Weberei 464.  
 Wechselbalg 278, 310, 489, 493.  
 Wehlau 19, 21, 29, 33.  
 Wehling 349.  
 Weichsel 9.  
 Weideler 21.  
 Weidenruten, gesegnete 21.  
 Weihnacht 80, 161, 243, 260, 277, 333,  
 381, 432, 463, 491.  
 Weifsagk 334.  
 Weifse Frau 281, 311.  
 Weifsenburg 290.  
 Weifses Meer 212.  
 Weifsubnen 184, 235, 245.  
 Weifswasser 290, 325, 332.  
 Weydeler 21.  
 Weynowo 234.  
 Weles 92.  
 Welfen 351.  
 Welns (-as, -ias) 78, 89, 92.  
 Wenden 283, 288.  
 Wendenkönig 313.  
 Wendenkrone 351, 365.  
 Wendland 351, 352.  
 Wendenpfennige 292.  
 Wendisch Platt 368.  
 Wensken 32.  
 Wenzel, der heilige 272.  
 Wenzel I. 252.  
 Wenzel II. 292, 446.  
 Werben 289, 294, 295, 298, 304, 312,  
 329, 335.  
 Werden 34, 83.  
 Wergule 12.  
 Werler 392.  
 Werner 52.  
 Werner v. Kujavien 445.  
 Wernersdorf 251.  
 Wersebe 347.  
 Werwolf 192.  
 Werxnen 29.  
 Westfalen 182, 472.  
 Westslawen 2.  
 Wesuls 96.  
 Wettiner 292.  
 Wichor 310, 493.  
 Widewuto 9.  
 Widgirren 42.  
 Widmo 493.  
 Widukind 351.  
 Wiege 137, 141, 222, 300, 461.  
 Wielona 99.  
 Wieszcza 493.  
 Wieszen 34.  
 Wigrinnen 215.  
 Wild 204.  
 Wileischis 55.  
 Wilhelm I. 57.  
 Wilhelm II. 49.  
 Wilhelmsbrück 472.  
 Wilkau 488.

- Wilkischken 34.  
 Will 14.  
 Willentus (-as) 41, 96.  
 Willuhnen 32.  
 Wilmantinen 85.  
 Wilna 25, 37, 40, 48, 91.  
 Winden 283.  
 Windsbraut 192.  
 Winrich v. Kniprode 38, 50.  
 Winse 39.  
 Winterfischerei 17, 416.  
 Wiprecht v. Groitzsch 2, 23, 292, 362.  
 Wirbelwind 90, 192.  
 Wischwill 31, 35, 68.  
 Wissocka 480.  
 Witebsk 27, 36, 40, 213, 234.  
 Witen 37.  
 Withase 291, 293.  
 Witold 9, 39, 46, 48.  
 Wittenberg 344.  
 Wizlaw 394.  
 Wjetka 213.  
 Wjidnik 416.  
 Wlachen 474.  
 Wladislaw 446.  
 Wobeser 402.  
 Wochentage 155.  
 Wohnhaus, vgl. Haus.  
 Wolf 23.  
 Wolfreissen 337.  
 Wolhynien 37.  
 Wolonschewski 49, 55.  
 Wolter 106.  
 Woltersdorf 374.  
 Worjech (Warichius) 344.  
 Wörterbuch 41, 43, 349, 450.  
 Wratislaw 393.  
 Wrtba 257.  
 Wustrow 347, 349, 500.  
 Wutstrack 403, 499, 500.  
 Wygflufs 212, 214.
- X.**
- Xaverius 207, 209.
- Z.**
- Zahn 461.  
 Zahsow 333.  
 Zarnowitz 462, 464.  
 Zauberei und Zauberformeln 93, 339,  
 348, 430.  
 Zegrze 479.  
 Zeitungen 64, 344.  
 Zese 153, 416, 419.  
 Zemmin 437.  
 Zetela 27.  
 Zezenow 61.  
 Ziehharmonika 247, 341.  
 Ziemiennik 79.  
 Zinna 271, 273.  
 Zimbel 100, 341.  
 Zinzendorf 65.  
 Zips 272.  
 Zlotoust 233.  
 Zmija, vgl. Smij.  
 Zmora 493.  
 Zuckau 445.  
 Zukunft 339, 462.  
 Zweites Gesicht 431.  
 Zwerge, vgl. Leutchen.  
 Zwickau 293.  
 Zwölfnächte 79, 193, 260, 333, 381.

## Schriften von Dr. F. Tetzner.

**Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen.** Mit 14 Abbildungen. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1897. (XVI, 404 S., 1 Tafel.)

(1. Vor der Völkerwanderung. 2. Die Goten. 3. Heruler, Vandalen, Burgunder, Langobarden. 4. Die Franken vor Karl d. Gr. 5. Der Handel der alten Germanen. 6. Die deutschen Kaiser bis zum Interregnum. 7. Die Predigt. 8. Lehrbücher für den Unterricht. 9. Die didaktische Dichtung. 10. Die Rittererziehung. 11. Die Volksprediger. 12. Kloster-Dom- und Stadtschulen.)

„Gediegene Arbeit, die namentlich auch kulturgeschichtliches Material in reicher Fülle verwertet. Behandelt in 4 Abschnitten die Zeit vor Karl dem Großen, dann sehr ausführlich das mittelalterliche Bildungswesen und ganz kurz noch die Kloster-, Dom- und Stadtschulen. In mancher Hinsicht sehr wertvoll und ganz neu ist, was Verfasser über die Lehrbücher für den mittelalterlichen Unterricht zusammenstellt; vgl. Literar. Centralbl. 1897, 1501.“  
— Dr. Mann im Jahresbericht der germanischen Philologie 20, S. 312.

**Die Slowinzen und Lebakaschuben.** Land und Leute, Haus und Hof, Sitten und Gebräuche, Sprache und Litteratur im östlichen Hinterpommern. Mit 1 Sprachkarte und 3 Tafeln Abbildungen. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1899. (VIII, 272 S. u. 4 Tafeln.)

(1. Die Kaschuben. 2. Die Bewohner der Kaschubei. 3. Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Kaschubei. 4. Slowinzisches und lebakaschubisches Schrifttum.)

„Diese verdienstliche Schrift beschäftigt sich mit der Volkskunde des letzten Überrestes der pommerschen Slawen am Lebasee. — Gründlich und anziehend wird die Eigenart dieser eben jetzt aussterbenden Volkstümlichkeit nach besten Litteraturquellen wie nach eigener Beobachtung dargestellt. Besonders schätzbar erscheinen auch die mit Vorführung von Sprachproben verbundenen linguistischen Mitteilungen.“ — Prof. Dr. Kirchhoff-Halle in Petermanns Geogr. Mitt. 1900. — Litteraturber. Europa 326.

„Ein besonderes Verdienst von Tetzner war, aufmerksam gemacht zu haben auf die in der Schmolsiner Pfarrbibliothek vorhandenen Unica kaschubisch-polnischer Drucke (Krofey, Pontanus).“ — Prof. Dr. A. Brückner-Berlin in der Zeitschrift für Volkskunde X, 347.

„Tüchtige, für die Dauer standhaltende Einzelschrift.“ Dr. Andree (Globus 76, 324).

**Dainos**, Litauische Volksgesänge, mit Einleitung, Abbildungen und Melodien, herausgegeben von F. und H. Tetzner. Leipzig, Verlag von Phil. Reclam jun., 1897. (112 u. Musikbeilage IV S.)

(1. Älteste Zeugnisse, Raudos. 2. Christian Donalitus und die litauische Literatur. 3. Geschichte der Dainos. 4. Erklärungen. 5. Musikinstrumente. 6. (70) Dainos. 7. (10) Melodien.)

„Die reiche und originelle Volkspoesie der Litauer erfährt in dem vorliegenden Buche eine erschöpfende Behandlung. Ihre Entwicklung, ihr Höhepunkt im 18. Jahrhundert, ihre poetische und musikalische Eigenart, ihre Erschließung durch die deutsche Wissenschaft und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur wird eingehend und fesselnd geschildert; und die in großer Zahl mitgetheilten Lieder, Dainos, in deutsche Reime übertragen, und eine Reihe von Melodien geben ein anschauliches Bild dieser sanft schwermütigen, sinnigen Poesie.“  
Dresdner Anzeiger v. 31. 7. 1892.

**Schlick**. Neue Gedichte und Schilderungen. Leipzig, Verlag von Robert Claussner, 1893. (64 S. u. 4 Tafeln.)

„Es steckt in diesem Büchlein mehr Selbständigkeit als in manchem dicken Bande. Die Gefühlsäußerungen, sowie die sich anschließenden Reflexionen sind so lebendig und scharf anschaulich, wie es nur sich frisch abspielende seelische Erlebnisse sein können.“ — Prof. Dr. Wendt in den Frauenwerken 1895, S. 32.

Christian Donalitus. Autobiographie in Band VI von dem Werke:

**Unsere Dichter in Wort und Bild**. Leipzig, Verlag von Robert Claussner, 1890—1896. 6 Bände, mit über 300 Bildnissen, biographischen Notizen und Gedichten von über 500 zeitgenössischen Dichtern.

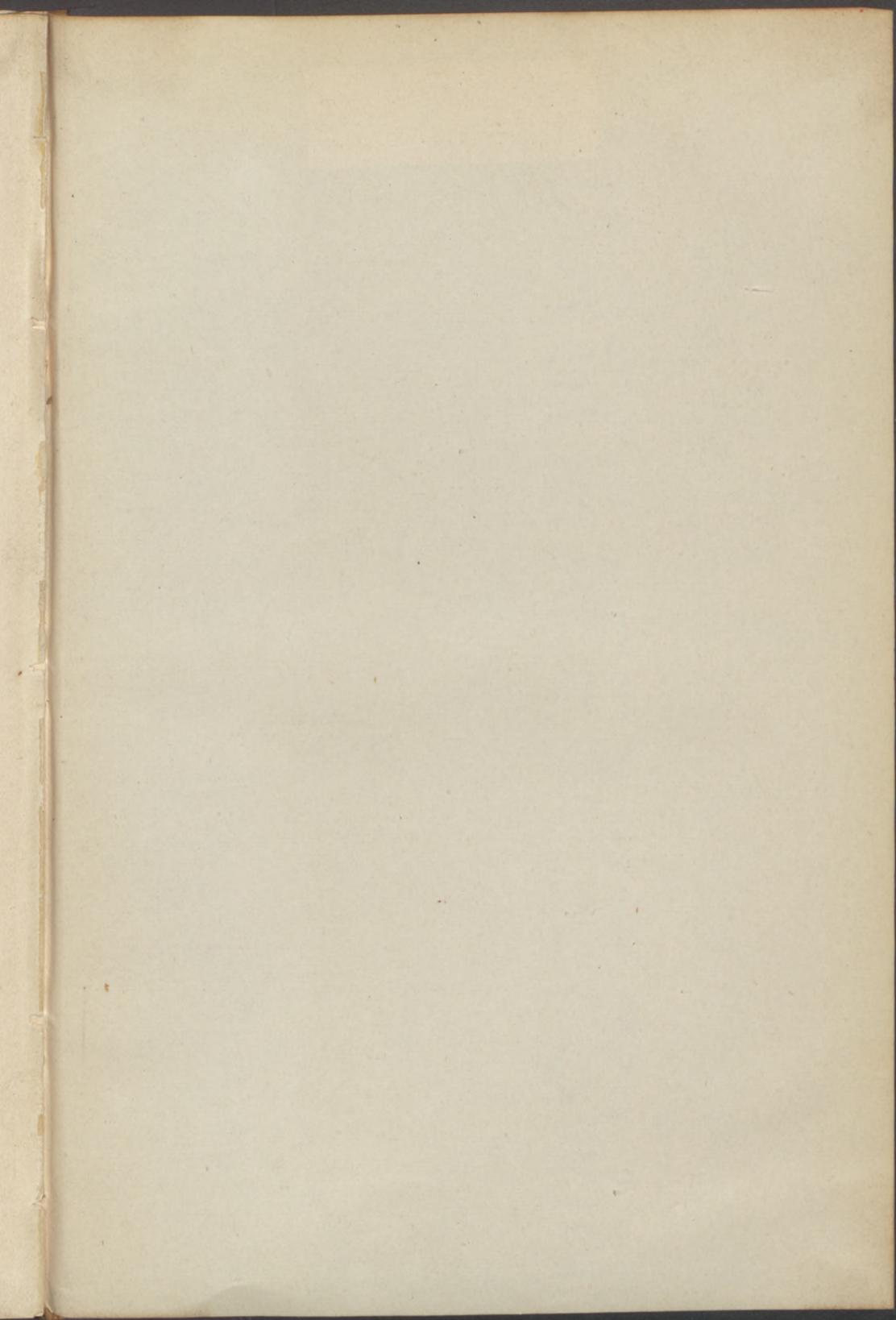
„Großes Verdienst, da es nicht ein bloßes Geschenkwerk ist, sondern auch für den Literaturhistoriker eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat.“ — Böhmens deutsche Poesie und Kunst. 1895.

**Deutsches (etymologisches) Wörterbuch**. Druck und Verlag von Phil. Reclam jun., 1893. (331 doppelspaltige Seiten.)

„Bekanntlich ist in den letzten Jahren eine große Anzahl von Gelehrten bemüht gewesen, die Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Forschungen über unsere Muttersprache weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen. Diese Bemühungen empfangen gleichsam ihre Krone in dem vorliegenden Werk, das durch die umfassende Fülle des Stoffs und durch die Billigkeit des Preises berufen erscheint, die innige Vertrautheit mit der Muttersprache geradezu zu einem Gemeingut zu machen.“ — Tägliche Rundschau 19. 2. 1894.

„Ein umfassendes sprachgeschichtliches Wörterbuch, das auf gründlicher Forschung beruht und in knappster Form eine staunenswerte Fülle sprachwissenschaftlicher und besonders sprachgeschichtlicher Belehrung bietet.“ — Prof. Dr. H. Müller-Heidelberg in den Südd. Bl. f. höh. Unterrichtsanstalten 1. 5. 1894.

„Mit Befriedigung verzeichnen wir das Lob, welches Rethwisch dem praktischen und billigen Wörterbuch von Tetzner spendet.“ Lit. Centralblatt, herausgegeben v. Pr. Dr. Zarncke. 17. 10. 1896.



50  
|

Biblioteka Główna UMK  
  
300050530936

1733

Biblioteka  
Główna  
UMK Toruń

1339329

21

Biblioteka Główna UMK



300050530936

1339329